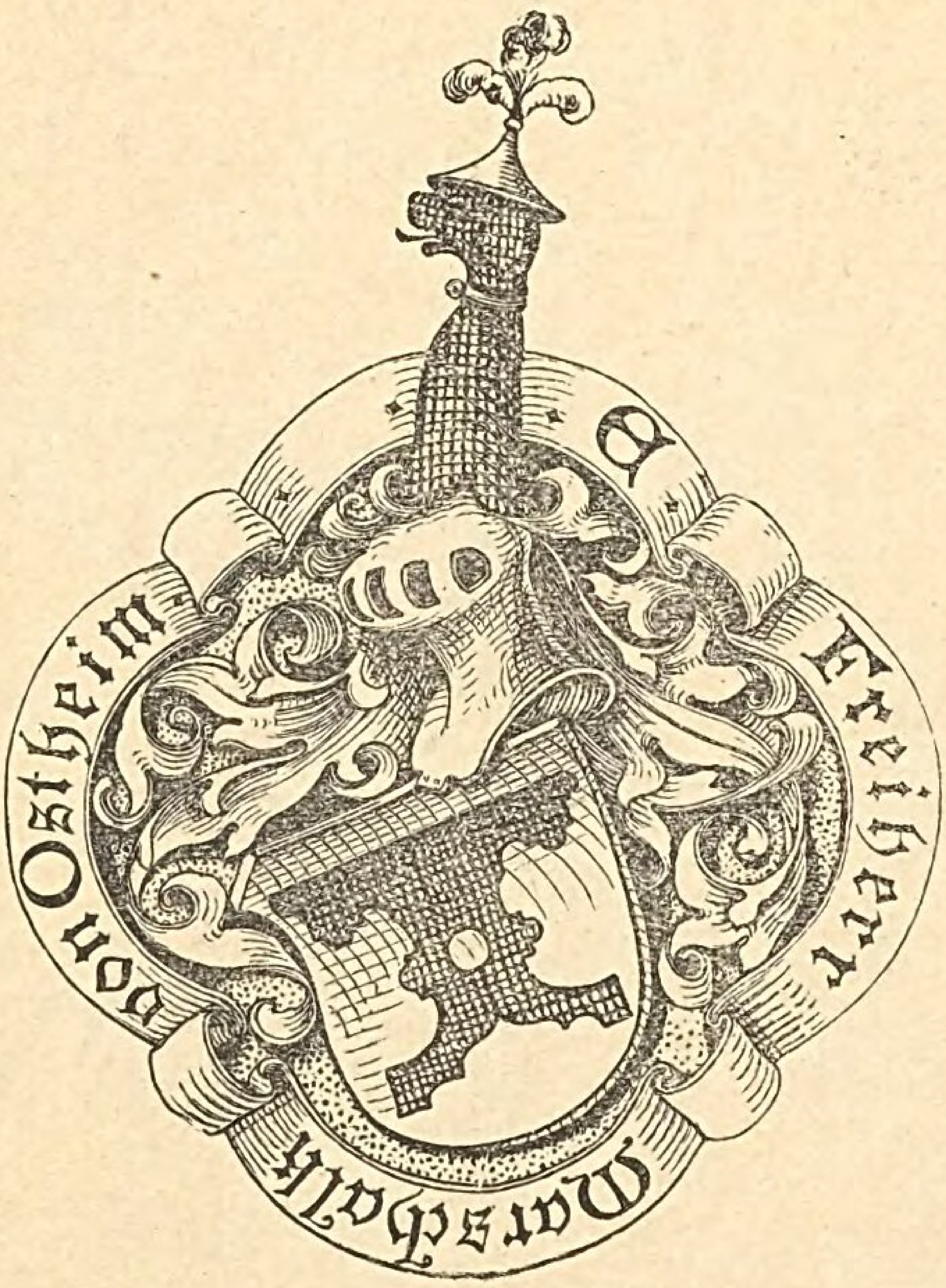

M
Freiherr Marschalk von Ostheim

# Erzherzog Johann

## und seine Zeit.

Von

**L. Mühlbach.**

Zweite, illustrirte Auflage.

Zweite Abtheilung:

## Erzherzog Johann und Metternich.

Leipzig,
Friedrich Wilhelm Grunow.




10.

# Erzherzog Johann

und

# Metternich.

Von

L. Mühlbach.

Zweite, illustrirte Auflage.

Erster Theil.

Leipzig,
Friedrich Wilhelm Grunow.

## Erstes Buch.

# Das Jahr 1811, ein Prolog.

## I.

# Der Courier.

Es war am Nachmittag des achtundzwanzigsten März 1811, als ein Courier vor der Kaiserburg in Wien anhielt, und mit athemloser, keuchender Stimme die herbeistürzenden Lakaien fragte, ob Se. Majestät der Kaiser im Schloß anwesend seien.

Ja, Herr Baron Tettenborn, sagte einer der Lakaien, sich tief verneigend, Se. Majestät sind in Ihren Gemächern, und Se. Majestät haben befohlen, daß jeder ankommende Courier sogleich unangemeldet zu Ihm selber geführt werde, das heißt, wenn der Courier aus Paris kommt.

Nun ich komme aus Paris, sagte der Baron, ich werde also unangemeldet sogleich zu Se. Majestät gehen.

Ew. Gnaden kommen aus Paris, rief der Lakai, Ew. Gnaden bringen gewiß freudige Nachrichten —

Ein strenger, zürnender Blick des Barons traf das Antlitz des allzukühnen Kammerlakaien und machte ihn verstummen.

Helft mir vom Pferd herunterzukommen, sagte Baron Tettenborn, seine matte Stimme zu gebieterischer Strenge zwingend, helft mir, denn ich kann meine Glieder nicht bewegen, sie sind mir angewachsen an dem Bauch des Pferdes. Führt das Thier bis an die Freitreppe da drüben, damit ich auf die Stufen absteigen kann, denn bis zur Erde kann ich mich nicht hinabschwingen.

Die Lakaien ergriffen das keuchende, in Schweiß gebadete Pferd beim Zügel, und führten es zu der Freitreppe hin, dann waren sie sorglich und aufmerksam dem Baron beim Absteigen behülflich, aber sie konnten es doch nicht verhindern, daß er, während er vom Pferde ge-

hoben ward, sich die steifen Glieder verletzt und gestoßen fühlte, und zusammenzuckte vor Schmerz. Als er endlich den Boden erreicht hatte, und auf der Freitreppe stand, schwankte die jugendliche kräftige Gestalt des Barons machtlos hin und her, wie ein vom Winde bewegtes Rohr, und eine tödtliche Blässe überzog seine Wangen.

Ich glaube gar, ich könnte die Albernheit begehen, ohnmächtig zu werden, murmelte er, indem er seine Arme auf die schnell herzustürzenden Lakaien lehnte. Habt Ihr einen Schluck Wein, so gebt ihn mir, und führt mich in den Schloßflur.

Zwei von den Lakaien führten ihn mühsam die Treppe hinauf und in die große Vorhalle hinein, ein dritter stürzte fort nach einem Glase Wein.

Als er es dem Baron brachte, saß dieser halbohnmächtig auf der Holzbank, welche den wachhabenden Soldaten als Erholungssitz diente, und lehnte seine Stirn, auf der große Schweißtropfen standen, an die Schulter des einen Lakaien. Aber der Wein, den er langsam nur hinunter schlürfen konnte, schien allgemach seine Kräfte zu beleben, und rief einen Schimmer von Röthe auf seine Wangen zurück.

Ich glaube, ich werde es jetzt wagen können, vor Sr. Majestät zu erscheinen, sagte der Baron sich aufrichtend, und wenn ich einen Bissen essen könnte, so würde mir ganz und gar geholfen sein. Aber es würde zu lange aufhalten mir etwas Eßbares zu holen, also vorwärts. Ihr müßt mich nur zu Anfang noch ein wenig im Gehen stützen.

Gnädigster Herr Baron, sagte einer der Lakaien, ich habe mein Frühstück noch ganz unberührt in der Tasche, ich weiß aber nicht, ob ich es wagen darf, Ew. Gnaden —

Wagt es immerhin es mir anzubieten, sagte der Baron lächelnd, ich will Euch jeden Bissen mit einem Dukaten bezahlen.

Der Lakai holte hastig ein kleines, in weißes Papier gewickeltes Paket aus seiner Tasche hervor, und schlug es auseinander. Es enthielt einige Semmelschnitte mit einem Stücke schönen duftigen Wildbratens.

Hört, sagte der Baron lächend, indem er eins von den Semmelschnitten ergriff und mit einem Stück des Bratens belegte, hört, Freund, wenn ich Einmal in den letzten acht Tagen ein solches Frühstück gehabt hätte, wie Ihr es da in Eurer Tasche habt, so wäre ich sehr zufrie-

den gewesen. Es ist wahrhaftig Lebensbalsam über Euer Frühstück ausgegossen, und ich fühle, daß ich davon wieder ein Mann werde. Aber ich darf nicht zu viel essen, denn die ungewohnte Herrlichkeit könnte mich tödten. Packt also Euer schönes appetitliches Frühstück wieder zusammen, damit ich es nicht mehr sehe, und nun vorwärts. Führt mich nur noch die Stiege hinauf, und den Corridor hinunter bis in den Vorsaal des Kaisers, dann werde ich mich schon zusammenraffen und allein weiter gehen können.

Er stützte seine Arme auf die Schultern der Lakaien und schritt mühsam und schwerfällig die breite Treppe hinauf und den Corridor entlang bis zu der Thür, welche in den Vorsaal des Kaisers führte. Hier blieb er stehen, und sich von den Schultern der Lakaien erhebend, richtet er sich hoch auf.

Ich danke Euch, sagte er, die Lakaien mit einem Kopfnicken zugleich begrüßend und verabschiedend. Jetzt werde ich allein weiter gehen können. Nur sagt mir noch, guter Freund, wie viel Dukaten bin ich Euch denn schuldig, oder vielmehr wie viel Bissen von Eurem Frühstück habe ich hinuntergeschluckt?

Ich glaube, es waren wohl fünf, sagte der Lakai verlegen und mit niedergeschlagenen Augen.

Ach, Ihr habt also doch gezählt, rief der Baron lächelnd, aber ich muß zu Eurer Ehre gestehen, ich glaube, daß Ihr Euch verzählt habt, und daß ich nicht fünf sondern wohl zehn Bissen hinunter geschluckt habe, zehn Bissen, bei denen es mir ergangen ist wie dem König Midas, die Bissen haben sich mir, indem ich sie aß, in Gold verwandelt. Zehn Bissen, das macht zehn Dukaten, die Ihr Euch in zwei Stunden aus meiner Wohnung abholen könnt, und da Ihr, guter Freund, bescheidener Weise nur bis fünf gezählt habt, so nehmt denn also nur fünf Dukaten für Euch und theilt die andern fünf unter Eure beiden Kameraden, die mir hülfreich gewesen.

Er nickte ihnen noch einmal zu, und trat, ohne den Dank der Beglückten, Freudestrahlenden abzuwarten, in den Vorsaal ein.

Courier aus Paris, sagte er, sich lächelnd vor dem dienstthuenden Kammerherrn verneigend, der ihm entgegenschritt.

Ach, Sie werden Sr. Majestät sehr willkommen sein, Herr Baron,

rief der Kammerherr, es bedarf keiner weitern Anmeldung, haben Sie die Güte mir zu folgen.

Er ging dem Baron voran, und führte ihn mit hastigem Schritt durch die Reihe der glänzenden kaiserlichen Gemächer, nicht ahnend, wie schwer es dem Baron ward, seinem raschen Gang zu folgen, und wie viel Kraftanstrengung und Selbstbeherschung er aufwenden, wie er die Lippen auf einander pressen mußte, um das Schmerzensgestöhne zurückzudrängen, das unwillkührlich aus seiner Brust hervorstieg.

Endlich war das Ziel ihrer Wanderung erreicht, und sie standen vor dem Kabinet des Kaisers. Der Kammerherr öffnete hastig die Thür, und sich tief verneigend, sagte er mit lauter feierlicher Stimme: Baron von Tettenborn, Courier aus Paris!

Der Baron trat ein, und der Kammerherr ließ leise hinter ihm die Thüre in das Schloß fallen. Der Kaiser erhob sich hastig von seinem Schreibtisch, vor dem er gesessen, und trat dem Baron entgegen, dessen Mienen er mit einem schnellen Blick zu prüfen schien.

Aber der Baron lächelte, und überreichte dem Kaiser ein versiegeltes Schreiben. Von Ew. Majestät Gesandten in Paris, dem Fürsten Schwarzenberg, sagte er.

Der Kaiser erbrach das Siegel, aber seine Hände zitterten, indem er es that, und der Athem ging keuchend aus seiner Brust hervor.

Sie wissen was darin steht, nit wahr? fragte der Kaiser, seine ängstlichen Blicke auf Tettenborn heftend.

Ja, Majestät, ich weiß es.

Nun, so sagen Sie es mir, es geht schneller als das Lesen. Rasch also, was enthält das Schreiben meines Gesandten?

Majestät, es enthält weiter nichts, als die Nachricht von der glücklichen Entbindung der Kaiserin Marie Louise.

Ach, meine Tochter ist entbunden, rief der Kaiser lebhaft, und sagen's, sie hat es glücklich überstanden? Sie ist wohl auf?

Majestät, ich verließ Paris eine Viertelstunde nach der Entbindung Ihrer Majestät. Das erste Bulletin war ausgegeben; Ihre Majestät befand sich den Umständen nach ganz wohl.

Und, fragte der Kaiser zögernd, sie hat — eine Prinzessin, nit wahr?

Nein, Majestät, Ihre Majestät hat einen Sohn, sie hat den König von Rom geboren!

Der Kaiser fuhr auf. Hat der Mensch ein unsinniges Glück, der Bonaparte, sagte er fast ärgerlich, in diesem Moment der Erregung aller Vorsicht und aller Etiquette vergessend. Hat wirklich einen Sohn bekommen, grad was er gewünscht hat! Nun, fuhr er, sich besinnend und sich zu einem Lächeln zwingend, fort, nun, mich freut's, daß die Kaiserin es verstanden hat, die Wünsche ihres Gemahls so pünktlich zu erfüllen, und daß sie mich zum Großvater gemacht hat.

Zum Großvater eines Prinzen, der schon in der Wiege Majestät genannt wird, und eine Krone trägt, rief der Baron emphatisch, zum Großvater des Königs von Rom.

Nun hören's, die Krone ist freilich ein bissel problematisch, sagte der Kaiser lächelnd, und ich weiß nit recht, was der Kaiser Napoleon sich dabei eigentlich so gedacht hat. Er hat zwar den Papst in Fontainebleau als seinen Gefangenen, aber der Papst bleibt doch immer der rechtmäßige Beherrscher von Rom. Nun, meinetwegen, was kümmert mich der alberne Titel, die Sach bleibt doch immer wahr: meine Tochter hat ihrem Gemahl einen Erben geboren, und ich mein', er wird ihr dafür sehr dankbar sein müssen. Er war sehr vergnügt, nit wahr, der Herr Kaiser Napoleon?

Majestät, sein Antlitz strahlte wie eine Sonne, und wie zwei Sterne funkelten seine Augen.

Schauen's, Baron, sind Sie ein enthusiastischer Hofmann geworden in dem Paris, sagte Franz mit einem spöttischen Lächeln. Wie reiner napoleonischer Honig fließen Ihnen die Worte von den Lippen, das kommt davon, daß Sie lange mit den napoleonischen Bienen zu thun hatten. Also Sie haben den Kaiser gesehen?

Ja, Majestät, Se. Durchlaucht der Fürst Schwarzenberg hatte mich mit in die Tuilerieen genommen, und mein Pferd wartete vor dem Schloßthor, damit ich sogleich aufsitzen könnte. Wir harrten, nebst allen Gesandten der auswärtigen Mächte, im großen Audienzsaal, als sich plötzlich die Thür öffnete und der Kaiser mit freudestrahlendem Gesicht hereintrat. Er ging gerade zu dem Gesandten Eurer Majestät hin, und mit einem wunderbaren, leuchtenden Lächeln sagte er: „mel-

den Sie Ihrem Kaiser, meinem Herrn Schwiegervater, daß meine gute Louise, die Kaiserin, mich eben sehr glücklich gemacht hat, denn sie hat mir einen Sohn geboren." Dann wandte er sich hastig wieder um, und die Gesandten mit einer stummen Handbewegung grüßend, kehrte er in die Gemächer der Kaiserin zurück.

Und Sie stiegen zu Pferde, nicht wahr?

Das heißt, ich hatte vorher noch ein kleines Zwiegespräch mit dem Kammerdiener des Kaisers, dem Herrn Constant, ich ließ mir von ihm einige Einzelnheiten über die letzten Tage erzählen, denn ich dachte mir, daß solche Ew. Majestät interessiren möchten.

Gewiß interessiren sie mich, rief der Kaiser, erzählen's also, lieber Baron, — aber halt, wir wollen zu der Kaiserin, meiner Frau Gemahlin gehen, damit sie die wichtige Nachricht erfahr', und hören kann, was Sie zu erzählen haben.

Verzeihen Ew. Majestät, zuvor haben Sie die Gnade mich anzusehen. Ich glaube nicht, daß ich in einer Toilette bin, welche mich befähigt vor der Kaiserin zu erscheinen.

Es ist wahr, Sie sehen sehr bestäubt aus, und Ihre Stiefeln passen vielleicht nicht für die kostbaren türkischen Teppiche der Kaiserin, die so sehr viel Geld gekostet haben. Wir wollen's also anders arrangiren.

Er nahm die silberne Handklingel und schellte. Ich laß Ihre Majestät die Kaiserin bitten, auf einen Augenblick sich in mein Kabinet zu bemühen, sagte Franz zu dem eingetretenen Kammerlakaien. Es handle sich um wichtige Nachrichten, ich laß also Ihre Majestät bitten, sogleich zu kommen.

Und jetzt, wandte sich der Kaiser wieder an den Baron, jetzt sagen's mir doch, an welchem Tage ist die Kaiserin denn entbunden worden?

Majestät, am zwanzigsten März.

Am zwanzigsten März? Das ist ja nit möglich, Baron, denn wir schreiben ja halt heut erst den achtundzwanzigsten.

Aber dennoch ist es wahr, die Kaiserin Marie Louise ist am zwanzigsten März niedergekommen.

Sie wollen doch nit sagen, daß Sie in acht Tagen die weite Reise von Paris hierher gemacht haben? fragte der Kaiser entsetzt.

Der Baron verbeugte sich lächelnd. Ich habe die Reise in acht Tagen wirklich gemacht, sagte er.

Aber, Mensch, wie haben's das angefangen? rief der Kaiser. Es ist ja nit möglich, es müßt denn sein, daß Sie nicht schlafen und essen brauchen, wie andere Menschen, und daß Sie Sich von irgend einem napoleonischen Adler die Flügel geborgt haben.

Ich habe mir von acht Rennern die windesschnellen Füße geborgt, sieben davon habe ich zu Tode geritten, an jedem Tage Eins, aber mit dem achten bin ich doch am achten Tage hier angekommen. Geschlafen habe ich freilich in jeder der acht Nächte nur vier Stunden, und was das Essen anbetrifft, so habe ich mich begnügt, wenn mich hungerte, vor irgend einem Wirthshaus anzuhalten, und mir auf dem Sattelknopf meines Pferdes meine Tafel decken zu lassen. Ich wollte durchaus nicht, daß der französische Gesandte früher als Ew. Majestät die wichtige Nachricht erhielte, sondern es schien mir ein Ehrenpunkt, daß Ew. Majestät durch Ihre eigenen Diener dieselbe empfingen.

Ich dank' Ihnen, sagte der Kaiser, leicht mit dem Kopf nickend, und es versteht sich von selbst, daß ich Ihnen die sieben gestürzten Pferde bezahle. Sie haben sich darüber mit dem Hofmarschallsamt zu berechnen. Aber ich möchte Ihnen noch sonst einen Wunsch erfüllen, und Sie für Ihren Eifer belohnen. Bitten Sie Sich also eine Gnade aus, Herr Baron.

Majestät, sagte der junge Mann mit zitternder Stimme und schwankendem Haupt, Majestät, so bitte ich um die Gnade mich setzen zu dürfen, denn ich gestehe es, meine Füße —

Setzen's sich, setzen's sich, unterbrach ihn der Kaiser hastig. Sie schauen blaß aus wie eine Leiche. Aber sein's so gut, und fallen's nit in Ohnmacht, denn ich bin gar neugierig auf Ihre Erzählung, und die Kaiserin würd' sich erschrecken, wenn sie hierher kommt, und findet einen ohnmächtigen Mann. Ei, da fällt mir ein, ich hab' Etwas für Sie, was Ihnen gut thun, und Ihnen die Kräft' wieder geben wird!

Er eilte zu dem kleinen Schrank hin, der in der Wand, hinter einem Gemälde verborgen, angebracht war, und nahm aus dem-

selben ein Glas und eine Flasche, durch deren weißes Glas man den schweren gelbbraunen Wein hindurch schimmern sah.

Es ist ächter Tockayer Ausbruch, von der ältesten Sorte, sagte der Kaiser, indem er das Glas füllte, es ist meine einzige Medicin, und ich nehm' davon, wenn ich mich schwach geärgert habe. Da nehmen's, und trinken's.

Majestät, rief Baron Tettenborn, indem er sich aufzurichten versuchte, Majestät, diese hohe Gnade —

Bleiben's sitzen, sagte der Kaiser, ihn wieder auf seinen Stuhl niederdrückend, und ihm das Glas darreichend. So, jetzt trinken's rasch, damit Sie wieder kräftig werden, und uns erzählen können. Machen's keine Umständ', denn ich thu's ja nit um Ihret-, sondern nur Meinetwillen, damit Sie wieder kräftig werden, und erzählen können.

Ihre Majestät, die Kaiserin, rief der Kammerlakai, die beiden Flügelthüren weit öffnend.

Trinken's rasch, und setzen's Ihr Glas unter Ihren Stuhl, sagte der Kaiser leise und hastig. Dann durchschritt er das Zimmer, indem er im Vorbeigehen mit einer raschen Handbewegung den kleinen Wandschrank zudrückte, und trat in den kleinen Salon neben seinem Kabinet.

In der Mitte desselben stand die hohe, schlanke Gestalt der Kaiserin Ludovica. Sie war in glänzender Toilette, geschmückt wie zu einem Ball, oder einem Feste. Ein weißes Kleid von wunderbarem Gewebe, durchsichtig, und doch wie Atlas glänzend, und gestickt mit silbernen Blumen, floß in weiten reichen Falten bis auf ihre Füße nieder, und war um die Taille von einem silbernen Gürtel zusammengehalten, an dessen Schloß die kostbarsten Brillanten funkelten. Ein purpurfarbener silbergestickter Shawl von chinesischem Crêpe umhüllte ihre Schultern und contrastirte wunderbar zu dem blendend weißen Teint, und dem bleichen edlen Angesicht mit den schmalen purpurnen Lippen und den glühenden, tiefdunkeln Augen. Ihr schwarzes, glänzendes Haar umgab in einer Fülle leichter duftiger Locken ihre breite gedankenvolle Stirn, über welcher ein Diadem von Rubinen und Brillanten strahlte.

Der Kaiser trat wie geblendet von der glänzenden imposanten Erscheinung einen Schritt zurück.

Wahrhaftig, sagte er mit einem leisen Anflug von Ironie, Ew. Majestät sind gar prächtig anzuschauen, nicht wie eine Kaiserin, sondern wie eine Feenkönigin. Ich will nit fürchten, daß Ew. Majestät um meinetwillen das glänzende Costüm angelegt haben?

Nein, mein Gemahl, sagte die Kaiserin, ich bitte um Verzeihung. Ich war aber im Begriff zur Herzogin von Accerenza zu fahren, in deren Abendcirkel ich versprochen habe, auf eine halbe Stunde zu erscheinen.

Ja, ich versteh halt recht wohl, sagte der Kaiser lächelnd. Die russische Herzogin ist bekanntlich die wüthendste Feindin von dem Kaiser Napoleon, und man weiß, daß sich in ihren Abendcirkeln alle Feinde des französischen Kaisers zusammenfinden, um allerlei Pläne zu seinem Sturze zu entwerfen. Es wird allerdings keine angenehme Ueberraschung für den Kaiser von Frankreich sein, wenn er erfährt, daß an diesen gefährlichen Abendcirkeln auch die Kaiserin Ludovica, seine eigene Schwiegermutter, Theil nimmt.

Verzeihung, Majestät, sagte Ludovica kalt und stolz, ich bin die Gemahlin seines Schwiegervaters, aber ich bin deshalb doch nicht die Schwiegermutter des Kaisers Napaleon, denn die Kaiserin Marie Louise ist nicht meine Tochter. Wäre sie es, so würde ich sie lieber mit eigener Hand getödtet haben, ehe ich eingewilligt hätte, daß man sie dem Corsen opferte. Was aber die Verschwornen anbetrifft, welche, wie Ew. Majestät sagen, sich bei der Herzogin von Accerenza versammeln, so ist ihre Verschwörung indeß ziemlich unschuldiger Natur. Sie beschränkt sich darauf, daß die Damen sich verpflichtet haben, nur englische oder aus England bezogene Stoffe zu tragen. Ew. Majestät sehen mich daher auch in einer Toilette, die ich aus England erhalten habe, denn dies Kleid kommt aus Englands indischen Provinzen, und dieser Shawl ist aus China nach London importirt.

Das heißt, Sie kämpfen da mit Waffen gegen Napoleon, von denen Sie wissen, daß sie ihn am empfindlichsten verletzen, rief Franz lachend. Sie tragen englische Waaren, während Napoleon einen Blocus auf alle englischen Waaren gelegt hat, und auch wir uns verpflichtet haben, unsere Häfen allen Schiffen und Waaren, ebenso wie es Rußland und Preußen thut, zu verschließen.

Man sieht also, daß der Wille Napoleons doch nicht allmächtig ist, sagte Ludovica stolz, denn die englischen Waaren kommen doch in's Land, trotz des Blocus und des lächerlichen Hasses, mit dem der Kaiser England beehrt. Aber darf ich Ew. Majestät jetzt daran erinnern, daß Sie die Güte haben wollten, mir wichtige Nachrichten mitzutheilen?

Ja, wichtige Nachrichten, Frau Kaiserin, sagte der Kaiser, seiner Gemahlin den Arm bietend. Haben's die Güte, mir in mein Kabinet zu folgen, da werden Sie die wichtigen und erfreulichen Nachrichten erfahren.

Er führte die Kaiserin in sein Kabinet, und ließ sie dort auf dem Divan Platz nehmen. Baron von Tettenborn, den der Genuß des feurigen Weins wieder gekräftigt hatte, stand jetzt aufgerichtet neben der Thür, und machte der Kaiserin seine ehrfurchtsvolle Verbeugung, welche Ludovica mit einem leisen Kopfnicken erwiderte.

Jetzt will ich Ihnen eine Merkwürdigkeit zeigen, Frau Kaiserin, sagte der Kaiser lächelnd. Schauen's da den Baron von Tettenborn, Attaché bei unserer Gesandtschaft in Paris. Der Mann hat ein Wunder vollbracht, denken's nur, Frau Kaiserin, er ist in acht Tagen von Paris hierher nach Wien geritten! Die guten Wiener werden außer sich sein, wenn sie das hören, und in den nächsten acht Tagen wird man in Wien von nichts Anderem sprechen, als von dem wunderbaren Courierritt des Herrn von Tettenborn, und von den Nachrichten, die er überbracht hat.

Und sind diese Nachrichten eben so wunderbar, wie Herrn von Tettenborns Courierritt? fragte die Kaiserin.

Nicht ganz, im Gegentheil, sie sind eigentlich recht natürlich! Unser Herr Courier bringt die Nachricht, daß unsere Tochter, die Kaiserin Marie Louise, glücklich ihre Niederkunft überstanden hat.

Ach, in der That, das ist eine wichtige Nachricht, sagte Ludovica mit einem leisen Seufzer. Sie ist also eine glückliche Mutter?

Ja, sagte der Kaiser, Herrn von Tettenborn leise mit den Augen zuwinkend, ja, die Marie Louise ist die glückliche Mutter einer Prinzessin!

Einer Prinzessin, rief die Kaiserin freudig, und die Farbe stieg

ihr wie Morgenröthe in die Wangen. Einer Prinzessin! Das wird die Pläne des Kaisers Napoleon sehr durchkreuzen! Der Allgewaltige war ja so fest überzeugt, daß er dem Schicksal gebieten könne, und daß es ihm einen Sohn gewähren müsse! Und jetzt gebiert ihm die Kaiserin eine Tochter!

Wie denn, eine Tochter? fragte der Kaiser mit dem Ausdruck des Erstaunens. Sagte ich, die Marie Louise habe eine Prinzessin geboren? Ach, dann bitte ich Ew. Majestät um Verzeihung, denn das war alsdann ein Irrthum meiner Zunge. Nein, nein, unsere Tochter, die Kaiserin Marie Louise, hat ihrem Gemahl einen Prinzen geboren! Ist es nicht so, Herr Baron von Tettenborn?

Zu Befehl, Majestät, die Kaiserin ist eines Prinzen genesen!

Ach, Sie haben Recht, Majestät, sagte die Kaiserin mit einem erzwungenen Lächeln, während ihre Wangen wieder erbleichten, Sie haben Recht, diese Nachricht ist ebenso wunderbar wie der Courierritt des Herrn von Tettenborn. Man wäre versucht, Beides für erdichtet zu halten, und an eine Mystification zu glauben.

An einen untergeschobenen Prinzen, nicht wahr? fragte der Kaiser. Sagen's doch, Herr von Tettenborn, waren keine Zeugen bei der Entbindung der Kaiserin anwesend?

Im Gegentheil, Majestät, es gab da sehr viele Zeugen. Der ganze weibliche Hofstaat der Kaiserin, dann sämmtliche Minister des Kaisers, und die drei Aerzte der Kaiserin.

Sie sehen wohl, daß da an eine Mystification nicht zu denken, und daß die Sache ganz natürlich zugegangen ist, sagte der Kaiser, sich an seine Gemahlin wendend. Aber sagen's doch, Herr Courier, drei Aerzte waren bei der Entbindung zugegen? Die Kaiserin hat also wohl sehr viel gelitten?

Leider, Majestät, sie hat vierundzwanzig Stunden lang gelitten, und ihren Gemahl zur Verzweiflung gebracht. Zuletzt glaubte man gar nicht mehr an ein glückliches Ende dieser Qualen, ja, sogar zwei der Aerzte begaben sich zu dem Kaiser, um ihm ihre wissenschaftliche Ueberzeugung über diesen Fall mitzutheilen, und zu erklären:

Die Frau Kaiserin werde niemals im Stande sein, ein Kind zur Welt zu bringen.*)

Es ist merkwürdig, was die Aerzte für gelehrte Leut' und kluge Propheten sind, rief der Kaiser. Und der dritte Arzt?

Der dritte Arzt, das war Herr Corvisart. Der begab sich zum Kaiser und fragte ihn, wer im unglücklichsten Fall geopfert werden solle, die Mutter oder das Kind?

Und der Kaiser? fragte Franz lebhaft. Was antwortete der Kaiser?

Majestät, er antwortete ohne Bedenken: Opfern Sie das Kind, wenn es sein muß. Erhalten Sie mir nur meine Gemahlin. Fürchten Sie nichts! Behandeln Sie sie wie die ärmste Bürgerin aus dem Faubourg St. Antoine. Nur retten Sie sie mir um jeden Preis.**)

Ach, sehen Sie nur, Frau Kaiserin, wie sehr unser Herr Schwiegersohn unsere Tochter liebt, rief der Kaiser freudig. Sogar den lang ersehnten Sohn wollte er ihr opfern, nur an seine Gemahlin dachte er, und gar nicht an sein Kind, das er, wie Sie vorhin sagten, vom Schicksal sich befohlen hatte. Wahrhaftig, das freut mich, es zeigt, daß unser Schwiegersohn ein großes und liebevolles Herz hat. Meinen Sie nicht auch, Frau Kaiserin?

Ja, Majestät, ich bin ganz Ihrer Meinung, sagte Ludovica, mit einem trüben Blick zu ihrem Gemahl emporschauend, der neben ihr stand, den Arm auf die hohe Seitenlehne des Divans aufgestützt, die Kaiserin Marie Louise ist beneidenswerth, sie besitzt das Herz ihres Gemahls und sie genießt die Freuden des Mutterglücks.

Der Kaiser wandte sich hastig wieder dem Courier zu. Jetzt sagen Sie uns noch, Baron, wie nahmen denn die guten Pariser diese Nachricht auf?

Majestät, es war in der That ein großer und rührender Moment, und ich preise mich glücklich ihn erlebt zu haben. Man wußte in Paris, daß die Geburt einer Prinzessin mit einundzwanzig, die eines Prinzen mit einhundertundeinem Kanonenschuß begrüßt werden

---

*) Mémoires du Duc de Rovigo. Vol. V.

**) Napoleons eigene Worte. Siehe: Ebendaselbst.

würde, und seit zwei Tagen erwartete ganz Paris mit ungeduldiger Spannung diesen vielbedeutenden Donner der Kanonen. In den Vormittagsstunden des zwanzigsten März ertönte endlich vom Palais der Invaliden der erste Kanonenschuß, und wie ein Wunder wirkte er auf ganz Paris. Die Leute, welche eiligen, geschäftigen Schrittes auf der Straße dahin gegangen waren, blieben stehen, mitten im Gespräch unterbrach man sich und schwieg, mitten in der Arbeit hielt man inne, selbst diejenigen, welche weinten, trockneten auf einmal ihre Thränen und horchten, ganz Paris schwieg und lauschte, und nur der Donner der Kanonen unterbrach die feierliche Stille. Jetzt hatte ganz Paris mit ängstlichem Herzklopfen einundzwanzig Schüsse gezählt, und die Kanonen schwiegen, und die Gesichter der Lauschenden wurden ernst, und eine schmerzliche Enttäuschung sprach aus allen Mienen; da auf einmal mit furchtbarem Donner, wie ein brüllendes Triumphgeschrei, begannen die Kanonen auf's Neue. Bei dem ersten Schuß blieb Alles still, man glaubte, man habe vielleicht falsch gezählt, es sei noch der letzte der einundzwanzig Schüsse, aber wie abermals und abermals Schüsse krachten, da erfüllte ein unermeßiches Jubelgeschrei ganz Paris. Die Leute auf der Straße umarmten sich, drückten sich die Hände, wünschten sich Glück, wenn sie auch einander niemals gesehen, Alles weinte, jauchzte und jubelte vor Lust. Es war ein Wochentag, aber die Arbeiter schlossen ihre Werkstatt, die Kaufleute ihre Läden, die Lehrer ihre Schulstuben. Paris machte einen Feiertag und Tausende- und aber Tausende stürzten nach den Tuilerieen und schrieen und jubelten, und riefen nach ihrem Kaiser und brüllten, lauter noch wie der Donner der Kanonen vorher, ihr: Vive l'empereur in die Luft. Der Kaiser hatte, hinter einer Gardine verborgen, vom Beginn der Schüsse an, auf die Straße niedergeschaut, und die Wirkung derselben auf das Straßenpublikum gesehen. Es hatte ihn tief ergriffen, man sah, was man nie zuvor gesehen, man sah Thränen in seinen Augen glänzen, und er wehrte ihnen nicht, er ließ sie über seine Wangen niederfließen, und stürzte zu dem Bette der Kaiserin hin, und sie und den Prinzen in Einer Umarmung umfassend, rief er: Ach, meine gute Louise, wie glücklich bin ich! Du hast mir einen Sohn geschenkt, und die Pariser freuen sich mit mir, denn sie lieben mich! — Dann trat

er hinaus auf den Balcon und grüßte lächelnd nach allen Seiten das Volk, das ihn mit unermeßlichem Jubelgeschrei empfing.

Die Pariser jubeln leicht, sagte die Kaiserin achselzuckend, sie jubelten auch, als die Königin Marie Antoinette mit dem Dauphin auf dem Balcon erschien, und doch haben sie nachher Beide ermordet.

Wahrhaftig, es ist ein Glück, daß Sie mich daran erinnern, rief der Kaiser, ich wäre sonst im Stande gewesen, mich über den Jubel der Pariser bei der Geburt meines Enkels zu freuen. Sie wissen ja, die Großväter sind so thöricht, und ich würde mich vollständig in eine Illusion des Glücks eingelullt haben, wenn Sie mich nicht daraus erweckt hätten. Nun, wir werden ja sehen, was die Zukunft bringt; das aber wird Niemand leugnen, daß unser kleiner Enkel, der König von Rom, unter sehr glücklichen Umständen das Licht der Welt erblickt hat, und selbst unsere Feinde müssen zugestehen, daß unsere Tochter Marie Louise eine sehr ruhmvolle und glänzende Partie gemacht hat. Ich danke Ihnen, Herr Baron von Tettenborn, für Ihren Eifer und Ihre hübsche Erzählung. Ihre sieben Pferde, die zahle ich, und ich mache Sie außerdem zum Theresienritter, werd' auch sonst noch mich dankbar bezeigen. Still, kein Wort! Sie sind müde und erschöpft, gehen Sie und erholen Sie Sich. Schlafen Sie ein paar Stunden, und wenn Sie erwachen, wird ganz Wien Ihren fabelhaften Ritt kennen und Sie als neuen Centaur anstaunen. Gute Nacht, Herr Baron von Tettenborn!

Er grüßte den Baron mit einem gnädigen Kopfnicken und folgte ihm mit den Augen, bis er das Kabinet verlassen hatte.

Ein prächtiger junger Mann, rief der Kaiser, und wie gut und dramatisch er zu erzählen weiß!

Ja, sagte die Kaiserin, er macht wirklich aus dem einfachen Factum einer Entbindung ein wahres Heldengedicht.

Aber Sie, Frau Kaiserin, Sie gratuliren mir nicht zu meinem Enkel, dem kleinen König von Rom?

Wenn seine Geburt Ew. Majestät wirklich erfreut, so gratulire ich Ihnen von Herzen, mein Gemahl, sagte die Kaiserin sanft. Nur verlangen Sie nicht, daß ich an Ihrer Freude Theil nehmen soll. Ich werde niemals mein Herz überwinden, niemals den Mann lieben und hochschätzen können, den Ew. Majestät Ihren Schwiegersohn, den ich

die Geißel Gottes, das Unglück und die Schmach Europa's nenne. Aber sprechen wir nicht mehr davon! Ew. Majestät haben geglaubt, der Ruhe und dem Frieden Ihrer Völker Ihr eigenes Kind opfern zu müssen, und Sie machen jetzt bonne mine au mauvais jeu. Das ist gewiß sehr erhaben, sehr klug, aber ich kann mein widerspenstig und störrisch Herz nicht zwingen, daß es Ihrem erhabenen Beispiel folge. Ich hasse den Tyrannen, der die Freiheit aller Völker in Fesseln schlägt, allen Fürsten Gesetze giebt, und für sein eigen Thun und Lassen gar kein Gesetz anerkennt, nicht einmal das seines eigenen Gewissens. Ich werde, was in meinen Kräften steht, thun, um ihn zu verderben, ich werde alle Diejenigen, welche denken gleich mir, um mich versammeln, und mich mit ihnen zu einer heiligen Propaganda verbinden, deren Zweck es ist, immer neue Feinde für den Unterdrücker aller Freiheit, alles Gesetzes und Rechts zu erwecken, und den Haß so zu entflammen, daß er zur Begeisterung wird, welche wie ein heiliges Feuer alle Herzen und alle Köpfe durchglüht, die Feigen muthig, die Zagenden entschlossen macht, und Allen das Schwert in die Hand drückt zum Kampf, zum heiligen, gottgesegneten Vernichtungskampf gegen den Despoten Napoleon!

Sie denken also nicht daran, daß dieser Vernichtungskampf unsere Tochter Marie Louise mit vernichten wird? fragte der Kaiser.

Majestät, rief Ludovica stolz und hoheitsvoll, sagen Sie nicht „unsere Tochter". Ich habe keine Kinder! Wie ich Ihre Gemahlin bin nur dem Namen nach, so bin ich auch die Mutter Ihrer Kinder nur dem Namen nach. Sie haben es so gewollt, Majestät, und ich habe mich in mein Schicksal gefügt, ein einsames, liebeleeres Leben zu führen. Da Sie mir nur Ihre Hand, nicht Ihre Liebe gegeben haben, so muß ich mich für die versagte Liebe wohl bei dem Haß trösten, und mich für den Haß begeistern, weil ich es nicht für die Liebe kann. Und diese Begeisterung meines Hasses gehört Napoleon. Ich werde also glücklich sein, wenn der Tag der Vergeltung, der Rache kommt, wenn das stolze Gebäude seiner Herrlichkeit in Staub zusammensinkt, wenn der entthronte Kaiser, der Mörder der schönen und unglücklichen Königin Louise von Preußen, endlich bezwungen und gedemüthigt wird, und an diesem Tage werde ich zu Ihnen sagen: Ew. Majestät, Sie haben einst Ihre Tochter der Ruhe und dem Frieden

Ihrer Völker geopfert, opfern Sie sie jetzt ein zweites Mal, opfern Sie Ihre Tochter jetzt der Größe und der Ehre Ihrer Völker!

Es kommt dann nur darauf an, ob ich von Ihrem guten Rath profitiren will, sagte der Kaiser gelassen, oder ob ich noch immer wie jetzt die Leidenschaft habe, meinem eigenen Willen zu folgen, und lediglich das zu thun, was ich selber für Recht halte. Aber ich darf Ew. Majestät nicht länger aufhalten; die Frau Herzogin von Accerenza wird es mir ohnedies schwerlich verzeihen, daß ich ihr Ew. Majestät Gegenwart so lange entzogen habe. Erlauben Sie also, liebe Kaiserin, daß ich Sie in Ihre Gemächer zurückgeleite.

Nein, mein Gemahl, bemühen Sie Sich nicht, sagte die Kaiserin sich erhebend. Lassen Sie mich immerhin allein gehen; ich bin es gewohnt, allein zu gehen, und ich muß es als ein seltenes Glück anerkennen, wenn ich zufällig auf meinem einsamen Wege dem Kaiser, den die Welt meinen Gemahl nennt, begegnen kann. Leben Sie wohl, Ew. Majestät. Auf Wiedersehen morgen beim Dejeuner.

Sie grüßte den Kaiser mit einem sanften, traurigen Lächeln, und verließ schwebenden Ganges, schön und glänzend, und doch in ihrer Schönheit und ihrem Glanze so unendlich leidvoll, das kaiserliche Kabinet.

Hat die Frau eine Leidenschaft Einen zu seckiren und Sticheleien zu sagen, murmelte der Kaiser achselzuckend. Will durchaus geliebt sein! Ist ihr nicht genug, daß sie durch mich Kaiserin, möcht' auch durchaus noch meine geliebte Gemahlin werden. Ich kann aber doch halt nit dafür, daß ich sie just nit so ausbündig lieben kann! Sie ist Kaiserin und Stiefmutter von zehn Kindern, damit muß sie zufrieden sein. Sie sehnt sich nach Mutterglück, wie sie's nennt. Der Himmel bewahr' mich aber vor mehr Vaterglück, als ich schon hab'! Es ist grad' genug! Wird schon Müh' genug kosten, alle die Erzherzöge und Erzherzoginnen anständig und passend zu vermählen. Es finden sich nicht alle Tag' solche großmächtige Kaiser, wie die Marie Louise Einen gefunden hat! Geärgert hat's meine Frau Gemahlin doch, daß die Marie Louise einen Sohn geboren hat, und das wollt' ich! Ließ darum die Kaiserin hierher rufen, wollt' sehen, wie die Nachrichten von dem Glück und der Herrlichkeit der Marie Louise sie kränkten. Sie

hat mich lange genug seckirt, die Frau Kaiserin Ludovica, jetzt habe ich's ihr ein Bissel vergolten, und das freut mich!

---

## II.

## Die Kehrseite der Medaille.

Graf Clemens Metternich hatte heute ein großes diplomatisches Diner gegeben. Alle Gesandten der auswärtigen Mächte, alle Minister und Großwürdenträger des österreichischen Hofes, so wie viele Herren der hohen Aristocratie und der Finanzwelt waren zu demselben mit einer Einladung beehrt worden, und Alle hatten sie sich beeilt, die Einladung anzunehmen, denn Alle wußten sie, in welch großer Gunst der Graf Metternich bei dem Kaiser Franz stand, und wie wichtig es daher sei, mit dem einflußreichen Minister in gutem Einvernehmen zu stehen.

Es war ein sehr glänzendes, sehr auserlesenes Diner gewesen; alle Künste der Kochkunst, aller Luxus der Weine und Delicatessen war bei demselben aufgeboten worden, und es war daher sehr natürlich, daß sich die Gäste in einer sehr behaglichen Stimmung fühlten, und daß mit jedem neuen auserlesenen Gericht, mit jeder neuen feurigen Weinsorte die ernsten diplomatischen Falten mehr und mehr aus den Angesichtern verschwanden, und unter den verschwiegenen Masken, welche man sonst so sorgsam über sein Antlitz deckte, das wahre und wirkliche Gesicht ein wenig hervorschaute.

Man hatte sich so eben von der Tafel erhoben, und sich aus dem glänzenden Speisesalon in die Gesellschaftszimmer begeben, um dort den starken Moccakaffee zu trinken, welcher die Wirkungen der feurigen Weine ein wenig verringern sollte. Die Equipagen standen in dreifacher Linie vor der Thür des Grafen und die Straße hinunter aufgefahren, denn die zur Abholung bestimmte Zeit war längst schon vorüber, aber dennoch schien noch keiner der Gäste des Grafen Metternich daran

zu denken, sich zu beurlauben und aus diesem behaglichen Salon sich zu entfernen, in dem man so gut sich unterhielt, und so gut einander beobachten, und ein wenig von seinen geheimsten Gedanken erlauschen konnte. Denn das köstliche Mahl hatte die verstocktesten Gemüther milde gemacht, der feurige Wein hatte die schweigsamste Zunge gelöst.

Man stand oder saß in einzelnen Gruppen umher, und in allen diesen Gruppen unterhielt man sich im lebhaften Durcheinander, oder lauschte mit gespannter Aufmerksamkeit auf die Worte irgend eines Redners, dessen glänzende Suade von dem glänzenden Diner noch gesteigert worden.

Nur der Graf Clemens Metternich war unverändert geblieben. Dasselbe Lächeln, das auf seinem schönen Antlitz gestanden, als er seine Gäste empfing, strahlte noch von demselben, seine Stirn war eben so feurig und glanzvoll wie beim Beginn des Festes, und das sanfte Incarnat seiner Wangen hatte sich auch nicht um die kleinste Nuance erhöht. Mit der liebenswürdigen Aufmerksamkeit eines beeiferten Wirthes ging er von einer Gruppe seiner Gäste zur anderen, und horchte mit seinem heitern Lächeln und seiner undurchdringlichen Freundlichkeit auf alle diese so verschiedenen leidenschaftlichen Debatten, wie man sie hier und dort begonnen. Und doch betrafen diese verschiedenen Debatten alle einen und denselben Gegenstand, und doch sprach man in allen diesen Gruppen nur von dem Einen, der seit dem Beginn des Jahrhunderts, das heißt seit elf Jahren, ganz Europa beschäftigte, doch sprach man nur von Napoleon, dem Kaiser der Franzosen!

Aber der Wein, wie gesagt, hatte die Zungen ein wenig gelöst und es war daher sehr natürlich, daß man trotz der Anwesenheit des französischen Gesandten Baron von Otto, hier und da ein freies Wort wagte, oder sich irgend eine mißbilligende Aeußerung erlaubte, daß man die Nähe des Barons nicht so beeifert aufsuchte, als man es sonst wohl gethan, und sogar wagte in einzelnen Gruppen deutsch zu sprechen, vielleicht, weil man wußte, daß der Baron Otto, obwohl er in einer deutschen Residenz als Gesandter fungirte, sich doch niemals die Mühe gegeben, die deutsche Sprache zu erlernen.

Es schien daher dem französischen Gesandten ein wenig unheimlich zu werden in diesem Kreise; er zog sich mit einer kleinen Wolke auf

der Stirn in eine Fensternische zurück, und war ganz nur damit beschäftigt, seinen Kaffee mit der Vanillenstange umzurühren, die sich in der Tasse statt des Theelöffels befand.

Aber Metternich's aufmerksames Auge hatte den Rückzug des französischen Gesandten sofort bemerkt, und als liebenswürdiger und zuvorkommender Wirth beeilte sich der Graf daher zu dem Baron hinzugehen, um seine Einsamkeit mit ihm zu theilen.

Was fehlt Ihnen, theuerster Freund, sagte er mit seiner sanften, einschmeichelnden Stimme. Sie wissen, die Freundschaft hat scharfe Augen, und ich meine, daß ich da auf Ihrer Stirn eine kleine Wolke aufsteigen sehe.

Und Sie haben Sich nicht geirrt, theuerster Graf, sagte Baron Otto mit einem gezwungenen Lächeln. Ich gestehe es, ich ärgere mich ein wenig über meine eigene Unwissenheit, die mich heute verhindert, an der Unterhaltung der Herren da Theil zu nehmen. Welche geistvolle und interessante Bemerkungen mir dadurch verloren gehen, daß ich die deutsche Sprache nicht verstehe! Sehen Sie nur, wie lebhaft man sich dort in jener Gruppe unterhält, wie der vormalige hannoversche Gesandte, der Baron von Hardenberg, gesticulirt, und mit welchem Eifer er sich mit dem russischen Gesandten unterhält!

Und Sie meinen, Excellenz, daß Sie dadurch verlieren, daß Sie nicht verstehen, was man da spricht? fragte Metternich lachend. Ew. Excellenz kennen also den Baron Hardenberg nicht? Sie wissen nicht, daß dies eine politische Null ist, die man nur deshalb einladet, weil er ein so bequemer Schwätzer und gewissermaßen der Neuigkeitsbote von ganz Wien ist? Wollen Ew. Excellenz zum Beispiel wissen, wovon der Baron von Hardenberg eben so lebhaft spricht? Er erzählt den Herren von einer Whistpartie, die er gestern Abend bei dem Baron von Arnstein gespielt hat, und bei welcher er den ganzen Abend hindurch verloren hat, weil er das Unglück gehabt, am Morgen bei seinem Ausgang zuerst einer alten Frau zu begegnen. Der gute Baron ist, wie Sie wissen, Junggeselle, und er hat eine Antipathie gegen das ganze Frauengeschlecht.

Aber diese Antipathie hindert ihn doch nicht, täglich zur Fürstin Accerenza zu gehen, und ein Busenfreund des russischen Gesandten,

Grafen Razumowsky, zu sein, sagte Baron Otto achselzuckend. Sie wissen aber, Excellenz, daß in diesen beiden Häusern sich die antifranzösische Partei ihre Rendezvous giebt?

Ah, da hat man in der That Ew. Excellenz falsch berichtet, rief Metternich lächelnd. Ein Beweis davon ist, daß bei der heutigen Soirée der Fürstin Accerenza sogar die Kaiserin Ludovica erscheinen wird, und Ew. Excellenz wissen wohl, welche innige Liebe und Zuneigung die beiden Kaiserhäuser von Frankreich und Oesterreich verbindet. Wenn also die Kaiserin Ludovica die Abendcirkel der schönen Fürstin Accerenza besucht, so geht daraus hervor, daß dort sich keine antifranzösische Partei versammeln kann, und am allerwenigsten gehört der Baron Hardenberg zu derselben.

Der französische Gesandte antwortete nur mit einem leichten Achselzucken und einem ungläubigen Lächeln. Wie dem auch sei, sagte er dann, dem Grafen seine Hand darreichend, Sie, Excellenz, gehören, wie ich hoffe, nicht zur antifranzösischen Partei, und auf Ihre Gewogenheit darf ich zählen, auf Ihre Treue darf Frankreich rechnen.

Ja, Sie wissen es, Excellenz, daß meine Treue ganz und ausschließlich meinem Herrn, dem Kaiser von Oesterreich gehört, sagte Metternich, und daraus folgt, daß ich ein eifriger Anhänger Frankreichs bin, denn mein Herr, der Kaiser, ist der Verbündete und der Schwiegervater des Kaisers von Frankreich. Alle Machinationen der Frankreich feindlichen Mächte fallen machtlos in Staub vor diesen festen und unerschütterlichen Banden, mit denen Frankreich an Oesterreich gefesselt ist. Es wird weder England, noch Preußen, noch Schweden oder Rußland gelingen, den zärtlichen Schwiegervater von seinem Schwiegersohn zu trennen, und dies noch dazu in einem Augenblicke, wo die verwandtschaftlichen Bande durch die Kaiserin Marie Louise einen neuen Zuwachs erhalten sollen.

Ich danke Ihnen für diese Zusicherung, Excellenz, sie soll mir das letzte und kostbarste Dessert Ihres glänzenden Diners sein, und damit will ich mich entfernen.

Wie, Ew. Excellenz wollen uns schon verlassen? fragte Metternich mit dem Ausdruck des lebhaftesten Bedauerns.

Ich erwarte in jeder Secunde den Courier, der mir die Nachricht von dem freudigen Ereigniß bringt, das Frankreich und Oesterreich mit aller Ungeduld der Liebe erwarten, und ich möchte gern der Erste sein, der Sr. Majestät dem Kaiser von Oesterreich davon Meldung machte. Erlauben Sie mir also, mich still von dannen zu schleichen.

Graf Metternich ließ es geschehen, und begleitete den Gesandten Frankreichs bis zur Thür des ersten Salons. Dann kehrte er mit hastigen Schritten zurück und ging gerade zu der Gruppe hin, in welcher der Baron von Hardenberg noch immer lebhaft gesticulirte und sprach.

Wissen Sie wohl, meine Herren, daß Sie dem französischen Gesandten Furcht eingeflößt haben? fragte Metternich lächelnd. Sie haben deutsch mit einander gesprochen, und es scheint, diese Sprache hat Töne, welche den französischen Ohren immer wie Verschwörung und Feindschaft klingen. Der französische Gesandte wittert in Ihnen einen Verschwörer und Franzosenfeind, Herr Baron von Hardenberg.

I was, rief der Baron, die Hände faltend und einen vorwurfsvollen Blick zum Himmel emporwerfend. Ich ein Verschwörer, ein Franzosenfeind! Als ob ich mich jemals um Politik, um Völkerfreundschaften und Feindschaften bekümmerte. Sie wissen, Excellenz, welch ein stiller, harmloser und friedfertiger Mann ich bin, und welch einen Horreur ich vor der Politik empfinde. Auch erzählte ich den Herren hier nur von einem Mährchen, das ich gestern gelesen.

Ah, gewiß ein Mährchen aus des Königs Artus Tafelrunde? fragte Metternich mit dem Ausdruck vollkommener Unbefangenheit. Sie wissen doch, welchen Artus ich meine, lieber Baron?

Baron Hardenberg zuckte leise zusammen, und warf einen schnellen forschenden Blick auf das Antlitz Metternichs. Aber dies blieb glatt und undurchdringlich wie immer.

Ich meine den schönen König Artus, sagte er, jenen Artus, der eine fabelhafte Brautfahrt machte, und mit allerlei Ungeheuern zu kämpfen hatte, ehe er zu seiner schönen Braut gelangen konnte. Er erreichte sein Ziel auch nur mit Hülfe eines Freundes, der, wenn ich nicht irre, Brutus hieß, Brutus, gleich jenem Römer, der es so gut verstand sich zu verstellen, und den Unbedeutenden und Blödsinnigen spielte, bis zu dem Tage, an welchem man den Cäsar ermordete. Es ist eine

gar wundersame Geschichte, Sie kennen sie doch? Aber halt, wer kommt denn dort so bestäubt und eilig in den Salon? Erlauben Sie, meine Herren, daß ich sehe, was es giebt.

Er grüßte die Herren mit einer leichten Verbeugung und entfernte sich. Baron Hardenberg und seine Freunde aber schauten ihm mit ernsten Blicken nach.

Er weiß Alles, flüsterten sie untereinander. Er kennt unsere Chiffern, unsere Pseudonymitäten. Er weiß, wen wir Artus nennen, und daß Sie, Baron Hardenberg, unser Brutus sind.

Hüten wir uns also!

Wählen wir eine andere Chiffre zu unserer Correspondenz!

Still, still! Da kommt der Würtembergische Gesandte, er ist ein Spion Frankreichs! Still!

Aber ehe noch der Würtembergische Gesandte sich den Herren ganz genähert hatte, ward die allgemeine Aufmerksamkeit nach dem Grafen Metternich hingelenkt, der eben einen Ausruf freudiger Ueberraschung ausstieß, und mit lauten Dankesworten dem jungen blassen Mann in dem bestäubten Reiseanzug, der da so unerwartet in den Salon eingetreten war, seine Hand reichte.

Wie sehr verbinden Sie mich, Herr Baron von Tettenborn, sagte er laut, und wie gütig sind Sie, als Freudenbote selber zu mir zu kommen.

Ich wünschte Ew. Excellenz selber diesen Brief des Grafen Champagny zu übergeben, sagte Baron Tettenborn sich verneigend, und da mich der Kaiser beurlaubt hat, wollte ich, bevor ich mich nach acht Tagen des unausgesetzten Reitens zur Ruhe begebe, doch die Freude erst haben, Ew. Excellenz meine Huldigung darzubringen.

Das ist in der That eine Aufmerksamkeit, die ich Ihnen niemals vergessen werde, lieber Baron, rief Metternich mit seinem verbindlichsten Lächeln. Aber nehmen Sie vor allen Dingen Platz, ruhen Sie Ihre Glieder, Sie Centaur, und erlauben Sie mir zu lesen, was der Graf von Champagny meldet.

Er erbrach das zierlich zusammengelegte Briefchen, und nachdem er dessen Inhalt hastig überflogen, wandte er den Blick seinen Gästen zu, deren einzelne Gruppen sich gelöst hatten, deren lebhafte Gespräche verstummt waren.

Meine Herren, sagte Graf Metternich, ich erhalte so eben einen Brief vom Minister Champagny. Dieser Brief enthält zwar nur acht Worte, aber diese acht Worte verkünden ein großes weltgeschichtliches Ereigniß und werden wie ein Schrei der Freude oder des Entsetzens durch ganz Europa wiederhallen. Wollen Sie wissen, wie diese Worte lauten? Hören Sie nur: „Eh bien, le Roi de Rome est arrivé.“*) Die Kaiserin von Frankreich ist von einem Prinzen entbunden worden.

Von einem Prinzen! riefen die Herren, diese mit heitern, jene mit düstern Mienen, diese grollend, jene freudenvoll.

Das wird eine Reihe herrlicher Feste in Paris geben, sagte Baron Hardenberg, seine goldene Dose in den Fingern drehend. Und was für auserlesene Pracht man bei diesen Festen entfalten wird, und was für kostbare Geschenke Paris dem König von Rom machen wird!

Ein Prinz! rief der würtembergische Gesandte begeistert. Ist das nicht Gottes Finger? Sogar den S o h n, den Er gewünscht hat, gewährt Gott dem Kaiser Napoleon, seinem Auserwählten, gleich das Erstemal! Jetzt werden die Tollhäusler und Unruhstifter endlich schweigen müssen! Jetzt werden sie erkennen, daß dem großen Napoleon auch der Segen Gottes nicht fehlt!

Der russische Gesandte, Graf Razumowsky, warf auf den Entzückten einen halb verächtlichen, halb zornigen Blick, dann wandte er sich an den Grafen Metternich.

Nun, Excellenz, sagte er mit seiner lauten, brusquen Stimme, ich weiß nicht, ob Sie die Entzückung des Herrn Grafen hier theilen, und ob Sie auch so begeistert sind von dem Segen Gottes. Das aber weiß ich, daß der Segen schon Manchem zum Fluch geworden ist. Sie jubeln heute, und ich möchte wetten, in zehn Jahen haben Sie doch diesen König von Rom hier in Wien als Bettelstudenten.**)

Eine allgemeine Bewegung entstand, ein Ausdruck des Entsetzens und Schreckens malte sich auf allen Gesichtern, und schweigend, wie erstarrt, blickten Alle auf den kühnen Russen hin, der seine herausfordernden Blicke gerade auf den Gesandten Würtembergs heftete.

---

*) Hormayr: Lebensbilder I. 80.
**) Ebendaselbst.

Plötzlich ward dieses tiefe verlegene Schweigen durch ein lautes dreimaliges Niesen unterbrochen. Es war der Baron von Hardenberg, dessen Nase den Worten des russischen Gesandten vielleicht die Zustimmung geben wollte, die seine Lippen nicht auszusprechen wagten. Nachdem er genies't, brach er in ein frohes Lachen aus, und mit lauter Stimme rief er: Zur Genesung! Zur Genesung! Ich muß mir nur selber den Glückwunsch zurufen, da alle diese Herrn vor freudigem Schrecken erstarrt sind.

Aber die Erstarrung hatte sich jetzt in heiterm Lachen aufgelöst, und Jedermann beeiferte sich, zu Herrn von Hardenberg hinzugehen, und ihm den verspäteten Glückwunsch zu seinem Niesen darzubringen. —

Eine Viertelstunde später war der Salon des Grafen Metternich leer; die Gäste hatten sich verabschiedet und der Graf Metternich hatte sich mit dem Baron Tettenborn in sein Kabinet zurückgezogen, um sich von ihm einen ausführlichen Bericht über die Ereignisse in Paris erstatten zu lassen.

Baron von Tettenborn erzählte daher mit lebhaften und begeisterten Worten Alles das, was er dem Kaiser schon erzählt hatte, und Metternich hörte ihm mit gespannter Aufmerksamkeit zu.

Wirklich, Sie verstehen sehr schön zu erzählen, sagte Metternich dann mit einem feinen Lächeln. Sie haben mir mit wahrer Begeisterung die glänzende Hauptseite der Medaille gezeigt. Jetzt, ich bitte, lassen Sie mich auch die Kehrseite sehen.

Wie so denn, Excellenz? Die Kehrseite der Medaille?

Nun ja, die Hauptseite der Entbindungsmedaille, die Sie uns da als neues Prachtstück von Paris bringen, das ist der Jubel von ganz Paris, die leidenschaftliche Liebe des Kaisers zu seiner Gemahlin, sein Entzücken über die Geburt des Königs von Rom, und dennoch sein Wunsch, lieber den Sohn, als die Gemahlin zu verlieren. Das ist die glänzende Seite Ihrer Medaille, und Sie werden nur diese Sr. Majestät dem Kaiser gezeigt haben. Aber ich bitte, daß Sie mir nun auch die Kehrseite derselben zeigen wollen.

Ew. Excellenz glauben also, daß eine Kehrseite da ist?

Ich glaube es nicht, ich bin davon überzeugt, denn jede Medaille muß ja ihre Kehrseite haben. Lassen Sie mich dieselbe also immerhin sehen, lieber Baron.

Nun denn, wenn Ew. Excellenz es befehlen, so will ich Ihnen von der Kehrseite so viel zeigen, als ich selber davon im Fluge erhaschen konnte, sagte Tettenborn lächelnd. Es ist wahr, der Kaiser erwiderte auf die Frage der Aerzte: man solle ihm um jeden Preis die Mutter erhalten, und ihr, wenn es sein müßte, das Kind opfern. Aber der Ausspruch der Aerzte, daß die Kaiserin Marie Louise niemals Mutter eines Kindes werden könne, hatte den Kaiser doch tief erschüttert. Als die Aerzte das Zimmer verlassen, überließ sich Napoleon seinem Zorn, seinem Schmerz und seiner Verzweiflung. Es war ein solcher Ausbruch der Leidenschaft, daß er die Vertrauten, die ihn umgaben, und die wohl an dergleichen Scenen gewöhnt sind, mit Angst und Entsetzen erfüllte. Der Kaiser schlug sich mit den Fäusten gegen die Stirn, er zerdrückte und zerriß den kleinen Hut, mit dem er eben hatte ausgehen wollen, er warf sich von einem Stuhl auf den andern, und klagte und verwünschte sein unseliges Geschick, das ihn verleitet habe, sich mit einer österreichischen Erzherzogin zu vermählen. Um ihretwillen, rief er mit einem flammenden Zornesblick, seine geballten Fäuste gen Himmel werfend, um ihretwillen habe ich Josephine verlassen, Josephine, welche die Anmuth und Herzensgüte selbst, Josephine, welche der Stern meines Glückes war. Ich habe sie verlassen, und mit ihr hat auch mein Glück mich verlassen! Ich habe Josephine verstoßen, um eine Gemahlin zu nehmen, die mir einen Sohn gebären könnte. Ich habe mich der Tochter meines Feindes vermählt, und die Feindschaft des Vaters erbt nun auf die Tochter, und sie wird mir nicht den Sohn gebären, um dessenwillen ich nicht allein meine Gemahlin, sondern auch meinen Adoptivsohn Eugen verlassen habe! Eugen ist das Vorbild der Treue, des Muths, der Aufopferung, und ich habe ihn zurückgesetzt, ihn um seine größten und gerechtesten Hoffnungen betrogen! Aber ich werde wieder gut machen! Ich werde mir meine schöne Vergangenheit wieder zurückrufen! Was ich auch im Aeußern zu schonen habe, mein Herz kehrt doch wieder zu Josephinen zurück. Sie liebt mich, und sie ist und bleibt der Stern meines Glücks. Ja, Josephine soll wieder

bei mir sein, und Eugen soll und muß mein Nachfolger werden. Als Kaiser, und als Träger der eisernen Krone soll er meine großen Schöpfungen zusammenhalten, und sie durch seine Kinder auf die Nachwelt bringen.*)

Und dieses Alles sagte der Kaiser in Gegenwart von Zeugen? fragte Metternich mit einem spöttischen Lächeln.

Ja, Excellenz, der Minister Champagny, der Graf Fabre de l'Aude waren Zeugen dieser Scene, und übrigens sprach und schrie der Kaiser mit so lauter gellender Stimme, daß die Kammerdiener Constant und Deprez, die in der Antichambre waren, sehr wohl jedes Wort verstehen konnten.

Es ist doch immer gut, daß die Wände Ohren haben, sagte Metternich, leise mit dem Kopf nickend, und daß sie auch, wie es scheint, für Sie eine Zunge gehabt haben. Aber was geschah nun weiter, lieber Baron?

Excellenz, es scheint leider, daß die Kaiserin Marie Louise es nicht verstanden hat, die Kaiserin Josephine vergessen zu machen, weder beim Kaiser noch bei den Hofleuten. Der ganze Hof scheint der geschiedenen Kaiserin eine seltene Treue und Anhänglichkeit bewahrt zu haben, und die in Verzweiflung und Zorn ausgestoßenen Worte Napoleons erfüllten daher die Herzen seiner Zuhörer mit Entzücken und Wonne. Der Graf Fabre de l'Aude, einer der treuesten und ergebensten Anhänger Josephinens, harrte nur auf einen Moment, um unbemerkt entschlüpfen, und zu der Kaiserin nach Malmaison eilen zu können, ihr die wichtige Botschaft zu bringen. Dieser Moment fand sich bald, der Graf stürzte in den Marstall, schwang sich auf ein gesatteltes Pferd, flüsterte Constant, der ihm behülflich gewesen, zu, daß er nach Malmaison eile, die Freudenbotschaft zu überbringen, und daß Constant, wenn der Kaiser nach ihm frage, irgend einen Vorwand ersinnen solle, seine Abwesenheit zu entschuldigen, und dann jagte er in gestrecktem Galopp von dannen. Nach acht Stunden kam er in eben so wüthendem Galopp, auf schweißbedecktem keuchendem Pferde zurück. Der treue Constant empfing ihn, wie sie verabredet, an der kleinen Seitenpforte

*) Hormayr: Lebensbilder III. 400.

der Tuilerieen, er öffnete den Mund, um dem Grafen etwas zu sagen, aber Fabre de l'Aude ließ ihm keine Zeit dazu. Ach, guter Constant, flüsterte er, indem er sich vom Pferde schwang, wie glücklich habe ich die Kaiserin gemacht. Ihr schönes Antlitz war ganz überfluthet von Thränen des Entzückens, sie breitete mit einem lauten Jubelruf die Arme in die Luft und rief: Oh, Bonaparte, mein geliebter Bonaparte will zu mir zurückkehren, und ich werde wieder die glücklichste der Frauen sein! — Ach, Constant, sie war wie verklärt bei meiner Freudenbotschaft, und —

Aber Herr Graf, unterbrach ihn Constant hastig, Herr Graf, Sie —

Mehr sagte er nicht, denn ein lauter Kanonendonner, der von den Invaliden her erdröhnte, erstickte seine Worte.

Graf Fabre de l'Aude erbleichte. Was bedeutet das? fragte er mit zitternden Lippen.

Das bedeutet, daß die Kaiserin Marie Louise so eben den König von Rom geboren hat, sagte Constant feierlich. Ich wollte es Ihnen gleich sagen, aber der Herr Graf ließen mich nicht zu Worte kommen.

Graf Fabre de l'Aude zerdrückte eine Thräne, und flüsterte leise: Arme Josephine! Das wird ihr Herz brechen! — Dann eilte er in die Tuilerieen, um mit strahlendem Antlitz dem Kaiser seine Glückwünsche darzubringen.

Allerliebst, sagte Metternich lächelnd. Ich gestehe, daß diese Kehrseite der Medaille mich mehr interessirt, als die officielle Hauptseite, denn sie giebt vielerlei zu denken. Aber jetzt, lieber Baron, darf ich Sie nicht länger zurückhalten, es wäre ein Raub an Ihrer Ruhe, den ich mir niemals verzeihen könnte. Sie bedürfen der Erholung, und erst wenn Sie zwölf Stunden hintereinander ruhig und ungestört geschlafen haben, wird man daran denken dürfen, Ihnen die Ordensketten und Belohnungen zu schicken, die Ihnen gebühren. Leben Sie bis dahin wohl, mein lieber Baron, schlafen Sie! Ich aber will meinem Haushofmeister meine Anweisungen geben zu einer Illumination meines Hôtels, denn es ist wohl schicklich, daß wir den ersten Enkel unsers Kaisers mit einigem Glanz in der Welt willkommen heißen.

In einigen Stunden war die Botschaft von der Geburt des Kaiserenkels durch ganz Wien verbreitet, und die ganze französische Par=

tei, so wie alle auswärtigen Gesandten, ließen ihre Häuser im hellsten Glanz der Lichter aufstrahlen.

Das Volk zog jauchzend und schreiend durch die Straßen und freute sich der strahlenden Illumination, und stand in gedrängten Schaaren vor dem Palais des französischen Gesandten, an dem mit strahlender Brillantschrift zu lesen war: Vivat le roi de Rome!

Der König von Rom? fragte und schrie man hier und dort in der Menge. Wer ist der König von Rom? Gehört Rom denn nicht mehr dem heiligen Vater, dem Papst?

Ihr wißt ja, schrie eine laute grollende Stimme, der Herr Kaiser Napoleon hat den Papst aus Rom entführt, und hält ihn in Fontainebleau gefangen. Er kann also mit Rom machen, was ihm beliebt, und so legt er's seinem kleinen Sohn als Lutschbeutel in die Wiege.

Aber der Papst hat den Kaiser Napoleon dafür in den Bann gethan, schrie eine andere Stimme, und wenn der Kaiser ihm auch Rom genommen, so hat ihm der heilige Vater doch dafür das Himmelreich verschlossen!

Kinder, Kinder, zankt Euch nicht! schrie ein Dritter. Freut Euch vielmehr, denn ich sage Euch, wenn auch der Kaiser Napoleon sich den größten Herrscher der Welt dünkt, es hilft ihm doch Alles nichts! Er ist doch verloren und hin. Denn jetzt haben wir ihn doch dran gekriegt, jetzt haben wir ihm die österreichische Dummheit und das österreichische Unglück eingeimpft, und daran wird er zu Grunde gehen!*)

Ein lautes brüllendes Gelächter begrüßte diesen drastischen selbstverhöhnenden Witz. In diesem Moment fuhr der Sturm, der sich seit dem Beginn des Abends erhoben hatte, mit donnerndem Gebrause heran, und löschte wie mit Einem Schlage die Lampen an dem Hôtel aus, und ließ von der im Brillantfeuer funkelnden Inschrift nichts mehr übrig als einige verglimmende Lämpchen.

Das Volk verstummte mitten in seinem Gelächter. Es blickte erschauernd zu dem plötzlich in Dunkelheit und Nacht versunkenen Gebäude empor, stürzte dann hierhin und dorthin von dannen, und während Diese sich bekreuzten, murmelten Jene: Das war ein Fingerzeig

---

*) Lebensbilder I. 89.

Gottes! So wie er heute die Lichter für seinen Sohn auslöscht, so wird er einst Bonaparte's ganze Herrlichkeit mit einem Hauch seines Mundes auslöschen und verschwinden machen!

---

## III.

## Rosabella.

Der Erherzog Johann gab heute ein großes Fest, ein Fest zur Einweihung seines Hauses, das er sich gekauft hatte, und in welchem er seit einigen Tagen seine Wohnung genommen. Dieses Haus war das Palais Kaunitz, das der Erzherzog von den Erben des großen Mannes erstanden hatte, der einst unter Maria Theresia und Kaiser Joseph die Geschicke Oesterreichs gelenkt.

Aber das Fest, mit welchem der Erzherzog sein neues Haus einweihen wollte, sollte keines jener officiellen Hoffeste sein, bei dem man in steifer Grandezza je nach seinem Rang und seinen Würden und Orden seine Stelle erhält, keine dieser Feierlichkeiten, bei denen man in ernstem Pomp erschien, und seiner Erhabenheit selbst an der Tafel und beim sprudelnden Champagner nicht vergißt. Dieses Fest sollte vielmehr so ganz das Gegentheil sein, so zu sagen ein bürgerliches Fest, eine gemüthliche Feier, bei der es weder auf Rang und Titel, noch auf Ordenssterne und äußere Würden ankommen werde. Der Erzherzog hatte nur seine Freunde zu sich geladen, und diese Freunde gehörten keineswegs nur den höchsten, oder auch nur ausschließlich den aristokratischen Ständen an.

Erzherzog Johann besaß vielmehr der Freunde in allen Schichten der Gesellschaft, unter der Aristokratie sowohl, wie unter den Handwerkern und Bürgern, unter den Beamten sowohl, wie unter den Künstlern, den Dichtern und Schauspielern. Und aus allen diesen Schichten der Gesellschaft hatte er seine Freunde eingeladen, damit ihre Liebesgrüße und ihre Segenswünsche seinem neuen Hause gewissermaßen die Taufe der Liebe geben möchten.

Es war am späten Nachmittag; der Erzherzog hatte noch einmal, begleitet von seinem Haushofmeister, einen letzten Umgang durch die

Säle gemacht, und alle Vorbereitungen und Anstalten für den heutigen Abend in Augenschein genommen. Er hatte Alles zu seiner Befriedigung gefunden; die Säle waren festlich geschmückt mit Blumen und Festons, an den großen Kronleuchtern von Bergkrystall waren gleich einem kampfbereiten Regiment lange schlanke Wachskerzen zum Dienst des heutigen Abends aufgestellt, die Meubles waren ihrer Hüllen entkleidet, und prangten in reicher Vergoldung und mit goldgestickten Seidenbezügen. Ueber die parquettirten Fußböden waren hier und da kostbare türkische Teppiche ausgebreitet, an den Wänden hingen schöne Gemälde alter und neuer Meister, auf den Marmortischen lagen Mappen mit Kupferstichen und Handzeichnungen, und die neuesten Erzeugnisse der Literatur. In einem anderen Saal befanden sich einige musikalische Instrumente, ein schöner Flügel, einige Violinen, ein Cello, eine Cyther, und auf einem kleinen Tischchen lagen mehrere der kleinen zierlichen Instrumente, welche nur die Tyroler zu spielen verstehen, und denen man den wenig ästhetischen Namen „Maultrommel" gegeben hat. Von diesem Musiksaal gelangte man in den Billardsaal, an dessen beiden Seitenwänden zwei Billards aufgestellt waren, und von dem man wiederum in einen andern größern Saal, den Theatersaal, gelangte. Der Theatersaal schloß die Reihe dieser schönen und geschmackvoll decorirten Gemächer ab, und in dem Theatersaal sollte heute die Krone des Festes sein, denn dort wollte man zur Feier des Tages ein Schauspiel aufführen, das der Freiherr von Hormayr gedichtet, und in welchem die ersten und gefeiertsten Bühnenkünstler des Wiener Burgtheaters auftreten sollten.

Nachdem der Erzherzog Johann alle diese Säle durchwandert war, begab er sich hinunter in den Garten, um die Vorbereitungen zu der großen Illumination und dem Feuerwerk zu mustern, mit welchem die Festlichkeiten ihren Abschluß erhalten sollten. Dann wandte er sich mit einem leichten Kopfnicken an den Haushofmeister, der mit ängstlicher Aufmerksamkeit die Mienen seines Herrn beobachtet hatte, um aus ihnen seinen Beifall oder Tadel zu lesen.

Ich danke Ihnen, lieber Ruhberg, sagte Johann freundlich, Sie haben Ihre Arrangements vortrefflich gemacht, und Alles ist mit dem feinsten Geschmack und der größten Geschicklichkeit geordnet. Sorgen

Sie nur, daß wir auch des Genießbaren und Erfrischenden genugsam haben, und daß keiner meiner Gäste mit leerem und unbefriedigtem Magen von dannen geht.

Gnädiger Herr, im großen Speisesaal sind vier große Buffets errichtet, und man wird auf denselben Alles finden, was die Eßlust reizen und den Appetit des gelehrtesten Gourmands befriedigen kann. Rheinwein und Champagner wird im Ueberfluß vorhanden sein, die Bedienten sind angewiesen, mit der größten Aufmerksamkeit alle leeren Gläser zu füllen und auch dem Durstigsten ein Genüge zu thun.

Ich danke Ihnen, Sie haben wirklich an Alles gedacht, und Alles vortrefflich arrangirt, sagte der Erzherzog lächelnd. Wir haben also für das Vergnügen meiner Gäste Alles gethan, was in unseren Kräften stand, und wenn sie sich dennoch nicht amüsiren sollten, so ist das nicht unsere Schuld.

Sie werden sich amüsiren, Kaiserliche Hoheit, oh, sie werden sich mehr als amüsiren, sie werden beseeligt sein, rief der Haushofmeister eifrig. Schon der Gedanke, bei Ew. Kaiserlichen Gnaden erscheinen zu dürfen, wird für alle Ihre Gäste ein Quell des Entzückens sein, und —

Ach, rechnen Sie nicht zu bestimmt darauf, mein Lieber, unterbrach ihn der Erzherzog, sondern sorgen Sie ja, daß neben diesem Quell des Entzückens der Quell des Weins niemals versiege. Aber sagen Sie doch, hat der Herr Staatsrath von Hudelist keine Botschaft gesandt? Er hatte, wie mich dünkt, meine Einladung nicht sogleich angenommen, sondern sich verleugnen lassen.

Der Herr Staatsrath hat aber so eben hergeschickt und melden lassen, daß er die Ehre haben wird der Einladung des Herrn Erzherzogs Folge zu leisten, erwiederte der Haushofmeister.

Oh, das ist gut, rief der Erzherzog mit dem Anschein der Freude. Ihnen, mein lieber Ruhberg, empfehle ich den Herrn Staatsrath ganz besonders. Sorgen Sie persönlich für ihn, bedienen Sie ihn, als wenn er der Kaiser selber wäre. Suchen Sie seine leisesten Wünsche zu errathen, und befriedigen Sie dieselben. Der Herr Staatsrath von Hudelist ist ein ausgezeichneter Weinkenner, und das ist natürlich, denn er war eines Tages der Oberaufseher des Weinkellers von unserm Gesandten in Rom, dem Bischof Hrczan. Bemühen Sie Sich also,

ihm die ausgezeichnetsten Weine vorzusetzen, und da der Herr von Hudelist, wie man mir gesagt hat, die Karten liebt, so sorgen Sie, daß er ein ruhiges Zimmer finde, wo eine Spielpartie sich niederlassen kann. Und jetzt, mein lieber Ruhberg, lassen Sie mein Cabriolet vorfahren.

Einige Minuten später rollte das Cabriolet des Erzherzogs, von ihm selber geleitet, in raschem Lauf durch die Straßen Wiens. Wo die Leute ihn erkannten, blieben sie stehen und begrüßten mit freudigen Gesichtern den Vorübereilenden, der sich freundlich dankend hierhin und dorthin verneigte, und dessen Gesicht von Heiterkeit und Frohsinn zu strahlen schien. Vor einem kleinen hübschen Hause in der Leopoldsvorstadt hielt der Erzherzog jetzt sein Cabriolet an; dem Groom, der hinter ihm gesessen, die Zügel hinwerfend, sprang er aus dem Wagen und eilte in das Haus, dessen verschlossene Thür sich ihm wie von selbst aufthat. Niemand empfing ihn auf dem kleinen Hausflur, Niemand geleitete ihn die Stiegen hinauf, und auch in dem kleinen Vorsaal, in den er jetzt eintrat, zeigte sich kein lebendes Wesen.

Der Erzherzog lächelte. Sie will von mir überrascht werden, um desto besser die Entzückte spielen zu können, sagte er leise vor sich hin. Nun, meinetwegen, machen wir ihr doch das Vergnügen!

Er hob leise die Portière auf, die vor der Thür am anderen Ende des Gemachs sich befand, und das Schloß dieser Thür geräuschlos aufdrückend, trat er jetzt in ein Boudoir von der kokettesten Eleganz und der reizendsten Zierlichkeit. Die Wände dieses Boudoirs waren mit rosa Seidenzeug bekleidet, über welchem in feinen künstlichen Falten Draperien von weißem Mousseline sich hinzogen, deren Festons hier und da von großen Bouquets künstlicher Rosen auf der Seidenwand befestigt waren. Zwischen diesen Draperien waren auf allen vier Seiten des Gemaches große Spiegel angebracht, die von der Erde bis zur Decke emporreichten, und neben deren prachtvollen geschnitzten Goldrahmen sich zu beiden Seiten schöne broncene Wandleuchter befanden. Der Fußboden war bedeckt mit einem Teppich, auf dessen weißem Grunde köstliche Rosenbouquets gewirkt waren, und die Meubles von duftendem Rosenholz waren mit rosa Atlas überzogen. Wenn man in dieses reizende rosige Gemach eintrat, fühlte man sich

wie in die Mährchen seiner Kindheit verzaubert, und blickte suchend und träumend umher nach der Rosenfee, die allein in diesem Tempel der Rosen wohnen konnte. Und allerdings, die Rosenfee war da, aber sie that, was die Rosenfeen der Mährchen niemals thun, sie weinte.

Dort drüben auf jenem Kanapee, in der mit rothen und weißen Festons und Rosen so reizend decorirten Nische, dort lag die Rosenfee, die schönen schlanken Glieder umhüllt von duftigen weißen Gewändern, die wie durchsichtige Wolken über ihr Kleid von rosa Atlas niederflossen, die kleinen Füßchen bekleidet mit weißen goldgestickten Atlaspantoffeln, das blonde Haar aufgelöst und wie ein goldschimmernder Mantel niederfließend über ihren leuchtenden Nacken und die vollen schönen Arme. Das Haupt hatte sie zurückgelehnt an die Kissen des Divans, die großen schwarzen Augen starrten zum Himmel empor, den vollen frischen Lippen entquollen Seufzer und Klagelaute, und auf den zarten rosigen Wangen standen Thränen, die langsam wie glänzende Perlen auf ihren Busen niederrollten.

So ganz vertieft war die trauernde Rosenfee in ihren Schmerz, daß sie das Eintreten des Erzherzogs gar nicht gehört hatte und gar nicht ahnte, daß sie für ihre Klagen einen Zuhörer, für ihre Thränen einen Zeugen hatte. Freilich machte der weiche schwellende Fußteppich die Schritte des Erzherzogs unhörbar, und außerdem bemühte er sich ganz geräuschlos der trauernden Schönheit sich zu nähern, und gar nicht von ihr bemerkt zu werden.

Jetzt stand er dicht hinter ihr, und die Arme ineinander geschlagen, schaute er zu ihr nieder mit einem leisen Lächeln.

Oh mein Gott, flüsterte sie schmerzlich aufseufzend, er kommt noch immer nicht, er läßt mich heute wie gestern allein, er hat mich vergessen, verlassen! Und ich liebe ihn, ich liebe ihn grenzenlos, ich werde sterben an dieser Liebe!

Sie schlug mit einer ungestümen Bewegung ihre beiden von Brillantringen funkelnden Hände vor ihr Angesicht, und ächzte laut.

Er liebt mich nicht! Er liebt mich nicht! stöhnte und wimmerte sie. Er hat mich aufgegeben, verrathen an eine Andere! Aber wo ist sie, die mir sein Herz gestohlen hat! rief sie auf einmal stürmisch laut, wo ist die Verrätherin, die mir das Herz meines Johanns entrissen hat?

Ein lautes Lachen, das hinter ihr erschallte, machte sie erbeben und sich umschauen. Nun schoß ein Blitz des Zornes und des Entzückens zugleich aus ihren schönen Augen, ein leiser Schrei tönte von ihren Lippen, wie eine Gazelle so leicht und anmuthig sprang sie von dem Divan empor und zu dem Erzherzog hin. Dann legte sie ihre beiden Hände auf seinen Arm, und schaute mit einem Ausdruck unendlicher Liebe und Wehmuth in sein lachendes Angesicht.

Sie sind da, mein Geliebter, endlich da, seufzte sie. Sie überraschen mich, indem ich weine und klage, und Sie lachen?

Rosabella, meine Holde, sagte der Erzherzog leichthin, ich lache ja nicht über Dich, sondern nur über mein eigenes prosaisches Mißgeschick. Deine Liebesklage war so poetisch, so thränenfunkelnd, und zephyrseufzerreich, daß man hätte glauben sollen, die Rosenfee klage in ihrer Grotte um den treulosen Mondkönig, oder um den schönen reizenden König der Elfen, den Oberon. Aber nein, sie trauert um ein Menschengeschöpf, das Johann heißt, wie der berühmte muntere Seifensieder. Siehst Du, meine liebreizende Rosabella, das allein machte mich lachen, das rief mich aus dem reizenden, poetischen Mährchen, welches Du mir da vorspieltest, in die allerprosaischeste Wirklichkeit zurück. Hätte ich das Glück, Oberon oder Rinaldo oder Endymion zu heißen, so würde ich im Stande gewesen sein, Dein Mährchen für Wahrheit zu halten, so wundervoll hast Du gespielt, aber vor dem Namen Johann verbleichen alle Mährchen, und die lieblichste Poesie wird dabei zur lächerlichen Prosa. Sage selbst, Rosabella, klingt es nicht komisch, wenn man, wie Du, im höchsten Pathos ruft: Wo ist die Verrätherin, die mir das Herz meines Johanns entrissen hat?

Sie sind grausam, doppelt grausam, flüsterte Rosabella, und ihre Augen füllten sich wieder mit Thränen. Sie verspotten nicht nur meinen Schmerz, sondern Sie glauben auch nicht an ihn. Ach, es war kein Mährchen, das ich Ihnen da vorspielte, sondern die reine, schmerzvolle Wahrheit. Und wie hätte es auch anders sein können? Ich glaubte mich ja ganz allein, und ahnte nicht einmal, daß Sie mir nahe waren!

Du ahntest es nicht? fragte Johann lächelnd, indem er auf den großen Spiegel deutete, der gerade dem Kanapee gegenüber angebracht

war, und das ganze Zimmer reflectirte. Du ahntest nicht, daß ich in Deiner Nähe war? Du hast Recht, Du ahntest es nicht, sondern Du wußtest es ganz gewiß, denn Du mußtest mich in jenem Spiegel sehen.

Ich sah nichts, denn meine Augen waren von Thränen umdüstert, seufzte Rosabella.

Nun denn, mein holder Engel, warum weintest Du? fragte der Erzherzog, die schöne Rosabella sanft an sich ziehend, und einen flüchtigen Kuß auf ihre Stirn drückend.

Ich weinte, weil Sie mich nicht mehr lieben, Hoheit, weil Sie mich seit drei Tagen vergessen haben. Mein Herz war voll Verzweiflung und Schmerz, denn Sie wissen es wohl, ich liebe Sie. Sie sind für mich nicht der Erzherzog, nicht der Bruder des Kaisers, sondern blos —

Blos der Johann Deines Herzens, unterbrach sie der Erzherzog lächelnd, indem er ihr langes aufgelöstes Haar in seine beiden Hände faßte, und es an seine Lippen drückte. Nun klage nicht mehr, Rosabella, denn Du siehst, ich bin wieder da, ich habe Dich nicht vergessen, und keine Verrätherin hat Dir das Herz Deines Johanns entrissen. Also trockne die Thränen, Rosenfee, laß mich wieder Dein schalkhaftes Lächeln sehen, das so allerliebst die beiden Grübchen auf Deinen Wangen hervorruft, und mit denen Du allabendlich das Publikum enthusiasmirst, und einen wahren Beifallssturm erregst. Komm, meine liebliche Primadonna aller irdischen Ballette, komm, laß uns hier niedersitzen auf dem Kanapee, welchem Du eben, wie Dido um ihren Aeneas, um Deinen Johann geklagt hast, und nun keine Klagen, keine Vorwürfe mehr! Ich konnte nicht zu Dir kommen, denn ich hatte, wie ein armer Sterblicher, dem nicht gleich der Schnecke ein Haus auf dem Rücken gewachsen ist, damit zu thun, mir ein Haus einzurichten, und mir eine Wohnung zu bereiten. Du weißt es ja, in dem Hause meiner Väter, in der großen Kaiserburg, war kein Raum für den armen Erzherzog Johann, man wies mich hinaus, man ließ es mich so lange empfinden, daß ich ein Ueberlästiger, ein Aufdringling sei, daß ich mich endlich wohl entschließen mußte, mir anderswo ein Haus zu suchen.

Es ist schändlich, es ist unerhört, rief Rosabella schmerzlich, der Bruder des Kaisers muß die Kaiserburg verlassen. Oh, wie ich den

Kaiser hasse, dessen hartes, gefühlloses Herz das fordern konnte. Aber er ist kalt und grausam, er hat keine Liebe zu seinen edlen Brüdern, sondern nur Eifersucht, nur —

Still, unterbrach sie Johann ernst, kein Wort gegen den Kaiser. Ich liebe ihn als meinen Bruder, ich ehre ihn als meinen Kaiser, ich gehorche ihm als meinem Herrn, und nie werde ich es wagen, zu tadeln und zu schmähen, was er thut. Er fand, daß es besser für mich sei, wenn ich selbstständig werde, und ein eigenes Haus begründete, und gewiß hat er darin Recht gehabt.

Nein, er hat nicht Recht gehabt, rief Rosabella eifrig. Er hätte, wenn kein Platz in der Kaiserburg war für den edlen Erzherzog Johann, ihm wenigstens einen Palast kaufen und ihm denselben zum Geschenk machen sollen, sammt einer prachtvollen und kaiserlichen Einrichtung.

Ach, mein theurer Bruder, der Kaiser, hat kein Geld zu solchen Allotria's, rief Johann achselzuckend. Der Krieg hat seine Kassen geleert, und sie wollen sich auch jetzt, trotz des Friedens, noch immer nicht wieder füllen. Wir sind arm, meine reizende Rosabella, und ich habe, um mir mein Haus zu kaufen, Schulden machen und Gelder leihen müssen, denn mein Vermögen reichte nicht aus, um das Palais des Fürsten Kaunitz, des Ministers meiner Großmutter, zu bezahlen.

Aber Sie können reich sein, wenn Sie nur wollen, mein edler geliebter Prinz, flüsterte Rosabella, indem sie ihr Haupt an des Erzherzogs Brust schmiegte.

Wie denn, mein holder Engel? fragte Johann lächelnd. Wo ist die verborgene Goldmine, die ich mir öffnen könnte?

Sie ist in Tyrol, sagte Rosabella, mit einem flammenden Blick zu Johann emporschauend

In Tyrol? fragte er verwundert. Tyrol ist ein armes Land, und wenn es dort Goldminen gäbe, so würden sie doch meinem Bruder, dem Kaiser, gehören, nicht mir, nicht dem armen Erzherzog Johann.

Nein, mein theurer Fürst, die Goldminen Tyrol's gehören Ihnen, diese Goldminen, sie fließen in den Herzen der Tyroler, der Schatz, der Sie dort erwartet, das ist die Liebe dieses hochherzigen treuen Volkes, das nichts Höheres ersehnt, als daß sein Hannes zu ihm

komme, und die alte Burg Tyrol wieder aufbaue, um in ihr als ihr Herzog von Tyrol zu wohnen. Oh, mein schöner, vielgeliebter Fürst, hören Sie nur auf den Ruf Ihrer Getreuen, fassen sie nur den Entschluß, sich das goldene Fürstenhaus selber begründen zu wollen, und wie durch ein Wunder werden die Wände Ihres Palastes emporsteigen, und als ein freier selbstständiger Herrscher wird mein hoher Geliebter einziehen in die Burg, welche ihm die Liebe seiner Unterthanen bereitet hat.

Wie? rief der Erzherzog erstaunt. Meine Rosenfee treibt Politik? Rosabella Valzerini, die erste Ballettänzerin Neapels, beschäftigt sich, statt mit Liebesgedichten Ihrer Anbeter, mit der ernsten Politik, und sinnt dabei sogar auf Verschwörungen?

Signora Rosabella Valzerini, die erste Ballettänzerin Neapels, ist eine Deutsche, sagte Rosabella lächelnd, mehr noch, sie ist eine Tyrolerin, und wenn auch ihr Vater sich unter die Schweizer des Königs von Neapel anwerben ließ, so nahm er doch sein treu' Tyrolerherz nach Neapel mit und dasselbe treue Herz schlägt in dem Busen seiner Tochter. Oh, ich bin selig, eine Tyrolerin zu sein, denn diesem Umstand allein verdanke ich es ja, daß Sie mich Ihrer Theilnahme würdigten, daß die ernsten und düstern Augen des gelehrten und tugendreichen Erzherzogs Johann sich herabließen mich anzuschauen, daß er mich nicht zurückwies, als ich ihm meine Empfehlungsbriefe von den Freunden meines Vaters, den tapfern Tyroler Helden Johann Panzl, Jacob Sieberer und Jacob Eisenstecker brachte. Ja, Gott sei Dank, ich bin eine Tyrolerin, johi, joha, bin ein Tyroler Madela!

Und mit einem lauten, jubelnden Jodler sprang Rosabella empor und tanzte wie in einer Extase des Entzückens eine Art Tarantella, wie man sie in den Thälern von Welschtyrol von den jungen Burschen und Mädchen bei der Kirmes tanzen sieht. Dann warf sie sich ganz erschöpft und athemlos wieder auf das Kanapee und richtete ihre flammenden Blicke mit einem schmachtenden Ausdruck auf den Erzherzog hin.

Er nickte ihr lächelnd zu. Ein reizender Dämon bist Du, sagte er heiter, aber keine Tyrolerin. Die Luft Neapels hat Dein Blut und Deine Haut durchglüht, und was auch immer Dein Taufschein sagen mag, die kleine Rosel Valzer, die ich vor sechs Jahren im Engaddin

gesehen, hat doch keine Verwandtschaft mehr mit Signora Rosabella Valzerini, die aus Neapel zu uns nach Wien gekommen ist, und hier die Herzen aller Männer, sogar das meine, sich unterthan gemacht hat.

Was kümmern mich die Herzen der andern Männer, nur das Ihre will ich, mein Fürst, mein Gebieter, mein Meister, rief Rosabella leidenschaftlich, indem sie ihre beiden vollen schönen Arme um den Nacken des Erzherzogs schlang, nur Ihre Liebe allein will ich besitzen, aber ganz ungetheilt, wie man den ganzen Himmel, die ganze Seligkeit sich ersehnt.

Und liebe ich Dich denn anders, Rosabella? fragte Johann, sie an sich drückend. Weißt Du nicht, Du holde Rosenfee, daß Dir mein ganzes Herz gehört?

Das Herz wohl, aber nicht der Kopf, sagte sie traurig.

Das heißt, rief Johann lächelnd, ich habe auch den Kopf verloren, weil ich mein Herz an Dich verloren habe. Die Liebe zu meiner Rosenfee hat meine Vernunft bethört, und ich habe es gewagt, dem Zorn des Kaisers zu trotzen, indem ich öffentlich vor aller Welt mein Herz zu den Füßen der schönen Signora Valzerini niederlegte.

Und ich habe dies Herz aufgehoben als meinen köstlichsten Schatz, mein höchstes Besitzthum, rief Rosabella feurig. Ich schmücke mich damit, wie die Königinnen von Frankreich mit dem wundervollen Brillanten sich schmückten, dem man den Beinamen „der Regent" gegeben.

Ach, ich kann Dir freilich wenig andere Brillanten bieten, Rosabella, sagte der Erzherzog achselzuckend. Du bist wirklich die großmüthigste und uneigennützigste der Rosenfeen des Theaters, daß Du einen Liebhaber wählst, der nicht halb so viel besitzt, als irgend einer der Banquiers und jüdischen Barone, die nur auf den Moment der Gnade lauern, um Dir ein fürstliches Vermögen zu Füßen zu legen. Verlaß mich, Rosabella, verschließe mir Deine Thür, denn ich bin Deiner Liebe nicht werth, ich bin arm, ich bin machtlos, und ich heiße Johann.

Daß Sie arm sind, wie Sie sagen, das macht mich glücklich, sagte Rosabella lächelnd, denn dem reichen Erzherzog würde es schwer sein, zu beweisen, daß man ihn liebt. Er würde niemals an die

Wahrheit meiner Zärtlichkeit glauben, und würde meine Liebe für die Procente halten, die ich ihm für das Kapital seiner Reichthümer abzahle. Ich bin, Dank sei es meinen Füßen, meinen Entrechats und meinem hübschen Lärvchen, reich genug, um alle Banquiers und alle jüdischen Barone verachten zu können, und aus freier Wahl mich Dem zu schenken, den ich liebe, den ich anbete wie meinen Gott, wenn er auch Johann heißt. Sprechen wir also nicht mehr von Ihrer Armuth, die Sie leider doch nicht verhindert, mir die glänzendsten Geschenke zu machen. Sprechen wir aber davon, daß Sie sich machtlos nennen. Oh, mein edler, theurer Herr und Gebieter, wollen Sie nur mächtig sein, und Sie sind es. Ich wiederhole es Ihnen, Tyrol erwartet seinen Fürsten, es ist bereit für seinen lieben Hannes sich zu erheben, und ihn zu seinem König, seinem Herrn zu erwählen.

Und woher weißt Du das, meine Königin? fragte Johann, indem er tändelnd ihr das lange Haar um den Hals legte, wie eine goldene Schlange. Wer giebt Dir alle diese Botschaft aus Tyrol?

Die Freunde, die auf den Fürsten hoffen, von dem Sie wissen, daß er mich ein wenig liebt, sagte Rosabella lächelnd. Täglich empfange ich Botschaften und Briefe, und der Liebesschrei, die Sehnsuchtsklage von ganz Tyrol spricht zu Ihnen durch meinen Mund. Oh, sagen Sie ein Wort, ein einzig Wort, sagen Sie: Ich will kommen! und ganz Tyrol steht auf, und in den Bergen und Thälern Tyrols wird man ein Gegenstück liefern zu der berühmten sicilianischen Vesper, mit welcher die Sicilianer sich frei machten von den Banden der Franzosen. Sagen Sie: Ich komme! und ganz Tyrol zieht Ihnen jauchzend entgegen, um Sie zu begrüßen als den gottgesandten Befreier vom Joch der Franzosen, als den geliebten Herrn, der als freier Fürst wieder herrschen soll über das freie Tyrol, und —

Still, unterbrach sie der Erzherzog strenge, kein Wort weiter, Rosabella, denn jedes Wort wäre für mich eine Beleidigung, für Dich ein Verbrechen. Aber da Du einmal dieses gefährliche Thema berührt hast, so laß mich Dir ein für alle Mal sagen, was ich denke, und was meine feste Willensmeinung ist. Du bist die Tochter eines Tyrolers, und es ist nun einmal Deine Caprice, Dich in die Begeisterung der Tyroler hinein schwindeln zu wollen. Ich aber, meine

holde Rosabella, meine schöne in's Italienische übersetzte Tyrolerin, ich theile diese Begeisterung nicht. Ich bin ein nüchterner Mensch und ich sehe daher die Dinge wie sie sind und nicht wie sie sein sollten. Ich habe das schöne Tyrol immer geliebt, und ich würde glücklich sein, wenn ich ihm angehören, und die Versprechungen erfüllen könnte, die ich ihm zwei Mal gemacht, und die leider niemals zur Wahrheit und That haben werden wollen. Aber ich habe mich geduldig in mein Schicksal ergeben, und da es gewollt hat, daß ich zwei Mal ohne mein Verschulden an Tyrol zum Meineidigen und Wortbrüchigen geworden, so möchte ich nicht zum dritten Mal einen Weg betreten, auf dem es für mich statt der Lorbeeren nur Dornen, statt der Erfolge nur Enttäuschungen giebt. Tyrol hat von mir nichts mehr zu hoffen, und zu erwarten, denn ich habe für immerdar mein Geschick angenommen, ich bin nur noch der demüthige, ergebene und gehorsame Diener meines Herrn, des Kaisers, und will nichts Anderes mehr sein. Wollte ich dem Rufe Tyrols mein Ohr öffnen, und ihm folgen, so wäre ich von dem Moment an, wo ich die Grenzen Tyrols überschritte, ein Verschwörer und Rebell, und wie sehr dies auch meinen Feinden willkommen sein möchte, so sträubt sich doch mein Herz und mein Gewissen dagegen, an meinem Kaiser und meinem Bruder zum Verräther zu werden. Es ist wahr, Jedermann weiß, daß der Kaiser mich, wie alle seine Brüder, nicht liebt, aber das hindert doch nicht, daß ich ihn liebe, daß ich ihm meine Treue und meinen Gehorsam rein und fleckenlos bewahre mein Leben lang, das hindert doch nicht, daß ich meine Pflicht erfülle, wie herbe und bitter sie mir auch zuweilen erscheinen mag. Noch einmal, Tyrol hat nichts von mir zu hoffen, denn ich gehöre nicht Tyrol, sondern meinem Kaiser, und was der mir befiehlt, das allein werde ich thun. Wenn Er mich einst nach Tyrol sendet, so werde ich hingehen, aber ohne seinen Befehl nicht einen Schritt, und wüßte ich auch, daß ich mir in Tyrol die Krone von ganz Deutschland erwerben könnte. Ich habe aber keinen andern Ehrgeiz mehr, als der treue Diener und Vasall meines Kaisers zu sein, und darin sind alle meine anderen Wünsche und Hoffnungen untergegangen. Sage das Denen, welche sich an Dich gewandt haben, und durch Deinen holden Mund mich zu tollkühnen Thaten

verleiten möchten. Sage ihnen, ich wolle und könne nichts mehr mit den Tyrolern zu schaffen haben, sie könnten mich deshalb verachten, wenn's ihnen beliebt, aber sie sollen nicht sagen können, daß ich zum Hochverräther und Rebellen gegen meinen Kaiser geworden. Und nun, meine liebreizende Zauberin, nun laß die Rolle eines Verschwörers und Politikers fahren, wirf die häßliche, griesgrämliche, diplomatische Maske ab, und laß mich wieder Dein schalkhaftes, liebreizendes Angesicht sehen, das freilich auch nur eine Maske ist, eine Engelsmaske für den Dämon, der in Dir wohnt. Aber selbst der Dämon ist mir lieber, als der Diplomat und Politiker. Ich habe nichts mehr zu schaffen mit der Politik, und ich bin dessen froh. So lange ich mich noch um die Politik bekümmerte und Theilnahme hatte für die Geschicke der Völker, so lange war ich ein trauriger, griesgrämlicher, mit sich, mit Gott, dem Kaiser und der ganzen Welt zerfallener Mensch, der seine Tage in Schwermuth, seine Nächte in Weinen und Seufzen hinbrachte. Da eines Tages kam die Erkenntniß über mich, und ich glaube, ich schöpfte sie mir aus Deinen Augen, meine holde Rosabella.

Aus meinen Augen? fragte Rosabella mit einem bezaubernden Lächeln. Was für eine Erkenntniß schöpften Sie aus meinen Augen?

Die Erkenntniß, meine Rosenfee, daß Derjenige ein Thor ist, der die Dinge dieser Welt ernsthaft nimmt, und nicht, wie Du, über den Stein des Anstoßes, und durch das Drama des Lebens, mit einem Entrechat hinweghüpft. Ich sah Dich zuerst in einem jener reizenden Ballets voll Schwermuth und Schalkhaftigkeit, voll Entzücken und Verzweiflung, wie der große Vestris sie erfunden hat. Ich sah Dich als verlassene Geliebte Deinen Schmerz und Deine Verzweiflung mit solcher Grazie und Kunstfertigkeit tanzen, Deine Todespein so empfindungsvoll mit Pirouetten und Beinschwenkungen ausdrücken, daß alle Welt erst in Thränen zerfloß und dann in stürmischen Jubel ausbrach. Und dieser Jubel kam auch in mein Herz, und ich sagte mir: Ueberlassen wir es doch fortan den Füßen, Tragödien aufzuführen, und Verzweiflung und Weltschmerz zu empfinden, aber halten wir unsere Herzen frei und leicht, und verjagen wir die Sorgen aus unsern Köpfen in die Füße, das ist viel bequemer und viel unterhaltender. Hüpfen wir,

wie die schöne Rosabella Valzerini, durch allen Jammer und alle Verzweiflung hindurch, und wenn wir zufällig an einem Abgrund vorüberkommen, so schwingen wir uns mit einem philosophischen Entrechat drüber hinweg. — Das ist seitdem meine Philosophie geworden, und ich habe mich sehr gut dabei befunden. Ich begann mein neues Leben gleich damit, daß ich alle Sorgen zum Fenster hinausjagte, und die Liebe in mein Herz einziehen ließ, die Liebe zu Dir, meine reizende Rosabella. Du kamst zu mir, um mir die Briefe und geheimen Botschaften Deiner tyrolischen Freunde zu bringen, und daß Tyrol sich seinen diplomatischen Abgesandten unter den reizenden Vertreterinnen des Corps de Ballet gesucht, das verscheuchte den letzten Rest von Melancholie aus meinem Herzen. Ich nahm mir vor, es zu machen wie Tyrol, und alle meine Sorgen und Kümmernisse meiner schönen Rosabella zu Füßen zu legen, als Opfergabe meiner Liebe. Du, mein holder Engel, nahmst dies Opfer an, und so bin ich auf einmal der leichtsinnige, vergnügungssüchtige Mensch geworden, als welchen Wien mich jetzt kennt, und als welchen ich meinem edlen, tugendhafen Kaiser vielleicht zuweilen einiges Aergerniß gebe. — Da hast Du, allerschönste Zauberin, mein ganzes Glaubensbekenntniß! Offen und unverholen, wie meinem politischen Beichtvater, habe ich Dich mein Herz sehen lassen, und nun, Theure, laß es für immer genug sein, und sprich mir nie wieder von Tyrol und den Verschwörern und Rebellen, welche es dort noch wagen, sich gegen den König von Baiern, ihren Landesherrn, aufzulehnen, und noch immer auf die Wiederkehr österreichischer Herrschaft hoffen. Das sind müßige Träume, bei denen man Nichts erreicht, als ein gefahrvolles Erwachen, wie der Nachtwandler, der schlafend an einem Abgrund dahin geht, wenn er erwacht, aber hinabstürzt, und seine Träume mit seinem Leben bezahlt. — Und nun, Holdseligste, laß mich Dir Lebewohl sagen. Ich kam nur, um meinen Augen ein Fest zu bereiten, indem sie Dich anschaueten, und meinem Herzen einen Sonnenstrahl aus Deinem Lächeln zu gewinnen. Aber Du hattest heute einen häßlichen, politischen Schleier über Deine liebreizende Gestalt geworfen, und das hat mir die Freude verdorben. Zerreiß den Schleier, Kind, wirf ihn zu den Todten, die wir in den Jahren der vergeblichen Befreiungsversuche in Tyrol begraben haben,

und laß uns fortan das Leben genießen in all' seiner Heiterkeit und seiner Pracht. Gott hat die Welt geschaffen zu einem großen Ballsaal für die Menschheit. Thöricht Diejenigen, welche, statt zu tanzen, sich in irgend eine stille Höhle zurückziehen, oder mit ernsthaft gemessenem Schritt durch das Leben gehen wollen. Nein, nein, mein reizender Engel, das Leben sei uns ein Fest, ein ewiges nie endendes Fest, zu dem wir uns mit Rosen schmücken, und wenn diese verblüht sind, statt dessen zu Diamanten unsere Zuflucht nehmen. Da sind einige von diesen Diamanten, laß sie an Deinem Busen funkeln wie Thautropfen auf dem Kelche einer Rose.

Er zog aus seinem Busen ein rothes Maroquin Etui hervor, und reichte es der schönen Rosabella dar. Sie ergriff es mit einer hastigen Bewegung und drückte den Deckel auf. Ein Ausdruck lebhafter Freude sprach aus ihrem schönen Antlitz, als sie die kostbare, aus den herrlichsten Brillanten und Rubinen zusammengesetzte Busennadel erblickte, welche sich in dem Etui befand, aber Rosabella bemeisterte diese Regung schnell, und ihre Züge wurden wieder ernst und trübe.

Ich kann dieses kostbare Geschenk nicht annehmen, sagte sie, indem sie das Etui schloß, und es dem Erzherzog wieder darreichte. Nehmen Sie es zurück, Hoheit, denn es ist kein Geschenk Ihrer Liebe, sondern nur ein kostbares Almosen, mit dem Sie mich abfinden wollen, daß ich darüber die Zurücksetzung vergesse, mit der Sie mein Herz kränken. Nein, ich kann diese kostbare Busennadel nicht annehmen, nehmen Sie sie, und belohnen Sie damit die schöne Adamberger, die Sie zu Ihrem Fest geladen, und die heute Abend der hohen Ehre theilhaftig werden soll, der Einweihung Ihres Palais beizuwohnen.

Das heißt, liebe Rosabella, die Mademoiselle Adamberger wird heute Abend meinem Fest beiwohnen, weil sie in dem Drama, welches Hormayr für diesen Abend gedichtet hat, eine Rolle spielen wird. Da sie aber nicht als Schauspielerin verpflichtet ist, für mich zu arbeiten, habe ich sie als Dame eingeladen, und sie erzeigt mir die Gefälligkeit, als Schauspielerin mein Fest zu verschönen.

Warum haben Sie mich nicht auch als Dame eingeladen? fragte Rosabella rasch. Ich würde dann auch mich beeifert haben, als Künstlerin Ihr Fest zu verschönen.

Ein leises, fast unmerkliches Lächeln flog über das Antlitz des Erzherzogs hin. Ich durfte es nicht wagen, Damen einzuladen, sagte er, denn zu meinem Unglück bin ich nicht verheirathet, und habe daher kein Recht, mein Fest mit Damen zu schmücken.

Das heißt, rief Rosabella schmerzvoll, das heißt, Sie halten mich der Ehre nicht würdig, auf Ihrem Fest zu erscheinen, Sie versagen mir eine Gunst, die Sie der schönen Adamberger zugestehen? Oh, es ist also wahr, was ich längst gefürchtet habe, es ist dieser leichtfertigen Kokette gelungen, mir Ihr Herz zu entwenden, Sie lieben diese Person, die —

Still, unterbrach sie Johann lebhaft. Die Adamberger ist weder eine Kokette, noch eine leichtfertige Person, sondern sie ist ein durchaus unbescholtenes Mädchen, die sich noch dazu bewachen läßt von einer Tante, der man mit vollem Recht den Namen „der Tugenddrache" gegeben hat.*)

Ew. Hoheit haben es also versuchen wollen, diese Festung, die von einem Tugenddrachen bewacht wird, zu bestürmen? fragte Rosabella lebhaft. Ew. Hoheit wissen aus Erfahrung zu erzählen von der strengen Tugend der Schauspielerin, und diese darf deshalb bei Ihrem Fest erscheinen, während ich von demselben ausgeschlossen bin? Oh, das ist eine Kränkung, die mein Herz trifft, wie ein Dolchstoß!

Und Rosabella sank in einer reizenden Stellung auf den Divan nieder, und verhüllte laut schluchzend sich mit den Händen ihr Angesicht.

Aber Johann schien wenig Mitleid mit diesen Thränen seiner schönen Geliebten zu empfinden. Er sah zu ihr nieder mit einem halb spöttischen, halb verächtlichen Ausdruck, und ließ dann seine Blicke mit einem langen prüfenden Blick durch das Zimmer gleiten.

Du spielst wie ein Engel, Rosabella, sagte er dann nach einer langen Pause, und diese Scene würde, auf dem Theater dargestellt, alle Welt entzücken und zum lautesten Applaus hinreißen. Ich aber bin kein Freund von Scenen, die vom Theater sich in's Boudoir hinein verlieren, und ich ziehe es daher vor, mich zu entfernen und ab-

---

*) Siehe: Denkwürdigkeiten aus meinem Leben. Von Caroline Pichler. Bd. III.

zuwarten, bis Du aus der Tragik wieder zum heitern Lustspiel übergegangen bist. Adio, mein holdes Kind!

Er nahm seinen Hut, und wandte sich langsam und gleichgültig der Thür zu. Aber wie er die Hand mit derselben berührte, flog Rosabella empor, und wie eine gereizte Löwin zu ihm hinstürzend, faßte sie seinen Arm und suchte ihn von der Thür zurückzudrängen.

Du willst mich verlassen, mein Geliebter? rief sie mit süßer, bebender Stimme. Du zürnest mir, weil ich Dich liebe, weil ich Dein Herz mit Niemand theilen will, weil ich eifersüchtig bin auf jeden Blick, den Du einem andern Weibe zuwendest? Oh, habe doch Erbarmen mit meinem armen, glühenden Herzen, das Dich so grenzenlos liebt, das nichts will, als nur Dich, nur Dich allein!

Sie sank vor ihm nieder auf ihre Kniee, und ihre wundervollen, mit goldenen Spangen geschmückten Arme zu ihm erhebend, schaute sie mit flehendem Ausdruck zu ihm empor. Sie war wunderschön in dieser Stellung, wunderschön mit dem erregten Angesicht, den blitzenden Augen, den zitternden Lippen, den purpurgerötheten Wangen. Das blonde Haar floß in langen Wellenlinien über ihren Nacken nieder, und aus ihm hervor blitzten ihre schönen entblößten Schultern und der weiße schwanengleiche Hals.

Der Erzherzog hatte anfangs düster zu ihr niedergeschaut, aber allmälig erhellten sich seine Züge, und ein Lächeln glitt über dieselben hin.

Schön bist Du, Rosabella, wunderschön, die Venus und die Magdalena in Einer Person, sagte er träumerisch. Die Natur hat Alles für Dich gethan, um Dich zu einem Meisterwerk der Schöpfung zu machen, aber die Kunst hat so lange an Dir herumgeflickt und gepfuscht, bis von dem Ideal nichts mehr übrig geblieben ist, als die äußere Schale! Die Natur wollte Dich zu einem Engel machen, aber die Welt hat Dich zu einem Dämon umgestaltet. Armes Kind, ich beklage Dich und ich könnte über Dir weinen, wie einst Jeremias über den Trümmern von Jerusalem. Denn in Trümmer zerfallen ist Dein schönes, herrliches Sein, in Trümmern liegt Deine Seele und Dein Herz, ein einziger großer Schutthaufen. Ich wollte es versuchen, mir aus diesen Trümmern und diesem Schutt noch einige Säulen Deiner

früheren Herrlichkeit hervor zu heben, aber Du hast es nicht gewollt, Du hast mit Deiner Heftigkeit, Deinem Gezänk und Deinem eifersüchtigen Komödienspiel die letzten Spuren Deines edlen Selbst mir zerstört. Lebe also wohl, und denk' an mich wie an Einen, der nie vergessen wird, daß er Dir einige schöne Tage des Glückes zu danken hat. Lebe wohl, und da Du doch immer eine Tyrolerin bist, so kennst Du das herzige Lied, das sie in den Bergen dort sich zum Abschied singen:

Daß Du mich lieb hatt'st, bedank' ich mich schön,
Jetzt ist's zu Ende, muß von Dir gehn!
Wir konnten uns küssen,
Jetzt könn'n wir uns missen!
Auf Hitze folgt Kält',
So geht's in der Welt!
Ade! Ade!
Es thu' Dir nit weh!
Ade! Ade! Johi! Johe!

Er nickte leicht mit dem Kopf, öffnete die Thür, trat heraus und drehte draußen, indem er die Thür zudrückte, den Schlüssel, der im Schloß stak, rasch herum. Dann ging er hastigen Schrittes die Stiegen hinab, als fürchte er immer noch, Rosabella könne, obwohl er sie eingeschlossen, ihm nachfolgen, um ihn zurückzuhalten.

Wie er fast die Treppe hinunter gestiegen war, öffnete sich in der That da oben eine Thür; eine weibliche Gestalt schlüpfte heraus und lehnte sich über das Treppengeländer. Aber es war nicht die schöne Tänzerin Rosabella Valzerini, sondern nur ihr Kammermädchen, Tonerl Sandhuber.

Herr Erzherzog, lieber Herr Hannes, flüsterte sie, sich weit über das Treppengeländer lehnend.

Nun, Tonerl, was giebt's? fragte Johann, zu ihr emporschauend.

Er war wieder da, Herr, und er hat gehorcht, flüsterte Tonerl. Dann, mit angstvoller Hast, eilte sie wieder von dannen, und schlüpfte durch die Thür, die sie geräuschlos hinter sich zudrückte.

Ich wußte es, daß er da war, und daß er horchen würde, sagte Johann mit einem bittern Lächeln zu sich selber, indem er das Haus verließ, und wieder in sein Cabriolet sprang.

Die schöne Rosabella indeß lag noch immer wie erstarrt vor Schreck und Entsetzen auf den Knieen, und horchte mit weit aufgerissenen Augen nach der Thür hin, durch welche der Erzherzog verschwunden war. Als sie aber jetzt drunten von der Straße her das rasche Davonrollen des Cabriolets vernahm, zuckte sie zusammen, und von ihren Knieen emporspringend, stürzte sie zum Fenster hin.

Er ist fort! rief sie entsetzt und außer sich. Er ist fort, er hat mich wirklich verlassen!

Und er wird nicht wiederkehren, sagte hinter ihr eine kalte höhnende Stimme, und wie Rosabella sich umwandte, schaute sie in das hohnlachende, von Bosheit strahlende Angesicht des Herrn Staatsraths von Hudelist, der eben aus der hinter den Draperien und Festons gar geschickt angebrachten Nische hervor hinkte, und Rosabella mit einem grinsenden Lächeln begrüßte.

Nein, er wird nicht wiederkehren, fuhr Herr von Hudelist fort. Wir haben die Partie verloren, denn er ist glatt, wie ein Aal, und er entschlüpft uns.

Ich verlassen, ich aufgegeben! rief Rosabella, verzweiflungsvoll die Hände ringend. Aber das ist eine Beleidigung, ein Schimpf, den ich nicht ertragen kann, nicht ertragen will!

Still, still, meine allerschönste — wie sagte doch der Herr Erzherzog? — Venus und Magdalena in Einer Person. Ich bitte, lassen wir die Magdalena ganz fort, und mit ihr die Verzweiflung, den Liebesschmerz und die Thränen. Ich hatte Dir eine herrliche Rolle aufgegeben, meine kleine Diavolezza, Du hast sie aber schlecht gespielt, und hast Fiasco gemacht. Das hindert aber nicht, daß Du noch immer schön bist, wie eine Venus, und der niedlichste kleine Dämon, den ich kenne.

Sie werden mich also auch belohnen? fragte Rosabella, indem sie mit ihrem goldenen Haar ihre Thränen trocknete, und Hudelist mit einem Lächeln anschaute, welches zwischen ihren Purpurlippen zwei Reihen perlenweißer Zähne sichtbar werden ließ. Sie werden mir Ihre Versprechungen erfüllen, mein theurer angebeteter Freund und Herr?

Was versprach ich Dir denn, mein Diavolezza, sagte Hudelist,

indem er seine breite rothe Hand auf ihre weiße Schulter legte, und mit einem Faunenlächeln in Rosabella's liebliches Antlitz schaute.

Sie lehnte ihr Haupt an seine Schulter, und blickte schmachtend zu ihm auf. Sie versprachen mir ein Engagement hier in Wien als Primadonna assoluta des Ballets auf drei Jahre mit verdoppelter Gage, dann einen Brillantschmuck im Werthe von zehntausend Gulden, oder wenn ich es vorzöge, diese Summe in baarem Gelde.

Und was solltest Du für diese glänzenden Versprechungen leisten, meine Diavolezza? Wozu hatte ich Dich von Neapel hierher kommen lassen, Dich nach Tyrol geschickt und Dir alle Mittel und Wege eröffnet, um Dir das Vertrauen und die Liebe des Erzherzogs zu gewinnen? Was solltest Du thun?

Ich sollte den Erzherzog in eine Verschwörung hineinziehen, flüsterte sie leise. Ich sollte ihn bereden, mit den Tyrolern neue Verbindungen anzuknüpfen, die Pläne der vergangenen Jahre wieder aufzunehmen, und Tyrol wieder zum Aufstand anzufeuern.

Und von allen diesen Dingen hast Du leider nichts erreicht, sagte Hudelist mit einem rauhen Lachen. Du hast ihn wohl auf eine kurze Spanne Zeit zu Deinem Liebhaber und Anbeter, aber nicht zu einem Verräther machen können. Er ist rein und unberührt an der Falle vorübergeschlüpft, die wir ihm so künstlich aufgestellt. Du warst wohl eine Armida, aber er war kein Rinald, und Deine Zaubergärten verlockten ihn nicht. Er hat, wie alle Verschwörer, eine feine Nase, und er witterte die Schlingen, die wir ihm gelegt. Mein Gott, es ist erstaunenswerth, daß er so schönen, goldenen Schlingen widerstehen, daß er von solchen Reizen ungerührt bleiben konnte!

Und mit einem cynischen Lachen hob Hudelist das lange blonde Haar Rosabella's an den Spitzen empor und ließ es dann langsam in einzelnen Streifen, wie einen goldenen Regen, wieder niederfallen.

Rosabella schüttelte unwillig ihr Haupt. Beleidigen Sie mich nicht, mein Satyr, sagte sie stolz und mit einem Lächeln zugleich. Er hat mich wohl geliebt, aber die Liebe konnte ihn doch nicht zu einem Verschwörer und Rebellen machen. Sie haben es ja gehört, er will nichts mehr zu thun haben mit der Politik und dem Tyroler Freiheitsschwindel. Er will das Leben genießen, weiter nichts, er hat

der Politik und den Tyrolern auf immer entsagt, und ist in Liebe und Gehorsam seinem geliebten Bruder und Kaiser unterthan!

Und sie glaubt das, die kleine eitle Hexe, lachte Hudelist. Weil sie ihn nicht hat in eine Verschwörung hineinlocken können, meint sie, er habe allen seinen Träumen und Phantastereien und seinen romantischen Freiheitsideen entsagt. Das ist aber ein Irrthum, meine Schöne. Der liebe schlaue Erzherzog betheuerte heute in seinem Gespräch mit Dir zu sehr seine Unschuld, als daß ich an diese Unschuld glauben sollte. Er ist uns nur entschlüpft, weiter nichts. Wir hatten ihn umgarnt, er hat sich aber wie eine kluge Maus durch alle unsere Stricke und Schlingen hindurch gebissen, und lacht uns aus. Nun, wir werden ja sehen, ob er immer seine feine Nase sich bewahren wird. Deine Rolle aber, mein holder Engel, ist ausgespielt.

Das heißt, rief Rosabella, gereizt und heftig aufspringend, das heißt, Sie wollen mir die eingegangenen Verpflichtungen nicht erfüllen? Sie wollen meinen Contract zerreißen? Oh, ich warne Sie, mein Herr, hüten Sie Sich vor einer solchen Missethat, denn ich werde mich rächen. Ich werde zum Erzherzog gehen, und ihm das ganze Gewebe Ihrer Bosheit und Ihrer Intriguen enthüllen, ich werde so laut sprechen, daß ganz Wien, daß der Kaiser selber mich hören soll, ich werde aller Welt entgegen schreien, daß Sie den Erzherzog Johann in's Verderben führen wollten, und damit man mir glaubt, werde ich den Contract vorzeigen, in welchem Sie mir den Diamantenschmuck versprochen, und die doppelte Gage für drei Jahre!

Und Du willst eine Tyrolerin sein, rief Hudelist lachend, Dein Wesen ist in ewiger Gluth, und es grollt und kocht ewig in Dir, als wärst Du selber der Vesuv, zu dessen Füßen Du geboren bist. Aber ich liebe Dich in diesen Gewittergluthen, meine Zauberin, und deshalb vergebe ich Dir Deine Beschuldigungen und Deinen Argwohn. Nein, Du Tyrolerin aus Neapel, nein, ich will Dich nicht betrügen, Du sollst Deine dreidoppelte Gage haben, und den Brillantschmuck oder die zehntausend Gulden noch außerdem. Ich gab Dir mein Wort, und ich werde es halten. Dafür aber, meine Allerschönste, bleibst Du auch für drei Jahre noch in meinem Dienst und verlockest mir Diejenigen, welche ich Dir bezeichnen werde.

Sagen Sie, Herr und Meister, was ich zu thun habe, und ich werde gehorchen, wie eine demüthige Sclavin, sagte Rosabella, sich mit schmeichlerischer Unterwürfigkeit Hudelist nähernd.

Deine Augen sollst Du brauchen, um mir Diejenigen in Deine Netze zu ziehen, die ich mir einfangen will. Nicht Alle sind so klug und so unempfindlich wie dieser kaltherzige Erzherzog Johann, und es giebt hier noch viele fanatische Köpfe, die für die Tyrolerische Freiheit schwärmen. Auch wirst Du bald Deine lieben Freunde in Tyrol wieder besuchen können, und mit ihnen geheime Verbindungen anknüpfen. Irgendwo wird sich doch noch eine Stelle finden lassen, wo wir dem lieben Erzherzog Hannes begegnen und wo meine schöne Löwin ihm eine wirksame Falle aufstellen kann. Vergiß es nie, Rosabella, daß der liebe Erzherzog Hannes es gewagt hat, Deiner Schönheit zu trotzen, und daß Du für dieses Verbrechen Deine Rache nehmen mußt.

Ich werde mich rächen, sagte Rosabella mit zornleuchtenden Augen.

Und ich werde Dir dazu die Mittel und Wege zeigen, Allerschönste, rief Hudelist, indem er Rosabella's glühende Wangen streichelte, und sie näher an sich zog.

---

## IV.

## Das Fest beim Erzherzog Johann.

Die Gäste, welche der Erzherzog Johann zum Einweihungsfest seines Hauses geladen, waren jetzt Alle versammelt, und durchwanderten mit freudiger Bewunderung die schönen geschmackvoll decorirten Säle, die in langer Reihe sich ihnen geöffnet hatten.

Ueberall begegnete man nur heitern Gesichtern, hörte man frohes Lachen, und ungezwungene harmlose Scherze.

Der Zwang der Etikette schien ganz und gar aus diesen Sälen verbannt zu sein; unbefangen und heiter bewegte sich der Erzherzog durch die Reihen seiner Gäste, hier mit freundlichen Lächeln einen

Freund begrüßend, dort einem Neuangekommenen die Hand entgegenstreckend und ihn bewillkommnend, nicht mit der Grandezza eines Fürsten, der durch seine Gegenwart begnadigt, sondern mit der zuvorkommenden Herzlichkeit eines Privatmannes, der durch die Gegenwart seiner Gäste sich beglückt und geehrt fühlt.

Nur Einmal nahm das Antlitz des Erzherzogs einen ernsten und feierlichern Ausdruck an, und mit stolzerer Würde schritt er einem eben angelangenden Gaste entgegen. Dieser Gast aber war der Reichshofrath von Hudelist, der mächtige und gefürchtete Günstling des Kaisers. Bei seinem Eintreten verstummten auf einen Augenblick die heiteren Gespräche, die Gesichter wurden ernst und richteten sich mit einem Ausdruck des Befremdens auf den Reichshofrath hin, der mit seinem süßlichsten Lächeln sich eben tief vor dem Erzherzog verneigte und mit enthusiastischen Worten ihm dankte für die Erlaubniß, ihm seine Huldigung darbringen zu dürfen.

Ich kenne das Interesse, das Sie an mir und meinem neuen Hause nehmen, sagte der Erzherzog mit einem leisen Lächeln, und es war mir daher eine angenehme Pflicht, Sie zu meinem Feste einzuladen. Aber vergessen Sie nicht, mein lieber Herr von Hudelist, daß ich hier nicht der Bruder des Kaisers, der Erzherzog mit allerlei Titeln und Würden, sondern nur ein schlichter Privatmann bin, der ohne alle Förmlichkeiten seine Freunde empfängt, und eben so von ihnen behandelt sein will. Ich denke aber, ich darf Sie zu meinen Freunden zählen, nnd so heiße ich Sie denn in meinem Hause willkommen, und bitte Sie, es Sich bei mir gefallen zu lassen. Es fehlt freilich meinem Feste eine Hauptzierde, es fehlen ihm die schönen Frauen, aber dafür haben wir die neun Musen geladen, und eine ihrer Priesterinnen wenigstens, die schöne Antonie Adamberger, werden wir bei uns sehen. Außerdem aber viele eifrige Jünger und Priester der Musen. Ah, da sehe ich gleich Einige von ihnen, Einige unserer Wiener Poeten, und es scheint, sie bringen mir einige fremde Gäste mit. Erlauben Sie, daß ich zu ihnen gehe, mein lieber Herr von Hudelist! Amüsiren Sie Sich gut!

Hudelist blickte dem Enteilenden mit einem finstern Lächeln nach. Es scheint wirklich, daß er alle seine Pläne aufgegeben hat, und nur

noch ein leichtsinniger Schwärmer und Lebemann sein will, sagte er zu sich selbst. Wenn es eine Maske ist, so muß ich gestehen, daß sie seinem Gesicht so kunstgerecht aufgeklebt ist, daß man sie für unverfälschte Natur halten sollte. Nun, wir werden ja sehen, denn wir werden uns unsere Augen nicht verblenden, unsere Ohren nicht verstopfen lassen mit süßen Schmeichelworten. Ich soll dem Kaiser Bericht erstatten über Alles, was ich hier sehe und höre, und ich werde also, bei Gott, meine Augen und Ohren gebrauchen.

Er wandte sich um, und langsam, mit dem süßlichen Lächeln auf seinem häßlichen Angesicht, die Hände auf dem Rücken gefaltet, ging er durch die Reihe der Säle hin, hier und da stehen bleibend, anscheinend, um irgend ein Gemälde, eine Marmorstatue, oder ein anderes Kunstproduct zu bewundern, in der That aber, um die Gespräche derjenigen zu belauschen, die in den Fensternischen standen, und in eifriger Unterhaltung mit einander begriffen, die Nähe eines Lauschers gar nicht zu ahnen schienen. Aber diese Unterhaltungen waren doch stets von der harmlosesten und unschuldigsten Art, sie betrafen nur immer die Künste und Wissenschaften, die kleinen Begebenheiten des Tages, oder das heutige Fest selber, und nicht den kleinsten Haken boten sie dar, an welchem Herr von Hudelist das Gewebe seiner Verdächtigungen und Ränke hätte anknüpfen können.

Man ist hier wirklich von einer unausstehlichen Unschuld und Harmlosigkeit, murrte Hudelist vor sich hin. Alles lacht und plaudert und scherzt, nirgends begegnet man auch nur einem unzufriedenen Gesicht, oder hört man ein oppositionelles Wort. Es scheint, man lebt hier in der That nur in Liebe, Friede und Freude, und Rosabella hat am Ende doch Recht gehabt: der liebe Erzherzog Hannes conspirirt nicht mehr, er hat die Tyroler ganz und gar vergessen, und ist ein loyaler Unterthan seines Kaisers geworden. Das wird aber meinem Gönner, dem schönen Minister Metternich, durchaus keine angenehme Nachricht sein, und ich denke, es wird eine kleine Wolke über sein sonnenhelles Gesicht hinfliegen, wenn ich ihm meinen Rapport abstatte. Aber ich werde mich wohl hüten, auch dem Kaiser einen solchen Bericht zu geben, denn das würde heißen, die allerhöchste Ungnade zu riskiren. Der gute Franzel muß seinen Herrn Bruder im-

mer für gefährlich halten, das ist für ihn und für mich gut und nützlich und also werde ich versuchen, auch unter den Rosen dieses Festes einige kleine Dornen auszufinden, die ich dem guten Kaiser in's Fleisch bohre. Je mehr es ihm weh thut, desto mehr wird er sich gegen den Erzherzog erbittern, und das ist uns nützlich und fördert unsere Pläne. Ich muß und will meinen Weg machen; wenn dieser liebe Erzherzog mir im Wege steht und meinen Gang aufhalten will, so räume ich ihn bei Seite, oder schreite über ihn fort, das ist ganz in der Ordnung, und mein Gewissen wird mir darüber keine Vorwürfe machen.

Eben näherte sich ihm der Haushofmeister des Erzherzogs, um ihm auf silbernem Plateau einige köstliche Erfrischungen anzubieten, und der Kammerherr des Erzherzogs eilte herbei, um selber das Vergnügen zu haben, den Herrn Reichshofrath in das Billardzimmer zu führen, um eine Partie mit ihm zu spielen, und dann das Vergnügen zu haben, ihm einige Herren vorzustellen, die vor Begierde glühten, den edlen und geistreichen Reichshofrath von Hudelist kennen zu lernen.

Hudelist folgte dem Kammerherrn in das Billardzimmer, aber indem er es that, flüsterte er leise vor sich hin: Ich werde auf meiner Huth sein. Man ist hier zu verbindlich gegen mich, als daß ich an diese Unschuld und Harmlosigkeit glauben könnte. —

Der Erzherzog Johann indeß war zu den Herren hingegangen, welche eben in den Saal eingetreten waren, und in deren Mitte er einige ihm fremde und unbekannte Gestalten gesehen hatte.

Nun, mein lieber Collin, rief er dem einen der Herren entgegen, jetzt, da Sie da sind, bin ich zufrieden. Sie geben meinem Hause die Weihe des Dichters, und ich sage daher zu Ihnen: Gesegnet sei Ihr Eintritt in mein Haus!

Und ich, sagte der Tragödiendichter mit seiner sanften melancholischen Stimme, ich sage: Gesegnet sei der edle Fürst, der hier in diesem Hause den Musen eine Stätte und Zuflucht bereiten will, und zu dem deutsche Poesie und deutsche Kunst sich flüchten darf, wenn man sie anderswo verjagen und verdrängen will.

Ja, rief Johann feurig, ja, ich verspreche es Ihnen, Collin, ich will in meinem Hause wenigstens ein deutscher Mann bleiben, und das französische Wesen und die französische Schönthuerei soll für immer

aus diesen Räumen verbannt sein. Willkommen sei mir jeder deutsche Mann, und jeder deutsche Künstler; in diesem Musiksaal hier soll nur deutsche Musik erklingen, nur die Bilder deutscher Maler sollen meine Wände schmücken, auf meinem kleinen Theater sollen nur deutsche Dramen aufgeführt werden. Deutsch, wie mein Herz, sei auch mein Haus, und alles Fremdländische sei verbannt aus demselben.

Wenn Jeder dächte und fühlte, wie Ew. Hoheit, wie bald würde dann Deutschland zu einer einigen Nation erstarken, rief Heinrich von Collin begeistert. Aber es fehlt dem Deutschen an dem rechten Nationalgefühl, an dem Stolz auf sein eigenstes Wesen und Sein, und er läßt sich lieber von den Fremden beugen und knechten, als daß er sich zusammenfasse zu einiger Kraft und einigem Wollen.

Es wird anders werden, sagte Johann leise und rasch. Thun wir Alle nur dazu nach unserer Kraft, ein Jeder nach seiner Weise. Ich kann nichts thun, als mein Haus den deutschen Männern und der deutschen Kunst offen halten, Sie aber, Collin, Sie sind ein deutscher Dichter, und Deutschland hört auf Ihre Stimme. Sie müssen Deutschland erziehen zum rechten Nationalstolz, Sie müssen mit begeistertem Wort und Sang die Deutschen aufrütteln aus ihrem Schlaf, und lehren das Volk, an seine eigene Freiheit und seine eigene Stärke zu glauben.

Ich, mein Fürst? fragte Collin wehmüthig. Ich werde meine Stimme nicht mehr hoch erheben können, und mein Wort wird im Grabe verhallen. Da drinnen in meiner Brust, da wühlt der Tod, und ich bin ihm verfallen. Oh, kein Wort des Trostes, Hoheit! Ich sterbe gern, denn ich habe genug gesehen von der Kleinheit und Erbärmlichkeit der Menschen, genug von der Schmach und der Erniedrigung Deutschlands.

Eben darum müssen Sie leben, Collin, um endlich auch die Erhebung und Wiedergeburt Deutschlands zu sehen, sagte Johann eifrig.

Herr von Collin schüttelte traurig lächelnd sein Haupt. Ich glaube nicht mehr an Wunder, sagte er, und überdies, ich bin ein Trauerspieldichter, und habe daher keinen freudigen Sinn mehr, um an heitere Schicksalswendungen zu glauben. Das Trauerspiel meines Lebens steht in seinem fünften Act, und es muß daher mit dem

Tode enden.*) Ich werde Deutschlands Erhebung nicht mehr sehen, und ihm keine Lieder singen. Aber ich führe Ihnen einen jungen Dichter zu, der statt meiner in jenen glücklichen Tagen der Zukunft seine Leier erheben und den Deutschen das Triumphlied ihrer Freiheit singen soll. Hoheit, hier ist der junge Dichter, Theodor Körner, ein Jüngling voll Liebe und Begeisterung für Deutschland und für Deutschlands edle Männer, also auch für unsern edlen Erzherzog Johann.

Willkommen Theodor Körner, rief der Erzherzog, dem jungen Mann seine Hand darreichend. Willkommen hier in Wien, willkommen bei mir, dem Sie kein Fremder sind, sondern der Sie kennt aus Ihren schönen Liedern. Hab' Ihr Gedicht auf die Schlacht von Aspern erst gestern gelesen, und mich dran gefreut. Sie haben ein deutsches Dichterherz, das noch an Ideale und deren Verwirklichung glaubt. Aber was wollten Sie mit dieser deutschen Begeisterung und diesem deutschen Dichtersinn hier in Wien? Was suchen Sie hier in Wien?

Das Glück, Hoheit, sagte Theodor Körner feurig. Ja, das Glück suche ich hier in Wien, und indem ich Eure Hoheit anschaue, habe ich es schon gefunden.

Still, still, keine Schmeicheleien, rief Johann ernst. Ich bin ein armer, enttäuschter Mann, der in seinem Leben wenig von dem Lächeln der Göttin Fortuna gesehen hat. Sie ist eine arge Kokette, die Fortuna, und ich glaube, ich bin ihr niemals hübsch genug gewesen, deshalb hat Sie mir niemals Avancen gemacht. Sie aber, junger Mann, Sie sind schön, jung und feurig, Sie sind außerdem ein Dichter, und ich prophezeihe Ihnen daher, daß Sie der Günstling der Dame Fortuna sein werden. Was erwarten Sie aber von ihr, junger Mann?

Liebe, Ehre, Ruhm und Freiheit, rief Theodor Körner mit begeistertem Ausdruck. Ich bin ausgegangen, diese vier höchsten Lebensgüter zu erobern, und ich will für sie kämpfen und nach ihnen ringen mit meinem Leben und mit meinem Blut.

Liebe, Ehre, Ruhm und Freiheit, wiederholte Johann sinnend. Sie haben sich leuchtende Ziele gesteckt, und ich beneide Sie um Ihren

---

*) Heinrich von Collin starb im Sommer des Jahres 1811.

Muth. Liebe zu gewinnen, wird Ihnen nicht schwer werden, denn die Herzen der Frauen und Wienerinnen zumal, werden Ihrem schönen Gesicht und Ihren leuchtenden Augen entgegenflattern. Ehre und Ruhm wird der Dichter sich selber gewinnen. Aber die Freiheit? Wo wollen Sie sich denn die Freiheit erobern, junger Mann? Die Freiheit ist doch, wie mich dünkt, eine entthronte Göttin, welche man als Verbrecherin gefangen hält, die man in Ketten und Banden geschlagen, und sie Giftmischerin und Mörderin genannt hat.

So muß man sie erlösen, Hoheit, und die Göttin wieder auf den Thron erheben, der ihr gebührt!

Womit, junger Mann? Mit Liedern und Gedichten, mit schönen Phrasen wird die deutsche Freiheit nicht erlöst.

Nein, aber mit dem deutschen Schwert, rief Körner begeistert. Das deutsche Schwert muß die gefangene Göttin erlösen, das deutsche Volk muß ihr den Altar errichten, auf dem sie wieder thronen soll in himmlischer Schönheit und Majestät. Wohl haben Ew. Hoheit Recht, mit Liedern und Gedichten und schönen Phrasen wird die gefangene Freiheit nicht erlöst, aber sie sind der Schleifstein, auf dem man das Schwert schärft zur Schlacht, sie sind der feurige Trank, der das Blut erglühen macht, und die Seele mit Feuer erfüllt. Jetzt singen wir noch von der Freiheit, und preisen sie mit begeistertem Lied. Aber wenn die rechte Stunde gekommen ist, so werfen wir die Leier fort, und greifen zum Schwert, daß es erfülle, was das Wort verheißen.

Oh, diese Stunde wird niemals kommen, sagte Johann achselzukkend. Behalten Sie Ihre Leier und singen Sie! Es ist das Beste, was man in dieser Welt thun kann. Singen Sie! Es ist das Vorrecht des Dichters, daß er singen kann, wo Andere nur hinsiechen und sterben können in stummem Schmerz.

Hoheit, es ist das Vorrecht des Dichters, daß er die Zukunft schaut, und in prophetischem Geist das Kommende sieht, rief Körner feurig. Und ich sehe eine Zukunft, in welcher Glück und Friede und Freiheit wieder in Deutschland heimisch sind, eine Zukunft, in welcher die deutschen Männer sich siegesjubelnd aus ihrer Erniedrigung erheben, und zum Schwert greifen, um sich selbst das höchste der Erden-

güter, die Freiheit, wieder zu erobern. An dem Tage aber, wo Deutschland aufsteht, werde ich nicht mehr singen, sondern kämpfen.

Heute aber ist dieser Tag noch nicht da, und wir sind nicht hier versammelt, um zu kämpfen und zu drohen, sondern um den Musen zu huldigen, und frohen Herzens zu sein. Nun also, Sie Liebling der Musen, lassen Sie uns eine Probe Ihrer Kunst hören, greifen Sie in Ihre Leier und singen Sie uns etwas! Wollen Sie?

Ew. Hoheit haben es befohlen, und also gehorche ich, sagte Körner, sich lächelnd verneigend. Wollen Ew. Hoheit mir ein Thema geben, das ich besingen soll?

Der Erzherzog nickte lächelnd mit dem Haupt.

Ja, sagte er, ich will Ihnen ein Thema geben. Aber warten wir, bis meine Gäste benachrichtigt sind von dem Genuß, der ihnen bevorsteht, und Alle hierher gekommen sind. Herr von Trautmannsdorf, verkünden Sie es doch in den Sälen, daß Theodor Körner uns eine Probe seiner schönen Kunst geben will!

Der Adjutant des Erzherzogs flog von dannen, und bald verstummte das Geräusch in den Sälen. Man sang und musicirte nicht mehr, man unterbrach sein Lachen und Plaudern, und Jeder eilte nach dem großen Empfangssaal hin, indem man einander zuflüsterte: Theodor Körner ist hier! Er will uns eine Improvisation hören lassen, zu welcher der Erzherzog ihm das Thema geben wird.

Der ganze Saal war jetzt gefüllt mit Zuhörern, Jedermann schaute theilnahmsvoll und neugierig auf diesen jungen Mann hin, der da neben dem Erzherzog in der Mitte des Saals stand, und dessen schönes edles Angesicht von Begeisterung und Energie strahlte, dessen tiefe dunkelblaue Augen mit flammender Gluth umherschaueten.

Nun, mein edler junger Dichter, sagte Johann sich leicht verneigend, entfalten Sie die Schwingen Ihrer Begeisterung. Und da Sie ein so enthusiastischer Schwärmer für Deutschland sind, so dichten Sie uns doch ein Lied über unser gemeinsames Vaterland!

Theodor Körner blickte sinnend einige Minuten vor sich hin, dann hob er den flammenden Blick empor und mit lauter volltönender Stimme, unter dem athemlosen Schweigen der ganzen Versammlung, recitirte er folgende Verse:

Wo ist des Sängers Vaterland?
Wo edler Geister Funken sprühten,
Wo Kränze für das Schöne blühten,
Wo starke Herzen freudig glühten
Für alles Heilige entbrannt! —
Da war mein Vaterland!

Wie heißt des Sängers Vaterland?
Jetzt über seiner Söhne Leichen,
Jetzt weint es unter fremden Streichen;
Sonst hieß es nur das Land der Eichen
Das freie Land, das deutsche Land!
So hieß mein Vaterland!

Was weint des Sängers Vaterland?
Daß vor des Wüthrichs Ungewittern
Die Fürsten seiner Völker zittern,
Daß ihre heil'gen Worte splittern,
Und daß sein Ruf kein Hören fand.
Drum weint mein Vaterland!

Wem ruft des Sängers Vaterland?
Es ruft nach den verstummten Göttern;
Mit der Verzweiflung Donnerwettern,
Nach seiner Freiheit, seinen Rettern,
Nach der Vergeltung Rächerhand.
Dem ruft mein Vaterland!

Was will des Sängers Vaterland?
Die Knechte will es niederschlagen,
Den Wüthrich aus den Grenzen jagen
Und frei die freien Söhne tragen
Oder frei sie betten unterm Sand.
Das will mein Vaterland!

Und hofft des Sängers Vaterland?
Es hofft, auf die gerechte Sache,
Hofft, daß sein treues Volk erwache,
Hofft auf des großen Gottes Rache,
Und hat den Rächer nicht verkannt.
Drauf hofft mein Vaterland! *)

---

*) Siehe: Theodor Körner's sämmtliche Werke. Herausgegeben von Karl Streckfuß. S. 11.

Lauter begeisterter Jubel durchhallte den Saal, als Theodor Körner sein Gedicht geendet, Jedermann fühlte sich entzückt, hingerissen von diesen Versen, die einen Wiederhall fanden in Aller Herzen, und mit kühnen Worten das aussprachen, was schweigsam und verborgen in jeder Brust geruht.

Erzherzog Johann, in diesem Moment der Begeisterung seiner Vorsicht und Besonnenheit vergessend, reichte dem Dichter seine beiden Hände dar, und dankte ihm mit innigen Worten für sein schönes Lied, und nun drängte sich Jeder hinzu, um den Dichter zu begrüßen, ihm seine Bewunderung, seine Sympathie auszudrücken.

Gott sei Dank, da haben wir doch endlich einige Dornen für unsern lieben Kaiser gefunden, sagte Hudelist mit schadenfrohem Lächeln zu sich selber. Dieser deutsche Patriotismus, der hier im Palais des lieben Hannes ein Asyl gefunden, wird dem Kaiser ein wirklicher Dorn im Auge sein, und die Liebe, die er zu seinem Bruder hegt, nicht gerade erhöhen. Wenn der Erzherzog auch nicht geradezu ein Verschwörer ist, so ist er doch ein deutscher Patriot, und das ist beinahe ebenso viel! Ach, ach, morgen früh soll der Kaiser meinen Rapport auf seiner Tablette, neben der Chocolade finden und ich denke, das wird ihm ein wenig den Appetit benehmen. Was ist es doch für ein lustiges Ding um die lieben, dummen Menschen! Haspeln sich ab in Begeisterungsphrasen für ein freies Deutschland, das niemals existirt hat, und niemals existiren wird. Schelten den Kaiser Napoleon einen Wüthrich und Tyrannen, der die edlen Deutschen zu Sclaven machen will, und bedenken nicht, daß er nur der Substitut ihrer eigenen Fürsten ist, und sie nur ein wenig abgelöst hat im Tyrannisiren und Despotisiren! Jammervolle Phrasenhelden, diese Deutschen, und niemals werden sie ein anderes Heldenthum beanspruchen! Aber still, wohin drängt sich denn jetzt die Gesellschaft mit so geschäftiger Eilfertigkeit? Warum verläßt der Erzherzog den Saal? Ach, er giebt ein Zeichen ihm zu folgen. Gut, folgen wir ihm also, und forschen wir wieder nach einigen pikanten Neuigkeiten für unsern Rapport.

Und indem er seine goldene, mit Brillanten reichbesetzte Dose hervorzog, nahm Herr von Hudelist eine Prise und folgte dann langsam und lächelnd der Gesellschaft, die sich jetzt in den Theatersaal begeben hatte,

um das kleine Drama anzuschauen, das Herr von Hormayr für dieses Einweihungsfest gedichtet hatte, und in welchem die ersten Schauspieler Wiens mitwirkten.

Aber Herr von Hudelist hatte heute Abend wenig Glück, und seinen angestrengtesten Bemühungen wollte es nicht gelingen in dem kleinen Theaterstück einige neue „Dornen" für den Kaiser aufzufinden. Es war in der That nichts als ein Gelegenheitsgedicht mit allerliebsten und heitern Scenen, und historischen Erinnerungen, und ganz geeignet, der jungen schönen Schauspielerin Antonie Adamberger Gelegenheit zu geben, all ihre Kunst, und ihren Liebreiz zu entfalten.

Während Herr von Hudelist, verdrießlich und geärgert, seine goldene Dose durch seine Finger drehte, stand Theodor Körner an eine Säule nahe der Bühne gelehnt und schaute mit glänzenden Blicken hinüber zu dieser lieblichen Erscheinung, zu dieser jungen Künstlerin, deren Antlitz so voll Unschuld und Reinheit, deren Stimme so voll Liebreiz und Musik. Er achtete nicht auf die Worte, die sie sprach, er hörte nur auf ihre Stimme, er sah nur sie, die holde Künstlerin, und sein Anlitz leuchtete auf in Freude und Entzücken, und ein glückseliges Lächeln umspielte seine Lippen. Sie aber, die schöne Antonie Adamberger, sie fühlte die brennenden Blicke dieses jungen unbekannten Mannes, und eine wunderbare Befangenheit erfaßte ihr ganzes Wesen. Sie erröthete unter ihrer Schminke und sprach mit bebender, zitternder Stimme.

Das Publikum folgte dem Beispiel des Erzherzogs und applaudirte laut, denn dieses Erröthen und Zittern des jungen Mädchens paßte so ganz in die Rolle der Künstlerin, und man nahm die Natur für die Kunst, die Wahrheit für künstlerisches Spiel. —

Antonie Adamberger aber, indem sie sich verneigte, warf einen schüchternen Blick hinüber nach dem jungen Fremden, dem sie eben diesen Triumph und diesen Beifall zu danken hatte. Seine glühenden Augen ruhten noch immer auf ihr, und begegneten jetzt den ihrigen in einem langen innigen Anschauen. Dann strahlte ein Lächeln von den beiden jugendlichen schönen Gesichtern, und unwillkürlich neigten sie ihre Häupter, als wollten sie einander grüßen und

willkommen heißen in dieser neuen wunderbaren Welt, die sich ihnen aufgethan.

Das Stück nahm seinen Fortgang, und nie hatte Antonie Adamberger mit solcher Gluth, solchem Feuer gespielt, wie an diesem Abend, nie hatte sie ein junges schüchternes, in Liebe erglühendes Mädchen mit mehr Wahrheit und Natürlichkeit gespielt.

Jetzt unter dem lauten Beifall des Publikums, mit einer geschickt angebrachten Huldigung für den Kaiser Franz, fiel der Vorhang.

Erzherzog Johann erhob sich, und gleichsam begeistert von diesem Moment rief er laut und freudig: Hoch lebe unser Kaiser Franz!

Hoch lebe unser Kaiser Franz! tönte es von Aller Lippen, nur Hudelist schwieg, und murrte leise vor sich hin: Das verdirbt mir den ganzen Spaß und macht alle meine Dornen stumpf und welk. Es ist eine offenbare Hinterlist von dem Erzherzog Johann, solchen Enthusiasmus für seinen Bruder zu heucheln. Der Kaiser ist im Stande und läßt sich davon bethören, und versöhnt sich mit seinem Bruder. Das wäre aber sehr schlimm, und alle unsere Pläne würden daran scheitern, denn wenn Johann das Ohr des Kaisers für sich hat, so ist es zu Ende mit unserer Ruhe und unserm Frieden, und wir werden Krieg mit Frankreich haben, ungeachtet der Bonaparte unser kaiserlicher Schwiegersohn ist.

Und gleichsam, als habe man es darauf abgesehen, Herrn von Hudelist zu ärgern und zu ängstigen, stimmte das Orchester jetzt die Nationalhymne an, und in voller, schöner Harmonie sangen die Gäste des Erzherzogs: „Gott erhalte Franz, den Kaiser, unsern guten Kaiser Franz."

Während aber Alle sangen, legte Theodor Körner seine Hand auf Collins Schulter, und unterbrach ihn mitten in seinem patriotischen Gesang.

Ich bitte Sie um einen Liebesdienst, sagte er leise und rasch.

Das heißt, Sie wollen mir den Liebesdienst erzeigen, Ihnen gefällig sein zu können, sagte Dichter Collin freundlich. Sprechen Sie, mein guter Freund, was ist es? Womit kann ich Ihnen dienen?

Stellen Sie mich der Adamberger vor, heute Abend noch!

Ach, mein Freund, rief Collin lächelnd, Sie fordern da beinah

das Unmögliche! Die schöne Antonie Adamberger nimmt niemals Herrenbesuche an, und wird von ihrer Tante so eifrig bewacht, als wäre sie ein Schatz, vor dem der Drache die Wache hält. Niemand spricht mit der Nichte, der nicht die Zauberformel kennt, um den Tugendzorn der Tante zu beschwichtigen, und diese Zauberformel ist noch von Niemand gefunden worden.

Ich werde sie finden, sagte Theodor Körner. Die Liebe wird mich dazu begeistern.

Ach, Sie lieben also die junge Künstlerin, ohne sie zu kennen, ohne sie jemals früher gesehen zu haben? fragte Collin lachend.

Ich habe sie heute gesehen, und ihre Seele und ihr Herz steht auf ihrem Antlitz, rief Körner begeistert. Ich kenne sie nicht, aber ich habe sie erkannt, und darum liebe ich sie. Ja, lachen Sie nicht, ich liebe sie, und ich sage Ihnen, Antonie Adamberger wird mein Weib werden, denn meine Liebe wird alle Schwierigkeiten überwinden, und sich die Geliebte erobern.

Sie wollen sie heirathen? Hören Sie, vielleicht haben Sie da die Zauberformel gefunden, mit der man die Tante Tugenddrachen zähmt. Sehr Viele haben wohl schon der schönen Adamberger gehuldigt, aber vielleicht hat noch keiner sie heirathen wollen, und den bloßen Anbetern hat die Tante die Thür verschlossen. Vielleicht öffnen sich vor Ihrer Zauberformel die Thüren, und die Tante läßt Sie ein. Kommen Sie, ich kenne die Tante, und sie ist mir ziemlich gewogen, denn ich bin ein armer, dem Tode verfallener Mann, von dem sie nichts zu fürchten hat. Ich führe Sie zu ihr, ich werde ihr sagen: „Dieser junge Mann wird einst der Stolz und die Zierde Deutschlands sein! Er wird sich unsterblichen Dichterruhm erwerben. Er liebt Ihre Nichte, und seine Liebe ist so ernst und tugendhaft, daß er sogleich an's Heirathen denkt, und durch mich bei Ihnen um die Hand Ihrer Nichte wirbt. Sagen Sie davon aber nichts Ihrer schönen Antonie. Gönnen Sie dem jungen Manne Zeit, sich das Herz seiner Geliebten zu erobern, und wenn er's erobert hat, dann wollen wir die jungen Leute zum Altar geleiten." — Nun, was sagen Sie, junger Freund, soll ich Sie auf diese Weise der Tante vorstellen?

Thun Sie's immerhin, nur lassen Sie mich dies holde Wesen

kennen lernen, dessen Anschauen alle meine Sehnsuchtsträume verwirklicht hat. Kommen Sie, theurer Freund, haben Sie ein wenig Mitleid mit meinem armen Herzen!

Sie wollen es, gut denn, kommen Sie! Wir gehen zur Tante, und versuchen unsere Zauberformel!

Lachend bot Herr von Collin dem jungen feurigen Dichter den Arm, und führte ihn durch die kleine Seitenthür des Theatersaals auf die Bühne, die durch den Vorhang bereits dem Publikum geschlossen war.

Antonie Adamberger hatte sich schon in die Garderobe zurückgezogen, um ihr Theater-Costüm abzulegen. Vor ihrer Thür aber stand die gute würdige Tante „der Tugenddrache." Herr von Collin näherte sich ihr und sprach angelegentlich mit ihr. Und er mußte wohl die richtige Zauberformel gefunden haben, denn die Tante lächelte, und hieß alsdann den jungen Dichter Theodor Körner mit einer Freundlichkeit und Herzlichkeit willkommen, wie sie es nur einem Fürsten und Grafen, oder irgend einem reichen und vornehmen Herrn gethan. —

Das Fest indeß nahm seinen Fortgang in immer höher aufsteigendem Frohsinn. Jedermann fühlte sich angeregt, unterhalten und amüsirt, und der Erzherzog war Allen der liebenswürdigste und zuvorkommendste Wirth, und schien Allen die freundliche und glückliche Stimmung mitzutheilen, die von seinem eigenen Antlitz strahlte.

Jetzt, da die Nacht herein gebrochen, leuchtete der Garten im flimmernden Glanz von tausend und aber tausend Kerzen, und durch die Thüren des großen Buffetsaals strömte die heitere Gesellschaft hinunter in den Garten, um sich in den erleuchteten Gängen zu ergehen, oder in die schattigen Seitenalleen sich zu traulichen Gesprächen zurückzuziehen. Wieder Andere von der Gesellschaft waren in den Sälen zurückgeblieben, um entweder den Virtuosen zuzuhören, welche sich im Musiksaal hören ließen, oder im Spielsaal sich am Billard zu amüsiren, sich die Mappen mit Kupferstichen zu betrachten, oder auch im Gesellschaftssaal der schönen Antonie Adamberger zuzuhören, welche unter dem entzückten Anschauen des Dichters einige Gedichte Theodor Körner's declamirte.

In der Thür dieses Saals stand eben der Erzherzog Johann neben dem Grafen von Hardenberg im heitern und harmlosen Gespräch über die kleinen Tagesbegebenheiten des Wiener Lebens, als der Haushofmeister sich dem Erzherzog näherte.

Nun, fragte Johann leise und rasch, was macht der Herr von Hudelist?

Hoheit, er befindet sich mit einigen Herren im kleinen Spielzimmer beim Ecarté; sie spielen sehr hoch und Herr von Hudelist gewinnt. Außerdem findet er den Tokayer, den ich nebst der Gänseleberpastete auf einem kleinen Tisch neben seinem Sitz aufgestellt, ganz vortrefflich, und hat mich schon zwei Mal deshalb belobt.

Ich sehe, Sie haben Ihre Sache vortrefflich gemacht, sagte Johann lächelnd. Jetzt, da Herr von Hudelist versorgt, und alle meine Gäste hier und dort beschäftigt und zerstreut sind, jetzt darf ich mich wohl ein wenig zurückziehen und ausruhen. Sie haben doch den Pavillon am Ende des Gartens nicht vergessen?

Nein, Hoheit. Ich habe ihn dem Befehl gemäß ganz umgeben lassen mit Buschwerk und abgehauenen Tannen. Der Weg dahin ist ebenfalls unter Buschwerk und Blumenestraden versteckt, und zum Ueberfluß noch durch eine Barrière dem Publikum versperrt. Niemand kann auch nur ahnen, daß unter all diesem Gesträuch und Buschwerk sich noch ein Pavillon befindet, und ich habe die Fenster so dicht verhangen, daß das Licht nicht durch sie hindurch scheinen kann.

Und die kleine Gartenthür dicht neben dem kleinen Pavillon, die nach dem freien Feld hinausführt, ist geöffnet?

Sie ist geöffnet, und Ew. Hoheit Büchsenspanner, der Seppel Steiner, hält neben derselben Wache.

Es ist Alles gut, ich danke Ihnen, sagte Johann freundlich. Sorgen Sie jetzt nur noch, daß Herr von Hudelist immer gewinnt, und der Tokayer immer seinen Beifall hat; sorgen Sie ferner, daß meine Gäste sich amüsiren, und daß das Feuerwerk recht glänzend ist, und recht lange dauert. Ich ziehe mich zurück. Wenn man nach mir fragt, so sagen Sie denen, welche in den Sälen sind, ich sei im Garten und promenire, und denen, welche im Garten sind, ich sei im Hause in irgend einem der Säle. Wenn das Feuerwerk beendigt ist,

und meine Gäste sich zurückziehen wollen, sagen Sie, ich habe mich in meine Gemächer begeben, um Niemand zu geniren, und Jedem die Freiheit zu lassen, daß er bleibe, oder gehe, wie es ihm beliebe. — Nun kommen Sie, lieber Graf! Gehen wir hinunter in den Garten. Ich werde Ihr Wegweiser nach dem Pavillon sein! —

---

## V.

## Die Verschworenen.

Eine Viertelstunde später hatte der Erzherzog mit seinem Begleiter, dem Grafen Hardenberg, den dunkel und unbemerkt seitab im Gebüsch liegenden Pavillon erreicht. Tiefe Stille und Einsamkeit umgab sie hier, und einsam, still und dunkel stand der Pavillon mit seinen verhangenen Fenstern da. Nur allmählig, wenn sich das von der Helle des erleuchteten Gartens geblendete Auge an diese plötzliche Dunkelheit gewöhnt hatte, entdeckte man die Thür, welche in den Pavillon führte, und neben der Thür die hohe kräftige Mannesgestalt, welche vor derselben Wache hielt. Der Erzherzog näherte sich ihm und legte ihm die Hand auf die Schulter.

Sepperl, flüsterte er leise, sind meine Freunde schon gekommen?

Ja, Hoheit, sagte Joseph Steiner leise. Der Graf Nugent ist schon da, und hat noch einen andern Herrn, den ich nicht kenne, mitgebracht. Dann ist der Graf Wallmoden mit einem fremden Herrn gekommen.

Dann sind Alle, welche ich erwartete, bereits hier, sagte der Erzherzog. Du läßt also Niemand mehr ein, und bewachst den Pavillon, daß Niemand sich heranschleichen und uns behorchen kann.

Ich werde Wache halten, sagte Steiner, die Hand an sein Gewehr legend, Niemand wird Ew. Hoheit hier belauschen.

Der Erzherzog nickte, und geräuschlos die Thür öffnend, trat er, gefolgt von Hardenberg, in den Pavillon ein. Dieselbe Stille, welche

ihn außen umgab, herrschte auch hier in dem innern Raum des Pavillons. Eine kleine Lampe beleuchtete trübe und spärlich den Flur und die schmale Treppe, welche in das obere Stockwerk hinaufführte. Am Ende dieser Treppe, welche der Erzherzog mit seinem Begleiter jetzt hastig und schweigend hinaufschritt, befand man sich wieder auf einem kleinen matt erleuchteten Vorplatz, von welchem aus eine Thür in das Gemach führte, welches den ganzen obern Theil des Pavillons ausfüllte.

Erzherzog Johann klopfte jetzt drei Mal in gleichmäßigen Pausen an diese Thür und rief: Arthur und Brutus!

Seid willkommen! rief eine Stimme von innen, und die Thür that sich auf.

Neben der Thür, im Innern des Gemachs, stand Graf Nugent und begrüßte den Erzherzog mit einem glücklichen Lächeln.

Ew. Hoheit haben also wirklich Mittel und Wege gefunden, Ihren Gästen sich zu entziehen? fragte er. Wir hatten schon alle Hoffnung aufgegeben!

Alle Hoffnung aufgegeben, und ich habe doch dies Fest nur veranstaltet, um unter dem Schutz desselben meine Freunde unbemerkt empfangen zu können! rief der Erzherzog Johann lächelnd. Willkommen also, Nugent, willkommen hier in Wien, mein tapferer, weltfahrender Ritter. Willkommen, Graf Wallmoden und Herr Herzog von Accerenza.

Ich bitte, Hoheit, wollen Sie auch diesen Herrn willkommen heißen, sagte Graf Nugent, den Einzigen der Anwesenden, welchen der Erzherzog nicht mit seinem Namen begrüßt hatte, ihm vorstellend. Es ist Herr King, ein Freund und Vertrauter des britischen Ministeriums und von demselben mir mitgegeben, daß ich ihn hier als Unterhändler und Vermittler Eurer Hoheit vorstelle.

So heiße ich denn auch Sie willkommen, Herr King, sagte Johann, freundlich mit dem Kopfe nickend, und möge Ihre Sendung den scharfen Spüraugen unserer Polizei und der ängstlichen Sorgfalt des Herrn von Metternich ein Geheimniß bleiben.

Ich bin hierher gekommen, als der Agent eines großen Banquierhauses aus Amsterdam, und mein Paß weist mich als unverdächtig

aus, sagte der Engländer in geläufigem Deutsch. Ich habe außerdem unverdächtige Empfehlungsbriefe aus Berlin und Paris sogar, und Niemand wird, so hoffe ich, hinter dem Wechselagenten und Börsenspekulanten den Abgeordneten des englischen Ministeriums wittern.

Und nun, meine Freunde, laßt uns die Stunde benutzen, rief Johann lebhaft. Wir sind zusammen gekommen, um Mittheilungen zu empfangen und zu geben. Sprecht also, ich bin da, um zu hören und Eure Rathschläge zu empfangen. Nehmen wir Alle unsere Plätze hier um den Tisch ein, und mögen die weltfahrenden Ritter der Freiheit uns Kunde geben von Europa und zunächst von Deutschland. Sie zuerst, mein edler und tapferer Graf Nugent, berichten Sie uns von Ihrer Weltfahrt, sagen Sie uns, woher Sie kommen.

Ich komme aus London, Hoheit, und war vorher in Triest, Malta und Cadix, nachher in Berlin und Kolberg, sagte Nugent ernst. Ueberall habe ich Verbindungen angeknüpft, Freunde gewonnen, Freunde für das große Werk der Weltbefreiung. Es gährt überall, die Völker alle sind voll Ingrimm und Haß, und sehnen sich nach der Stunde der Erhebung. In Illyrien und Istrien, an der ganzen Küste des Adriatischen Meeres herrscht die größte Gährung und meine Freunde und Vertrauten, der edle Bischof Verhovasz an ihrer Spitze, schüren das unterirdische Feuer mit eifrigen Händen und machen den Haß gegen die französischen kleinen Tyrannen immer höher auflodern. Illyrien und Istrien, Kärnthen und Krain sind wie ein einziger großer Pulverheerd, es bedarf nur noch eines einzigen heißen Wortes, um das Pulver zu entzünden und die Flammen des Hasses auflodern zu machen. Alles wartet und hofft dort auf den geliebten und ersehnten Fürsten, daß er komme, mit kühner Hand das Schwert emporschwinge und Besitz ergreife von dem Land und Volk, das freudig bereit ist, ihm als seinem geliebten Herrn sich zu unterwerfen. Ganz Illyrien und Istrien hofft, gleich Tyrol, auf den Befreier, den Erzherzog Johann. Ich bringe Ew. Hoheit die Grüße eines edlen, tapferen, nach Freiheit und Erlösung dürstenden Volksstammes, der Ew. Hoheit anfleht, seine Liebe und seine Unterwürfigkeit anzunehmen, und in seine Mitte zu kommen, um es zu befreien und seine Huldigung entgegen zu nehmen.

Davon sprechen wir nachher, sagte Johann lächelnd. Jetzt berichten Sie weiter! Sie waren in Cadix, Sie haben Wellington gesprochen und die tapfern Generäle der spanischen Armee?

Ja, ich habe sie gesprochen, und ich habe von Wellington das sichere Versprechen, daß England seinen Kampf auf der spanischen Halbinsel mit ungeschwächten Mitteln fortsetzen wird, so lange ihm noch ein Soldat und eine Guinee zur Verfügung bleibt. Ich weiß von den spanischen Generälen, daß ganz Spanien jetzt einer einzigen großen Festung gleicht, welche bereit ist, bis zum letzten Tropfen Blut zu kämpfen, und sich niemals und unter keiner Bedingung dem Feinde unterwerfen wird, sondern mit allen Waffen der List, der Rache, des Hasses und des Heldenmuthes fort und fort kämpfen wird. Nicht blos jeder Mann, sondern auch jedes Weib, jede Jungfrau, jedes Kind und jeder Greis sind jetzt Soldaten und Kämpfer der großen spanischen Armee, welche für die Freiheit Spaniens und für die gefangene Königsfamilie sich erhebt. Napoleon wird Spanien nicht erobern, es sei denn, daß er das Land in eine Wüste verwandelt, in der er den letzten Spanier und die letzte Spanierin begraben hat.

Gesegnet sei Gott, daß es noch ein Land und ein Volk giebt, welches dem Tyrannen zu opponiren wagt, und nicht die schweigende Duldung und Ergebung als eine unumgängliche Nothwendigkeit betrachtet, rief der Erzherzog tiefbewegt. Gott wird die heldenmüthigen Spanier nicht untergehen lassen. Er wird sie zu einer Leuchte machen, welche allen Völkern Europa's entgegenstrahlt, und ihnen die Wege zeigt, welche sie wandeln müssen!

Davon sind auch die Minister Englands, davon ist auch der edle Prinz Regent überzeugt, fuhr Graf Nugent fort. Das englische Ministerium ist bereit, alle Mittel in Bewegung zu setzen, um Europa zu unterstützen im Kampf gegen Frankreich. England bietet allen Völkern, welche bereit sind zum Kampfe gegen Napoleon, Geld, Waffen und Soldaten an. Ganze Schiffe voll Waffen, voll Pulver und Munition harren nur eines Rufes, um den Hafen von London zu verlassen und dahin zu steuern, wo man ihrer bedarf. England bietet den Völkern Waffen, den Fürsten Subsidien. Es will besonders das unglückliche Preußen und das arme geknechtete und so oft hinter-

gangene Tyrol mit wirksamer Hülfe unterstützen. Bereits ist es ihm gelungen, eine ganze Ladung Waffen über Spanien und Sardinien nach der Schweiz zu bringen, um sie von dort, sobald es möglich und nothwendig ist, nach Tyrol zu befördern. Auch Gelder stellt es für Tyrol zur Verfügung, und hat mit Sardinien einen Vertrag abgeschlossen, daß dies den Tyrolern sofort ein Hülfscorps sende, wenn Tyrol sich erhebt, wenn die rechte Stunde gekommen und ihr ersehnter Befreier in ihrer Mitte ist.

Und was will England für Preußen thun? fragte Johann. Glaubt es denn, daß Preußen etwas für sich thun lassen will?

Ja, mein Fürst, England glaubt das, oder vielmehr, es weiß das. Preußen ist nicht mehr das gebeugte, muthlose, bezwungene und verzagte Land und Volk, das es nach den unglücklichen Schlachten von Jena und Auerstedt gewesen. Edle, entschlossene und unverzagte Männer haben dort in Geheimniß und Stille rastlos gearbeitet an dem großen Werk der Erneuerung und Erhebung. Sie haben sich mit den Gleichgesinnten aus allen Theilen Preußens vereinigt zu geheimen Bündnissen, deren Aufgabe es war, überall in dem preußischen Volk den Muth, die Hoffung und das Selbstvertrauen zu heben, den Haß zu schüren und das Gefühl der Schmach, unter welcher Preußen darniederlag, bis zum glühendsten Durst nach Rache zu erregen. Scharnhorst, Gneisenau, Blücher und Hardenberg haben in rastloser Thätigkeit, in begeistertem Eifer gearbeitet an der Wiedergeburt Preußens. Sie haben das Heer und die Heeresverfassung reorganisirt, die Festungen wieder in Kriegsbereitschaft gesetzt, die Finanzen so geordnet, daß es Preußen im Moment des Handelns weder an Geld, noch an Soldaten fehlt, sondern daß man bei dem ersten Aufruf ein Heer von hundertundzwanzigtausend Mann in Bereitschaft hat.

Und der König ist mit all diesem einverstanden?

Der König ist immer noch schwankend und unentschlossen, aber in der Stunde der Entscheidung wird sein redlicher Sinn, sein Haß gegen Napoleon und seine aufrichtige Sympathie für den Kaiser Alexander ihn zu einer offenen Erklärung drängen, und ihn Partei nehmen lassen gegen Frankreich, trotz der Furcht, die er hat, sein Volk abermals in einen langwierigen und gefährlichen Krieg hineinzuziehen. Gnei-

senau's und Scharnhorst's Thätigkeit hat Preußen wieder zu einer angesehenen Macht erhoben. Sie haben die ungeheuersten und zugleich die allerzweckmäßigsten Rüstungen gemacht. Bei Kolberg ist ein verschanztes Lager für zwanzigtausend Mann, andere sind in Schlesien und Ostpreußen, eines wird eben bei Spandau angefangen. Dieses zog die französische Aufmerksamkeit vorzüglich auf sich; man drang darauf, alle Rüstungen einzustellen und sich mit Frankreich zu verbünden. Ich kam eben in Berlin an, als diese große verhängnißvolle Frage im Ministerium in der heftigsten Erörterung begriffen war. Ich setzte mich sofort mit Gneisenau in Verbindung, und gab dem ausgezeichneten und edlen Mann vollständige Kenntniß der Pläne und Mittel des Prinz Regenten. Die von England bethätige Energie hat die Entschlüsse des preußischen Gouvernements neu bestärkt, und man ist jetzt entschlossen, die Allianz Frankreichs nicht anzunehmen, den Bruch mit Frankreich aber noch bis zur letzten Stunde hinaus zu schieben. Preußen hofft, daß in Einer Stunde an allen Enden von Europa die Flammen des Krieges wider Bonaparte emporschlagen, daß den gemeinsamen Anstrengungen ganz Europa's es gelingen muß, den gemeinsamen Feind zu Boden zu werfen und auf immer zu vernichten, — Dies, Hoheit, ist es, was ich von meiner Rundreise durch Europa zu berichten habe, und ich bin jetzt hierher gekommen, um zu erfahren, welche Stellung Oesterreich einzunehmen gedenkt, und welche Mittel wir jetzt anwenden müssen, um Oesterreich unwiderruflich zur Partei der Antifranzosen hinüber zu ziehen.

Hören wir erst, was Wallmoden und der Herzog von Accerenza uns zu berichten haben, sagte der Erzherzog ausweichend. Sie, Herr Herzog, waren in Rußland. Was bringen Sie uns für Botschaft von dem Kaiser Alexander? Wird die Wetterwolke, welche sich zwischen Frankreich und Rußland aufgethürmt hat, vorüberziehen oder wird sie sich entladen?

Sie wird sich entladen, Hoheit, und ganz Europa wird unter ihren Donnern und Blitzen erbeben, erwiederte der Herzog von Accerenza feierlich. Der Kaiser Alexander ist entschlossen zum Kriege. Die unerträglichen Anmaßungen Frankreichs, die hochmüthige Forderung Napoleons, daß Rußland sich seiner Feindschaft gegen England an=

schließen, und gleich den andern ergebenen Fürsten Europa's einen Blocus auf alle englischen Waaren und Schiffe legen solle, haben den Kaiser auf's Aeußerste gebracht, und den unerschütterlichen Entschluß in ihm gereift, diesen Uebermuth des französischen Tyrannen zu züchtigen, und die Welt von ihm zu befreien. Er wird daher allen Vermittelungsversuchen, allen Friedensvorschlägen ausweichen, und endlich den Vernichtungskrieg gegen Frankreich, nicht um Rußlands willen, sondern zum Wohl Europa's beginnen. Er hofft dabei auf die Mitwirkung Deutschlands, auf das feste Zusammenstehen Oesterreichs und Preußens, auf die heldenmüthige Erhebung aller Völker, damit dem vorschreitenden Eroberer jeder Fuß breit Landes bekämpft, ihm Schritt vor Schritt sein Raub entrissen, und er zurückgedrängt werde aus allen seinen Eroberungen. Rußland bietet deshalb allen unterdrückten Völkern seine Hülfe und seinen Beistand an, es will nicht erobern, sondern erlösen, es will nicht unterdrücken, sondern befreien, es erhebt sein Schwert für die Freiheit und Unabhängigkeit Europa's, aber es hofft, daß ganz Europa zu seiner Fahne stehen wird.

Und Gott gebe, daß seine Hoffnungen nicht getäuscht werden, seufzte Erzherzog Johann schmerzlich. Jetzt, Graf Wallmoden, was bringen Sie uns für Nachrichten, und wo waren Sie in dieser letzten Zeit?

Ich war in Sicilien, Hoheit, und ich bringe auch Nachrichten vom Erzherzog Franz aus Sardinien. In Palermo traf ich mit ihm und Lord Bentink zusammen und erfuhr von ihm seine Pläne für die Zukunft. Der Erzherzog Franz, der edle und gleichgesinnte Bruder unserer Kaiserin Ludovica, ist der glühende und unerschütterliche Feind Napoleons und ein machtvolles und treues Bollwerk der Freiheit und Unabhängigkeit Europa's. Seiner Beredsamkeit und Gluth ist es gelungen, auch den König von Sardinen, den Vater seiner jungen Gemahlin Beatrix, in seine Pläne mit hinein zu ziehen, und ihn für die Sache der Befreiung zu gewinnen. In Genua werden demgemäß Schiffe, Soldaten und Waffen gesammelt und aufgehäuft werden, um am Tage der allgemeinen Erhebung mit in die Action gebracht und im Dienste der Freiheit verwand zu werden. Der Erzherzog ist ungemein thätig und zu Allem bereit. Er erwartet nur, daß man ihn

immer au fait hält, daß man ihn beständig benachrichtige von Allem was geschieht und geschehen soll, und daß die Gleichgesinnten aller Länder Europa's in ununterbrochener Correspondenz mit einander bleiben, um sich unter einander zu verständigen und stets in Einigkeit handeln zu können. Mit Lord Bentink steht er im innigsten Einvernehmen, und wenn Joachim Murat noch einmal einen Angriff auf Sicilien wagen sollte, wird Erzherzog Franz dem Lord Bentink, der mit seinen englischen Truppen Sicilien und die Königsfamilie vertheidigt, mit Truppen und Waffen zur Hülfe herbei eilen. Sie senden ihre Agenten durch ganz Italien, und die Revolution ist auf der ganzen Halbinsel so sicher organisirt und vorbereitet, daß es zu ihrem Losbruch nur eines Zeichens bedarf. Dieses Zeichen erwartet Italien von Deutschland. An dem Tage, an welchem in Deutschland die ersten Kanonenschläge der Völkerschlacht gegen Napoleon erdröhnen, wird ganz Italien aufstehen und zum Schwert greifen, um die Franzosen, die Unterdrücker und Tyrannen Italiens, zu vertreiben. Italien wartet auf Deutschland, auf Rußland, auf den ganzen Norden von Europa; es weiß, daß das einmüthige Handeln und Kämpfen aller Fürsten und aller Völker nothwendig ist, um den gemeinschaftlichen Feind, den machtvollen Usurpator, zu stürzen, und es wartet daher und bereitet sich vor auf die Stunde der That. Das ist die Botschaft, die ich von dem Erzherzog Franz aus Sardinien und dem Lord Bentink aus Sicilien bringe.

Und jetzt also wäre es an mir, Ihnen Nachricht zu geben über das, was wir seither in Oesterreich gethan, sagte Johann traurig. Jetzt müßte ich Ihnen Kunde geben von unsern Rüstungen und geheimen Einverständnissen, von unsern Plänen und Vorbereitungen. Aber das ist eben das Schlimme, Oesterreich hat gar keinen Plan, kein entschiedenes Wollen. Es will sich nur das Leben fristen, nur möglichst sich fern von allen Feindseligkeiten halten, um dann nachher sich auf die Seite Dessen zu stellen, der den Sieg gewonnen hat. Das heißt, ich rede nur von unserm Ministerium, nur von Metternich, der jetzt zum Unglück der deutschen und der österreichischen Sache das Ohr des Kaisers für sich hat. Metternich ist kein großer, kein energischer Character, ja, er ist nicht einmal ein politischer Character, und führt niemals

seine Ideen mit Consequenz und Strenge durch. Ihm kommt es nur darauf an Minister zu bleiben, denn darauf beruht seine Werthschätzung und seine Existenz. Er hat kein Vermögen, es ist daher für ihn eine ganz materielle Nothwendigkeit, im Amt und in der Macht zu bleiben. Deshalb hat er sich zum allgemeinen Friedensvermittler gemacht, weil der Krieg, der an allen Verhältnissen und an allen Thronen rüttelt, gar leicht auch sein Ministerum verschütten, und ihn machtlos werden lassen könnte. Er hat in sich die Idee der Erhaltung seiner Stelle so identificirt mit der Erhaltung des Friedens, daß sie beinah Eins geworden. Metternich will Minister bleiben und darum wird er all seine Kraft, seine Schlauheit aufbieten, alle Mittel der Diplomatie und Intrigue in Bewegung setzen, um den Frieden zu erhalten, darum wird er alle kühnen und entschiedenen Maßregeln fliehen, weil er nicht verspielen kann, nicht verspielen will. Er bezweckt daher nichts weiter, als die kränkliche Existenz des Staats zwischen zwei mächtigen Nachbarn, zwischen Rußland und Frankreich, nur so hinzuhalten, jede Krisis zu vermeiden, Minister zu bleiben, zu thun, was der Herr will, wenn er den Herrn nicht bewegen kann, zu thun, was er, der Metternich will. Sein Herr aber, der Kaiser, will den Krieg nicht, weil er die Niederlage fürchtet, weil er seiner Armee mißtraut, und weil er seinen Brüdern um keinen Preis die Gelegenheit gönnen will, sich auszuzeichnen und die alten Scharten des letzten Krieges wieder auszumerzen. Oh, meine Freunde, es steht schlimm um Oesterreich, und mein Herz ist voll Trauer und Schmerz, denn ich fürchte, daß alle unsere Hoffnungen und Pläne vergeblich gewesen. Oesterreich wird sich nicht erheben, es wird vielmehr immer tiefer sinken, denn die Hand Metternichs drückt es danieder, und wir Alle werden nicht stark genug sein, diesen vergifteten Pfeil aus dem Fleisch Oesterreichs, in das er sich eingebohrt, wieder herauszuziehen. Alle unsere Anstregungen werden vergeblich sein, denn Metternich hat das Ohr des Kaisers und Metternich will den Frieden!

Man muß also durch List zu erlangen suchen, was man nicht durch Gewalt erlangen kann, sagte Graf Hardenberg lächelnd, man muß den gewandten Diplomaten zu überlisten suchen, und ihn ganz unvermerkt zwingen sich uns anzuschließen. Dies haben wir schon be=

gonnen, und wie ich hoffe, mit einigem Erfolg. Auf meinen Rath hat der Prinz Regent sich durch seine Agenten mit Metternich in Verbindung gesetzt, und Herr King wird uns erzählen, was ihm Graf Metternich bei der geheimen Unterredung, die er in meinem Hause gehabt, geantwortet hat. Sie wissen, ich habe das Glück, für einen harmlosen und unverfänglichen Schwätzer und Narren zu gelten, dessen Haus man immer besuchen kann, ohne sich dadurch zu compromittiren, und Graf Metternich zog es daher vor, den geheimen Agenten des Prinz Regenten lieber bei mir, als in seinem eigenen Hause zu empfangen.

Es ist wahr, lieber Graf, sagte Erzherzog Johann lächelnd, Sie spielen Ihre Rolle mit solcher Virtuosität, daß Sie zuweilen im Stande wären, sogar die Eingeweiheten zu täuschen, die Ihnen den Namen Brutus gegeben, weil Sie, um das Vaterland zu retten, die Rolle des Einfältigen übernommen haben. Möge Ihr schöner und rühmwürdiger Name zur Wahrheit werden, und Ihr Streben von demselben Erfolg gekrönt werden, wie das des römische Brutus! Und jetzt, Master King, lassen Sie uns wissen, was Sie mit dem Grafen Metternich gesprochen haben, und was für Aussichten er Ihnen eröffnet hat?

Ich übergab dem Grafen Metternich zuerst meine Empfehlungsbriefe vom Prinz Regenten, und vom Grafen Münster, sagte King, ich sagte ihm dann, daß die beiden edlen Männer das höchste Vertrauen in den Grafen Metternich setzten, daß sie Beide überzeugt seien, der Graf Metternich, der Lenker der Geschicke Oesterreichs, werde, wenn ganz Europa, wenn Deutschland zunächst sich erhebe gegen Napoleons Despotie, treu und fest zu Deutschland stehen, die nationale Sache zu seiner eigenen machen, und zum Kampf der Rache und der Befreiung sein Schwert erheben. — Graf Metternich antwortete mir nur mit einem Lächeln und einem leisen Kopfnicken und forderte dann von mir nähere Information über die beregten Gegenstände. Ich setzte ihm nun weitläufig die Absichten des britischen Ministeriums und Gouvernements, auch bezüglich der übrigen Mächte auseinander, von welchen jede thun möge, was ihr bei der großen Aufgabe das Nützlichste scheine; ich sprach von Englands Entschluß, den Krieg in Spanien mit aller Kraft fortzusetzen, als einem Hauptmittel zur allgemeinen Freiheit, ich sprach von der Wichtigkeit eines bessern und nähern Einvernehmens Oester=

reichs mit dem Norden, vor allen mit Preußen, und berührte die Nothwendigkeit, ein gediegeneres System hinsichtlich des Mittelmeers anzunehmen. Dann verbreitete ich mich über Großbrittanniens außerordentliche Hülfsquellen und über die ungemeine talentvolle Thätigkeit des Prinz Regenten. Graf Metternich hörte mir sehr aufmerksam zu, dann, nachdem ich geendigt, erklärte er mir kategorisch, daß die Grundbedingung jeder weitern Unterhandlung die sei, daß er allen Entwürfen vollkommen fremd, und in allen Plänen der antifranzösischen Partei vollkommen neutral bleibe. Nachdem ich ihm dies feierlich zugesagt, versprach er die Pläne und Bestrebungen Englands nach besten Kräften zu fördern, allen Agenten Englands in Oesterreich Schutz und Förderung zu gewähren, und so viel in seinen Kräften stehe, heimlich unsere Pläne zu begünstigen, auch uns immer mit Nachrichten und Mittheilungen zu versehen, wie er andrerseits auch von uns stets erwartete, über das Fortschreiten unseres Werkes genaue und ausführliche Berichte zu erhalten. Graf Metternich erklärte sich ferner bereit, auch mit den geheimen Agenten Preußens und Rußlands in Verbindung zu treten, und durch sie mit dem König Friedrich Wilhelm und dem Kaiser Alexander sich in Einvernehmen zu setzen, um vorsichtig und heimlich Alles vorzubereiten für die Stunde, wo er sich öffentlich mit diesen beiden Mächten verbinden könne, um den entscheidenden Vernichtungskampf gegen Frankreich zu beginnen. Er hoffte, sagte er, daß er bis dahin für denselben die Zustimmung des Kaisers gewinnen, und ihn überzeugen werde, daß der Kaiser von Oesterreich gegen sein Volk und Deutschland Pflichten habe, die höher und heiliger seien, als die Pflichten, welche er als Vater gegen seine Tochter, die Kaiserin von Frankreich habe. Bis dahin will er nur ganz im Geheimen seine Verbindungen mit uns fortsetzen, und wünscht immer nur durch den Grafen Hardenberg von unsern Fortschritten und Plänen benachrichtigt zu werden.

Ich werde ihm allwöchentlich Bericht erstatten, aber ich werde auf meiner Huth sein, nicht allzu aufrichtig und offen zu sein, sagte Graf Hardenberg lächelnd.

Daran werden Sie sehr wohl thun, rief Johann lebhaft. Die Danaer muß man fürchten, auch wenn sie Geschenke bringen. Und das Geschenk seines Vertrauens, das uns Graf Metternich da macht,

ist ein sehr zweideutiges. Er will eingeweiht sein in alle Pläne, vielleicht nur um sie zerstören zu können. Ich wiederhole es Ihnen: Metternich fürchtet jedes Zerwürfniß mit Frankreich, weil der Krieg ihn selber gefährdet; wenn er sich mit den Feinden Frankreichs verbindet, so geschieht es nur, um sie zur rechten Zeit an Frankreich zu verrathen, und sich dies bei Napoleon als einen eclatanten Beweis seiner Treue und Ergebenheit anrechnen zu lassen.

Man muß daher, wie ich schon sagte, den Listigen zu überlisten suchen, sagte Graf Hardenberg. Beweisen wir ihm volles Vertrauen, seien wir anscheinend ganz offen gegen ihn, und suchen wir ihn dadurch immer weiter auf unserm eigenen Wege vorwärts zu schieben. Graf Metternich will ein Doppelspiel spielen, er will zugleich Frankreichs Freund und der geheime Vertraute von Rußland, England und Preußen sein. Unterhandeln wir also mit ihm in's Geheim so lange bis es Zeit ist, diese Unterhandlungen öffentlich zu machen.

Dies ist auch die Meinung des Grafen Münster, und selbst des Prinz Regenten, sagte King. Man muß den Grafen Metternich und durch ihn auch den Kaiser immer tiefer in die Verhandlungen mit den Feinden Frankreichs hinein ziehen, bis man Beide Napoleon gegenüber schonungslos compromittiren kann, so daß sie nicht mehr zurück können.*)

Der Plan ist gut, und sicherlich der einzige, der bei Metternich zum Ziel führen kann, rief Johann lebhaft. Man muß ihn zwingen, ein guter Oesterreicher, ein guter Deutscher zu sein. Man muß machen, daß er sich in seinen heimlichen Negotiationen mit den Höfen von England, Rußland und Preußen, in seinen Verhandlungen mit den geheimen Gesellschaften und Bündnissen solche Blößen giebt, daß sie zu Waffen werden, die man mit vollster Energie gegen ihn gebrauchen kann. Von einem bloßen Gefühl für Freiheit und Ehre ist bei ihm durchaus nichts zu erwarten, man muß ihm drohen, man muß ihn zu rechter Zeit so bei Napoleon compromittiren, daß er dessen Rache fürchtet, und muß ihm auf den Fall, daß er den Kaiser zu einer Kriegserklärung gegen Frankreich beredet, eine angesehene und gesicherte Existenz in Aussicht stellen.**) Sie also, Graf Hardenberg, haben

*) v. Hormayr: Lebensbilder. Th. II. S. 62.

**) Ebendaselbst.

von nun an das Amt, den Vermittler zwischen den Feinden Napoleons und dem Grafen Metternich zu machen, Ihnen liegt es ob, Metternichs Vertrauen zu gewinnen, ihn so vorwärts zu treiben, daß er nicht mehr zurück kann, und wenn er es doch will, ihm jeden Rückweg abzuschneiden. Wir Alle aber wollen rastlos weiter arbeiten, an dem großen Werk der Zukunft, an der Zerschmetterung des Despoten, an der Befreiung Deutschlands und dadurch Europa's. Wir wollen Alle unsere Kräfte, unsere Fähigkeiten aufbieten, dies große Werk zu fördern, und demselben immer mehr Anhänger, immer mehr Soldaten für die große Armee der Freiheit und Gerechtigkeit zu gewinnen. In Heimlichkeit und Stille wollen wir wirken und schaffen, von keinen Niederlagen uns beirren, von keinen Gefahren uns abschrecken lassen! Napoleon muß gestürzt werden, damit Deutschland, damit die ganze Welt aus schmachvoller Erniedrigung sich wieder erheben könne! Lassen wir also kein Mittel unversucht, dies Ziel zu erreichen, vereinigen wir uns untereinander in treuester Gemeinschaft, wirken wir im steten Einverständniß jeder nach seiner Weise, nach seiner Kraft. Graf Nugent und Graf Walmoden sind die Vertrauten, welche die ganze Welt mit rastlosem Eifer durchwandern, um überall neue Verbindungen anzuknüpfen, neue Freunde und Genossen zu gewinnen, Herr King ist der Vermittler und Bote, den uns England gesendet, und durch den wir mit dem englischen Gouvernement in steter Berührung stehen, Graf Hardenberg ist der Vertraute von uns Allen, der Mittelpunkt, in welchem alle die vereinzelten Fäden unseres Gewebes zusammen laufen; er vermittelt unsere Correspondenz, unsere Verbindungen untereinander und mit den auswärtigen Gesinnungsgenossen. In seiner Hand ruht die Chiffre zu den Berichten, welche die Grafen Nugent und Walmoden uns senden werden, er wird die Berichte, die wir ihnen zukommen lassen, chiffriren und ihnen durch vertraute Boten und auf geheimnißvollen Wegen zustellen. Der Herr Herzog von Accerenza wird durch ihn von allem Wichtigen benachrichtigt werden, und davon dem Kaiser Alexander Mittheilung machen, auch uns die Botschaften seines Kaisers bringen. Ich Armer aber werde von Ihnen Allen am Wenigsten zu thun vermögen. Ich bin machtlos, und mittellos, ich habe nichts als meinen guten Willen, und meinen Arm, wenn es zur Schlacht kommt. Ich kann nichts

thun, als vorbereiten, anfeuern und rathen, und vielleicht als Schildwacht für meine Freunde sorgen, daß ihnen nichts Uebles geschieht, und kein Verrath sie bedroht. Ich habe keine Armee, die ich der großen und edlen Sache, der wir Alle uns geweiht haben, darbieten kann, ich habe nichts als meinen Namen und meinen guten Willen.

Ew. Hoheit haben mehr, sagte Graf Nugent feierlich, Sie haben die Liebe und die Sympathie Oesterreichs, Sie sind der Stern und die Hoffnung eines unglücklichen Landes, einer edlen Bevölkerung, welche Sie ihren Helden, ihren Befreier nennt. Gnädiger Herr, Tyrol erwartet Sie, Tyrol hofft auf Sie, es schreit zu Ihnen um Hülfe, um Befreiung, es schreit zu Ihnen, als zu seinem Retter. Wollen Sie diesen Schmerzensschrei eines edlen, so oft schon getäuschten und hintergangenen Volkes nicht hören? Wollen Sie es nicht vielmehr belohnen für seine Geduld, seine Treue und seinen unerschütterlichen Glauben?

Wissen Sie, was die Tyroler wollen, was sie von mir fordern? fragte der Erzherzog Johann.

Sie wollen frei sein durch und mit Oesterreich, sie wollen das Joch, das auf ihnen lastet, abwerfen, und die Baiern und Franzosen mit Hülfe Oesterreichs wieder aus ihrem Lande verjagen. Sie wollen noch einmal um ihre Freiheit kämpfen, und sie rufen den geliebten Erzherzog Hannes zu sich, daß er sich an ihre Spitze stelle, daß er sie zum Kampf, zum Sieg führe, und bei ihnen bleibe als ihr König und ihr Herr!

Und wissen Sie, wen die guten Tyroler in ihrer Kinderunschuld sich zum Boten an mich auserwählt haben? Durch wen sie mir ihre Pläne, ihre Grüße und Liebesversicherungen gesandt haben? Durch die Tänzerin Rosabella Valzerini.

Sie ist eine Tyrolerin von Geburt, sagte Graf Nugent, die Tyroler Panzl und Wintersteller erzählten mir von ihr. Sie kam aus Neapel, wo sie bis dahin mit ihrem Vater gelebt, vor einem halben Jahr nach Tyrol zurück, nnd zeigte sich als eine so warme Patriotin, als eine so glühende Verehrerin des edlen Erzherzogs Johann, daß man ihr wohl vertrauen, und sie zur Vermittlerin zwischen Tyrol und seinem geliebten und ersehnten Erzherzog machen konnte. Sie erhielt daher von Panzl, Wintersteller und Eisenstecken Briefe an Ew. Hoheit

und ward zur Unterhändlerin zwischen Thyrol und seinem Erzherzog ausersehen. Daß man aber eine richtige Wahl getroffen, das vermuthe ich daraus, daß man mir hier in Wien erzählt hat, Ew. Hoheit hätten der Tänzerin Rosabella Valzerini ihre besondere Gnade zugewandt, und sich zu ihrem Beschützer gemacht.

Sie bedarf indessen meines Schutzes nicht, sagte der Erzherzog lächelnd, Rosabella ist eben so schön als klug und verschlagen, und sie hat sich einen Beschützer gewählt, der mächtiger, reicher und einflußreicher ist als ich. Rosabella brachte mir allerdings die Briefe meiner Tyroler Freunde, und ihr Enthusiasmus für Tyrol und auch für mich äußerte sich lebhaft genug. Vielleicht hätte er mich hingerissen, und ich hätte der schönen Rosabella vertraut, aber sie brachte den Warner gleich mit sich. Dieser Warner war ein unschuldiges Tyroler Kind, das Rosabella in Windisch-Matrey in ihre Dienste genommen, und das ihr von einer edlen Patriotin, von Elise Wallner, als zuverlässig und treu war empfohlen worden. Aber Tonerl war zuverlässiger und treuer als Rosabella es ahnte, und sie brachte mir ein Schreiben von Elise Wallner, das nichts als die Worte enthielt: Mißtrauen Sie der Tänzerin, und beobachten Sie sie. Es ist kein richtig Tyroler Kind. Sie ist bezahlt, um Sie und uns auszuforschen und zu verrathen. Seien Sie also auf Ihrer Huth! — Ich folgte dem Warnungsruf meiner edlen Tyroler Heldin, und war auf meiner Huth, und Tonerl stand mir hülfreich zur Seite. Ich schien ganz arglos, ganz hingerissen von der Schönheit und Gluth der reizenden Rosabella, ich ward vor aller Welt ihr Verehrer und Freund, und huldigte ihr als meiner Geliebten, aber ich beobachtete sie, und ich kann Ihnen jetzt das Resultat meiner Beobachtungen mittheilen. Rosabella Valzerini ist ein Werkzeug in der Hand meiner Feinde, die mich zu einem Verräther und Rebellen stempeln möchten, um mich für immer unschädlich zu machen. Rosabella Valzerini ist eine Creatur des Herrn von Hudelist, der wiederum ein Werkzeug des Grafen Metternich ist. Hudelist hat Rosabella nach Tyrol gesandt, Hudelist hat sie dafür bezahlt, daß sie dort als eifrige Patriotin erschien, er hat ihr seine Instruktionen gegeben, wie sie es anzufangen habe, sich das Vertrauen der Tyroler zu erwerben, er hat ihr seine Verhaltungsbefehle gegeben, und sie ist seine

gelehrige Schülerin gewesen, sie hat vor mir mit wahrer Meisterschaft die Patriotin und die Liebende gespielt. Ich gab mir den Anschein, an beide Rollen zu glauben, und ihr unbedingt zu vertrauen. Dadurch machte ich sie sicher, und erforschte ihre Pläne, und die des Herrn von Hudelist. Heute Morgen wagte sie einen entscheidenden Schlag. Dasselbe, was Sie, Graf Nugent, mir vorher vorschlugen, das forderte auch Rosabella von mir. Ich sollte nach Tyrol eilen, sollte mich an die Spitze der Tyroler stellen, sollte mich zum Herrn von Tyrol machen, zum Herrn eines freien unabhängigen Volkes. Ich antwortete meiner verführerischen Rosabella, daß ich niemals ein Rebell, ein Hochverräther an meinem Herrn und Kaiser sein wolle, daß ich nichts mehr begehre, als dem Kaiser zu gehorchen, ihm zu dienen, und meinen Willen dem seinen zu unterwerfen. Ich sagte ihr, daß ich das Vorhaben der Tyroler verabscheue, daß ich überhaupt gar nichts mehr mit der Politik zu schaffen haben, sondern nur noch dem Vergnügen und dem heitern Genuß des Lebens huldigen wolle. Herr von Hudelist war, wie ich wußte, hinter einem Vorhang verborgen, ein Zeuge meiner Unterredung mit Rosabella, und er wird sich jetzt vollkommen überzeugt haben, daß ich ein ganz harmloser Mann geworden bin, den das Unglück so gezähmt, daß er allen Ehrgeiz und alle Energie verloren hat. Er wird das dem Kaiser freilich nicht sagen, aber er wird ihm auch nichts von einer Verschwörung in Tyrol berichten, und dem Kaiser weder mich, noch meine Tyroler Freunde verdächtigen können. Dies war das Ziel, welches ich erstrebte, und da ich es erreicht und Herrn von Hudelist irre geführt habe, durfte ich meine Rolle als Liebhaber endlich aufgeben. Ich benutzte einen Vorwand, mich von Rosabella zu trennen, und habe ihr heute für immer Lebewohl gesagt. Herrn von Hudelist aber hatte ich heute Abend hierher geladen, um ihn zu überzeugen, wie harmlos und tendenzlos mein Fest ist. Aber indem ich es that, sorgte ich dafür, daß er beschäftigt war, und wir hier seine Verrätheraugen nicht zu fürchten hatten. Seine Spione werden heute mein Haus nicht bewachen, da Herr von Hudelist selber hier ist, und inmitten einer großen Gesellschaft konnten wir uns viel leichter und ganz unbeobachtet hier zusammenfinden.

Ich danke Ew. Hoheit in unserer Aller Namen für Ihre Mit=

theilungen, sagte Graf Nugent sich verneigend. Wollen Sie aber den Tyrolern keine andere Antwort geben, als der Tänzerin Rosabella, und dem Herrn von Hudelist? Soll Tyrol vergeblich auf seinen Liebling, auf seinen Befreier hoffen?

Sind unsere Pläne schon so weit gediehen, daß wir daran denken können, sie zur That werden zu lassen? fragte Johann ernst. Noch bauen wir an dem Fundament, auf dem wir der Freiheit und Erlösung einen Altar errichten wollen. Ein unvorsichtiger Griff könnte leicht das ganze Fundament zusammen fallen machen. Tyrol muß in der Stille sich vorbereiten und bewaffnen, wie wir Alle es thun, es muß, gleich uns, auf die rechte Stunde, und den rechten Moment warten. Wenn der aber gekommen ist, werde ich Tyrol die Versprechungen endlich erfüllen, die ich ihm bis jetzt leider nicht verwirklichen konnte. Die kleine Tonerl, Rosabella's Dienerin, verläßt morgen Wien, um in ihre Heimath zurückzukehren. Durch sie werde ich den Tyroler Freunden meine Botschaft senden. Hudelist bewacht sie und mich, und es wäre sehr unvorsichtig, wenn wir gerade jetzt irgend etwas unternehmen wollten. „Vorsicht und Geduld," das muß die Devise sein, die wir Alle zur Richtschnur unsers Lebens machen. Wir gehen einer großen Zeit entgegen, suchen wir uns und unser Volk darauf vorzubereiten, und alle Wege zu ebnen, alle Schlagbäume und Hemmschuhe hinweg zu räumen, welche dieser neuen Zeit den Weg versperren möchten. Suchen wir vor allen Dingen bei uns diejenigen zu verdrängen, und unschädlich zu machen, welche, um ihrer eigenen Interessen willen, die großen Interessen des Vaterlandes, die Befreiung von Frankreich hindern und unmöglich machen wollen. Das ist meine Aufgabe, und ich finde bei derselben eine mächtige Stütze an der edlen und muthigen Kaiserin Ludovica. Wenn wir unser Ziel erreichen, wenn es uns gelingt, Metternich entweder zu stürzen oder ihn für die nationale Sache zu gewinnen, und den Kaiser mit Männern zu umgeben, denen die Ehre, die Größe und Freiheit Oesterreichs am Herzen liegt, dann wird ein neuer Tag aufgehen in Oesterreich, und das ganze Volk wird diesem Tage entgegenjubeln. Denn das Volk von Oesterreich ist edel, muthig und treu, sein Muth ist nie gebeugt, sein Sinn niemals bestochen worden. Es hat noch niemals Frieden mit Napoleon ge-

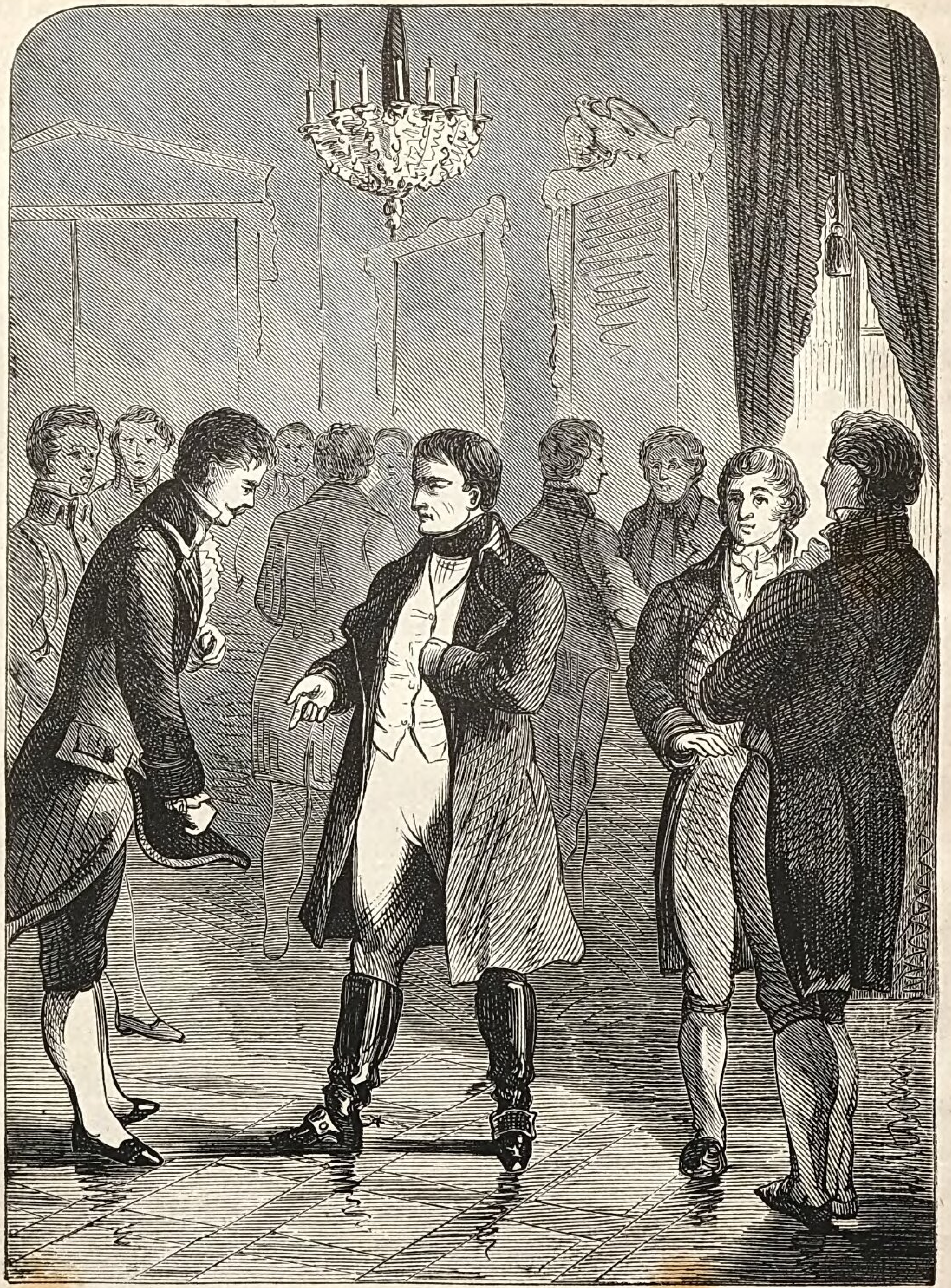
macht, es wird, wenn der Kaiser zum Kampf ruft, die Größe des Moments, die Nothwendigkeit der Rache fühlen, und freudig dem Ruf des Kaisers folgen. Bis dahin seien wir thätig, vorsichtig und besonnen, denn die Gegenwart gehört noch Bonaparte, die Zukunft aber wird unser sein. Nun also an's Werk, insurgiren wir ganz Deutschland, und ganz Italien, schaffen wir den Völkern Waffen, den Fürsten Geld, Muth und Vertrauen zu ihrer guten Sache, machen wir, daß der Krieg in ganz Europa entbrennt, und all überall sich wider den einen gemeinsamen Feind, wider Napoleon richte, machen wir aus allen geknechteten und von französischem Uebermuth darnieder gebeugten Völkern Kriegsheere, und führen wir sie gegen den Feind, gegen Napoleon. Einem Völkerkriege in Spanien, einem andern in Deutschland, einem dritten in Illyrien, einem vierten in Italien, und einer vereinten brittischen, russischen und preußischen Armee werden die Franzosen mit all ihrem Uebermuth doch nicht gewachsen sein, und die Stunde der Vergeltung wird hereinbrechen über Frankreich!

---

## VI.

## Napoleons Geburtstagsfeier.

is hallte wieder von Glockengeläute und Kanonendonner, Pari euerte heute den Geburtstag seines Kaisers, den fünfzehnten August des Jahres achtzehnhundertundelf. Ueberall waren die Läden geschlossen, ruhten die fleißigen Hände; geputzte Menschenschaaren durchzogen die Straßen und wallfahrteten hinaus nach den Vergnügungsorten vor den Barrièren, während wieder Andere nach der Notredame-Kirche eilten, um dem Hochamt zur Ehre des Kaisers beizuwohnen. Glänzende Carossen rollten durch die Straßen den Tuilerien zu, und dort empfing von der Frühe des Morgens an der Kaiser Napoleon die demüthigen Glückwünsche seiner Familie, seiner Großwürdenträger und Beamten. — In den glänzend decorirten, von Gold



11. L. Mühlbach, Erzherzog Johann II. Abthlg. 1. Buch 6. Kapitel.

und Spiegeln funkelnden Sälen standen die Marschälle und Generäle, die Minister und Kammerherren, die Fürsten und Grafen des Kaiserreichs, die Deputationen der großen Städte Frankreichs, der Magistrat der Stadt Paris an ihrer Spitze, ihnen folgten die Deputationen des Handelsstandes, der Bürgerschaft; in dem großen Thronsaale aber befanden sich sämmtliche Gesandten der auswärtigen Mächte und diejenigen fremden Fürsten, welche gekommen waren, dem Kaiser selbst ihre Huldigung darzubringen. Alle diese geputzten, glänzend decorirten vornehmen Herren warteten in feierlichem Schweigen auf das Erscheinen des Kaisers, der als die Sonne dieses glänzenden Tages über ihnen aufleuchten sollte.

Aber Napoleon kam noch immer nicht, er befand sich noch immer in seinem Kabinet, beschäftigt mit dem Lesen der Depeschen, welche so eben ein Courier von seinem Gesandten in Petersburg, dem Grafen Lauriston, gebracht hatte. Das Antlitz des Kaisers war während des Lesens immer düsterer geworden; jetzt warf er mit einer verächtlichen Handbewegung das Papier auf den Tisch, und sein blitzendes Auge richtete sich hinüber auf Maret, den Herzog von Bassano, den der Kaiser, aller Etiquette zum Trotze, aus dem Empfangssaal hatte herbescheiden lassen, um mit ihm die Depeschen zu lesen.

Maret, sagte Napoleon heftig, es ist abgemacht! Nur der Krieg kann entscheiden zwischen mir und Alexander. Er glaubt mir trotzen zu können, ich aber werde ihn demüthigen und ihm beweisen, daß er weiser gethan, mein Freund und Bundesgenosse zu bleiben, statt heimlich gegen mich zu intriguiren, alle Welt gegen mich aufzuhetzen, und sein Heer nach den Grenzen marschiren zu lassen. Das heißt mir drohen und mich herausfordern, und bei Gott, ich nehme die Herausforderung an, und der Drohung werde ich mit Thaten antworten, die den Kaiser Alexander, diesen hinterlistigen, verschlagenen Neugriechen, wehrlos zu meinen Füßen niederschmettern sollen. Ja, er soll ihn haben den Krieg, den er so sehr begehrt, er soll es erfahren, was es heißt, gegen mich sich aufzulehnen und meine Freundschaft verschmähen zu wollen. Maret, wir werden Krieg haben, einen Krieg, der ganz Europa wird zittern machen!

Einen Krieg, der neue Siege und neue Lorbeeren des großen

Napoleon in den Büchern der Geschichte verzeichnen wird, sagte Maret ehrerbietig. Ew. Majestät verstehen die Kunst, die Thränen zu trocknen, welche die Väter und Mütter über ihre gefallenen Söhne weinen, sie geben ihnen Siege und Lorbeern, und statt über ihre Todten zu weinen, jubeln sie über den Lebenden, ihren Kaiser.

Das heißt, rief Napoleon, das heißt, Sie wollen mich daran mahnen, daß meine Kriege Frankreich doch Thränen erpreßt, und den Vätern und Müttern ihre Söhne raubten! Aber ich kann es nicht ändern, und ich bin es nicht, der die Kriege veranlaßt. Man zwingt mich dazu, man fordert mich heraus, es ist als ob diese Fürsten vom bösen Fatum getrieben nicht eher Ruhe geben können, als bis sie von mir zur Ruhe gezwungen und gedemüthigt worden. Aber das wird aufhören! Nur noch drei Jahre und ich werde der Herrscher des Weltalls sein! Dann möge mir das Schicksal nur noch weitere dreißig Jahre gönnen, um das große Weltreich, das ich geschaffen, zu befestigen und zu beglücken. Der Triumph meiner Waffen ist der Triumph des guten Princips über das böse, der Triumph der Ordnung, Sittlichkeit und Mäßigung über den Bürgerkrieg, die Gesetzlosigkeit, die Leidenschaften.*) Warum wollen das diese Fürsten nicht begreifen? Warum lehnen sie sich wider mich auf, statt mich als ihren Freund, ihren Protector anzuerkennen? Es sind kurzsichtige, in Vorurtheilen befangene, engherzige Menschen, diese Fürsten, und es wird mir nichts Anderes übrig bleiben, als sie Alle zu verjagen! Dieser Kaiser Alexander zumal! Er ist ein Undankbarer, ein Heuchler! Ich liebte ihn, ich bot ihm meine Freundschaft aus aufrichtigem Herzen an, und er hinterging mich!

Verzeihung, Majestät, sagte Maret ehrerbietig, ich bin überzeugt, daß Kaiser Alexander Ew. Majestät liebt und verehrt, daß er glücklich sein würde, der Freund und Bundesgenosse Ew. Majestät bleiben zu können. Aber die altrussische Partei, an deren Spitze der Großfürst Constantin steht, drängt ihn zum Kriege, und erhebt ihre Stimme jetzt so laut, daß der Kaiser sie nicht mehr überhören darf. Indessen würde es immer noch in der Macht Ew. Majestät liegen,

---

*) Napoleons eigene Worte. Siehe: Lebensbilder. I. S. 71 und S. 73.

diese Stimme zum Schweigen zu bringen, und der kriegslustigen Partei jeden Vorwand zu benehmen.

Wie meinen Sie das? fragte Napoleon, seinen Minister mit einem so finsteren drohenden Blick anschauend, daß dieser ganz verwirrt das Auge zu Boden senkte.

Ich meine, Sire, stammelte er, ich meine, wenn Ew. Majestät nur einige Zugeständnisse machen wollten, wenn —

Zugeständnisse, unterbrach ihn Napoleon zornig, es ist nicht an mir, Zugeständnisse zu machen, sondern an Alexander. Er hat es gewagt, mir durch Tschernitscheff Protestationen und beinahe Vorwürfe darüber zu machen, daß ich Oldenburg zu einer französischen Provinz gemacht und seinen Herzog seiner lächerlichen kleinen Souverainetät entsetzt habe.

Der Herzog von Oldenburg ist des Kaisers Schwager, bemerkte Maret schüchtern, der Gemahl der Großfürstin Katharina.

Warum ist sie so thöricht gewesen, diesem kleinen Herzog ihre Hand zu reichen, rief Napoleon achselzuckend. Sie hatte zwei Freier, die sich um ihre Hand bewarben; sie schlug meine Hand aus und wählte den Herzog von Oldenburg. Mag sie jetzt die Folgen ihrer Wahl tragen.

Ew. Majestät wissen, daß die verwittwete Kaiserin von Rußland ihre Tochter zwang, den Herzog von Oldenburg statt Ew. Majestät zu wählen, und daß die Großfürstin Katharina sich nur widerstrebend fügte.

Sie hätte sich gar nicht fügen sollen, rief Napoleon. Ein charakterfester Mensch läßt sich von Niemand zwingen, selbst nicht vom Schicksal, er gehorcht nur sich selber. Die Großfürstin Katharina könnte jetzt Kaiserin von Frankreich sein, sie hat es nicht gewollt. Jetzt mag sie meine Rache fühlen. Ich werde den Herzog von Oldenburg nicht wieder auf seinen kleinen Thron setzen. Aber dem Kaiser, ihrem Bruder, zu Liebe will ich ihm eine angemessene Entschädigung gewähren, nur soll mir Alexander dafür dankbar sein, und den Ukas zurücknehmen, in welchem er die Einfuhr englischer Waaren auf neutralen Schiffen erlaubt, alsdann soll er den Zolltarif abändern, in welchem er französische Waaren hoch besteuert, einzelne sogar ganz und gar zu verbieten wagt.

Sire, ich sprach vorher den russischen Gesandten, Fürsten Kurakin, welcher nebst den andern Gesandten im Thronsaal sich befindet. Er war voll tiefer Betrübniß über diese Forderung Ew. Majestät, die, wie er meinte, sein Kaiser unter keinen Umständen gewähren könne. Es widerstrebe ganz und gar der Würde des Kaisers, meinte Kurakin, einen erlassenen Ukas wieder zurückzunehmen, und einen erst vor wenigen Monaten von ihm bestätigten und von seinem Finanzministerium ausgegebenen Zolltarif umzustoßen.

Er sagt das, rief Napoleon, und er wagt es dennoch vor mir zu erscheinen und meinem Zorn zu trotzen! Ah, ich werde diesen Vermessenen züchtigen! Oeffentlich vor allen Gesandten will ich ihn demüthigen, und ihnen Allen beweisen, daß ich Rußlands Zorn nicht fürchte, und daß ich nicht gesonnen bin, Zugeständnisse zu machen! Sie haben mich zu rechter Zeit daran gemahnt, daß die Gesandten im Thronsaal sind, daß alle Würdenträger meines Reichs mich erwarten. Ich will diese Herren alle bewillkommnen, bei Gott, ich werde mich heute nicht mit den alltäglichen Geburtstagsphrasen und Floskeln begnügen! Frankreich und die Welt sollen heute erfahren, daß ich mir weder drohen, noch mich einschüchtern lasse, sondern daß ich ein unerbittlicher Feind aller Derjenigen bin, welche mir zu opponiren wagen. Kommen Sie, Maret, ich will die Deputationen empfangen. Zuerst aber will ich die Herren meines Staatsraths sehen; zu ihnen möchte ich zuerst im Vertrauen einige Worte sagen. Wo sind sie?

Sire, gleich in dem kleinen Empfangssaal hier neben dem Kabinet.

So kommen Sie, rief Napoleon, indem er rasch das Zimmer durchschritt, und die Thür zu dem Nebengemach aufstieß.

Der Herzog von Bassano schritt bleichen und demüthigen Angesichts hinter ihm her, zitternden Herzens, denn die düstere Wolke auf der Stirn des Kaisers hatte ihn belehrt, daß ein Gewitter sich im Haupte Napoleons zusammengezogen, und daß es im Begriff sei, sich zu entladen.

Napoleon, rasch in das nächste Gemach eintretend, nahm die tiefen Verbeugungen der Herren seines Staatsraths entgegen, ohne

nur mit einem Neigen seines Hauptes zu danken, oder seine fest zusammengepreßten Lippen zu dem Schein eines Lächelns zu zwingen. Er ließ nur seine unter den zusammengezogenen Augenbrauen hervorblitzenden Augen im Kreise der Versammelten umherflammen, und seine Blicke schienen sich in jedes dieser demüthigen, lächelnden, unterwürfigen Gesichter einzubohren, um auf dem Grunde der Herzen zu lesen.

Sire, begann jetzt Cambacères, einige Schritte vorschreitend, Sire, erlauben mir Ew. Majestät Ihnen im Namen Ihres Staatsraths die Gefühle der Freude, des Entzückens auszusprechen, daß —

Genug, unterbrach ihn Napoleon ungestüm, gebieterisch seine Rechte emporstreckend, genug mit diesen Redensarten. Die Lage der Dinge bietet wenig Gelegenheit zur Freude und zum Entzücken dar; wir gehen ernsten und blutigen Tagen entgegen!

Erlauben Ew. Majestät, daß wir dieselben an dem heutigen Freudentage vergessen, sagte Cambacères feierlich. An diesem großen Tage, an welchem die Sonne über Frankreich aufgegangen ist, dürfen nur die Gefühle des Dankes gegen Gott, der diese Sonne aufgehen ließ, der dem beglückten Frankreich seinen Kaiser gab, unser Herz beseelen. Ganz Europa wendet heute seine von dieser Sonne geblendeten Augen nach Frankreich hin, die Gebete von Millionen und aber Millionen Menschen richten sich zu Gott empor, und erflehen von ihm Glück, Segen und Frieden für das erhabene Haupt des Weltbeglückers Napoleon!

Aber ich fürchte, diese Gebete werden nicht gehört werden, rief Napoleon ungestüm. Wenn Millionen für mich Glück und Frieden erflehen, so bitten sie vergebens, denn wir werden Krieg haben. Die Völker Europa's sind vielleicht *für* mich, aber die Fürsten sind *gegen* mich. Bilden Sie Sich einen Moment ein, wir wären im Staatsrath. Ich will zu Ihnen mich aussprechen. Der Kaiser von Rußland beobachtet nicht die Tractate, die wir geschlossen haben. Er läßt die englischen Waaren in seine Häfen. Er will dem Continental-System nicht beitreten. Ich werde ihn dazu zwingen. Ich kann nicht auf ihn zählen; ich muß daher alle Häfen des baltischen Meeres zu Eigen haben, denn meine Douaniers müssen bis nach Petersburg

hin meine Interessen überwachen können, meine Lage macht das nöthig. Wenn der Kaiser mir das verweigert, nun wohl, so wird er den Krieg haben, und ich werde ihm in Petersburg meine Bedingungen dictiren. Preußen, der Nachbar Rußlands, scheint es redlich zu meinen, aber ich traue ihm nicht unbedingt. Preußen ist mir nicht gleichgültig, es bildet eine Avantgarde. Es gilt mir so viel als hundertundzwanzigtausend Mann. Vierzigtausend Mann hat Preußen auf den Beinen. Wenn es die Avantgarde Rußlands bildet, muß ich ihm vierzigtausend Mann entgegenstellen, das ist also eine Differenz von achtzigtausend Mann. In Schlesien würde sich dann eine Vendée bilden, die ich nur vermittelst sechzigtausend Mann in Respect halten kann, und das macht zusammen die hundertundzwanzigtausend Mann. Die preußischen Truppen sind gut, sehr gut. Sie haben freilich nichts geleistet, das etwas taugt, aber sie hatten Niemand, der sie anzuführen wußte; wenn ich sie commandirt hätte, würden sie sich ebenso gut wie die Franzosen geschlagen haben. Der König von Preußen hat mir seine Truppen angeboten, aber er muß mir Sicherheit bieten. Der preußische Soldat liebt mich nicht, ich könnte mich auf ihn nicht verlassen, wenn ich keine Geißeln habe. Der König könnte den Krieg an meiner Seite machen, — aber ein Kaiser und ein König in Einer Armee, das genirt, das könnte Verlegenheiten bereiten. Ich will die preußischen Prinzen haben, sie sollen mir als Pfänder für die Treue der Truppen dienen. Ich werde sie mit Auszeichnung behandeln; wenn die Officiere und Soldaten Preußens sehen werden, daß ihre Prinzen unter meinen Befehlen dienen, so werden sie gehorchen, und die Prinzen werden lernen, was es heißt, Krieg zu machen. Wenn Preußen sich redlich beträgt, werde ich ihm eben so viel Gutes thun, als ich ihm Böses gethan, ich werde es vielleicht auch vergrößern, aber die Häfen des baltischen Meeres muß ich für mich behalten, das ist nothwendig. Ich werde zwanzig bis fünfundzwanzig Schiffe bauen lassen, welche die Engländer verhindern sollen, in die Ostsee zu kommen. — Sachsen handelt nicht aufrichtig. Der König ist ein alter Dummkopf, der das Herzogthum Warschau nicht zu regieren versteht. Ich gab es ihm früher, weil ich nichts Besseres wußte, aber ich werde es ihm wieder nehmen müssen. Ich

werde sehen, was ich mit Polen anfangen kann. Baiern und Würtemberg benehmen sich gut, aber sie haben genug, eben so Baden; der Großherzog von Würzburg ist mein Verwandter, er beträgt sich gut, ich bin ihm gewogen, ich werde ihn also ein wenig vergrößern. Auch dem Großherzogthum Frankfurt werde ich eine Kleinigkeit hinzufügen. — Mit Dänemark bin ich sehr unzufrieden; ich weiß aber noch nicht, was ich damit anfangen will, ich werde mich indeß bald darüber entscheiden.*) — Da haben Sie meine Antwort auf Ihren Glückwunsch. Sie sehen, es ist wenig Hoffnung auf Frieden, und das neue Jahr meines Lebens beginnt nicht unter heitern Auspicien. Aber Ihre Glückwünsche nehme ich an, sie sollen mir eine Gewähr sein der Zukunft. Wenn wir den Krieg haben müssen, so sei es, um neuen Ruhm und neue Lorbeeren zu erwerben. Dennoch würde ich es als mein höchstes Glück erachten, wenn ich in diesem Jahre meinen Völkern und dem ganzen Europa den Frieden zu erhalten vermöchte, und in Erwiderung Ihrer guten Wünsche verspreche ich Ihnen, daß ich darnach trachten werde bis zum letzten Moment.

Er grüßte die Herren vom Staatsrathe mit einer raschen Kopfbewegung, und schritt dann langsam durch das Gemach dahin, dem nächsten Saale zu. Sein bleiches Antlitz war jetzt von einem leichten rosigen Schimmer angehaucht, die Wolke war von seiner Stirn gewichen, welche jetzt leuchtete von großen und kühnen Gedanken, seine Augen blitzten, wie sie es im Feuer der Schlachten zu thun pflegten, und um seine schmalen Lippen zitterte ein Lächeln. Das starre eherne Antlitz des Cäsaren hatte sich jetzt verwandelt in das Antlitz des muthigen, schlachtenbereiten Feldherrn, und statt der Krone leuchteten die Lorbeeren von seiner breiten Stirn. Er vergaß in dieser Stunde, daß er der Kaiser sei, welcher im feierlichen Ceremoniell die Glückwünsche Frankreichs zu seinem Geburtstage empfangen solle, und er erinnerte sich nur, daß er der Feldherr, der in zwanzig Schlachten gesiegt, und der jetzt neuen Kämpfen, neuen Siegen entgegen ginge.

Mit diesem leuchtenden Feldherrnangesicht empfing er die Depu-

*) Diese Rede ist nur eine wortgetreue Uebersetzung der wirklich gehaltenen Rede Napoleons. Siehe: v. Hormayr: Lebensbilder. II. 66.

tation des Handelsstandes von Frankreich und hörte mit stolzer, lächelnder Ruhe der pomphaften Rede ihres Präsidenten zu.

Sire, schloß jetzt der Präsident diese Rede, gesegnet sei Ew. Majestät, der uns, nachdem er Frankreich den Ruhm und die Lorbeeren seiner Siege geschenkt, jetzt die Segnungen des Friedens gewährt, und unserer Industrie Gelegenheit gönnt, in ganz Europa ihre Triumphe zu feiern.

In ganz Europa, rief Napoleon, — man will ihr aber in Rußland die Wege versperren, man denkt unserer Industrie einen empfindlichen Stoß zu geben, indem man unsere Waaren einer hohen Steuer unterwirft. Der Ukas des Kaisers ist eine Kriegserklärung gegen unsere Industrie. Aber ich werde den Kaiser Alexander auffordern diesen Ukas zurückzunehmen; wenn er es nicht gutwillig thut, so werde ich zu ihm nach Petersburg, nach Moskau gehen und ihn dann zwingen, aber ich werde nicht ohne Begleitung dahin gehen, ich werde meine Armee mit mir nehmen. Frankreich hat deshalb nicht zu fürchten, daß seine Industrie und sein Handel leiden. Ich werde für diesen Krieg, wenn mich der Kaiser Alexander zwingt, ihn zu beginnen, keine Opfer von Frankreich fordern, und ihm keine neuen Steuern auferlegen. Ich habe zweihundert Millionen in meinen Kellern, zweihundert Millionen, die mein Privateigenthum sind, und die ich im Nothfall für den Staat verwenden werde. Ich gebrauche für meine Person wenig und habe jährlich eine Einnahme von neunhundert Millionen in blanken Thalern, die ich zum Wohl Frankreichs hingeben kann. Frankreich ist stark durch seine Landarmee, und ich werde Sorge tragen, daß es eben so stark werde auf dem Wasser, wie auf dem Lande. Ich werde eine Flotte errichten, welche dem Uebermuth der Engländer Schweigen gebieten soll; ich kann, wenn ich will, mir in kurzer Zeit eine Flotte von zweihundert Schiffen errichten, und wenn auch die Engländer für den Augenblick vielleicht noch bessere Admiräle haben, so bürgt mir die Größe und der Geist Frankreichs dafür, daß wir bald ebenso kühne Helden zur See haben werden, wie wir sie zum Schrecken Europa's zu Lande besitzen. Ihre Industrie und Ihr Handel hat daher nichts zu fürchten. Das Meer und das Land sollen sich uns beugen, und mit unsern Schiffen und

mit unsern Armeen werden wir Europa zwingen, alle Schlagbäume hinweg zu reißen, mit denen sie unsere französischen Waaren absperren wollen. Gott ist mit Frankreich, und die Sonne von Austerlitz und Friedland ist noch nicht erloschen!

Er grüßte die Herren mit einer Handbewegung und einem Kopfnicken, und während sie in Begeisterung ihr vive l'Empereur erschallen ließen, schritt er weiter durch die nächsten Säle dahin, überall mit enthusiastischen Zurufen empfangen und geleitet, überall die begeisterten rhetorischen Glückwünsche seines Hofes und seiner Staatsbeamten und Würdenträger empfangend.

Jetzt trat der Kaiser in den großen Audienzsaal ein, in welchem seine Minister, seine höchsten Würdenträger, die Marschälle und Generäle, und die Gesandten aller auswärtigen Mächte versammelt waren, die bei Napoleons Eintreten ihre stolzen aristocratischen Häupter ehrerbietig neigten. Er schritt schweigend und hochaufgerichteten Hauptes bis in die Mitte des Saals vor, dann blieb er stehen, und einen einzigen, flammenden Blick an der Versammlung umher gleiten lassend, heftete er dann seine Augen auf den Cardinal Fesch. Da der Papst Pius, den Napoleon zu Fontainebleau gefangen hielt, keinen Nuntius am Hofe seines kaiserlichen Feindes hatte, war es dem Cardinal Fesch vorbehalten, im Namen des diplomatischen Corps die feierliche Anrede an den Kaiser zu halten, und in pomphaften Worten und hochfliegenden Phrasen sprach er jetzt zu dem Kaiser von den Segenswünschen, welche ganz Europa in dieser Stunde durch die Gesandten seiner Fürsten für sein Haupt zum Himmel emporrief, von der Liebe, Ehrfurcht und Bewunderung, welche alle auswärtigen Mächte dem großen Kaiser zollten, von ihrem glühenden Wunsch, mit ihm in Frieden, Liebe und Eintracht zu leben.

Napoleon dankte seinem Oheim mit einem spöttischen Lächeln und näherte sich den Gesandten, um mit Jedem von ihnen einige kurze flüchtige Worte zu sprechen. Dann ging er an der Reihe seiner Marschälle, Generäle, Minister und Staatsbeamten dahin, und begrüßte sie mit kaltem Blick, mit zerstreutem, stolzem Wesen, Niemand von ihnen einer besondern Aufmerksamkeit, eines Blickes würdigend, seine Augen zerstreut umherirrend, seine Hände auf dem

Rücken gefaltet, die Lippen fest aufeinander gepreßt, das bleiche, düstere Antlitz etwas vorwärts geneigt.

Jetzt hatte er mit raschen Schritten die Tour an den beiden Reihen der feierlichen Versammlung zurückgelegt; die Ceremonie war jetzt beendet, die Reihen zertheilten sich, man trat in Gruppen zusammen, und sprach leise und flüsternd mit einander, während Napoleon diesen und jenen seiner Marschälle zu sich winkte, und laute hastige Worte an ihn richtete, oder sich einem von den Gesandten näherte, um ihn mit einer seiner scharfen, kurzen Anreden zu überraschen.

Eine leichte, ungezwungene Unterhaltung war jetzt dem steifen Ceremoniell gefolgt, und während Aller Augen und Ohren immer heimlich dem Kaiser zugewandt blieben, schien Jeder unbefangen und harmlos sich dem Gespräche mit seinen Bekannten hinzugeben.

In einer Fensternische standen Talleyrand und Fouché, Beide ihre lauernden schlauen Blicke dem Kaiser zugewandt, Beide bemüht in seinem düstern, verschlossenen Angesicht die geheimsten Gedanken seiner Seele zu errathen.

Es ist ein Gewitter im Anzug, flüsterte Fouché nach einer Pause. Sehen Sie nur, wie er mit der rechten Schulter zuckt, und wie er die Augenbrauen düster zusammenzieht, und wie gezwungen das Lächeln ist, das er dem Fürsten Schwarzenberg, als dem Gesandten seines Schwiegervaters, gönnt. Oh, ich kenne das, und ich sage Ihnen, das Gewitter wird sich noch hier im Audienzsaal entladen.

Und wen glauben Sie, daß der Donnerkeil des modernen Jupiters treffen wird? fragte Talleyrand mit seinem leisen, spöttischen Lächeln.

Sehen Sie, wohin die Blitze seiner Augen zucken, und Sie werden es wissen!

Ich meine, diese Blitze zucken zu uns her, sagte Talleyrand mit vollkommener Ruhe, aber ich gestehe Ihnen, daß ich diese Blitze nicht fürchte. Sie haben mich schon oft getroffen, aber mich noch niemals zerschmettert, und wenn ich das Donnergerolle, wie Sie sein Schelten immer zu nennen belieben, gehört habe, so hat mich das immer mehr belustigt, als erschüttert, denn es hat mich immerhin daran erinnert,

mit welchem richtigen Instinct das Volk ihm den Beinamen: „der kleine Corporal" gegeben hat. Der Kaiser, wenn er zornig ist, hat wirklich das Wesen eines gemeinen Corporals, der die untergebenen Soldaten fuchtelt. Es beliebt ihm dann, seine Abstammung und seine Vergangenheit ein wenig zu verrathen und den Stammbaum zu verleugnen, den ihm seine Heraldiker gemacht, und der seine Ahnherrn zu italienischen Fürsten stempelt. Aber sehen Sie nur, die kaiserlichen Augen blitzen schon wieder hierher.

Aber sie treffen nicht uns, sondern den russischen Gesandten, der hier im Gespräch mit Caulaincourt und dem Fürsten Schwarzenberg vor uns steht, sagte Fouché leise. Der arme Kurakin wird dies Mal von dem Blitzstrahl des kaiserlichen Zorns getroffen werden. Ach, der Kaiser kommt hierher, er wendet seine Schritte gerade den drei Herren zu. Wir werden das Gewitter sich ganz in unserer Nähe entladen sehen, und es wird ein interessantes Schauspiel sein. Oeffnen wir also unsere Augen und Ohren, um zu sehen und zu hören!

Fouché hatte Recht gehabt, der Kaiser näherte sich wirklich den drei Herren, die unfern von der Fensternische sich befanden, in welcher der Minister Talleyrand und Fouché standen. Sie unterbrachen sich in dem lebhaften Gespräch, das sie bis dahin geführt, und erwarteten in ehrfurchtsvollem Schweigen, wen von ihnen Dreien der Kaiser mit einer Anrede beglücken werde.

Napoleon wandte sich zuerst dem Gesandten des Kaisers von Oesterreich, dem Fürsten Schwarzenberg, zu, und richtete an ihn einige freundliche Worte. Aber er ließ dem Fürsten keine Zeit zu einer Antwort, sondern heftete jetzt seine Blicke auf den Fürsten Kurakin.

Haben Sie Nachrichten aus Petersburg von Ihrem Kaiser? fragte er hastig.

Zu Befehl, Sire, sagte Fürst Kurakin, sich tief verneigend, ich habe vor einer Stunde einen Courier aus Petersburg erhalten.

Ich auch, rief der Kaiser lebhaft. Ihr Courier wird Ihnen dasselbe gemeldet haben, was mir der meine hinterbringt. Kaiser Alexander läßt seine Truppen nach den Grenzen marschiren, er giebt

den ehrgeizigen und ränkesüchtigen Intriguants Gehör, welche ihn zum Kriege drängen.

Verzeihung, Sire, sagte Kurakin ehrerbietig, aber ich wage zu behaupten, daß man Ew. Majestät falsch berichtet hat. Der Kaiser, mein erhabener Herr, hat durchaus keine kriegerischen Absichten. Es ist sein lebhafter Wunsch, mit allen Fürsten Europa's in Frieden und Eintracht zu leben, er gehört zu den treuesten und aufrichtigsten Bewunderern Eurer Majestät, und —

Sie hüten sich wohl zu sagen, daß er zu meinen Freunden gehört, unterbrach ihn Napoleon ungestüm. Sie thun wohl daran, denn ich weiß, daß Ihr Kaiser die mir so feierlich zugesagte Freundschaft gebrochen hat. Der letzte Ukas, den er gegeben, ist in seiner Form ganz und gar gegen Frankreich gerichtet. In früheren Zeiten würde der Kaiser Alexander, bevor er eine solche Maßregel gegen den Handel Frankreichs genommen hätte, mich davon benachrichtigt haben, und ich würde alsdann vielleicht ein Mittel gefunden haben, das, indem es den Hauptzweck erfüllte, doch verhindert hätte, daß es in den Augen Frankreichs nicht den Anschein einer Aenderung des Systems angenommen hätte. Ganz Europa hat es aber so aufgefaßt, und unsere Allianz existirt in den Augen Englands und Europa's schon nicht mehr.

Und dennoch wünscht mein Herr, der Kaiser Alexander, sie von ganzem Herzen, bemerkte Fürst Kurakin schüchtern. Ich darf es wagen, zu behaupten, daß der Kaiser nichts gethan hat, was irgend einen feindlichen Character gegen Frankreich an sich trüge.

Dann wagen Sie eine Unwahrheit zu behaupten, rief Napoleon mit flammenden Augen.

Sire, rief Kurakin lebhaft —

Still, unterbrach ihn Napoleon heftig. Ich sage, Sie wagen eine Unwahrheit zu behaupten, denn der Kaiser Alexander hat sehr Vieles gethan, was einen feindlichen Character gegen Frankreich an sich trägt. Er macht unsinnige Forderungen wegen Oldenburg, er erläßt Ukase, welche mich beleidigen, und um Allem die Krone aufzusetzen, bringt er seine Armee in Kriegsbereitschaft. Ihr Kaiser will den Krieg. Meine Generäle melden mir, daß die russischen

Armeen an den Niemen ziehen. Der Kaiser will mich nur noch eine Zeit lang hinhalten, er sucht mich zu täuschen, und verführt mir die Leute, die ich an ihn sende. Auch Sie, Caulaincourt, fuhr der Kaiser fort, seine flammenden Zornesblicke auf Caulaincourt, seinen früheren Gesandten in Petersburg, heftend, auch Sie sind Russe geworden, auch Sie hat der Kaiser Alexander gewonnen.

Ja, Sire, sagte Caulaincourt rasch, der Kaiser Alexander hat mich gewonnen, nicht weil ich ein Russe bin, sondern, weil ich glaube, daß er Franzose ist.

Und weil Sie erkannt haben werden, welch einen hohen Werth der Kaiser Alexander auf die Freundschaft Sr. Majestät des Kaisers der Franzosen legt, fügte Kurakin hinzu, indem er sich tiefer vor Napoleon verneigte.

Wenn dem so ist, so gebe mir der Kaiser doch Beweise davon, rief Napoleon, denn mit hohlen Phrasen kann ich mich nicht begnügen! Er nehme seinen Ukas zurück, er hebe seinen Zolltarif auf, und schließe seine Häfen nicht blos den englischen, sondern auch den amerikanischen Schiffen.

Sire, das ist unmöglich, sagte Kurakin erregt, der Kaiser kann nicht Gesetze zurücknehmen, die er eben erst erlassen hat, er würde sich dadurch selbst compromittiren, sich an seiner eigenen Würde beschädigen, und —

Es ist genug, rief Napoleon mit donnernder Stimme und seine Blicke hefteten sich wie zwei funkelnde Dolchspitzen auf Kurakins bleiches Angesicht. Es ist genug. Der Kaiser Alexander will den Krieg, er soll ihn haben! Nur soll er sich die Zukunft wohl überdenken. Mag es dem Glück oder der Tapferkeit meiner Soldaten zuzuschreiben sein, oder mag es daher kommen, daß ich das Handwerk ein wenig verstehe, ich habe immer den Vortheil im Kriege gehabt. Ich will nicht sagen, daß ich die Russen schlagen werde, aber wir werden uns schlagen. Sie wissen, daß ich Geld habe, daß ich achtmalhunderttausend Mann habe, daß jedes Jahr mir zweimalhundertundfunfzigtausend Conscribirte zu Gebote stellt, daß ich meine Armee also in drei Jahren um siebenmalhunderttausend Mann vermehren kann, und das ist genug, um den Krieg in Spanien fortzusetzen, und um zu gleicher

Zeit mit Rußland Krieg zu führen. Rechnen Sie etwa auf Oesterreich? fuhr er fort, mit einer leichten Handbewegung auf den neben ihm stehenden Fürsten Schwarzenberg hindeutend. Meinen Sie, daß Oesterreich Ihr Bundesgenosse sein wird, dann glaube ich, daß Sie sich irren. Wenn Oesterreich wieder hervortreten, und Krieg führen will, so wird es das nur thun, um Ihnen wieder zu entreißen, was es Ihnen im letzten Kriege hat abtreten müssen, und bei Gott, ich werde es nicht daran hindern.*) Sagen Sie das Ihrem Kaiser, sagen Sie, daß ich mich nicht mehr von ihm täuschen lasse, daß, da seine Handlungen nicht mit seinen Worten übereinstimmen, ich nur seinen Handlungen glauben kann, und daß diese mir feindselig sind.

Er wandte sich hastig um, und schritt, ohne Kurakin eines Abschiedsgrußes zu würdigen, zu einer Gruppe seiner Generäle hin, während Kurakin bleichen, zerstörten Angesichts sich aus dem Saale schlich.

Bei Gott, das war ein tüchtiges Gewitter, murmelte Fouché mit einem schadenfrohen Lächeln.

Ja, das Blitzen und Donnern haben wir gesehen, sagte Talleyrand mit seiner unerschütterlichen Ruhe, den Schaden dieses Gewitters werden wir aber erst später berechnen können. Ich fürchte, diesmal wird Frankreich den Schaden zu tragen haben, und von den siebenmalhunderttausend Conscribirten, die der Kaiser so pomphaft ankündigte, wird ebenso wenig etwas übrig bleiben, als von den Millionen, mit denen er prahlt. Wahrhaftig, er rechnete dem russischen Gesandten sein Hab und Gut vor, wie ein Krämer, der sein Inventarium verkaufen will, oder wie ein Pferdehändler, der sein Roß anpreist, das er an den Mann bringen will. Er hofft, daß Kaiser Alexander scheu zurückweichen wird vor seinem Gold und seinen Conscribirten, und doch ersehnt er sich leidenschaftlich den Krieg.

Und wir werden ihn haben, sagte Fouché düster. Alle Gräuel, alle Unsicherheit des Krieges wird wieder über uns kommen; Napoleon gönnt uns keinen Frieden, keine Erholung, wir werden niemals

---

*) Diese Rede Napoleons ist historisch, ebensowohl wie die ganze Scene. Siehe: Schlosser, Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts. Thl. VII. b. S. 73 u. folg.

Frieden haben, so lange Er das Haupt Frankreichs ist, und man ihn nicht unschädlich gemacht hat.

Sie sollten es versuchen, ihn zu warnen, sagte Talleyrand lächelnd. Sie sollten ihm die Gefahren dieses Krieges begreiflich machen, ihn darauf aufmerksam machen, daß Frankreich der Kriege überdrüssig ist, daß selbst in seiner Armee der Geist der Unzufriedenheit sich eingeschlichen hat, daß seine Soldaten murren, seine Generäle conspiriren, und nur auf eine Gelegenheit warten, um in offene Empörung gegen ihn auszubrechen!

Und warum sagen Sie ihm das nicht selbst, Herr Minister? fragte Fouché. Warum geben Sie ihm nicht selbst diese Rathschläge, die sicher zu seinem Heil sein würden? Ich will es Ihnen sagen: Weil Sie wissen, daß der Kaiser niemals Rath annimmt, daß jeder Widerspruch ihn zu einem pöbelhaften Zornesausbruch aufreizt, weil er sich unfehlbar und Gott ähnlich dünkt wie Nebukadnezar, und sich alles Ernstes einbildet, die ganze Welt müsse ihm zu Füßen liegen und ihn anbeten. Ach, ich hatte wohl Recht mit dem Rath, den ich damals den Marschällen und Generälen gab, als der Kaiser nach der Schlacht von Aspern in jenen wunderbaren todesähnlichen Schlaf gefallen war.

Welchen Rath gaben Sie damals den Generälen, mein theurer Freund? fragte Talleyrand mit süßlicher Stimme. Und weshalb forderte man Ihren Rath?

Nun, jener dreißigstündige Schlaf nach der verlorenen Schlacht hatte die Generäle ängstlich gemacht, und Bernadotte sandte im Namen der andern Marschälle und Generäle einen Boten an mich ab mit der naiven Frage: Was zu thun und zu unternehmen sei, im Fall einer Gefangennehmung oder gar des Todes Napoleons? Sie hatten sich darüber, während Napoleon schlief, schon in Ebersdorf berathen, und waren zu keinem Resultate gekommen, deshalb wandten sie sich jetzt an mich.

Und Sie antworteten?

Ich antwortete: Was? Sie fragen mich, was geschehen soll, während Sie doch schon Alles, was hätte geschehen müssen, allein hätten thun können? Wenn Ihr nur zwölf entschlossene Männer habt,

so erdrosselt ihn in seinem Bett, steckt ihn in einen Sack, ertränkt ihn in der Donau, und Alles wird sich überall leicht und von selbst arrangiren.*)

Sie haben Recht, sagte Talleyrand lächelnd, es wäre vielleicht das Beste gewesen, Ihrem Rath zu folgen. Aber da es leider nicht geschehen, müssen wir uns schon darein ergeben, abermals einen Krieg sich entflammen zu sehen.

Nun, vielleicht findet sich in diesem Krieg eine Kugel, die besser als die bei Regensburg ihren Weg macht, und nicht den Fuß, sondern den Kopf trifft. Hoffen wir darauf!

---

*) Fouchés eigene Worte. Siehe: Lebensbilder aus dem Befreiungskriege. Th. III. S. 398.

# Zweites Buch.

## 1812.

## I.

# Metternich und Erzherzog Johann.

Der Graf Clemens Metternich hatte so eben seine Morgentoilette vollendet. Seine beiden Kammerdiener waren leis auf den Zehen hinausgeschlichen, und Graf Metternich war allein in seinem Cabinet. Er stand vor dem großen venetianischen Spiegel und betrachtete in demselben sein eigenes Bild, diesen schönen, von lichtbraunen Locken umwallten Kopf mit der hohen Stirn, den feingeschweiften Augenbrauen, den großen leuchtenden Augen, der gebogenen aristokratischen Nase, dem schönen Mund, dessen purpurne Lippen eher einem jungen Mädchen, als einem Staatsbeamten anzugehören, und mehr dazu geschaffen schienen, zu lächeln, und Worte der Liebe zu sprechen, als die ernste Weisheit der Diplomatie und Politik zu verkünden. Er betrachtete auch seine zierliche, nicht eben große und imponirende, aber elegante und anmuthige Gestalt, die heute umhüllt war von der goldgestickten Staatsuniform, und seinen kleinen zierlichen Fuß mit den seidenen Strümpfen und den mit Brillantschnallen verzierten Schuhen.

Ja, es ist wahr, sagte er dann mit einem Lächeln, das die doppelte Reihe seiner perlenweißen Zähne ein wenig sehen ließ, ja, es ist ein ziemlich hübscher Mensch, der mir da gegenüber steht, und ich begreife es, daß er Glück macht bei den Weibern. Aber es liegt in seinem Gesicht ein gewisses Etwas, das aussieht wie Langeweile, und mich beinah vermuthen läßt, daß er sich zuweilen inmitten seines Glückes ennuyirt. Ja, ja, ich seh's ihm an, trotz dieses Lächelns, der arme Mensch da mir gegenüber langweilt sich, er ist blasirt, und er ist es herzlich satt, immer der leidenschaftlich Geliebte zu sein, und den leidenschaftlich Liebenden zu spielen. Nun denn, wir wollen ihm einige

Abwechselung bereiten, und ihn aus den blumigen Pfaden der Liebe weiter auf die dornenvollen Wege der Politik hinausführen. Aber sein hübsches Gesicht kann uns dabei immer noch förderlich sein, denn in der Politik sind die Weiber gar nützliche Unterhändler, und wer sie für sich hat, der kommt immer noch durch die Hinterthüren, wenn ihm die Hauptthüren verschlossen werden. Durch die Hinterthüren und Boudoirs wird man Minister und Staatsmann, durch die Hinterthüren schlüpft die Intrigue herein, wenn die schwerfällige Wahrheit und Politik langsam durch den Haupteingang daher kommt. Deshalb, mein hübsches Herrchen, sorgen Sie mit Ihrem lieben Gesicht dafür, daß uns die Hinterthüren und Boudoirs immer offen sind, dann werden wir auch eines Tages siegreich durch den Haupteingang unsern Einzug halten!

Er grüßte sein Spiegelbild mit einem vertraulichen Kopfnicken und wandte sich dann seinem Schreibtisch zu, um von dem goldenen Teller die Briefe zu nehmen, die seit dem gestrigen Tage angelangt waren. Mit rascher Hand erbrach er einen Brief nach dem andern, überflog den Inhalt mit flüchtigen Blicken, und warf sie dann nachlässig zur Seite.

Liebesbriefe, nichts als Betheuerungen, Klagen, Eifersüchteleien, sagte er verächtlich. Mein Gott, wie ausschließlich und wie empfindsam doch die Frauen sind. Jede will die einzige, und wo möglich auch die erste Liebe sein, jede will auschließlich das Männerherz besitzen! Sie sollten sich doch alle ein Beispiel nehmen an meiner Frau! Die giebt mir vollkommene Freiheit, ärgert sich nicht, wenn ich andere Weiber vergöttere, und schmollt nicht, wenn ich weniger zu ihren Füßen, als zu denen meiner Göttinnen sitze. Daher führen wir aber auch die glücklichste Ehe von der Welt, sind die treuesten und zuverlässigsten Freunde für einander, und fördern uns gegenseitig, so viel wir können. Ach, da ist ein Brief aus Neapel von Caroline Murat! Gute kleine Königin, sie denkt also noch immer an mich!

Er öffnete hastig das Siegel und während er dann langsam und aufmerksam las, nahmen seine Züge einen ernsten Ausdruck an, nicht eine Spur der früheren Leichtfertigkeit war mehr in denselben zu sehen.

Gute Caroline, sagte er dann ernst, sie liebt mich noch immer, sie denkt gleich mir an die schönen Tage von Paris, und bei diesen Erinnerungen beschwört sie mich, ihrem Bruder die Freundschaft und den Beistand Oesterreichs in diesem gefährlichen Kriege zu sichern, ihrem Gemahl seine Krone zu schützen! Sie erkennt gar wohl alle die Gefahren, die Napoleon bedrohen, wenn er in diesem Kriege nicht siegreich ist und die ihrem Gemahl leicht seinen Thron kosten können. Sie beschwört mich den Allianztractat abzuschließen, und Oesterreich zum Bundesgenossen Frankreichs zu machen. Nun, meine liebreizende Königin, Du sollst sehen, daß ich Deine Bitte erfülle! Ich bin Caroline Murat Dank schuldig, sie hat mich nicht allein geliebt, sie hat mir auch genützt, sie ist bei ihrem eigenen Bruder mein Spion gewesen, und statt, wie's Napoleon wünschte, mich ihm zu verrathen, hat sie mich immer au fait seines Willens und Wollens gehalten. Ja, Caroline, ich werde dankbar sein, und dieser Allianztractat —

Eben öffnete sich die Thür und der Kammerdiener erschien in derselben.

Se. Hoheit der Erzherzog Johann wünscht Excellenz seinen Besuch zu machen, meldete der Kammerdiener feierlich.

Er hat blos hergeschickt, um sich anzumelden? fragte Metternich.

Nein, Excellenz, er ist selbst gekommen, und er ist bereits da, sagte der Erzherzog, indem er auf der Schwelle der Thür erschien und dem Kammerdiener winkte, hinauszugehen.

Graf Metternich ging ihm ohne den mindesten Ausdruck von Ueberraschung entgegen.

Hoheit, sagte er, Sie erzeigen mir eine so seltene und unerwartete Ehre, daß ich keine Worte finden kann, Ihnen zu danken!

Und weshalb sollten Sie auch danken? fragte Johann achselzuckend. Was kann es dem mächtigen, einflußreichen Grafen Metternich nützen, wenn der arme, machtlose, nicht von dem Sonnenschein der kaiserlichen Gnade berührte Erzherzog Johann Sie besucht?

Ah, Ew. Hoheit belieben zu scherzen, rief Metternich, Ew. Hoheit nennen sich arm und besitzen das unschätzbare Capital der Gelehrsamkeit, der Weisheit und Popularität; Ew. Hoheit nennen sich machtlos und besitzen die Liebe eines ganzen Volkes, das auf Ihren Ruf sich erheben

würde als eine einige siegesdurstende Armee, und was endlich die kaiserliche Gnade anbelangt, so ist ja der Bruder des Kaisers derselben für alle Zeiten gewiß. Aber ich bitte Ew. Hoheit um die Gnade, Sie in den Salon führen zu dürfen.

Nein, ich bitte, lassen Sie uns bleiben, wo wir sind, in Ihrem Arbeitskabinet, Oesterreichs Allerheiligstem. Setzen wir uns und lassen Sie uns ein offnes und vertrauliches Wort mit einander reden. Wir waren bisher Feinde, Metternich, wir haben uns immer bekämpft, und gesucht uns allerlei Schlingen und Hemmschuhe zu legen. Nein, schütteln Sie nicht Ihr Haupt, Sie wissen, daß es so ist, und daß wir bis hierher uns niemals freundlich auf unsern Wegen begegnet sind.

Hoheit, ich habe wohl zuweilen gefürchtet, daß ich nicht Ihre Gnade besitze, aber niemals habe ich mir erlaubt, Ew. Hoheit Hemmnisse zu bereiten, niemals habe ich zu den Feinden Eurer Hoheit gehört.

Weshalb leugnen Sie es? fragte Johann mit einem sanften Lächeln. Lassen Sie uns doch in dieser Stunde offen sein. Ich bin zu Ihnen gekommen, um Ihnen die Hand zum Frieden zu bieten, um zu Ihnen zu sagen: Vergessen wir die Vergangenheit, um in der Zukunft gute Freunde zu sein.

Ach, Hoheit, wie glücklich wäre ich, wenn Sie mir solchen Vorzug gönnen wollten! rief Metternich freudig. Sagen Sie mir, was ich thun muß, um solches Glück zu verdienen und solcher Ehre theilhaftig zu werden?

Sie sind ein geschickter Diplomat, sagte Johann lächelnd, Sie steuern grade auf das Ziel hin. Was Sie thun müssen, fragen Sie? Nun, ich will offen sein. Ja, ich bin gekommen, um Sie aufzufordern, Etwas zu thun! Sie sollen Oesterreich retten, Metternich!

Wie denn? Schwebt Oesterreich in Gefahr? fragte Metternich mit dem Anschein der Verwunderung.

Ja, es schwebt in Gefahr, der Vasall Frankreichs zu werden, rief Johann ungestüm. Es schwebt in Gefahr, seine Unabhängigkeit, seine Freiheit, seine Nationalität zu verlieren, und zu einer französischen Provinz herabzusinken.

Das sind harte und schreckensvolle Beschuldigungen, Hoheit, aber —

Aber sie sind wahr, unterbrach ihn Johann. Frankreich ver-

langt von Oesterreich, daß es sich zu seinem Bundesgenossen mache, daß es Theil nehme an seinem Krieg gegen Rußland. Frankreich hat aber keine Bundesgenossen, sondern nur Untergebene, es duldet keine Gleichberechtigte neben sich, sondern nur gehorsame Vasallen. Metternich, ich beschwöre Sie, geben Sie es nicht zu, daß Oesterreich sich zu einem Vasallen Frankreichs erniedrige. Sehen Sie, ich komme zu Ihnen als ein Bittender, ich lege alle Waffen von mir und komme zu Ihnen in das feindliche Heerlager, um Ihnen Frieden und Freundschaft anzubieten. Ich weiß wohl, daß das nicht klug, nicht diplomatisch fein gehandelt ist, aber es ist ehrlich, Graf, und — lächeln Sie immerhin — es ist eines deutschen Mannes würdig. Ich mag nicht mehr kämpfen mit den Waffen der Intrigue, der Bosheit, mich widern diese Ränke und Kniffe an, mit denen man sich einander verfolgt, diese Parteikämpfe, die mir so kleinlich erscheinen, der großen Sache gegenüber, und darum komme ich zu Ihnen mit dem guten Willen eines ehrlichen Mannes. Sie wissen es, ich gehöre zur antifranzösischen Partei, Sie wissen auch, daß diese groß und mächtig, durch ganz Europa verbreitet ist, überall, selbst hier in Wien, ihre mächtigen Stützen hat, und daß diese Partei mit allen ihren Mitteln dahin strebt, Sie Ihres Amtes, Ihrer Stellung zu entheben, und einen der Unsrigen an Ihre Stelle zu setzen. Ihre Polizei bedient Sie zu gut, als daß ich glauben könnte, Ihnen da etwas Neues zu erzählen.

Und mein Körper und mein Name ist zu oft von den vergifteten Pfeilen getroffen worden, als daß ich mir der Existenz meiner einflußreichen und kriegslustigen Feinde nicht bewußt sein sollte, sagte Metternich seufzend.

Und dieser Kampf wird ohne Ende sein, rief Johann, er wird dauern, bis Sie oder wir unterlegen sind, oder — bis wir uns geeinigt haben! Versuchen wir das Letztere, Metternich, sehen wir zu, ob wir uns nicht vergleichen und verständigen können. Die Zeiten sind ernst und schwer, lassen wir daher alle kleinlichen Feindschaften enden und streben wir gemeinschaftlich dem Einen, großen Ziele zu: der Größe, der Unabhängigkeit Oesterreichs und Deutschlands! Ich biete Ihnen meine Hand, Metternich, nehmen Sie sie an, lassen Sie uns zusammen diesem Ziele entgegen gehen!

Unser Ziel, Hoheit, ist gewiß dasselbe, sagte Metternich, aber werden auch unsere Wege zu dem Ziele dieselben sein?

Gehen Sie mit auf unserem Wege, rief der Erzherzog dringend. Im Namen Oesterreichs, im Name Deutschland bitte ich Sie, verlassen Sie den Weg, den Sie bisher gegangen, denn dieser Weg führt Oesterreich an den Rand des Verderbens, es giebt Oesterreich dem Haß, dem Zorn Europa's Preis! Oh, sehen Sie, ich beuge mich vor Ihnen, ich spreche zu Ihnen als Bittsteller, ich lege meine Waffen zu Ihren Füßen nieder, und überliefere mich Ihnen wehrlos! Ja, ich komme, mit Ihnen einen Vergleich abzuschließen. Sie kämpfen wider mich, weil Sie glauben, wenn ich Einfluß auf den Kaiser gewänne, so würde das Ihrem Einfluß schaden, — nun wohl, ich will mich verpflichten, ganz in Zurückgezogenheit und Vergessenheit zu leben, für mich jeder Bedeutsamkeit und jeder Stellung zu entsagen, ich will Ihnen das höchste Opfer bringen, will in dem heiligen Kriege, um den ich Sie anflehe, sogar meinem Antheil entsagen, und in thatenloser Ruhe daheim bleiben, während Ihr auszieht zu Ruhm und Siegen. Nur ziehet aus, nur wenden Sie allen Ihren Einfluß an, um den Kaiser zu diesem heiligen Kriege zu gewinnen. Seien Sie ebenso kühn als klug, eben so muthig als besonnen, und ich verspreche Ihnen, daß alle meine Freunde sich in Ehrfurcht vor Ihnen neigen, daß Europa Ihnen huldigen wird als seinem ersten und größten Helden, ich verspreche Ihnen ferner, daß selbst, wenn das Schicksal wider uns entscheiden, und Napoleon immer noch Sieger bleiben sollte, es seinem Zorn nicht gelingen wird, Sie zu bedrohen, Ihren Ruhm zu schmälern. Sie werden den Ruhm haben, als ein deutscher Patriot gehandelt zu haben, und England bietet Ihnen eine Freistatt an; Sie werden da ein Asyl finden, so lange Sie dessen bedürfen, und man wird Ihnen eine Million Gulden sichern, um Sie vor jeglicher Bedrängniß zu behüten.

Ah, Ew. Hoheit wollen mich bestechen, sagte Metternich lächelnd. Sie meinen, weil ich ein armer Reichsgraf bin, würde eine Million Gulden mich reizen? Aber bevor ich diesem Reiz nachgebe, müßte ich zuerst immer doch genau wissen, was man von mir fordert?

Man fordert nichts weiter, als daß Sie ein deutscher Mann sind, rief Johann lebhaft. Seien Sie es, Metternich! Entsagen Sie der

Freundschaft dieses Despoten, vor dem die Welt im Staube liegt, und der seinen Fuß auf den Nacken Europa's gesetzt. Erheben Sie die Fahne der Freiheit, der Selbstständigkeit Oesterreichs, verwerfen Sie den Tractat, durch welchen Frankreich Oesterreich die Hände binden und seinen Willen fesseln will, antworten Sie dem Drängen Napoleons mit einem lauten, entschlossenen Nein! Ganz Oesterreich, ganz Deutschland wartet auf dieses Nein! Sprechen Sie es aus, und es wird mit einem einzigen Jubelruf sich erheben, es wird die Waffen ergreifen, und mit der Entschlossenheit eines Löwen die Ketten abstreifen, welche der französische Despot ihm angelegt.

Und rechnen Ew. Hoheit Preußen nicht auch zu Deutschland? fragte Metternich lächelnd.

Preußen, der ganze Norden Deutschlands ist heimlich gewaffnet, und wartet auf Ihr Nein.

Preußen, Hoheit, wartet nicht darauf. Preußen hat den Allianztractat unterzeichnet, durch welchen es sich verpflichtet, mit Frankreich gegen Rußland zu kämpfen und dem Kaiser Napoleon ein Truppencorps von zwanzigtausend Mann mit preußischen Generälen, aber unter dem Oberbefehl eines französischen Marschalls zu stellen.

Unglückliches Preußen, rief Johann schmerzvoll, unglücklicher König, den das Schicksal zwingt, seine Sympathien zu verleugnen, seinen Haß und seine Demüthigung hinunter zu würgen, seines Feindes Bundesgenosse, seines Freundes Feind zu werden! Aber wenn Preußen, von seiner Noth besiegt, sich mit Frankreich gegen Rußland hat verbünden müssen, so ist es um so mehr die Pflicht Oesterreichs, nicht Preußens traurigem Beispiel zu folgen, so ist Oesterreich jetzt Deutschlands letzte Hoffnung. Wenn es diese aber erfüllt, wird es Deutschlands Herr werden, wird Deutschland in ihm aufgehen, und der Kaiser von Oesterreich wird, wie er es einst dem Namen nach gewesen, jetzt in der That der Kaiser von Deutschland sein! Metternich, seien Sie ein deutscher Mann, lassen Sie Sich der Noth und die Schmach Ihres deutschen Vaterlandes erbarmen, wagen Sie den Zorn Napoleons, und Sie werden dafür die Sympathie von ganz Europa gewinnen.

Ew. Hoheit sprechen, als ob ich der Kaiser von Oesterreich wäre, sagte Metternich lächelnd, ich bin aber nur der Diener des Kaisers, und folge in Allem gehorsam seinem Willen. Ich glaube aber leider nicht, daß es des Kaisers Wille ist, schon jetzt offen als der Feind Napoleons aufzutreten, nicht als ob Kaiser Franz den Kaiser Napoleon fürchtet, aber er kann nicht vergessen, daß die Kaiserin von Frankreich seine Tochter, daß der Sohn Napoleons sein Enkel ist.

Er hat seiner Politik Andreas Hofer, er hat ihr ganz Tyrol geopfert, so möge er ihr jetzt auch seine Tochter und seinen Enkel opfern, rief Johann ungestüm.

Das ist ein großes kühnes Opfer, und vielleicht überwindet der Kaiser sein Herz und bringt es, vielleicht giebt er die Pflicht des Vaters an die Pflicht des Kaisers hin, aber wenn er das thut, so muß er auch des Erfolges sicher und gewiß sein, so muß sein Opfer ein für ganz Europa entscheidendes sein. Glauben Ew. Hoheit aber, daß dieser Moment jetzt schon gekommen ist? Glauben Sie, daß Oesterreich, dessen Finanzen zerrüttet, dessen Armeen mangelhaft, dessen Grenzen jedem Angriff der französischen Armee offen sind, das von allen Seiten von Bundesgenossen oder Provinzen Frankreichs umgeben ist, glauben Sie, daß Oesterreich jetzt schon im Stande ist, Frankreich Trotz zu bieten? Blicken Sie doch umher, Hoheit, und sehen Sie, wie die Lage der Dinge ist, und wie wenig jetzt schon eine offene Feindschaft gegen Frankreich für Oesterreich, ja für ganz Deutschland von Nutzen sein könne. Frankreich hat durch seinen Rheinbund die Hälfte von Deutschland in seiner Unterthänigkeit, es hat jetzt auch mit Preußen eine Allianz abgeschlossen, und alle revolutionnairen Elemente Polens aufgeregt und für sich gewonnen. Es hat durch den Wiener Frieden uns die Küsten des Adriatischen Meeres abgenommen, und ganz Istrien und Illyrien zu einer französischen Provinz gemacht. Es hat im Süden Oesterreichs die Lombardei, dessen Vicekönig mit seiner Armee unsere Grenzen bewacht, das Königreich Neapel mit seinem König Murat, der uns von jeder englischen Hülfe abschneidet. Wenn wir jetzt, wo Oesterreich also rings von Feinden eingeschlossen ist, uns offen als Feind von Frankreich bekennen wollten, so würde das zu unserm Verderben sein, denn noch ist Frankreich uns überlegen, und

es würde uns erdrücken. Die nächste und unmittelbare Folge eines solchen Krieges würde sein, daß die Fackel des Aufruhrs sich sogleich in Galizien entzünden würde, und daß Frankreich das unterjochte, von uns nicht mehr geschützte Preußen völlig zerstückelte.

Aber setzen Sie den Fall, daß Gott endlich Erbarmen hätte mit dem Unglück und der Schmach der Völker, daß er das Glück des Krieges wendete, und daß Rußland Frankreich besiegte?

Ach, Hoheit, dieser Fall ist leider nicht denkbar, sagte Metternich achselzuckend. Die französische Armee ist, wie es scheint, unsterblich und unbesiegbar, und Gott hat ihr noch eine große und herrliche Aufgabe vorbehalten. Diese Aufgabe ist: die Demüthigung Rußlands! Gott hat gewollt, daß diesem Coloß, der sich vernichtend und zerschmetternd in Deutschland hereinwälzte, ein starkes Bollwerk entgegen gesetzt würde, und seinen Lauf hemmte. Dieses Bollwerk ist Frankreich. Ihm ist die Sendung vom Schicksal geworden, den allgemeinen Feind Europa's, das barbarische Rußland, zu vernichten und seine Macht zu brechen. Rußland muß wieder aus dem Herzen Europa's hinausgeworfen werden, es muß wieder eine asiatische Macht werden, und die großartige, auf der einen Seite noch nicht aufgerichtete, auf der andern Seite schon wieder in Fäulniß übergegangene Schöpfung Peters des Großen muß wieder in Nichts zerfallen und zerbrochen werden. Das ist die heilige Aufgabe Frankreichs, und so lange es an dieser arbeitet, wird ihm der Segen Gottes nicht fehlen, wird Oesterreich sich nicht als den Feind Frankreichs erklären können.

Sie weisen also meinen Antrag zurück? fragte Johann. Sie nehmen die Hand nicht an, welche ich Ihnen im Namen aller Patrioten biete, Sie wollen sich nicht mit uns verbünden, nicht unser Freund sein?

Ich werde mich zu allen Zeiten glücklich fühlen, wenn Ew. Hoheit mir die Ehre erzeigen wollen, mir zu erlauben, Ihr Freund zu sein, sagte Metternich ehrfurchtsvoll, aber ein Bündniß mit den Feinden Napoleons darf ich für jetzt noch nicht eingehen, wenigstens nicht öffentlich. Die Stunde ist noch nicht gekommen, wo Oesterreich eine mächtige, siegreiche Freundschaft zurückweisen kann, um sich einer gefährlichen, machtlosen und ungewissen Feindschaft hinzugeben. Ich

kann meinem Herrn, dem Kaiser, nicht dazu rathen, und wenn ich es selbst thäte, würde der Kaiser meinen Rath nicht annehmen wollen. Der Kaiser ist ein sehr fester, selbstständiger und willenskräftiger Herr, und ich bin nur der Diener, der dem Willen seines Herrn gehorsam ist, und ihm folgen muß. Der Wille des Kaisers aber ist es, daß Oesterreich auch ferner der Bundesgenosse des großen siegreichen Frankreichs bleibe, dessen Kaiser überdies durch die theuersten Bande der Verwandtschaft an ihn geknüpft ist.

Das heißt: Sie werden Oesterreich zum Bundesgenossen Frankreichs in diesem russischen Kriege erniedrigen? fragte Johann schmerzlich. Sie werden mit Frankreich einen Allianztractat abschließen, wie Preußen es gethan?

Nein, Hoheit, Oesterreich wird niemals einen Vertrag gleich dem preußischen eingehen, denn dieser Vertrag macht Preußen zu einem abhängigen willenlosen Vasallen Frankreichs, es stellt für Frankreich, gleich den Rheinbundsfürsten, nur ein Contingent zur französischen Armee und giebt ganz und gar seine Selbstständigkeit auf. Ich kenne die geheimen Artikel dieses preußisch-französischen Bündnisses vom vierundzwanzigsten Februar. Der letzte dieser Artikel bestimmt, daß Preußen, so lange die Franzosen auf preußischem oder feindlichem Gebiete stehen, keine Truppen ausheben, kein Heer zusammenziehen, keine militairische Bewegungen machen darf.*) Nie würde der Kaiser von Oesterreich dies unterschrieben haben, nie würde ich ihm dazu rathen können, denn es wäre gegen die Würde, die Ehre und Selbstständigkeit Oesterreichs. Mein Wahlspruch aber ist: „Oesterreich über Alles!" Oesterreich muß sein eigener Herr sein, um darnach einst der Herr von Deutschland zu sein. Oesterreich kann sich wohl den Umständen beugen, aber es darf sich niemals demüthigen. So beugt sich Oesterreich jetzt vielleicht, und schließt ein Bündniß mit Frankreich, aber es demüthigt sich nicht, und es ist der Bundesgenosse, aber nicht der Vasall Frankreichs.

Worte! Worte! rief Johann ungestüm; die Sache aber bleibt

---

*) Schlosser. 7. b. S. 761.

dieselbe! Oesterreich läßt seine Regimenter nicht gegen, sondern für Frankreich marschiren. Nicht wahr, es ist so?

Ich darf Ew. Hoheit die Wahrheit nicht verhehlen, sagte Metternich nach einer Pause. Ja, es ist so. Oesterreich verbindet sich mit Frankreich für diesen Krieg gegen Rußland. In einer Stunde erwarte ich hier den französischen Gesandten Baron von Otto, um mit ihm den Allianztractat zu unterzeichnen.

In einer Stunde, rief Johann schmerzlich, in einer Stunde wird die Schmach Oesterreichs unterzeichnet, in einer Stunde wird Oesterreich der Vasall Frankreichs. Metternich, noch ist es Zeit! Im Namen Oesterreichs, im Namen Deutschlands, ja, im Namen aller rechtlichen Leute, beschwöre ich Sie noch einmal: Treten Sie zurück, da es noch Zeit ist. Unterzeichnen Sie nicht, eilen Sie zum Kaiser, beschwören Sie ihn, nicht eine Allianz einzugehen, die ihn in offene Feindschaft mit England, mit Schweden, mit Spanien und Rußland, mit allen wahren Deutschen und Vaterlandsfreunden bringt. Metternich, noch ist es Zeit, um Ihrem Namen einen unsterblichen Ruhm, eine nie erlöschende Glorie zu geben. Erheben Sie das Schwert, wagen Sie es, dem Despoten zu trotzen, sagen Sie ein lautes entschiedenes Nein zu seinen anmaßenden Forderungen, rufen Sie das österreichische, das deutsche Volk zu den Waffen, sagen Sie ihm, daß die Zeit der Schmach, der Knechtschaft, der Demüthigungen vorüber sei, daß Oesterreich Deutschland frei machen wolle! Lassen Sie diesen Kampf Frankreichs und Rußlands einen Gotteskampf sein, an dem sich Oesterreich nicht betheiligt, und den es benutzt, nm nach diesem Gotteskampf entweder den Sieger Napoleon zu neuem Kampf herauszufordern, oder Napoleon, den Ueberwundenen, vollends in den Staub zu werfen. Der Moment ist groß, tragen Sie ihm einen großen Sinn entgegen, und lassen Sie nicht durch kleinliche Rücksichten und ängstliches Erwägen sich zurückhalten. Metternich, ich habe zu Ihnen gesprochen im Namen aller Gutgesinnten, aller Patrioten, im Namen Deutschlands! Deutschland glüht nach dem Kriege der Rache, der Vergeltung, geben Sie ihm denselben und es wird Sie segnen, und es wird Ihnen eine ewige Dankbarkeit zollen. Verweigern Sie ihm denselben, und Millionen Herzen werden in heiliger Entrüstung sich

von Ihnen wenden, Ihrer Klugheit fluchen, Ihnen ewige Feindschaft schwören und in unablässigem Bemühen darnach trachten, Sie zu verderben, Sie hinwegzudrängen von einer Stelle, auf der Sie so viel Gutes schaffen konnten, und so viel Böses geschaffen haben. Metternich, ich selbst, ich werde zu Ihren unversöhnlichsten Feinden gehören, wenn Sie auf Ihrem Entschluß beharren, zu Ihren treuesten und ergebensten Freunden, wenn Sie jetzt noch einen großen Entschluß fassen, und das Banner der Freiheit, der Unabhängigkeit Oesterreichs hoch über Deutschland erheben.

Ich habe es also nicht vermocht, Ew. Hoheit zu überzeugen, daß Oesterreich dieses Banner jetzt noch nicht erheben darf? fragte Metternich schmerzvoll. Und dafür soll ich jetzt dem stolzen Glück entsagen müssen, der Freundschaft Ew. Hoheit gewürdigt zu werden? Das ist ein großer, ein bitterer Schmerz für mein Herz, aber ich werde ihn ertragen müssen, denn ich sagte es Ihnen schon, meine Devise ist: „Oesterreich über Alles!" Das Wohl Oesterreichs muß mir höher noch stehen, als die Freundschaft des edelsten österreichischen Prinzen, und mit blutendem Herzen opfere ich sie jetzt auf dem Altar des Vaterlandes. Hoheit, der Kaiser hat den Allianztractat genehmigt, es bleibt mir keine Wahl, ich werde ihn unterzeichnen. Aber ich beschwöre Ew. Hoheit, erwägen Sie gnädigst meine Worte wohl. Ich habe gesagt: Oesterreich muß für jetzt noch der Freund Frankreichs bleiben und seine Allianz annehmen. Ich habe von der Gegenwart gesprochen, aber ich habe mir die Zukunft reservirt. Dieser Zukunft vorzuarbeiten, ihr die Wege zu bereiten, das ist meine Aufgabe, und sie beginnt schon mit diesem Allianztractat, den ich heute unterzeichnen werde, denn in diesem Allianztractat ist schon, zum Unterschied von Preußen, die Größe und Freiheit Oesterreichs festgehalten. Preußen stellt Frankreich ein Truppencontingent, Oesterreich wird der Bundesgenosse Frankreichs, und stellt ihm ein Hülfsheer. Der Anführer und Oberbefehlshaber dieses Hülfsheers wird vom Kaiser Franz gewählt und ernannt werden, und erhält seine Befehle nur unmittelbar von dem französischen Kaiser, steht allen Marschällen aber gleich an Rang und Würde. Preußen darf während des Krieges seine Festungen nicht armiren,

keine neuen Truppen ausheben, kein Heer zusammenziehen. Oesterreich aber wird rüsten, es wird sein Heer vermehren, und seine Festungen und Arsenäle in Stand setzen. Es wird dies unter dem Vorwand thun, verstehen Ew. Hoheit mich wohl, unter dem Vorwand, gegen Rußland zu rüsten, und eine Reserve-Armee bereit zu haben, wenn die erste Armee unterliegen sollte. Aber wenn Oesterreich vollständig gerüstet ist, wenn es seine Armeen vollzählig und kriegsbereit gemacht hat, dann wird es, sobald der richtige Moment gekommen ist, alle Vorwände und alle Schleier abstreifen, und es wird Frankreich, es wird Deutschland dann sagen, gegen Wen es gerüstet hat, und Wer der furchtbare verhaßte Feind ist, den es auf Tod und Leben bekämpfen will! Ihnen, Hoheit, kann ich das schon heute sagen: dieser Feind ist Frankreich! Oesterreich wartet auf die rechte Stunde, wenn diese aber gekommen ist, wird es das Schwert, das es jetzt für Frankreich erhebt, gegen Frankreich wenden, und es nicht wieder in die Scheide stecken, als bis es seinen Feind vernichtet hat. Aber, Hoheit, jetzt ist diese Stunde noch nicht gekommen! Wir wollen die Tage von Austerlitz und Wagram nicht noch einmal erleben. Das Unglück hat uns vorsichtig gemacht, und nur durch Vorsicht, richtiges Erwägen unserer Kräfte, und große allmählige Vorbereitung werden wir zum Ziele gelangen.

Und inzwischen erniedrigen wir Oesterreich, rief Johann in schmerzlichem Zorn, inzwischen bekämpfen wir Diejenigen, welche den kühnen Muth haben, dem despotischen Unterdrücker und Eroberer mit offener Stirn und entblößtem Schwert entgegen zu treten. Oh, elende Pfiffigkeit, die sich Staatsklugheit dünkt, feige Hinterlist, die sich Weisheit nennt! Ich sage Ihnen, Metternich, Sie werden mit dieser Pfiffigkeit und Hinterlist Oesterreich an den Rand des Verderbens führen, Sie werden sich wohl eine Zeit lang auf den krummen Wegen glücklich hindurch schleichen und hindurch lügen, aber ein Tag wird kommen, an dem Sie mit all Ihrer Staatsklugheit und Weisheit zu Schanden werden, ein Tag, an welchem die Völker Ihnen die Wahrheit als drohendes Schreckgespenst entgegen halten, und an diesem Tage werden Sie Fiasco machen mit all Ihrer Staatsweisheit. Man kann wohl eine Zeit lang von der Lüge leben, und auf die List sich

stützen, aber die Wahrheit macht sich doch zuletzt siegreiche Bahn, und die List bricht zusammen wie morsches Holz.

Wenn dem so wäre, Hoheit, sagte Metternich lächelnd, wenn man immer nur gerade aus gehen, nur immer die Wahrheit reden, und alle List verwerfen könnte, dann lebten wir wahrlich in einem Paradiese, in welchem nicht einmal die berühmte Schlange zu finden wäre. Wir wissen aber einmal aus der Bibel, daß die Schlange selbst in das Paradies gekommen, und da Gott die Menschen und alles Gethier geschaffen, so hat er auch die Schlange geschaffen, welche die Menschen die List gelehrt, und die List also ist eine göttliche Schöpfung, die wir nicht verachten, sondern der wir uns als Waffe bedienen sollen, wenn wir zum Unglück keine anderen Waffen haben, oder wenn diese Waffen stumpf geworden sind. Ew. Hoheit verachten die Staatsklugheit, ich aber meine, daß die einzelnen Individuen sowohl, wie die Staaten und Völker dieselbe bedürfen, und daß nur die Wilden sie entbehren können. Die Staatsklugheit und die List, das sind die beiden Lootsen, welche den Staat, dieses schwerfällige Schiff, durch alle Brandungen und alle Stürme hindurch führen und ihm die richtigen Wege zeigen müssen, ohne dieselben würde es scheitern und zu Grunde gehen.

Sie verwechseln da die Staatsklugheit mit der List und der Intrigue, mein Herr Graf, sagte Johann stolz. Staatsklug wäre es, wenn Sie jetzt, da Frankreich in Spanien und Rußland zugleich kämpfen und Armeen beschäftigen muß, den günstigen Moment benutzten, um die Macht des Feindes zu brechen. Staatsklug wäre es, Frankreich den Krieg zu erklären; listig ist es, jetzt sein Freund zu bleiben, weil Frankreich noch mächtig ist, und es nur dann erst anzugreifen, wenn es vielleicht ohnmächtig geworden! Aber streiten wir nicht mehr! Sie haben meinem Flehen, meinen Vorstellungen kein Gehör geben wollen. Ich bot Ihnen meine Freundschaft, Sie haben sie abgelehnt.

Ich mußte sie zu meinem Schmerz ablehnen, obwohl sie für mich ein höherer und schönerer Preis gewesen wäre, als die Million Gulden, mit welcher Ew. Hoheit mich anfangs bestechen wollten. Ew. Hoheit sehen also, daß ich wenigstens ein Mann der Ueber=

zeugung bin, denn nicht einmal Ihre Freundschaft, viel weniger das elende Gold hat mich bestechen können. Ew. Hoheit wissen, daß ich nicht reich bin, daß ich zu meiner Existenz diejenigen Mittel bedarf, welche mir meine Stellung im Staatsdienste gewährt, Sie haben aber erkennen müssen, daß ich mir keine Million erwerben will auf Kosten meiner Ueberzeugung, und wenn ich also das Unglück habe, daß meine Ueberzeugungen von denen Ew. Hoheit abweichen, so wird es Ew. Hoheit doch nicht das Recht geben, mich zu verachten als einen käuflichen, charakterlosen Mann. Der Kaiser, mein hoher Herr, hat mich zu einem schwierigen und großen Amte berufen, ich werde dasselbe ausfüllen nach bester Ueberzeugung und mit aller Kraft meines Geistes; ich werde der treue Diener des Vaterlandes sein, aber ich kann ihm nur dienen nach meiner Ueberzeugung und Erkenntniß

Nun recht, thun Sie es, sagte der Erzherzog rauh, dienen Sie ihm nach Ihrer Weise. Ich muß es dulden, denn ich habe nicht die Kraft es zu hindern. Unsere Wege aber sind für immer geschieden, und wenn wir uns dennoch zuweilen auf denselben begegnen, so wird es sein, um einander zu bekämpfen. Dieser Kampf wird unversöhnlich sein, ich sage Ihnen das im Voraus, denn ich stehe in demselben auf der Seite der Leidenden, der Unterdrückten, Sie stehen auf der Seite der Peiniger, der Unterdrücker. Sie werden vielleicht lange mir gegenüber siegreich sein, denn die List ist zähe und windet sich überall hindurch, aber ein Tag wird kommen, an dem ich Sie doch besiege, denn die Wahrheit ist unsterblich, und ihr Licht, mag es auch lange von trüben Wolken umhüllt sein, strahlt doch zuletzt leuchtend hinter denselben hervor. Ich kämpfe für die ewige Wahrheit der Volksunabhängigkeit, Sie für die ewige List der Volksunterdrückung, und dieser Kampf wird dauern, so lange wir leben!

Möge das wenigstens eine recht lange Zeit sein, sagte Metternich sanft, und mögen viele und glückliche Jahre noch über dem Haupte meines edlen, hochherzigen Gegners dahin ziehen. Mögen Ew. Hoheit noch lange der Schmuck, die Zierde und der Held Oesterreichs bleiben!

Ich kann Ihnen diesen Wunsch nicht zurück geben, rief Johann schmerzlich. Ich kann nicht wünschen, daß Sie noch lange der

Schmuck, die Zierde und der Held Oesterreichs sein möchten. Ich sage es Ihnen zuvor, ich werde Alles versuchen, Sie zu stürzen, und einen Mann an Ihre Stelle zu bringen, dem die Ehre, die Selbstständigkeit und die Freiheit Oesterreichs höher steht, als seine eigene Existenz, und der den trotzigen und schönen Muth hat, um Alles zu wagen, um Alles zu gewinnen! Metternich, leben Sie wohl! Dieser verhängnißvolle Tag, dieser zwölfte März, den die Geschichte als einen Unglückstag Oesterreichs in ihre Bücher einzeichnen wird, er scheidet uns für immer! Leben Sie wohl!

Er wandte sich um und ging, ohne Metternich zu begrüßen, der Thür zu. Aber Graf Metternich eilte ihm nach; mit seinem verbindlichsten Lächeln, und mit der Unterwürfigkeit eines Hofmannes begleitete er den Erzherzog, der ihn keiner Beachtung weiter würdigte, bis zu der Thür seines Vorsaals.

Hier verneigte er sich noch einmal tief vor dem Erzherzog, der nicht einmal mit einem Kopfnicken ihm dankte, und kehrte dann in sein Kabinet zurück.

Eine wirklich erhabene Scene, sagte er hochaufathmend, ich wünschte nur, der Kaiser hätte ihr beigewohnt, und hätte die erhabenen Tiraden dieses Ritters der Wahrheit gehört. Er würde dann eingesehen haben, wie gefährlich diese Ritter sind, und wie nothwendig es ist, sie zu beseitigen. Ah, dieser liebe Erzherzog hat die Güte, mich zu warnen, und es mir vorher zu sagen, daß er Alles versuchen wird, um mich zu vertreiben, und einen Andern, vermuthlich den guten Napoleonshasser Stadion, an meine Stelle zu bringen. Ich werde mich dieser Warnung erinnern, und auf meiner Huth sein. Kampf gegen Kampf! Auch ich werde nichts unversucht lassen, um den Gegner zu besiegen, und da der Erzherzog Johann durchaus mein Gegner sein will, nun wohl, so werde ich gegen ihn kämpfen! Es wird sich auch schon eine Stelle finden, wo dieser hörnerne Siegfried verwundbar ist. — Nun, was giebt's, Jean?

Der Herr Staatsrath von Hudelist! meldete der eben eintretende Kammerdiener, und Metternich befahl ihn einzuführen.

## II.

## Intriguen.

Mit einem strahlenden Lächeln ging Metternich dem eintretenden Staatsrath von Hudelist entgegen.

Wäre ich abergläubisch, sagte er, so würde ich denken: Gott selber ist es, der Sie zu mir schickt, gerade in dem Moment, wo ich Ihrer so nothwendig bedarf.

Wie, Excellenz, rief Hudelist mit einer Grimasse des Lächelns, die sein Gesicht auf eine wunderbare Weise verzerrte, wie, Ew. Excellenz bedürfen meiner? Das heißt: der Adler will sich von dem Raben einen Flügel borgen, um mit ihm zur Sonne aufzufliegen! Ach, Excellenz, Sie machen mich lachen mit dieser wundervollen Schmeichelei, daß Sie meiner bedürfen! Was bin denn ich, der unbedeutende, der häßliche, verwachsene, arme Hudelist gegen den reichen, schönen, anmuthstrahlenden, einflußreichen Grafen Metternich? Es ist, als wenn man den Götterjüngling Achill und den Pickelhäring Thersites neben einander stellte.

Ich will Ihnen sagen, was Sie sind, sagte Metternich, ihm die Hand auf die Schulter legend und ihm freundlich in das häßliche, purpurgeröthete Antlitz schauend. Sie sind ein geistreicher, genialer Kopf mit einem ehrgeizigen Herzen. Sie sind ein Mann von größtem Einfluß, Sie sind der Liebling des Kaisers, dessen Ohr Ihnen immer offen ist, und der Ihnen vertraut, wie keinem Andern. Und was endlich Ihre Behauptung anbetrifft, daß Sie häßlich und verwachsen sind, so erinnere ich Sie nur an die beiden wundervollen Frauenportraits, die ich jüngst in Ihrem Kabinette gesehen, zwei Venusgestalten, deren Schönheit jede Hülle und jeden irdischen Faltenwurf verschmäht. Die göttlichen Urbilder dieser Portraits müssen Sie sehr geliebt haben, wenn sie so ohne alles Falsch und ohne alle Schleier sich Ihnen darstellen mochten, und wer von den Schönen mit solcher kühnen Wahrheit angebetet wird, der kann nicht häßlich und verwachsen, nicht der Pickelhäring Thersites sein.

Ach, Excellenz, die Frauen sind gar so wunderliche Geschöpfe, lachte Hudelist. Hat doch die Elfenkönigin Titania ein Ungeheuer geliebt, warum sollten die schönen reizenden Polinnen nicht einmal einen Hudelist lieben können? Es sind die Portraits zweier polnischen Fürstinnen, die Ew. Excellenz in meinem Kabinette gesehen.

Und Sie hätten neben denselben noch die Portraits der reizenden, anmuthstrahlenden Messaline, der Lady Emma Hamilton, dann ferner der schönen Geliebten des Grafen Sièyes und viele andere noch aufhängen können, nicht wahr?

Aber, Excellenz, wenn ich auch alle Portraits der Schönen, welche mich ihrer Liebe gewürdigt haben, in meinem Kabinette aufhängen wollte, sie würden doch nur eine kleine Minorität sein gegen die Unzahl derer, welche Ew. Excellenz ihre anbetende Liebe geweiht haben. Hätten Ew. Exellenz gleich mir die Portraits Ihrer Geliebten an der Wand aufhängen wollen, so würden Sie an den Wänden Ihres Kabinets hier keinen Platz dazu gefunden haben, Sie hätten Ihren größten Empfangssaal und alle Ihre Nebensäle damit schmücken können, und alle Wände würden doch nicht dazu ausreichend gewesen sein. Ah, welch ein Glück ist es, Excellenz, daß Ihre Frau Gemahlin nicht eifersüchtig ist, und es nicht gemacht hat, wie weiland der Fürst von Monaca.

Und was machte denn der Fürst von Monaco?

Er war vermählt mit einer schönen Grammont, der Schwester des Grafen Guiche, um dessenwillen Ludwig des Vierzehnten Bruder, der Herzog von Orleans, seine Gemahlin aus Eifersucht erdrosselte. Die schöne Leonore Grammont war eben so schön, eben so bezaubernd, wie ihr Bruder Guiche, und sie hatte daher viele Anbeter. Auf den Befehl ihres Vaters, des Herzogs von Grammont, mußte sie sich indeß dem Fürsten von Monaco vermählen, und ihm nach seiner kleinen Residenz Monaco folgen. Die junge Fürstin aber fand diesen Aufenthalt im Schloß zu Monaco eben so langweilig, als ihren Gemahl, der die Prätension hatte, ihr einziger Liebhaber sein zu wollen. Eines Tages bestieg sie daher, während ihr Gemahl auf der Jagd war, ihre Equipage und kehrte mit Courierpferden nach Paris zurück, ihrem Gemahl in einem Abschiedsschreiben anzeigend,

daß sie ihn ermorden lasse, wenn er es wagen wolle, ihre Rückkehr zu fordern, oder ihr nach Paris zu folgen. Der Fürst von Monaca wußte, daß seine schöne Gemahlin sicherlich Wort halten würde, und da er das Leben liebte, zog er es vor, auf seinem Schloß Monaco zu bleiben. Aber er nahm eine eigenthümliche Rache an seiner Treulosen. Er sandte einen Maler zu bleibendem Aufenthalt nach Paris, und beauftragte ihn, seine Gemahlin streng zu beobachten, von jedem neuen Liebhaber derselben ein Portrait zu malen und es dem Fürsten nach Monaco zu senden. Der Maler folgte getreulich seinem Befehl, und ein Portrait nach dem andern traf in Monaco ein. Der Fürst ließ in seinem Tanzsaal eine Marmortafel anbringen mit der Inschrift: „die Portraits der Liebhaber meiner Frau," und hing demgemäß die Portraits, wohl numerirt, je nach ihrer Reihenfolge in dem Saal auf. Als aber in dem Saal kein Platz mehr war, öffnete er die Thüren und hing die Gemälde auf den Corridor, und endlich, da auch dort kein Raum mehr war, ließ er sie auf dem Schloßhof an der hohen Mauer zu beiden Seiten der Einfahrt anbringen, indem er unter jedem Portrait den Namen des Originals mit der Unterschrift: „Liebhaber meiner Frau" in goldenen Lettern anbringen ließ.*) Gott weiß, ob er auf dem Schloßhof hinlänglich Platz gehabt hätte, wenn ihn nicht der Tod ereilt, und seiner Gemäldegallerie ein Ende gemacht hätte.

Eine allerliebste Geschichte, rief Metternich, und sicherlich eine Gemäldegallerie, wie es keine zweite in der Welt geben möchte.

Excellenz, nehmen wir den Fall an, daß die Frau Gräfin Metternich eine ähnliche Gemäldegallerie gegründet hätte, glauben Sie nicht, daß sie auch schon bis auf den Hofraum avancirt wäre?

Nun, wer weiß, sagte Metternich lachend, unser Haus ist sehr groß, und hat einige recht weite Säle. Aber ich will es zugestehen, die Gallerie würde ziemlich bedeutend sein, denn, um Ihnen die Wahrheit zu sagen, mit meiner diplomatischen Carrière begann auch gleich meine Laufbahn mit den Weibern, die mich oft entzückt, oft

---

*) Siehe: Mémoires de la princesse de Monaco, par Alex. Dumas. Vol. III.

zum Sterben ennuyirt und in Verzweiflung gebracht haben. Viele schöne Närrinnen haben mich aufrichtig geliebt, obschon ich mir bewußt bin, es mit gar keiner ehrlich gemeint zu haben, was sie nämlich in ihrem Dünkel ehrlich nennen. — Was ich namentlich in Dresden von alten Königinnen, Kurfürstinnen, Großherzoginnen und Herzoginnen ausgestanden habe, davon wäre ein ganzer Roman für schwergeplagte und schlaflose chronische Kranke zu schreiben. Aus Verzweiflung griff ich nach Allem, Karten- und Hazardspielen, Taschenspieler- und Bauchrednerkünsten, die Hazardspiele reizten mich zwar, jedoch weniger als man glauben sollte, und die Weiber zerrten mich immer wieder in ihre magischen Kreise zurück.*) Man kann, um rasch und sicher Carrière zu machen, die Frauen nicht entbehren, und es giebt Einige von ihnen, denen ich für mein ganzes Leben zu Dank verpflichtet bleibe.

Excellenz, diese können jetzt zu Ihnen, wie Gretchen zum Faust sagen: „Ich habe schon so viel für Dich gethan, daß mir zu thun fast nichts mehr übrig bleibt!"

Sie sind ein Spötter, Hudelist, sagte Metternich lachend. Aber lassen Sie uns ernsthaft reden. Was für Nachrichten bringen Sie mir? Ist es Ihnen gelungen, den Kaiser für unseren Plan zu gewinnen? Der französische Gesandte wird sogleich hierher kommen, um mit mir den Allianztractat zu unterzeichnen, darf ich ihm noch außerdem erfreuliche Botschaft melden?

Ja, Excellenz, Sie dürfen es. Wir haben unser Ziel erreicht, und es ist mir gelungen, durch Bitten und Schmeicheln und wohlangebrachte kleine Seitenhiebe auf Diejenigen, denen dies Project ein Dorn im Auge sein würde, den Kaiser dahin zu bringen, daß er eingewilligt hat. Sie dürfen also dem französischen Gesandten melden, daß der Kaiser von Oesterreich freudig bereit ist, sich mit dem Kaiser Napoleon in Dresden ein Rendezvous zu geben, wenn der Kaiser der Franzosen im Mai Dresden passirt, um nach Rußland zu seiner Armee zu gehen. Der Kaiser Franz unternimmt diese Reise, um vor

---

*) Metternich's eigene Worte. Siehe: Kaiser Franz und Metternich. Ein Fragment. S. 91.

ganz Europa ein Zeugniß abzulegen von seiner Sympathie für den großen Mann, der jetzt auszieht, die Barbaren zu bekämpfen, und die Kosacken und Russen wieder nach Asien zurückzuschleudern. Ew. Excellenz dürfen hinzusetzen, daß, da der Kaiser Napoleon bis Dresden von seiner Gemahlin Marie Louise begleitet sein wird, der Kaiser Franz dahin auch in Begleitung seiner Gemahlin, der Kaiserin Ludovica, kommen werde.

Wie? rief Metternich freudig, die Kaiserin wird ihren Gemahl begleiten? Aber sagen Sie, Sie Wundermann, wie haben Sie es angefangen, das zu Stande zu bringen?

Es war nicht so schwer, Excellenz, sagte Hudelist lächelnd. Ich sagte dem Kaiser, daß natürlich die Kaiserin Ludovica ihn nicht begleiten werde, weil sie ja bekanntlich zu den unversöhnlichen Feinden Napoleons gehöre, und daß Se. Majestät sicherlich nicht ein so großes Opfer von seiner Gemahlin fordern werde. Der Kaiser erwiderte darauf: „Es muß halt ein jeder seine Opfer bringen. Ich hab' damals es just auch nit als eine angenehme Promenad' betrachtet, als ich zu ihm an's Wachtfeuer von Austerlitz ging, und ein Spazierritt ist's auch nit für mich von hier nach Dresden. Wenn ich dahin gehen kann, um den Herrn Bonaparte als zärtlicher Schwiegervater zu begrüßen, so wird's meiner Frau Gemahlin wohl auch nit schaden, und es wird der Welt beweisen, daß die Kaiserin ebenso wie ich selber nit zu den Feinden, sondern zu den Freunden des Kaisers der Franzosen gehört. Die Kaiserin Ludovica wird mich also jedenfalls begleiten."

Wirklich, Sie haben Ihre Sache vortrefflich angefangen, und ich mache Ihnen mein Compliment, Herr Hofrath, rief Metternich. Diese Reise des Kaiserpaars nach Dresden wird Napoleon eine Garantie dafür sein, wie ernst es Oesterreich mit seiner Freundschaft und Treue ist, und wie sicher er auf uns zählen kann. Aber werden unsere Feinde hier in Wien unsere Pläne nicht untergraben, wird es ihren fortgesetzten Intriguen, Bosheiten und Ohrenbläsereien nicht zuletzt dennoch gelingen, Einfluß auf den Kaiser zu gewinnen und uns zu verdächtigen? Ich sage „uns", denn man betrachtet uns Beide als zusammengehörig, als die Häupter der französischen Partei, und wir werden zusammen stehen und zusammen fallen. Sie wissen es, Hude-

list, wir haben sehr mächtige und erbitterte Feinde hier am Hofe, und sie werden uns zuletzt doch noch bei Seite schieben, wenn wir ihnen nicht zuvorkommen, und sie bei Seite schieben.

Thun wir das also, Excellenz, sagte Hudelist, kämpfen wir gegen unsere Feinde, biegen wir ihnen ein Paroli! Sie wollen uns verdächtigen, nun wohl, verdächtigen wir sie!

Der Erzherzog war so eben bei mir, um mich zu beschwören, die Allianz mit Frankreich nicht einzugehen. Er bot mir Versöhnung und Freundschaft an, im Fall ich zu der antifranzösischen Partei mich bekennen, und Frankreich den Krieg erklären wolle.

Ach, bei Gott, der Kaiser würde es Ihnen Dank wissen, wenn Ew. Excellenz mit seinem lieben Bruder Johann ein Freundschaftsbündniß schlössen! Es wäre der sicherste Weg, um die Macht und den Einfluß Ew. Excellenz zu zerstören und den Kaiser auf immer mit Mißtrauen gegen Sie zu erfüllen!

Ich habe zu meinem größten Schmerz die angebotene Freundschaft des Erzherzogs nicht annehmen können, sagte Metternich lächelnd. Ich kann meine Politik nicht von meinen Privatneigungen abhängig machen, und so hoch beglückt ich sein würde durch die Freundschaft des edlen Erzherzogs Johann, so muß ich ihr doch entsagen, wenn ich dafür die Feindschaft Frankreichs für Oesterreich hervorrufen soll.

Und darf ich fragen, Excellenz, wie der Erzherzog Ihre Weigerung aufnahm?

Er gerieth in schmerzlichsten Zorn, verwünschte mich und meine Politik, und schwur mir glühende Feindschaft bis an mein Lebensende, und betheuerte, daß er alle Mittel aufbieten werde, um mich zu stürzen, und einen Mann an meine Stelle zu bringen, der, wie er sagte, mehr Herz und Verständniß habe für die Ehre und Größe Oesterreichs und Deutschlands. Denn Sie wissen ja, die Phrase vom großen Deutschland taucht jetzt in allen phantastischen, liberalen Politikern wieder auf, und ist das Schiboleth aller Schwärmer geworden. Der Erzherzog begehrte daher auch vor allen Dingen von mir, daß ich ein deutscher Mann sein, und mit ganz Oesterreich für Deutschlands Jammer und Schmach einstehen solle!

Ach, ich wollte der Kaiser hätte ihn hören können, wie der Erzherzog Ihnen seine phantastischen Pläne, die er für hohe Politik ausgeben möchte, entwickelte. Es würde die Liebe des Kaisers für seinen Herrn Bruder absonderlich gesteigert haben. Wollen Sie dem Kaiser keine Mittheilungen machen von diesen Plänen des Erzherzogs?

Ich würde dann in denselben Fehler verfallen, den der Erzherzog und seine Parteigenossen gegen mich begehen, sagte Metternich achselzuckend. Ich würde anklagen, ohne beweisen zu können. Denn gesprochene Worte, die in der Luft verschwunden sind, müssen gehört werden, wenn sie als Schuldbeweise dienen sollen. Nur die That oder das geschriebene Wort sind vollgültige Zeugen einer Schuld. Hätten meine Feinde Gelegenheit gehabt diese gegen mich reden zu lassen, so würde ich lange schon dem Grafen Stadion oder irgend einem andern phantastischen Deutschthümler und Freiheitspolitiker haben weichen müssen. Aber meine Feinde konnten Sr. Majestät immer nur Worte hinterbringen, die ich gesagt haben sollte, und die, so entsetzlich sie dem Ohr des Kaisers auch zuweilen klingen mochten, ihn doch nicht von meiner Schuld überzeugen konnten.

Um so mehr, weil der Kaiser, der Ew. Excellenz liebt, nicht überzeugt sein *wollte*. Ein Anderes indessen ist es mit dem Erzherzog. Sagen Sie dem Kaiser, Excellenz, welche große Pläne sein Herr Bruder mit Oesterreich hat, daß der Erzherzog verlangt, Oesterreich solle um Deutschlands willen da sein, solle wo möglich in Deutschland aufgehen, und Sie können sicher sein, daß das wie eine Bombe wirkt, die in das Pulverfaß der Kaiserlichen Bruderliebe fliegt und sie mit furchtbarem Donner zerplatzen macht.

Aber auf mich würde alsdann die ganze Verantwortung kommen, sagte Metternich, mich würde man anklagen als den intriguanten und hinterlistigen Feind, dessen Verleumdungen es endlich geglückt, meinen edlen, hochherzigen Feind, den Erzherzog Johann, die Hoffnung Oesterreichs, zu stürzen. Man würde mich überall verdammen, ihn vergöttern und preisen! Und dennoch sehe ich ein, daß Einer dem Andern weichen muß, daß wir Zwei nicht friedlich nebeneinander existiren können. Der Erzherzog und seine Brüder, das sind die Hemmschuhe, welche sich dem organischen, naturgemäßen Fortschritt Oesterreichs ent-

gegenwerfen, und Alles verwirren und zurückhalten, indem sie Alles unnatürlich rasch vorwärts treiben wollen. Die Erzherzöge zertheilen die Verwaltung Oesterreichs in zwei feindliche Hälften, und machen jede Einheit unmöglich. Was ich heute mühsam vom Kaiser, meiner innigsten und besten Ueberzeugung gemäß, errungen habe, das machen sie durch irgend einen Contrecoup morgen wieder unwirksam; wenn es mir heute gelungen, dem vielgeplagten Oesterreich durch irgend eine lange vorbereitete, wirksame Allianz den Frieden zu sichern, so können sie morgen dennoch schon durch ihr unsinniges Kriegsgeschrei und ihre Zanksucht uns einen Krieg auf den Leib hetzen, der Oesterreich an den Rand des Abgrundes bringt. Ich bin daher entschlossen, diesen Zustand nicht länger zu ertragen, und auf irgend eine Weise eine Entscheidung herbeizuführen. Entweder die Erzherzöge müssen mir weichen, oder ich weiche ihnen.

Dies „Oder" darf niemals eintreten, Excellenz, rief Hudelist eifrig. Oesterreich bedarf Ihrer, wenn es nicht unrettbar seinem Unheil entgegen gehen soll, wenn es nicht alle Ungeheuer des Kriegs und der Verwüstung wieder entfesselt sehen soll. Nein, Excellenz, Sie dürfen den Kaiser, Sie dürfen Oesterreich und Ihre Freunde nicht verlassen. Sie müssen bleiben, und der liebe Erzherzog Johann muß Ihnen weichen!

Er wird es nicht thun, wenn man nicht Mittel hat, ihn zu zwingen. Er ist aber klug und verschlagen, und vermeidet Alles, wodurch er Anstoß erregen könnte.

Ja, ja, ich weiß das, seufzte Hudelist. Ich beobachte ihn seit Jahren, ich versuche alle Mittel, die bei jedem Andern von der größten Wirksamkeit sein würden. Aber er hat ein Kieselherz, und selbst meine schöne Tänzerin Valzerina hat bei ihm vergeblich ihre Zauberkünste versucht. Er merkte die Schlinge, und wußte sich ihr auf schlaue Weise zu entziehen.

Die Weiber werden ihn niemals verführen, sagte Metternich lächelnd. Er hat ein kaltes Herz, und schwärmt nur für die schönen Frauenzimmer Austria und Germania.

Nun, so muß man versuchen, ihn durch diese zu verführen, rief Hudelist, sich vergnügt die Hände reibend. Ich muß durchaus Revanche nehmen für das Fiasco, das ich bei ihm mit meiner Rosabella gemacht, er muß mir Genugthuung geben.

Wenn es uns gelingen soll, den Krieg mit Frankreich zu vermeiden, und Oesterreich noch länger den Frieden zu sichern, so muß der Einfluß des Erzherzogs Johann gebrochen werden, so muß man durch ihn den Kaiser überzeugen können von der Gefährlichkeit und Tollkühnheit derjenigen Partei überhaupt, welcher der Erzherzog angehört.

Es beginnt schon eine Möglichkeit in mir zu erwachen, sagte Hudelist mit einem boshaften Grinsen. Wir müssen dem Kaiser, um sein natürliches Mißtrauen zu beschäftigen, und es nicht auf eine falsche Fährte hinzuleiten, anderswo einen Anhaltspunkt geben. Wir müssen ihm beweisen, daß Erzherzog Johann wirklich für ihn ein gefährlicher Rival ist, und daß diejenigen seine wahren Freunde sind, welche den Kaiser vor seinem Bruder, dem Erzherzog Johann, gewarnt haben!

Sie müßten aber in der That sehr starke Beweismittel haben, sagte Metternich achselzuckend. Und woher wollten Sie die nehmen? Der Erzherzog besitzt die Liebe von ganz Oesterreich, die lieben Tyroler schwärmen für ihn, und nennen ihn ganz heimlich ihren Herzog von Tyrol, — aber das sind keine Beweise irgend einer Schuld.

Doch, Excellenz, das sind Beweise, denn es sind Zeugnisse, daß die Tyroler noch immer nicht ihre Hoffnungen aufgegeben haben, daß sie hoffen, den lieben Hannes als den wirklichen Herzog des Gebirges zu erhalten. Der Erzherzog hat mich damals hintergangen, er hat mich überlistet, und sehr geschickt Rosabella gegenüber den Unschuldigen gespielt; aber er hat ihn nur gespielt, und ich bin überzeugt, daß er schuldig ist.

Wie denn, schuldig? Wir wissen es ja, daß der Erzherzog noch immer geheime Verbindungen mit Tyrol unterhält. Der Kaiser selbst hat ihn dazu ermächtigt, und der Polizeipräsident von Hager überwacht und beschützt die Tyroler, die als geheime Boten hierher kommen.

Aber es kommt darauf an, zu wissen, wie weit diese geheimen Verbindungen mit Tyrol gehen, und ob der Erzherzog sie nicht zu eigenen persönlichen Zwecken ausbeutet, ob er nicht — Ach, Excellenz, es dämmert da in mir ein Plan auf, ein wundervoller Plan! Es ist uns mißlungen ihn durch ein Weib zu gewinnen, sehen wir zu, ob der liebe Erzherzog auch gegen einen Mann sein Mißtrauen bewahrt

und ob es uns nicht gelingen kann ihm einen faux frère zu geben, da er sich gegen eine fausse soeur gesträubt hat. Ich kenne einen lieben talentvollen Mann, der vielleicht geneigt wäre, in dieser Sache eine Rolle zu spielen, und — Doch nein, ich will Ew. Excellenz nichts von meinem Plan verrathen, sondern Sie durch die Ausführung desselben überraschen.

Sie erfüllen damit meine geheimsten Wünsche, mein lieber Herr von Hudelist, sagte Metternich leise das Haupt wiegend. Ich liebe es nicht persönliche Intriguen zu machen, und es thut meinem Herzen weh, wenn ich um meinetwillen irgend Jemand Schaden zufügen soll. Lassen Sie mich daher Ihrem Plan lieber ganz fremd bleiben, denn ich könnte Ihnen denselben sonst gar leicht verderben durch meine unausstehliche Gutmüthigkeit, die leider zu den Fehlern gehört, welche ich mir noch immer nicht habe abgewöhnen können. Ich wiederhole Ihnen nur: zum Wohl Oesterreichs, und zur Erhaltung des Friedens ist es nothwendig, daß der Erzherzog, welcher zu den einflußreichsten Häuptern der Kriegspartei gehört, unwirksam gemacht, und auf immer bei Seite geschoben werde. Es läßt sich nicht regieren, so lange dieser unruhige phantastische Erzherzog das Recht hat, seine Schwindeleien für Weisheit auszugeben, und zuweilen sogar unsern edlen Kaiser damit zu düpiren. Die Kaiserin Ludovica ist die Vermittlerin zwischen dem Kaiser und seinen Brüdern, sie ist der Kanal, durch welchen die brüderliche Weisheit an das Ohr des Kaisers gelangt.

Verschließen wir die Quelle, dann wird auch der Kanal kein Wasser mehr haben, sagte Hudelist mit einem rauhen Lachen.

Thun wir es zum Heil Oesterreichs, rief Metternich, und möge Oesterreich uns dankbar sein!

Was kümmert mich Oesterreich, lachte Hudelist, ich bin's schon zufrieden, wenn mir nur der Kaiser von Oesterreich dankbar ist.

Und er wird es sein, zweifeln Sie nicht daran, sagte Metternich rasch. Sie sind ehrgeizig, das heißt von jenem edlen schönen Ehrgeiz, der das Höchste erstrebt, weil er sich des Höchsten fähig fühlt; Sie sollen Ihrem Ehrgeiz Befriedigung gewähren, und Orden und Würden sollen Ihre Verdienste um das Vaterland belohnen. Der Kaiser liebt Sie, und er wird freudig meinen Vorschlägen Gehör geben; aus dem

Staatskanzlei=Hofrath kann sehr bald ein Staatsrath werden, und der Stephans=Orden würde sich sehr gut ausnehmen auf Ihrer schönen breiten Brust. Ich —

Se. Excellenz, der Herr Baron von Otto, Gesandter Sr. Majestät des Kaisers der Franzosen, meldete der eintretende Kammerdiener.

Führen Sie den Herrn Gesandten in den kleinen Salon, sagte Metternich, ich werde die Ehre haben ihn dort zu empfangen. Leben Sie also wohl, mein Freund und Bundesgenosse! Unsern Händen ist das Staatsschiff Oesterreichs anvertraut, wir wollen es muthig durch alle Klippen und Brandungen hindurch führen, und —

Und wenn sich auf demselben ein Feind eingeschlichen hat, der uns das Steuerruder entreißen will, rief Hudelist, so werfen wir ihn über Bord!

Das arme Staatsschiff befindet sich allerdings jetzt auf gar hoher stürmischer See, sagte Metternich lächelnd, und da muß man freilich, um es zu retten, gar manchen Ballast über Bord werfen! Nun ich gehe zum französischen Gesandten, um unsere Allianz mit Frankreich zu unterzeichnen! Gebe Gott, daß für Oesterreich Heil daraus erwächst! Leben Sie wohl! Der Stern Oesterreichs leuchte über Ihnen!

Er reichte Hudelist seine Hand dar, und führte ihn bis zur Ausgangsthür seines Cabinets. Während Hudelist dann hinaustrat in den Vorsaal, durcheilte Metternich rasch das Cabinet, um durch die andere Thür in den Salon einzutreten, in welchem der französische Gesandte ihn erwartete.

Affe, schöner ehrgeiziger Affe, murrte Hudelist, in der geöffneten Thür stehen bleibend, und dem Grafen nachschauend. Ist das ein Minaudiren, und Schönthun und Diplomatisiren! Meint mich, den Hudelist, der mit allen Pfiffen und Kniffen der Welt auf dem Rost des Lebens gebraten und gespickt ist, meint mich zu täuschen mit seinen bezaubernden Phrasen vom Wohl Oesterreichs! Ihm ist Oesterreich just so gleichgültig wie mir selber, und was wir Beide von Oesterreich wollen, das ist Ehr' und Würden, Rang und Reichthum für uns selber! Nicht zum Wohl Oesterreichs, sondern zum Wohl seiner Ministerstelle will er dem Erzherzog Johann ein Paroli biegen, und ihm eine tüchtige Verrätherei anhängen. Ich unterstütze ihn

darin, weil er mich auch hindert am Vorwärtskommen, der gute, tugendhafte Erzherzog, und weil es mir eine Lust ist, dem Tugendhelden und Weisheitsnarren die Hölle ein bischen heiß zu machen, und ihn ein bischen nagen zu lassen an dem Knochen des Unglücks! Der liebe Hannes, der allgeliebte, soll auch vom Hudelist, dem allgehaßten, einen kleinen Knochen bekommen! Ich geh' zum lieben Herrn von Roschmann! Der wird einen prächtigen faux frère abgeben, wie wir ihn brauchen. Er hat ein weites Gewissen, einen zerissenen Geldbeutel, und ist von Geburt ein Tyroler! Ja, ja, zum Herrn von Roschmann!

---

## III.

## Anton von Roschmann.

Das ganze Städtchen Traiskirchen war heute in Aufregung und Spannung, denn etwas Ungeheures, Ueberraschendes sollte sich heute begeben. Der Kreishauptmann von Traiskirchen, der hochgestrenge, unnachsichtige Herr von Roschmann sollte heute an sich selber die Strenge der Gesetze erfahren, die er bisher so nachsichtslos über Andere hatte walten lassen. Er sollte wegen Wechselschulden verhaftet werden. In der Frühe des Morgens war der Agent eines der besten Wiener Banquierhäuser, begleitet von zwei Polizei-Agenten, in Traiskirchen angelangt, und hatte dem Herrn Kreishauptmann erklärt, daß wenn er den zwei Mal protestirten Wechsel nicht bis zur heutigen Mittagsstunde einlösen könne, er ihm nach Wien als Arrestant zu folgen habe. Zugleich hatte der Agent einen in aller Form Rechtens ausgestellten Verhaftsbefehl mit der Unterschrift des Polizei-Präsidenten von Hager vorgezeigt, und Herr von Roschmann hatte sich wohl entschließen müssen, denselben als rechtskräftig anzuerkennen.

Ich werde mich diesem Befehl fügen müssen, wenn ich bis zur Mittagsstunde das Geld nicht zahlen kann, hatte er zu dem Wechselagenten gesagt. Aber vergessen Sie nicht, daß Sie bis zur Mittags-

stunde keine Gewalt über mich haben, und daß ich bis dahin ein freier Mann bin.

Das heißt, Herr Kreishauptmann, Sie sind bis dahin nicht Gefangener, aber ich werde mir doch erlauben müssen, durch die Polizeidiener, die mir der Präsident von Hager mitgegeben, Sie bewachen zu lassen. Es wäre doch möglich, daß Sie versuchten, sich meiner lästigen Nähe durch die Flucht ganz und gar zu entziehen.

Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, daß ich nicht versuchen werde zu entfliehen, sagte der Kreishauptmann rasch.

Der Wechselagent zuckte lächelnd die Achseln. Verzeihen Sie, sagte er, ich ziehe meine Polizeidiener Ihrem Ehrenwort doch vor, sie halten Sie sicherer.

Herr von Roschmann stampfte unwillig mit dem Fuß auf den Boden, und seine Stirn umdüsterte sich. Hüten Sie sich mein Herr, rief er mit drohender Stimme, und einem zornigen Blick aus seinen großen schwarzen Augen, hüten Sie sich mich zu beleidigen, denn ich sage Ihnen, ich werde Sie dafür die ganze Schwere meiner Rache empfinden lassen! Ich bleibe nicht lange Ihr Gefangener, wenn ich es überhaupt werde, und dann werde ich Sie zur Rechenschaft ziehen.

Mein Herr, ich handle nur nach Gesetz und Recht. Mein Haus hat mir diese Wechsel im Betrag von zehntausend Gulden übergeben, mit dem strengen Befehl, sie entweder einzukassiren, oder den Schuldner zum Arrest zu bringen. Ich muß also dem Befehl genügen.

Nun wohl, aber Sie haben noch vier Stunden zu warten, und ich verlange, daß Sie dieselben nicht hier in meinem Hause zubringen, rief Roschmann heftig.

Ich sehe da an der andern Seite des Marktplatzes ein Gasthaus, sagte der Agent ruhig, dahin werde ich mich also bis zur Mittagsstunde begeben, und warten. Die Polizeidiener aber werden die Thüren Ihres Hauses bewachen. Sie werden indeß Jedermann ungehindert aus- und eingehen lassen, außer Ihnen selber. Ich entferne mich, Herr von Roschmann.

Er näherte sich der Thür und war eben im Begriff hinauszugehen.

Hören Sie, rief Roschmann heftig, bleiben Sie noch einen Augenblick.

Nun, was beliebt? fragte der Agent, sich langsam umwendend.

Sagen sie mir, wer hat Ihrem Hause alle diese Wechsel übergeben? Wer hat diese, auf verschiedene Häuser ausgestellten Wechsel, von denen einige schon seit Wochen fällig sind, an sich gebracht, und verlangt, daß sie heute alle auf Einen Tag von mir honorirt werden sollen? Nennen Sie mir zum Mindesten den Feind, der mich in's Verderben stürzen will, und ich verspreche Ihnen eine glänzende Belohnung.

Ich kenne Ihren Feind nicht, Herr von Roschmann, ich weiß nur, daß mein Haus mir diese Wechsel zur Einkassirung übergeben hat, weiter nichts, sagte der Agent, indem er sich wieder der Thür zuwandte, und langsam hinausging.

Herr von Roschmann schaute ihm mit einem flammenden Zornesblick nach. Gefangen, gefangen in meinen eigenen Schlingen! murmelte er leise vor sich hin. Kein Entrinnen mehr! Das Gebäude meines Glücks bricht über mir zusammen! Aber nein, nein, rief er heftig, ich will noch das Letzte versuchen! Ich will mich an meine Gönner und Freunde wenden, ich will sehen, ob irgend Einer von ihnen es vielleicht ehrlich gemeint hat mit seinen Freundschaftsbetheuerungen. Ja, ich will's versuchen, ob noch Hülfe und Entrinnen möglich ist! Der General Kutschera ist reich, der Hofrath von Hudelist ist mächtig, an diese Beide will ich schreiben, rasch, rasch! Es ist neun Uhr, in drei Stunden können meine Boten nach Wien hin und zurück geritten sein!

Er eilte hastig zu seinem Schreibtisch hin, und begann zu schreiben.

Eine halbe Stunde später sprengten zwei Reiter von dem Hof des Kreishauptmanns von Roschmann. Der eine führte einen Brief mit sich an den General von Kutschera, den Adjutanten des Kaisers, der sich mit dem Kaiser in Laxenburg befand, der andere Bote sprengte nach Wien mit einem Brief an den Staatshofrath von Hudelist.

Ganz Traiskirchen hatte diese Boten dahin eilen sehen, Jedermann kannte den Zweck ihrer Sendung, Jedermann war gespannt auf

ihre Wiederkehr, denn wie ein Lauffeuer hatte sich die Kunde von der Gefahr, welche den gestrengen Herrn Kreishauptmann bedrohte, durch den ganzen Ort verbreitet, und mit einer geheimen Schadenfreude wartete Jeder auf den Ausgang derselben. Die Honoratioren des Orts hatten sich unter dem Vorwand, ein Mal an der table d'hôte zu speisen, in das Gasthaus begeben, in welchem der Agent des Wiener Hauses sich befand, und ihre Blicke beobachteten und bewachten den wichtigen Mann, von dessen Gehen und Bleiben die Freiheit des Kreishauptmanns abhängig war. Vor dem an der andern Seite des Marktplatzes belegenen Hause des Kreishauptmanns aber hatte sich eine Masse Volks versammelt, die staunend und neugierig den ernsten, hochgewachsenen Polizeidiener anstarrte, der sich mit gar gewichtiger Miene an die Thür des Hauses lehnte, und sehr bereit schien Jeden, der sich ihm nahte, mit seinen gewaltigen Händen zu packen.

Elendes Volk, murmelte der Kreishauptmann, der, hinter der Gardine des Fensters verborgen, auf die Straße hinabschauete. Stehen da und gaffen, als ob ihnen hier irgend ein Wunder sich offenbaren sollte! Ach, ich hoffe, sie werden sich Alle getäuscht haben, und —

Vater, flüsterte eine ängstliche zitternde Stimme hinter ihm, Vater —

Nun, was giebt's? fragte Roschmann, indem er sich unwillig umwandte. Wer wagt's, mich zu stören?

Ich, Deine Tochter, sagte das junge Mädchen, die hinter ihm stand, und ihn mit ernsten, traurigen Blicken betrachtete. Ich komme meinen Vater zu fragen, was dies Alles bedeutet, und welch ein neues, entsetzliches Ereigniß sich hier begeben hat?

Ihr Vater schaute mit düstern Blicken in ihr bleiches, erregtes Angesicht. Wahrhaftig, rief er, wenn man Dich hört, und wenn man Deine bleichen Wangen sieht, sollte man vermeinen, es begäben sich alle Tage bei uns neue entsetzliche Ereignisse. Und doch scheint mir, meine schöne Tochter Camilla habe keine Ursache sich zu beklagen, und das Leben habe sie bisher mit gar zarten Händen angefaßt.

Ich beklage mich auch nicht, Vater, sagte Camilla ernst, und ich nehme das Leben, wie es sich gerade giebt, ohne Murren an. Ich

habe Muth Alles zu ertragen, was das Schicksal mir auferlegt, und gerade mit diesem Muth komme ich zu Dir, und frage Dich: Vater, was ist geschehen? Was bedeutet es, daß fremde Polizeidiener vor Deiner Thür stehen, daß sich das Volk vor Deinem Hause zusammenrottet, und lachend und spottend auf Deine Fenster zeigt?

Das bedeutet, daß ich für den Augenblick ein ruinirter Mann bin, rief Roschmann heftig, und daß ich in's Schuldgefängniß wandern muß, wenn meine Freunde mir nicht beistehen. Alle meine Combinationen haben mich betrogen, das Glück selber hat mich verrathen. Ich habe gespielt, der Dämon meiner Jugend hatte wieder Macht über mich gewonnen, ich verlor, wollte wieder gewinnen, was ich verloren, stellte Wechsel aus, die ich bezahlen wollte mit dem, was ich gewinnen würde, und die ich jetzt nicht wieder bezahlen kann, weil ich nichts gewonnen habe. Da weißt Du, was Du zu wissen begehrtest: Ich bin ruinirt, und wenn ich wirklich in den Schuldarrest muß, so bin ich doppelt ruinirt, denn ich werde alsdann auch meine Stelle als Kreishauptmann verlieren, und es bleibt mir nichts übrig als mich zu meinen lieben Landsleuten nach Tyrol zu begeben, und etwa mit ihnen abermals eine Revolution zu machen, um mich bei der Gelegenheit wieder zu einer wichtigen und einflußreichen Person emporzuschwingen. Bah, zum Verzweifeln ist's, nach zehnjähriger Arbeit wieder da anfangen zu müssen, von wo man beim Beginn seiner Laufbahn ausgegangen.

Gott wird verhüten, Vater, daß Du das wirklich thun wolltest, sagte Camilla ernst. Genug des Unheils ist geschehen, genug der Unglücklichen haben Deinen Ehrgeiz büßen müssen, Du wirst nicht die traurigen Tage, unter denen Tyrol geblutet hat, wieder erneuern, Du wirst Deinen Landsleuten nicht neue vergebliche Hoffnungen erwecken wollen.

Du wirst mich verschonen mit Deinen Ermahnungen und Deiner Weisheit, rief ihr Vater streng. Hilf mir, wenn Du kannst, das ist besser als alle Deine schönen Worte!

Ich werde Dir helfen, soviel ich kann, rief Camilla sanft. Was ich habe, das ist Dein, mein Vater. Ich gebe Dir Alles, Alles! Komm mit mir, komm!

Sie faßte seine Hand, und führte ihn mit sanfter Gewalt durch mehrere Zimmer fort in ihr eigenes kleines Wohnzimmer. Dann schloß sie hastig und mit bebenden Händen den großen, messingbeschlagenen Schrank auf, und schlug die Thüren auseinander.

Da, sagte sie, auf die Maroquin-Etuis deutend, die in einem Fache des Schrankes standen, da, mein Vater, ist mein Vermögen, das Erbtheil, welches mir Dein Vater hinterlassen hat, die Perlen und Brillanten vom Muttergottesbild zu Waldrast. Ich mochte sie niemals tragen, ich wagte kaum, sie anzusehen; sie gehörten der Mutter Gottes, und ich habe sie nie als mein Eigenthum betrachtet. Nimm sie also, mein Vater, verkaufe sie, und bezahle Deine Wechsel.

Thörin, sagte ihr Vater achselzuckend. Oeffne doch deine herrlichen Schatzkästlein, und sieh!

Camilla that, wie er gesagt, und öffnete eins nach dem andern die Maroquin-Etuis, und immer bleicher ward ihr Antlitz, und ein immer wachsendes Erstaunen sprach aus ihren Zügen.

Leer, sagte sie dann, einen staunenden, entsetzten Blick auf ihren Vater werfend, sie sind alle leer.

Und das geht sehr natürlich zu, rief ihr Vater mit einem rauhen Lachen, ich habe sie geleert, denn ich brauchte Geld, und Du sagtest es selbst, diese Perlen stammten von meinem Vater her, sie waren also mein natürliches Erbtheil. Wenn mein Vater in seinem Testament dessenungeachtet sie Dir vermacht hat, so that er das wohl in einem Anfall von Gewissensscrupeln, und wollte der Jungfrau Camilla wenigstens geben, was er der Jungfrau Maria verdankte. Uebrigens ist mein Vater auf ganz ehrliche Weise zu diesen Perlen und Diamanten gekommen, die Jungfrau Maria hat sie ihm geschenkt, als er, auf Befehl des Kaisers Joseph, die Klöster in Tyrol aufheben mußte.*)

---

*) Herr von Roschmann, der Vater von Anton von Roschmann, ward beschuldigt, bei der Klosteraufhebung sich mancherlei von dem Klostergut angeeignet zu haben. Seine Frau erschien eines Tages im Theater mit einem kostbaren Perlenhalsband. Beim Hinausgehen begegnete ihr auf dem Corridor des Theaters die Erzherzogin Elisabeth. Sie deutete mit dem Finger auf das Perlenhalsband der Frau von Roschmann, und rief: „ei, ei, diese Corallen habe ich ja früher an der Waldraster Muttergottes gesehn.“ Siehe: Lebensbilder. II. 436.

Camilla antwortete nichts, sie schien seine Worte gar nicht gehört zu haben; ihre großen dunklen Augen waren immer noch auf die leeren Schmuckkasten gerichtet, und starrten sie an, als ob sie in ihnen eine schauerliche, entsetzensvolle Geschichte läsen.

Nun, rief ihr Vater, der ihr eine Zeit lang schweigend zugesehen, nun, warum bist Du auf einmal verstummt? Du sagtest es ja selbst, Du hast diese Schmucksachen niemals getragen, warum bist Du denn also jetzt traurig, daß sie nicht mehr da sind?

Oh, nicht darüber bin ich traurig, Vater, sagte Camilla, langsam ihr Haupt schüttelnd, nicht über verlorne Perlen und Brillanten weint meine Seele, und —

Nun, das ist mir lieb, unterbrach sie ihr Vater rauh. Wenn Du glaubst, andere Gründe angeben zu können für diese trübselige Miene, mit der Du mich langweilst, so bitte ich Dich, mich damit zu verschonen. Es ziemt einer Tochter nicht, sich zur Schiedsrichterin ihres Vaters machen zu wollen, sie hat sich schweigend und gehorsam ihm zu unterwerfen, weiter nichts.

Du hast Recht, es ziemt einer Tochter nicht, ihren Vater Vorwürfe zu machen, rief Camilla bewegt, aber es ziemt ihr, seine Freundin, seine Vertraute zu sein. Vater, ich bitte Dich, nimm mich zu Deiner Freundin an. Sieh, wir stehen uns so nah an Jahren, denn der Mann von vierundvierzig Jahren ist nicht viel älter als das Mädchen von zwanzig Jahren. Du hast kein Weib, der Du Deine Geheimnisse anvertrauen könntest, so sage sie mir, laß mich die Gefährtin Deines Lebens sein, laß mich Deine Stürme, Deine Sorgen und Gefahren mit Dir theilen. Du hast mich bisher behandelt als ein fremdes, Dir fern stehendes Wesen, als ein überflüssiges Etwas, das man im Prunkgemach aufstellt, dem man aber gar nicht vergönnen will, nützlich zu sein. Von meiner frühesten Jugend an, hast Du mich fern von Dir gehalten. Meine Kindheit ist liebeleer gewesen, ich habe keine Aeltern gehabt, denn meine Mutter hatte mir der Tod, meinen Vater das Leben entrissen. In einer Pensions-Anstalt, unter fremden Leuten bin ich auferwachsen, und als meine Erziehung vollendet war, als mein sehnsuchtsvolles Herz endlich hoffen durfte, daß es mir nun vergönnt sein werde, in das Haus meines Vaters heimzukehren, da

hielt Dein Wille mich abermals fern von demselben, da schicktest Du mich weit fort von Dir nach Tyrol zu fernen Verwandten, die mich nicht liebten, die mich mit Reichthum und Ueberfluß umgaben, aber mir nur das Eine, was mein Herz ersehnte: ein wenig Liebe, niemals geben mochten.

Nun, ich dächte, Du hättest da mehr Liebe bekommen, als Du annehmen wolltest, sagte ihr Vater lachend. Wenigstens war dies ja der Grund, weshalb Du durchaus begehrtest, das Haus unserer reichen und vornehmen Verwandten zu verlassen und zu mir zu kommen.

Es ist wahr, sagte Camilla ernst, der Sohn meines Oheims behauptete, mich zu lieben, er bot mir seine Hand an. Aber ich wußte, daß seine Aeltern ihn der reichen und schönen Comtesse von Sternbach zu vermählen wünschten, daß diese Partie lange schon unter den Aeltern eine beschlossene Sache war, ich durfte und wollte ihren Wünschen nicht entgegentreten, und ich mußte daher ihr Haus verlassen, um zu meinem natürlichen Beschützer, zu meinem Vater, zurück zu kehren.

Es wäre indessen viel klüger und zweckmäßiger gewesen, Du hättest Deinen liebenswürdigen Cousin, den reichen Herrn Baron von Storzing zu Deinem natürlichen Beschützer gemacht, und wärst seine Gemahlin geworden.

Ich sagte Dir ja, Vater, daß seine Aeltern ihm eine andere Braut bestimmt hatten.

Ah bah, was kümmern sich Liebesleute um die Wünsche und Bestimmungen ihrer Aeltern. Die Aeltern würden, wenn Ihr durchaus nicht von einander lassen wolltet, sich endlich in das Unvermeidliche gefügt haben, und Du wärst jetzt eine der reichsten und vornehmsten Damen von Tyrol. Es ist sehr unverständig von Dir, daß Du nicht so gehandelt, und den Bitten Deines Liebhabers nachgegeben hast.

Ich durfte das nicht, sagte Camilla ernst, ich konnte das nicht, denn ich, mein Vater, ich liebte meinen Cousin nicht, ich werde ihn niemals lieben!

Ah bah, wer verlangt das auch von Dir. Um zu heirathen, ist es gerade nicht nöthig, daß man liebt. Die Vernunftehen sind gemeinhin die glücklichsten und friedlichsten. Nun, was ist dabei heraus gekommen? Wir haben fünf Jahre der Schmerzen, der Enttäuschun-

gen, der Entbehrungen und Sorgen miteinander durchlebt. Wir waren Beide arm, und der schöne Göttertraum, daß zum Glück des Lebens eine Hütte und ein Herz genüge, verflog schon in den Flitterwochen, und machte der bitteren Sorge Platz. Ich war ehrgeizig und begehrte für mein Leben mehr als eine dunkle Kammer fünf Treppen hoch, mehr als den ärmlichen Gehalt eines subalternen Beamten. Deine Mutter fand, das sei ein Mangel an Liebe, und das Stück trockenes Brod, das ich an ihrer Seite verzehrte, müsse mir köstlicher schmecken, als ein Fasan an der Tafel eines reichen Gönners. Sie weinte und klagte über Lieblosigkeit, und ihre Thränen und ihre Liebesklagen brachten mich zur Verzweiflung. Ich floh unsere düstere thränenreiche Wohnung, wo ich nichts hatte, als eine jammernde Frau und ein schreiendes Kind, und suchte mein Glück außerhalb. Es gelang mir, meinen Vater, der sich aus Zorn über meine unglückselige Heirath mit einem armen Mädchen von mir gewandt, und aus seinem Hause verstoßen hatte, wieder zu versöhnen, er wollte mich wieder aufnehmen in sein Haus und als seinen Sohn, unter der einzigen Bedingung, daß ich ihm mein Weib und mein Kind nicht dahin bringen dürfe.

Aber Du nahmst diese Bedingungen nicht an, mein Vater, oh, ich beschwöre Dich, sage es mir, Du nahmst diese Bedingung nicht an?

Ich nahm sie an, und ich wäre ein Thor gewesen, es nicht zu thun! Mein Vater, der bis dahin immer hart und geizig gegen mich gewesen, war jetzt auf einmal der zärtlichste liebevollste Vater. Er bot mir an, für mein Weib und mein Kind zu sorgen, ihnen einen monatliche bedeutende Unterstützung zu gewähren. Ich mußte also, schon um ihre Existenz zu sichern, die Bedingung meines Vaters annehmen.

Arme, unglückliche Mutter, rief Camilla, Du hast ihr das Herz gebrochen, indem Du sie verließest!

Unsinn, sagte Roschmann achselzuckend, sie war immer kränklich gewesen, hatte immer eine schwache Brust gehabt, und so starb sie, drei Jahre nach unserer Trennung, als Du gerade Dein siebentes Jahr zurückgelegt hattest.

Oh, meine arme theure Mutter, rief Camilla, in Thränen ausbrechend, wie viel hast Du gelitten, welche furchtbare Schmerzen haben Dein Herz durchwühlt!

Nein, Du irrst, sagte ihr Vater ruhig, sie hat gar nicht viel gelitten, sie starb ganz schmerzlos. Als sie sich dem Tode nahe fühlte, da zum ersten Male seit unserer Trennung sandte sie in das Haus meines Vaters, und begehrte, daß ich zu ihr komme, damit sie von mir Abschied nehmen könne. Dies Mal hatte selbst mein Vater nichts dagegen einzuwenden, und ich ging zu ihr. Sie lag auf ihrem Bette, und empfing mich mit einem seligen Lächeln. Aber ich, ich konnte nicht lächeln, und ich gestehe es Dir, als ich sie so bleich und mager, so ganz entstellt vor mir sah, sie, die ich vor drei Jahren als ein blühendes, schönes junges Weib verlassen hatte, da kam der ganze Jammer und die Erbärmlichkeit der Welt über mich, ich sank vor ihrem Bette nieder, und weinte bitterlich, und —

Er verstummte und legte mit einer raschen Bewegung seine Hand über seine Augen, als schäme er sich der Thränen, die auf einmal ihm den Blick umdüstert hatten.

Camilla sah es, und leise auf ihre Knieen niedersinkend, die gefaltenen Hände zum Himmel erhebend, flüsterte sie: Ich danke Dir, mein Gott, ich danke Dir. Sein Herz ist noch nicht verhärtet, er hat noch Thränen für meine unglückliche Mutter!

Ihr Vater indeß hatte schon diese augenblickliche Anwandlung von Rührung überwunden. Seine Augen waren wieder trocken, und seine Züge hatten schon wieder ihren strengen, spöttischen Ausdruck angenommen.

Es ist eine Thorheit, sich rühren zu lassen über das, was längst vergangen und begraben ist, sagte er rauh. Geschehene Dinge lassen sich nicht wieder ungeschehen machen, und seine Todten muß man für immer begraben. Aber höre, Camilla, da wir einmal von Deiner Mutter und von ihrem Tode sprechen, so will ich Dir gleich sagen, was ich Dir in diesen Tagen hätte sagen müssen, und was ich Dir vielleicht nicht hätte sagen können, wenn es nämlich meinen Feinden gelingt, mich in's Schuldgefängniß zu bringen und wenn meine Freunde mich treulos verlassen. Komm hierher zu mir, Camilla, und höre, was ich Dir von Deiner Mutter zu sagen habe.

Camilla hatte sich langsam von ihren Knieen erhoben, und trat jetzt dicht zu ihrem Vater hin. Sprich, mein Vater, sagte sie, ich

höre, und der Geist meiner Mutter ist ohne Zweifel in dieser Stunde neben mir, und hört Dich auch. Was sagte Dir meine sterbende Mutter?

Sie empfing mich, wie ich Dir schon gesagt, mit einem seligen Lächeln, und als ich weinend an ihrem Lager niedersank, da legte sie ihre beiden Hände auf mein Haupt und segnete mich.

Sie segnete Dich? fragte Camilla mit vor Rührung zitternder Stimme. Sie segnete den Mann, der sie verlassen hatte?

Ja, sie that's, rief ihr Vater ungestüm, aber ich wollte, sie hätt's nicht gethan, denn die Erinnerung an den Moment ist mir noch oft wie ein Dolchstoß durch die Seele gefahren, und was ich auch gethan, um sie zu vergessen, sie ist immer in mir wach geblieben. Deine Mutter segnete mich, und dann rief sie Dich an ihr Lager. Du hattest bis dahin leise schluchzend in dem fernsten Winkel des Gemachs gesessen, das Haupt mit einem Tuch verhüllt, als wolltest Du damit Dein Schluchzen und Weinen unhörbar machen. Aber als Deine Mutter Dich rief, nahmst Du das Tuch von Deinem Haupte und eiltest an ihr Lager hin. Ich hatte Dich in drei Jahren nicht gesehen, und meine Blicke wandten sich daher ganz erstaunt auf dies kleine, schmächtige, bleiche, magere Geschöpf hin, das ich vor drei Jahren als ein allerliebstes rothwangiges, blondlockiges Wesen verlassen hatte. Ich streckte Dir die Hand hin, um Dich zu begrüßen, aber Du schienst es nicht zu sehen, sondern blicktest nur auf Deine Mutter hin.

Ja, ja, ich weiß, sagte Camilla mit fliegendem Athem und bebenden Lippen, die Erinnerung an jene Stunde ist das Einzige, was mir von meiner Mutter im Gedächtniß geblieben; oft in meinen Träumen habe ich jenen Moment wieder durchlebt, und die schöne, bleiche Engelsgestalt wieder gesehen, die da mit einem strahlenden Lächeln auf ihrem Sterbelager ruhte. Oft bin ich erwacht von dieser wunderbaren, silberhellen, sanften Stimme, die zu mir sagte: Camilla, meine Tochter, sieh, das ist Dein Vater! Gieb ihm die Hand und heiße ihn willkommen, liebe ihn und sei ihm eine gute Tochter!

Ja, das waren ihre Worte, Du aber hieltest Deine beiden Hände fest in einander gepreßt, und schautest mich trotzig an. Das ist nicht mein Vater, sagtest Du. Mein Vater ist im Himmel, das hast Du

mir oft gesagt, Mama, Gott hat meinen Vater zu sich genommen. Der da ist ein fremder Mann, den ich nicht kenne, und sein Gesicht gefällt mir gar nicht! Ja, Camilla, das waren die ersten Worte, mit welchen Du Deinen Vater begrüßtest. Du siehst, ich habe sie nie vergessen. Deine Mutter zog Dich heftig an sich, und sah Dir mit einem flehenden Ausdruck in das kleine trotzige Gesicht. Camilla, sagte sie, — nun, unterbrach Roschmann sich selber, weißt Du, was Deine Mutter sagte?

Ich weiß es, mein Vater. „Camilla," sagte sie, „Du hast einen Vater im Himmel, aber von jetzt an wirst Du auch einen Vater auf Erden haben. Dies da ist Dein Vater, und kein fremder Mann. Gieb ihm also die Hand, und sage: Sei willkommen, lieber Vater!"

Du thatest, wie sie gesagt, rief ihr Vater, Du gabst mir die Hand, aber die Worte, die Du dabei murmeltest, die verstand ich nicht. Deine Mutter sah Dich mit einem langen zärtlichen Blick an, und zog Dich zu sich auf ihr Lager, und küßte Deine beiden Augen, Deine bebenden Lippen und Deine kalten zitternden Hände. Dann bat sie Dich hinaus zu gehen, und wehrte Dich mit sanfter Gewalt von sich fort. Du stürztest laut weinend aus dem Zimmer, und ich blieb mit Deiner Mutter allein. Sie schaute Dir nach mit einem langen Liebesblick, dann faltete sie ihre Hände, und betete leise. Nach einiger Zeit heftete sie dann ihre Augen wieder auf mich, und grüßte mich mit einem leisen Neigen des Kopfes. Ich fühle, daß ich jetzt sterben werde, flüsterte sie, laß Camilla nicht Zeuge meines Todeskampfes sein, sie soll nur ein friedliches Bild von ihrer Mutter in der Erinnerung behalten. Du aber versprich mir, daß Du bei mir bleiben willst, bis ich gestorben bin. — Ich versprach es ihr, und sie legte ihre beiden Hände auf meine Hände, und beschwor mich, bei dem Angedenken an unsere einstige Liebe, Dich, Camilla, niemals zu verlassen, für Dich zu sorgen, Dich zu erziehen, wie es meiner Tochter würdig sei. Ich schwur es ihr, und sie lächelte und dankte mir mit einem sanften Neigen des Hauptes. Alsdann zog sie unter ihrem Kopfkissen einen versiegelten Brief hervor, und reichte ihn mir dar. Schwöre mir, sagte sie mit lauter feierlicher Stimme, schwöre mir bei Allem, was Dir heilig ist, diesen Brief unerbrochen unserer Tochter Camilla zu geben,

an dem Tage, an welchem sie ihr zwanzigstes Jahr erreicht. — Ich schwur es ihr mit einem heiligen Eide, sie drückte einen langen Kuß auf das Papier, und gab es mir. Dann sank sie zurück auf ihr Lager, faltete die Hände und betete leise. Ein Ausdruck unaussprechlicher Milde und Ruhe breitete sich allgemach über ihre Züge aus, ein Lächeln durchleuchtete ihr bleiches Angesicht, und dieses Lächeln stand noch auf ihrem Angesicht, als sie schon gestorben war.

Und der Brief? flüsterte Camilla nach einer langen, schmerzvollen Pause. Du hast Deinen Schwur erfüllt, mein Vater, Du hast ihn unerbrochen aufbewahrt?

Ich habe es gethan, sagte Herr von Roschmann hoch aufathmend. In allen Stürmen meines Lebens, und wie sehr auch das Schicksal mich umherhetzte, immer habe ich dieses letzte Vermächtniß Deiner Mutter für Dich bewahrt, obwohl ich denken konnte, daß es eben für mich nichts Angenehmes und Schmeichelhaftes enthielt. Heute Morgen, als ich meine Papiere ordnete, um, falls ich wirklich die unangenehme Reise in's Schuldgefängniß antreten muß, zu verbrennen, was mir schädlich und verderblich werden könnte, heute Morgen kam mir auch dieser Brief in die Hände. Ich steckte ihn zu mir, um ihn Dir zu geben. Du wirst freilich erst in einigen Tagen zwanzig Jahre, aber da ich dann vielleicht nicht hier bin, um Dir das Document zu geben, so ist es besser, ich thue es gleich heute.

Gieb, o gieb! rief Camilla, ihm ihre beiden Hände entgegenstreckend. Laß mich das Vermächtniß meiner theuren, unglücklichen Mutter empfangen!

Hier ist es, sagte Roschmann, ein versiegeltes Papier aus seinem Busen hervorziehend. Du siehst, ich halte meinen Schwur. Ich gebe Dir das Papier, Deine Mutter wird natürlich in diesem Briefe eine gar schwere und bittere Anklage gegen mich richten, sie wird mich vielleicht beschuldigen, der Kummer um mich habe sie getödtet, sie wird Dich auffordern, ihren Tod zu rächen, — was weiß ich, was Alles ein krankes, empfindsames Weib sagen kann, die glaubt, daß das Schicksal und die Menschen ihr Unrecht gethan. Da, nimm den Brief, und lies die Anklage Deiner Mutter gegen Deinen Vater, der indessen auch seinen anderen Schwur treulich erfüllt, und seit dem Tode Deiner

Mutter Dich niemals verlassen, sondern als ein treuer Vater für Dich gesorgt hat. Nimm den Brief und lies!

Er reichte ihr das Papier dar. Camilla nahm es, und drückte es fest an ihre Lippen, und heftete ihre von Thränen umdüsterten Augen auf die zierlichen feinen Schriftzüge ihrer Mutter. Dann erbrach sie langsam das Siegel, und schlug den Brief auseinander.

Ihr Vater schauerte leise in sich zusammen; gleichsam als habe der letzte Todesseufzer seines Weibes ihn aus dem entfalteten Papier angeweht, wich er erbleichend vor demselben zurück, und schlich leise auf den Zehen in die entfernte Fensternische.

Eine lange Pause, nur unterbrochen von dem leisen Schluchzen und den bangen Athemzügen Camilla's trat ein. Roschmann stand noch immer in der Fensternische und blickte mit düsteren Mienen und fest zusammengekniffenen Lippen auf seine Tochter hin. Sie weinte nicht mehr, ihr schönes, edles Angesicht hatte einen strahlenden Ausdruck angenommen, und wie sie jetzt die Blicke auf ihren Vater hinwandte, glühten sie wie im Feuer triumphirender Freude.

Mit langsamen Schritten, hochgehobenen Hauptes schwebte sie durch das Zimmer, und trat zu ihrem Vater hin, der ihr fast wie mit einem Gefühl des Entsetzens entgegenschaute.

Gerade wie ihre Mutter, murmelte er in sich hinein, es ist, als ob ich sie selber sähe; es ist ihre Gestalt, ihr Angesicht, sie selber ganz und gar.

Mein Vater, sagte Camilla mit lauter, feierlicher Stimme, höre, was meine Mutter mir geschrieben hat. Du meintest, sie habe in diesem Briefe eine Anklage gegen Dich geschleudert, sie habe Dich beschuldigt, als wärest Du die Ursache ihres Todes, Du glaubtest, sie werde mich auffordern, ihren Tod zu rächen. Die Antwort darauf liegt in diesem Briefe. Dem Geiste meiner Mutter soll Gerechtigkeit geschehen, und deshalb mußt Du hören, was sie mir geschrieben.

Lies, sagte ihr Vater düster, ich höre.

Camilla las: „Mein Vermächtniß an meine Tochter! Dies Vermächtniß, meine Camilla, ist kurz und einfach. Es drängt sich zusammen in die einfachen Worte: Liebe Deinen Vater, wie ich ihn geliebt habe. Wenn Du diese Zeilen liesest, bist Du ein erwachsenes Mädchen,

und mancher Kummer und Schmerz mag Dein Leben betrübt haben, und Manches mögen Dir die boshaften Menschen gesagt haben, was Dich mit Trauer an Deine verstorbene Mutter denken läßt. Aber ich sage Dir, traue niemals den Verleumdern, dulde es niemals, daß sie Dir den Namen und Charakter Deines Vaters auch nur mit einem Hauch umdüstern wollen. Ich danke ihm das schönste und heiligste Glück, das die Erde zu bieten vermag, ich danke ihm meine Liebe. Sie hat mein Leben verklärt, sie hat mir Dich gegeben, Dich, meine Tochter. Mein Leben war Liebe, mein Tod ist Liebe, und indem ich sterbe, ist mein letzter Gedanke ein Segen für Deinen Vater, und für Dich, mein theures, geliebtes Kind! Aber meine sterbenden Lippen bitten Dich nicht nur, sondern mit der Allgewalt der Liebe befehlen sie Dir: Liebe Deinen Vater! Ehre ihn, und sei ihm eine dankbare, demüthige und gehorsame Tochter. Bleibe bei ihm mit einer Liebe und Treue, welche durch nichts erschüttert werden kann, pflege ihn, und tröste ihn, wenn er durch Krankheit oder Alter gebeugt ist, und wenn einst der Tod ihm naht, so küsse den Sterbenden und rufe ihm zu: Dein Weib steht droben am Throne Gottes und betet für Dich, und erwartet Dich! Sie erwartet Dich in Liebe, denn Liebe war ihr Leben und ihr Sterben. Gehe hin in Frieden, mein Vater, kehre heim zu Deinem Weibe. Das ist mein Vermächtniß, meine Tochter! Erfülle es, und der Segen Deiner Mutter wird bei Dir sein alle Zeit. Gedenke daran, so lange Du lebst, habe es immer vor Augen und im Herzen: Liebe Deinen Vater, sei ihm gehorsam und treu, und folge in Allem seinem Willen, damit der Segen Deiner Mutter auf Dir wohl ruht! Dies ist mein Lebewohl, bis auf das Wiedersehen dort oben.

Deine Mutter."

Camilla hatte zu Ende gelesen, und blickte noch immer auf das Papier hin, und schien jedes dieser Worte, welche die Hand ihrer sterbenden Mutter geschrieben, mit ihren leuchtenden Augen zärtlich zu grüßen.

Ihr Vater achtete nicht auf sie. Ganz verloren in seine Erinnerungen, starrte er vor sich hin, und eine tiefe Rührung arbeitete und zuckte in seinen Mienen.

Sie war sanft und milde, wie ein Engel, sagte er dann leise

vor sich hin, nie kam ein Vorwurf über ihre Lippen, nie zürnte sie mir. Und ich war doch oft hart und grausam gegen sie. Wäre sie an meiner Seite geblieben, so wäre ich ein guter und glücklicher Mensch geworden, und Frieden und Ruhe wäre jetzt in meiner Seele. Aber der Dämon des Ehrgeizes, der Geldgier und Wollust gewann wieder Macht über mich, ich verkaufte mein Weib um schnöden Vortheils willen, ich opferte sie dem Stolz und dem Hochmuth meines Vaters, ich schämte mich meines niedrig gebornen, in Armuth auferzogenen junges Weibes, und während sie weinte und in Kummer sich verzehrte, lebte ich in Lust und Freude, stürzte ich mich in den Strudel der Welt und vergaß meines Weibes, und meines Kindes. Ich hatte meinen guten Engel verlassen und dem bösen Dämon Gewalt über mich gegeben. Aber der Dämon hat dennoch den Engel gerächt. Seit jener Stunde, als mein Weib ihre sterbende Hand segnend auf mein Haupt legte, statt mir zu fluchen, seit jener Stunde, in der ich sie mit einem Lächeln auf den Lippen sterben sah, ist mein Leben ruhelos gewesen, habe ich keinen Frieden mehr gefunden, denn die Erinnerung wollte niemals von mir weichen, und immer sah ich vor mir das bleiche Antlitz meines Weibes mit dem gebrochenen Blick, und dem sanften Lächeln. Ich wollte dieser Erinnerung entfliehen, ich stürzte mich in die wildesten Wogen des Lebens, vergeblich, immer vergeblich. Alles habe ich versucht, um ihr zu entrinnen, den Ehrgeiz, das Spiel, die Aufregungen der Revolutionen und Verschwörungen, des wilden Kampfes, der gefährlichen Intriguen habe ich zu Hülfe gerufen, aber Alles ist umsonst gewesen! Immer wieder taucht ihr bleiches Angesicht in meiner Seele auf, und die Stelle auf meinem Haupt, welche ihre segnende Hand berührt hat, brennt wie glühende Kohlen. Ja, der Dämon hat den Engel gerächt, und ich bin ein armer unglückseliger Mann!

Er schlug seine Hände vor sein Angesicht, und sank laut ächzend auf einen Sessel nieder.

Camilla hatte ihm mit gefaltenen Händen, athemlos vor innerer Bewegung zugehört. Jetzt, als sie den sonst so starken, stolzen Mann so zerbrochen und ächzend daliegen sah, hob sie langsam die gefaltenen Hände und den andachtsvollen Blick zum Himmel empor.

Meine Mutter, Du bist gerächt, flüsterte sie leise. Gott, ich danke Dir! Du hast das Herz meines Vaters gerührt. Jetzt kann ich ihn lieben, denn ich sehe, daß er leidet, und daß er die Vergangenheit beweint!

Langsam ließ sie ihre Hände niedergleiten, und trat dann zu ihrem Vater hin, der noch immer mit verhülltem Antlitz laut ächzend dasaß.

Camilla legte leise ihre Hand auf seine Schulter, er schreckte zusammen, und ließ die Hände von seinem Gesicht niedergleiten. Ein Ausdruck des Schreckens, der Beschämung malte sich jetzt in seinen Zügen, in der Gewalt seiner Aufregung hatte er die Anwesenheit seiner Tochter ganz vergessen, und es demüthigte ihn jetzt, daß sie Zeuge seiner Gemüthsbewegung, seiner Thränen gewesen.

Was willst Du noch hier? fragte er unwillig. Warum bist Du nicht hinausgegangen?

Vater, sagte Camilla feierlich, ich bin bei Dir geblieben, weil ich Dir noch etwas zu sagen habe! Du hast mir das heilige Vermächtniß meiner Mutter gegeben, und ihr Geist ist mit uns Beiden in dieser Stunde! Höre mich also, Geist meiner Mutter, höre meine Worte, und gieb ihnen Deinen Segen! Vater, beim Geist meiner Mutter schwöre ich Dir, daß ich ihr Vermächtniß erfüllen will. Ich will Dich lieben, ich will Dir gehorsam sein, und treu, ich will in Allem Deinem Willen folgen, damit der Segen meiner Mutter auf mir ruhe! So hat sie es befohlen, und so soll es sein! Das schwöre ich! Und nun, mein Vater, nun nimm mich an Dein Herz, nun laß mich in Wahrheit Deine Tochter sein!

Sie warf sich mit leidenschaftlichem Ungestüm an seine Brust, und ihn mit ihren beiden Armen fest umschlingend, drückte sie einen langen, innigen Kuß auf seine Lippen.

Und ihr Vater, hingerissen von ihrer Gluth und Zärtlichkeit, zog sie fester an sein Herz, erwiderte ihren Kuß, und murmelte leise: meine Tochter, meine geliebte Tochter!

Sie glitt aus seinen Armen vor ihm nieder auf die Kniee, und küßte seine Hände, und schaute mit zärtlichen Liebesblicken zu ihm empor.

Mein Vater, sagte sie mit einem seligen Lächeln, laß es mich noch ein Mal wiederholen: Beim Geist meiner Mutter schwöre ich Dir, ich will Dich lieben, ich will Dir gehorsam sein und treu, ich will in Allem Deinem Willen folgen freudig und ohne Murren!

Ich aber, mein Kind, ich schwöre Dir, daß ich Deinen Gehorsam niemals mißbrauchen, daß ich Dir ein guter Vater sein will, sagte Roschmann tief bewegt. Deine Mutter hat uns zusammengeführt in dieser Stunde, und die Welt soll uns nicht wieder trennen, ich —

Auf einmal schreckte er zusammen, und seine Augen richteten sich entsetzt auf die Zeiger der Uhr hin, die da drüben auf dem Kaminsims stand.

Mein Gott, murmelte er, es ist bald zwölf Uhr! Ich habe Alles vergessen, die Vergangenheit hatte mir die Gegenwart entrückt. Bald zwölf Uhr! Und meine Boten sind noch nicht zurück, und wenn sie in in einer halben Stunde nicht hier sind, und wenn sie mir keine Hülfe bringen, so bin ich verloren!

Nein, nein, rief Camilla, Du bist nicht verloren! Muth, mein Vater, Muth! Laß uns auf Mittel sinnen, das drohende Unheil von uns abzuwenden! Laß mich zu dem Wechselagenten gehen! Er wird uns eine Frist bewilligen, wenn auch nur auf drei Tage! In diesen Tagen schaffe ich Dir das Geld, das Du bedarfst. Wir wollen alle unsere Sachen, unser ganzes Hab und Gut verkaufen!

Das genügt nicht, um meine Wechsel zu bezahlen, sagte Roschmann achselzuckend.

Dann gieb ihm Quittung für ein ganzes Jahr auf Deinen Gehalt!

Thörin, und wovon wollen wir denn leben?

Ich werde für Dich arbeiten, mein Vater, rief Camilla freudig.

Schwärmerin, sagte ihr Vater lächelnd, was würde die Welt dazu sagen, wenn die Tochter des Kreishauptmanns von Roschmann, die schöne, bewunderte und gefeierte Camilla plötzlich für Geld arbeiten wollte. Nein, mein Kind, wir wollen uns nicht zum Gelächter der Welt machen, sondern trachten, der Welt unsere Armuth und Noth zu verbergen.

Laß uns uns selbst vor ihr verbergen, rief Camilla heftig, laß uns fliehen, mein Vater. Ein neues Leben soll für uns beginnen,

in eine neue Welt wollen wir uns flüchten. Schließe ab mit der Vergangenheit, Vater, kehre heim nach Deinem Vaterlande, nach Tyrol. In irgend einer Sennhütte wollen wir uns niederlassen, in Einsamkeit und Stille wollen wir leben mit Gott und der Natur. Oh komm, mein Vater, komm!

Nein, ein solches Leben ist nicht mehr für mich, sagte ihr Vater düster, lieber den Tod, als solch ein Dasein! Ich — Horch, Camilla, da sprengt ein Reiter heran, er hält vor unserer Thür! Das ist einer meiner Boten!

Er stürzte zum Fenster, und blickte hinab. Ja, ja, der Christian ist's. Er kommt vom General Kutschera! Was für Nachrichten wird er mir bringen! Oeffne die Thür, Camilla, eile ihm entgegen. Ach, da ist er schon! Nun, Christian, schnell! Was bringst Du mir?

Nichts, Herr Kreishauptmann, sagte der eben eintretende Reitknecht achselzuckend. Der Herr General von Kutschera ist heute Morgen zur Truppen-Inspection nach Gratz abgereist.

Es ist gut, murmelte Roschmann, ihm mit der Hand winkend, hinaus zu gehen. Nun, sagte er dann leise vor sich hin, vielleicht bringt mein anderer Bote bessere Nachricht! Hudelist hat mich oft seinen Freund genannt, vielleicht beweist er sich mir jetzt als Freund!

Vater, rief Camilla, dort von der andern Seite der Straße kommt ein anderer Reiter gesprengt!

Das ist mein zweiter Bote, sagte Roschmann, wieder an's Fenster tretend. Nun, Camilla, nun wird mein Schicksal entschieden!

Eine bange Pause trat ein, Beide horchten sie auf das Geräusch der nahenden Schritte. Jetzt öffnete sich wieder die Thür, und der zweite Bote trat ein.

Warst Du beim Herrn von Hudelist in Wien? fragte Roschmann.

Ja, Herr Kreishauptmann, ich war dort. Aber der Herr Hofrath von Hudelist war nicht zu Hause. Vor einer Stunde war er über Land gefahren, Niemand wußte wohin.

Roschmann stieß eine Verwünschung aus, und hieß mit wildem Ungestüm den Boten hinausgehen.

Jetzt bin ich verloren, sagte er dumpf vor sich hin.

Laß mich zu dem Agenten gehen, bat Camilla, ich werde uns drei Tage Bedenkzeit erbitten, dann schreibe ich an meine Tante, die Gräfin Sternbach, und bitte sie um Hülfe. Sie hat mich immer geliebt, sie wird meine Bitte erfüllen, und in drei Tagen kann der Courier zurück sein!

Bemühe Dich nicht, sagte ihr Vater rauh. Ich selbst hatte an dies Auskunftsmittel gedacht, und schon vor acht Tagen habe ich an die Frau Tante Gräfin geschrieben. Sie hat mir gestern sehr höflich und verbindlich geantwortet, aber meine Bitte hat sie entschieden zurückgewiesen. Um elender zehntausend Gulden willen in Angst und Verzweiflung zu sein!

Oh Vater, Vater, keine Vorwürfe in dieser Stunde, rief Camilla schmerzvoll. Ich bin ja bereit, Alles für Dich zu thun, was ich vermag!

Zehntausend Gulden, schaffe mir zehntausend Gulden, sagte ihr Vater heftig.

Sie seufzte und blickte sinnend und mit sich selber ringend eine Zeitlang vor sich hin. Nun denn, sagte sie matt, ich will das Aeußerste thun, ich will mich demüthigen. Ich schaffe Dir das Geld, Vater, ich gehe zum Erzherzog Johann.

Zum Erzherzog Johann! rief ihr Vater mit einem rauhen Lachen. Als ob der Erzherzog Johann ein so reicher Mann wäre, daß er sogleich zehntausend Gulden verschenken könnte. Und dann? Kennst Du ihn denn so genau, daß Du glaubst, er werde Dir das Geld geben?

Ich glaube, daß er's thun würde, flüsterte Camilla, deren bleiche Wangen jetzt von Purpurröthe bedeckt waren.

Ihr Vater sah sie mit scharfen, durchbohrenden Blicken an. Wovon kennst Du ihn denn so genau, daß —

Er verstummte, denn so eben begann die Uhr mit lautem Schlag die zwölfte Stunde anzuschlagen.

Zwölf Uhr, murmelte Roschmann, die Frist ist zu Ende, und keine Hülfe! Keine! Ich bin verloren, rettungslos verloren!

Jetzt hörte man rasche Tritte auf der Treppe, sie kamen näher

und näher. Die Thür ward aufgerissen, und der Wechselagent, begleitet von den zwei Gerichtsdienern, erschien in derselben.

Herr Kreishauptmann von Roschmann, sagte er, auf Roschmann zuschreitend, und ihm die Wechsel darreichend, die Frist ist abgelaufen. Lösen Sie diese Papiere ein, oder folgen Sie mir in's Schuldgefängniß!

Ich habe für den Augenblick nicht die nöthigen Summen bereit, rief Roschmann heftig. Ich konnte nicht vermuthen, daß alle diese Papiere mir auf einen Tag präsentirt werden würden. Aber ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, ich werde Ihnen das Geld in drei Tagen schaffen! Geben Sie mir also nur noch drei Tage Frist, und Sie sollen befriedigt werden!

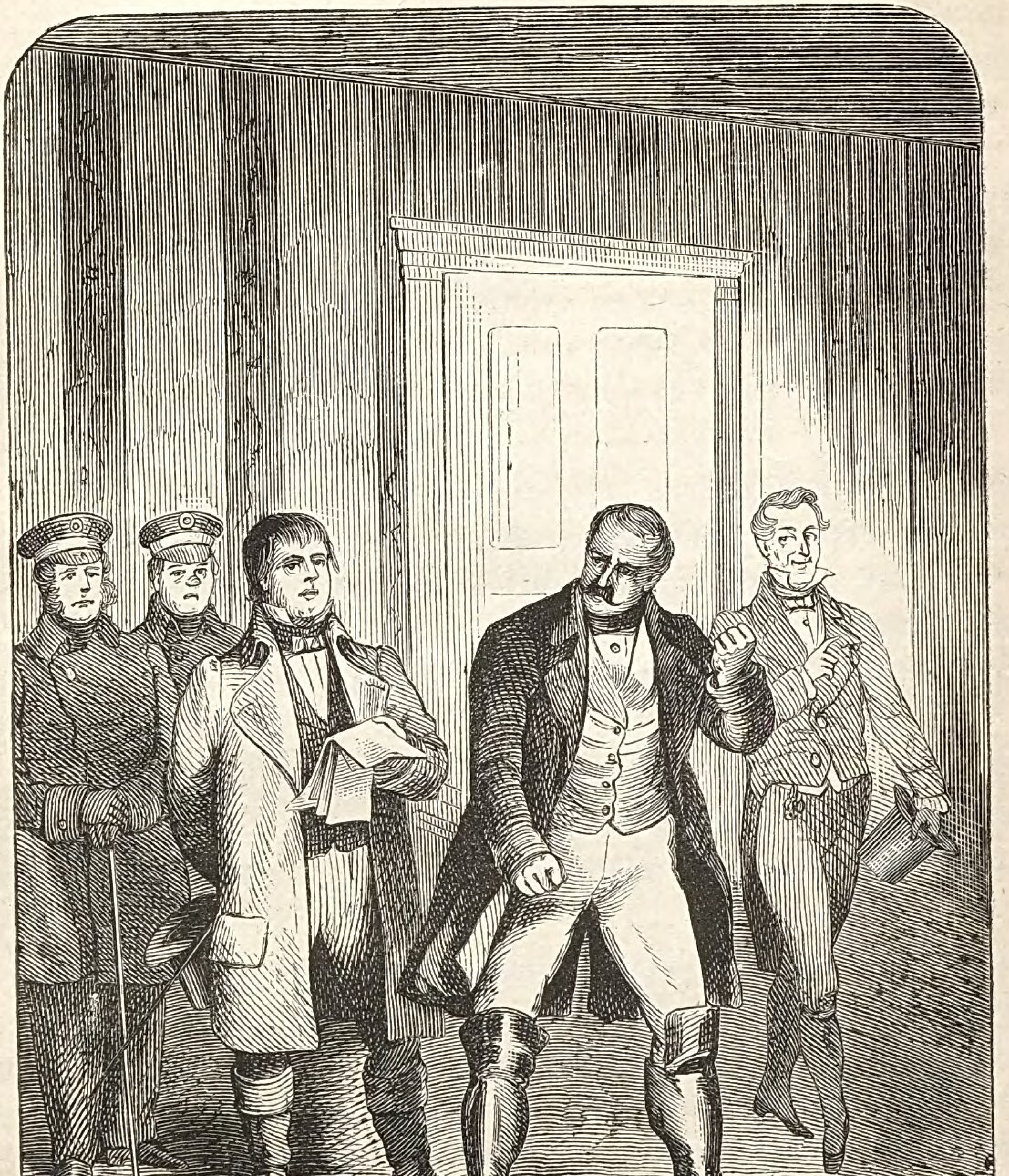
Nichts da, keine Frist! Ich habe von meinem Hause den strengen Befehl, heute bis zur Mittagsstunde das Geld einzukassiren, oder Sie ohne Nachsicht in das Schuldgefängniß zu führen. Da ist der Arrestbefehl, vom Herrn Polizeipräsidenten von Hager ausgestellt. Ich frage Sie also zum letzten Mal, mein Herr, sind Sie bereit diese Wechsel einzulösen?

Nein, schrie Roschmann, nein, ich bin nicht bereit zu zahlen. Aber ich bin auch nicht bereit Ihnen zu folgen. Niemand hat hier Gewalt über mich! Ich werde Traiskirchen nicht verlassen, sondern Sie werden es thun! Sie allein!

Ein heftiger Wortwechsel begann, und so laut, so stürmisch schrieen die Beiden, daß sie darüber das Geräusch eines heranrollenden Wagens ganz und gar überhörten. Dieser Wagen indeß hielt vor der Thür des Kreishauptmanns an. Der Diener, der neben dem Kutscher auf dem hohen Bock saß, sprang behende herab, und näherte sich mit abgezogenen Hut ehrfurchtsvoll dem Wagenschlag.

Jetzt ward von innen das Fenster niedergelassen und der Kopf des Herrn Staatshofraths von Hudelist schaute heraus.

Geh dort hinein, Jean, sagte er mit seiner knarrenden, rauhen Stimme, geh' und melde mich dem Herrn Kreishauptmann von Roschmann. Oder halt, bleib' hier! Ich will den Herrn Kreishauptmann überraschen! Oeffne.



12. L. Mühlbach, Erzherzog Johann II. Abthlg. 2. Buch 4. Kapitel.

Der Diener riß den Wagenschlag auf, und Herr von Hudelist verließ den Wagen, und ging mit langsamen gravitätischen Schritten dem Hause zu.

Wie er jetzt die Treppe hinauf schritt, vernahm er von oben das laute Geräusch der scheltenden und zankenden Stimmen. Herr von Hudelist blieb stehen, und horchte, und ein schadenfrohes grimmiges Lachen fuhr über sein pockennarbiges Gesicht hin.

Ach, ich höre, es ist Alles vortrefflich gegangen, sagte er, vergnügt sich die Hände reibend. Mein kluger Agent hat mir das matt gehetzte Wild gestellt, und es wird in meine Hände laufen. Es ist eine allerliebste Komödie, und ich bin ganz zufrieden mit meinem Plan! Zuerst alle Wechsel dieses leichtfertigen Schuldenmachers aufgekauft, dann ihm einen Agenten, begleitet von einem Verhaftsbefehl und zwei Gerichtsdienern, auf den Leib gehetzt, und im Augenblick der höchsten Gefahr und Noth erscheine ich als Deus ex machina, um den bedrängten, verzweifelten Ritter aus seiner Noth zu befreien, und seine Wechsel einzulösen. Es ist ein allerliebster Tauschhandel! Ich kaufe seine Wechsel, und er verkauft mir dafür seine Seele! Hei, wie das poltert, zankt und schreit! Vorwärts jetzt! Der Schutzgeist in dieser Komödie hat sein Stichwort erhalten, es ist Zeit, daß er erscheine!

Mit hastigen Schritten eilte er jetzt die Treppe hinauf, und wie eben der Wortwechsel da drinnen mit erneuerter Gewalt begann, öffnete er rasch die Thür.

---

## IV.

## Der Freund in der Noth.

Bevor der erhitzte, zornige Kreishauptmann noch seine Gegenwart bemerkt hatte, stand Hudelist schon in der Mitte des Zimmers.

Was geht hier vor, mein Freund? fragte er mit dem Anschein des höchsten Erstaunens.

Roschmann wandte sich hastig um, und ein Schrei der Freude drang von seinen Lippen.

Herr von Hudelist, Sie hier, rief er, ihm die Hand entgegenstreckend. Ach, nun bin ich gerettet!

Wenn ich Sie zu retten vermag, nun, dann sind Sie gewiß gerettet, sagte Hudelist lachend. Sagen Sie also schnell, was giebt's, womit kann ich Ihnen dienen?

Sie sehen mich in der äußersten Verlegenheit, mein theurer Freund und Gönner. Irgend ein Feind, der mich zu ruiniren trachtet, hat die Wechsel, die ich durch unglückliche Verhältnisse auszustellen gezwungen war, an sich gekauft, und begehrt heute für alle auf einen Tag die Auszahlung. Da ist der Wechselagent, der sie mir präsentirt, und der für den Fall, daß ich nicht zahlen kann, mit einem Verhaftsbefehl versehen ist, um mich in's Schuldgefängniß abzuführen.

Und Sie sind in dem Fall nicht zahlen zu können? fragte Hudelist lächelnd.

Leider bin ich das. Ich war nicht vorbereitet auf so große Zahlungen, ich —

Die Summe ist also sehr hoch? Wie viel denn?

Zehntausend Gulden.

Alle Wetter, das heißt wirklich als ein nobler Cavalier Schulden machen, rief Hudelist lachend. Zehntausend Gulden! Ich gestehe, daß ich auf eine solche unerwartete Zahlung auch nicht vorbereitet gewesen wäre, und daß ich sehr froh bin, sie nicht leisten zu müssen.

Sie können mir also nicht helfen, verehrter Freund? fragte Roschmann kleinlaut. Ich hoffte nur auf Sie in meiner höchsten Noth, und sandte deshalb heute Morgen einen reitenden Boten an Sie, der Sie leider aber nicht mehr zu Hause traf.

Ach, Sie haben zu mir geschickt. Freilich, Ihr Bote konnte mich nicht treffen, denn ich bin schon in der frühen Morgenstunde aus Wien abgefahren, um einige Besuche in der Nachbarschaft zu machen. Und sehen Sie, wie der Zufall das günstig fügt, Sie suchen mich, und ich komme, ohne das zu ahnen, freiwillig zu Ihnen, gerade, da Sie eines Freundes bedürfen. Ich bin Ihr Freund, das wissen Sie,

und ich kann es Ihnen hoffentlich beweisen. He, mein Freund, wandte er sich an den Wechselagenten, der auf einen Wink seiner Hand ehrerbietig näher trat. Zehntausend Gulden beanspruchen Sie?

Ja, Herr Staatshofrath, hier sind die sämmtlichen, alle schon verfallenen Wechsel, wenn Ew. Excellenz sie prüfen wollen.

Nein, nein, ich glaub' Ihnen auf's Wort, und Ihre Teufelsver. schreibungen werden schon ihre Richtigkeit haben. Aber ich denke, wir werden uns schon arrangiren.

Wenn der Staatshofrath von Hudelist für die Zahlung Bürge sein wollen, so —

Nun, wir sprechen nachher davon, unterbrach ihn Hudelist. Vorläufig bitte ich Sie, mein Herr, daß Sie, sammt Ihren Gerichtsdienern, sich da in den Vorsaal zurückziehen, und warten bis ich Sie rufe. Ich habe mit dem Herrn Kreishauptmann von Roschmann zu reden, und da sich unsere Unterredung auch ein wenig auf die Zahlung Ihrer Wechsel bezieht, so werden Sie wohl noch eine Stunde Geduld haben.

Zehn Stunden, wenn es sein muß, Herr Staatshofrath.

Nun, so viel beanspruche ich gar nicht von Ihrer Langmuth Aber jetzt, ich bitte, hinaus mit Ihnen! Und nun, fuhr Hudelist fort, als der Agent mit den beiden Gerichtsdienern eiligst das Zimmer verlassen hatte, nun sind wir allein, um ein ungestörtes Wort mit einander zu reden. Doch nein, da ist noch eine Dame. Und ich grober Mensch habe sie noch nicht einmal begrüßt.

Es ist meine Tochter, Herr von Hudelist.

Ah, die Tochter, von deren Schönheit und Anmuth ich schon so viel habe reden hören!

Und Hudelist hinkte durch das Zimmer nach der Fensternische hin, in welche sich Camilla seit dem Beginn des Streits zwischen ihrem Vater und dem Wechselagenten zurückgezogen hatte.

Verzeihung, mein Fräulein, sagte er mit seinem grinsenden Lächeln, indem seine kleinen blitzenden Augen die ganze Gestalt Camilla's prüfend überschauten, Verzeihung, daß meine Augen Ihre Erscheinung übersehen konnten. Entschuldigen Sie das mit meiner Freundschaft

für Ihren Vater, dessen kleine Verlegenheit ganz und gar meine Aufmerksamkeit in Anspruch nahm.

Mein armer Vater befindet sich in der That in der äußersten Bedrängniß, entgegnete Camilla, er hofft ganz auf Ihre Freundschaft, und wenn die Bitten seiner Tochter —

Keine Bitten, sondern Befehle, unterbrach sie Hudelist. Was so schöne Lippen bitten, wird sogleich für mich Befehl. Ich gehorche Ihnen, meine schöne Herrin. Kommen Sie, Roschmann, wir wollen diese Angelegenheit ordnen, und wär's auch nur, um mir einen freundlichen Blick aus den wundervollen Augen Ihrer schönen Tochter zu verdienen. Kommen Sie, führen Sie mich in Ihr Kabinet!

Erlauben Sie, daß ich dies Zimmer verlasse, und bleiben Sie hier, Herr Hofrath, bat Camilla.

Nein, nein, das wäre das Uebermaaß der Unhöflichkeit, eine Dame aus dem Zimmer, in dem sie sich befindet, zu verdrängen. Schnell, Freund, führen Sie mich in Ihr Kabinet!

Er nahm Roschmanns Arm, und verließ rasch mit ihm das Zimmer.

Camilla schaute ihm mit einem düstern Blick nach. Er sieht böse aus, flüsterte sie. Ich traue ihm nicht, und vielleicht ist er der böse Dämon, der meinen Vater wegziehen will von der Straße, auf der ihn die Engelsstimme meiner Mutter wieder hingeleitet. Nein, nein, ich traue ihm nicht, denn ich weiß, daß er ein Feind des Erzherzogs Johann ist, das heißt, ein Feind alles Edlen, Großen und Guten. Oh, meine Mutter, beschütze uns, wache über uns, und lenke das Herz meines Vaters! —

Eine Stunde später rollten zwei Wagen von dem Hause des Kreishauptmanns von Traiskirchen fort. In dem einen saß der Staatshofrath von Hudelist, in dem andern befand sich der Agent mit seinen beiden Gerichtsdienern. Aber zum größten Mißvergnügen des gaffenden Volkes, das immer noch die Straße belagert hatte, um Zeuge der Verhaftung des gestrengen Kreishauptmanns zu sein, befand sich dieser nicht als Arrestant in der Begleitung der Männer der Gerechtigkeit. Er stand vielmehr ganz frei in der Thür seines Hauses, und begrüßte den abfahrenden Agenten mit einem stolzen, vornehmen Kopf=

nicken. Dann wandte er sich um, schritt wieder die Treppe hinauf, und begab sich in den Salon, in welchem seine Tochter sich befand, und am Fenster stehend der Abfahrt der beiden Equipagen zugeschaut hatte.

Alles abgemacht, sagte Roschmann ihr freundlich zunickend. Herr von Hudelist hat sich mir wirklich als treuer Freund bewährt. Er hat für mich Bürgschaft geleistet, und neue Wechsel ausgestellt, die erst in einigen Monaten fällig sind.

Aber wirst Du dann besser als heute im Stande sein, zu bezahlen? fragte Camilla, die Blicke mit einem forschenden Ausdruck auf das Antlitz ihres Vaters gerichtet.

Ich hoffe es, sagte Roschmann. Ich selbst habe noch einige Gelder außenstehen, und das Uebrige wird sich finden. Aber sprechen wir nicht mehr von dieser unangenehmen Sache, sie ist abgemacht und begraben. Sprechen wir von Dir, Camilla. Nehmen wir unser Gespräch da wieder auf, wo es auf so unangenehme Weise vorher unterbrochen ward. Wir sprachen vom Erzherzog Johann, den Du für mich zum Retter aufrufen wolltest, und auf dessen Beistand Du ganz bestimmt glaubtest rechnen zu dürfen. Ich wußte gar nicht, daß Du dem Herrn Erzherzog persönlich bekannt seiest. Woher hast Du ihn denn kennen gelernt?

Ich kenne den Erzherzog seit drei Jahren, sagte Camilla mit niedergeschlagenen Augen. Die Tante, Gräfin Sternbach, kam, wie Du weißt, selber nach Wien, um mich aus der Pensions-Anstalt abzuholen. Sie blieb den ganzen Winter dort und ich wohnte bei ihr. Der Erzherzog Johann, den sie seit langen Jahren kennt, und der sie früher mehrmals sogar auf einige Tage in Tyrol besucht hat, kam täglich zu ihr, und die Tante stellte mich ihm vor.

Und er war so gnädig, sich mit Dir zu unterhalten?

Ja, mein Vater, der Herr Erzherzog war immer sehr gnädig und gütevoll gegen mich, sagte Camilla mit niedergeschlagenen Augen. Er liebte es, mit mir von Tyrol zu sprechen, denn Du weißt es wohl, er ist ein treuer und aufrichtiger Freund der Tyroler, und es hat ihn tief geschmerzt, daß er das heilige Versprechen, das er den Tyrolern gegeben, nicht einlösen konnte.

Sagte er Dir das? fragte Roschmann hastig.

Er klagte oft darüber, und sprach mit tiefem Schmerz von dem unglücklichen, verlassenen Tyrol, dessen heldenmüthiges Kämpfen so schlecht belohnt worden.

Und Du stimmtest natürlich ein in seine schwermüthigen Klagen?

Bin ich nicht die Tochter eines Tyrolers? fragte Camilla. Ist es nicht natürlich, daß ich mein Vaterland liebe, und da es unglücklich ist, um dasselbe weine?

Ja, Du bist die Tochter eines Tyrolers, rief Roschmann lebhaft, und ich hoffe es noch eines Tages allen Denen, welche mir mißtrauen, und mich als einen Abtrünnigen anklagen möchten, zu beweisen, daß ich ein treuer und echter Sohn meines Vaterlandes bin, daß ich, gleich dem Erzherzog Johann, den Schmerz um das arme verrathene Tyrol tief in meinem Herzen trage, und nicht eher ruhen werde, bis das Vaterland wieder befreit ist, und die Märtyrer von 1809 gerächt sind.

Oh, mein Vater, rief Camilla mit freudestrahlenden Augen, ich danke Dir für dieses Wort. Nun erst liebe ich Dich recht, und kann Dir ganz vertrauen, da ich weiß, daß auch Du das Unglück Tyrols im Herzen trägst, und an seiner Befreiung arbeiten willst. Wie wird der Erzherzog sich freuen, wenn Du ihm das sagst, wenn er erkennen muß, daß Du kein Abtrünniger, kein Ungetreuer bist, sondern daß Du Dein Vaterland liebst, und gleich ihm um dasselbe trauerst. Oh, wenn Du wüßtest, wie sehr der Erzherzog das schöne Tyrol liebt, wie heiliger Ernst es ihm ist mit dieser Liebe, wie bereit er ist, Alles zu thun, um wieder gut zu machen, was verschuldet ist. Du hättest ihn am Sterbebette Anton Wallners müssen weinen sehen, um zu wissen, um zu begreifen, was er, der edle Erzherzog, damals gelitten hat.

Sahest Du ihn denn? fragte Roschmann rasch. Warst Du denn am Sterbebett Anton Wallners?

Ja, ich war dort, sagte Camilla ernst. Anton Wallner hatte eine liebreizende, edle Tochter mit sich nach Wien gebracht, und der Erzherzog bat die Gräfin und mich, uns der armen, unglücklichen Elise anzunehmen. So ging ich zu ihr in das Krankenhaus, in welches sie ihren armen Vater gebracht hatte, und war Zeuge seines Todes. An diesem Sterbebett schloß ich mit Elisen einen heiligen Freundschaftsbund, und dem Erzherzog danke ich also die liebste und theuerste Freundin mei=

nes Lebens. Denn Elise Wallner ist seitdem meine Freundin geblieben, und oft ist sie Wochen lang bei uns in Tyrol auf Schloß Sternbach gewesen, weil auch die Gräfin sie zärtlich liebt.

Und hast Du den Erzherzog seit Deiner Abreise nach Tyrol gar nicht wieder gesehen? fragte Roschmann hastig. Ist er niemals nach Tyrol gekommen, um seine Freundin, die Gräfin Sternbach, zu besuchen?

Du weißt ja, daß er nicht nach Tyrol gehen darf, sagte Camilla traurig. Der strenge Befehl des Kaisers hält ihn von Tyrol fern. Aber sein Herz ist doch dort geblieben, und er hat seine Freunde niemals vergessen.

Weißt Du das so genau? fragte Roschmann mit einem ungläubigen Lächeln.

Ja, ich weiß es genau, rief sie glühend, ich —

Plötzlich verstummte sie, und warf einen angstvollen zweifelnden Blick auf ihren Vater.

Nun? fragte Roschmann. Zweifelst Du etwa an mir? Glaubst Du, ich gehörte nicht zu den Eingeweiheten, ich wüßte es nicht, daß der Erzherzog in Verbindung ist mit den Häuptern des damaligen Tyroler Aufstandes? Glaubst Du, es sei mir unbekannt, daß er mit Sieberer und Panzl, mit Eisenstecken und Wintersteller in geheimem Briefwechsel ist?

Ich weiß nichts davon, sagte Camilla ernst. Ich kenne alle diese Männer nicht, aber daß der Erzherzog Tyrol noch immer liebt, das weiß ich, denn zuweilen, wenn er an die Gräfin Sternbach schrieb, hatte er die Freundlichkeit ein kleines Briefchen für mich hinzuzufügen.

Und Du hast ihm doch hoffentlich geantwortet?

Ja, ich habe ihm geantwortet, flüsterte Camilla ganz leise.

So, daß Du bis zu Deiner Abreise von Tyrol mit ihm im Briefwechsel standest?

Nein, sagte Camilla, langsam ihr Haupt schüttelnd, nein, ich hatte seit einem Jahr nicht mehr an ihn geschrieben.

Und weshalb nicht?

Camilla zögerte zu antworten, und blickte sinnend vor sich hin.

Nun, fragte ihr Vater, willst Du schon in dieser Stunde Geheimnisse vor mir haben? Soll schon jetzt, da wir uns kaum gefun=

den, etwas Entfremdendes zwischen uns treten, und das innige Vertrauen, das wir kaum zu einander gefaßt, schon wieder untergraben werden?

Nein, nein, rief Camilla lebhaft, nein, ich will Dir beweisen, daß ich Dir wirklich vertraue, mein Vater, und mich vor Dir sogar meiner Thorheiten nicht schämen. Du fragst, warum ich nicht mehr an den Erzherzog geschrieben? Der Grund war, weil ich nicht mehr wußte, ob er noch Zeit und Lust habe, meine Briefe zu lesen. Er schrieb viel seltener als sonst an die Gräfin Sternbach, und wir wußten, daß er der Tänzerin Rosabella Valzerini seine Gnade zugewandt.

Sie ist auch eine Tyrolerin, lachte Roschmann.

Ja, aber eine falsche, verrätherische Tyrolerin, sagte Camilla ernst. Elise Wallner wußte das, und alle Getreuen entsetzten sich, als sie vernahmen, daß der Erzherzog Johann diesem Mädchen sein Vertrauen, vielleicht sogar seine Liebe geschenkt habe.

Und deshalb schriebst Du nicht mehr an den Erzherzog?

Ja, das war der Grund.

Aber seit Du hier bist, seit diesen drei Monaten, die Du wieder bei mir bist, hast Du den Erzherzog da niemals gesehen, niemals gesprochen?

Gesehen habe ich ihn wohl zuweilen, gesprochen niemals.

Und er? Sah er Dich auch?

Nein, er ahnt wohl nicht, daß ich hier bin, und wenn er es wüßte, würde es ihm gleichgültig sein. Was kann ihn ein armes, unbedeutendes Mädchen, wie ich es bin, interessiren?

Nun, das ist in der That ja ein ganzer Roman, den ich da erfahre, rief Roschmann. Und Du verschwiegst mir das Alles? Du lebst seit sechs Monaten hier bei mir in Traiskirchen, und hast mir nicht einmal gesagt, daß Du den Erzherzog kennst?

Ich war Dir ja eine Fremde, und Du behandeltest mich als eine Fremde, sagte Camilla, ihn mit innigen Blicken anschauend. Heute hast Du mich zum ersten Mal Deine geliebte Tochter genannt, heute hat die theure segnende Hand meiner Mutter unsere Herzen, die bis dahin geschlossen waren, für einander geöffnet, und die lang zurück-

gehaltene Liebe strömt frisch und warm und mit dem innigsten Vertrauen aus dem Herzen Deiner Tochter hervor.

Und niemals soll Dich dies Vertrauen täuschen, meine geliebte Camilla, sagte Roschmann, sie sanft an sich ziehend. Du sollst von jetzt an die Vertraute Deines Vaters sein, sollst Theil nehmen an seinem Leben, an seinen Plänen und Entwürfen. Oh, welch ein Segen, daß ich endlich eine theilnehmende Gefährtin gefunden habe, daß ich eine Seele weiß, der ich rückhaltlos vertrauen kann. Und diesen Segen verdanke ich meinem edlen, heimgegangenen Weibe. Sie hat uns zusammengeführt, ihr Segen und ihre Liebe ist mit uns.

Oh, mein Vater, welch ein Glück, Dich so sprechen zu hören, rief Camilla, mit Thränen seliger Freude ihren Vater fest umschlingend.

Er zog sie innig an sein Herz, und drückte einen Kuß auf ihre Stirn.

Jetzt, meine Camilla, sagte er dann, jetzt höre, was ich Dir zu sagen habe. Ich will Dir beweisen, wie sehr ich Dir vertraue, und meine innersten Gedanken will ich Dir mittheilen. So höre denn: Hudelist hat mir angeboten, alle meine Schulden zu bezahlen, und mir noch eine bedeutende Gehaltserhöhung außerdem zu verschaffen.

Wenn er das that, Vater, so hat er gewiß dafür von Dir Gegendienste gefordert, sagte Camilla erbebend. Man kennt den Herrn von Hudelist. Wenn er anscheinend Gutes thut, so will er damit doch nur Böses erreichen. Nicht wahr, er fordert Gegendienste?

Ja, er fordert Gegendienste. Er fordert weiter nichts, als daß ich den Erzherzog Johann und seine Freunde an ihn verrathe.

Camilla stieß einen Schrei aus, und legte ihre beiden Hände auf den Arm ihres Vaters. Was antwortetest Du ihm? fragte sie athemlos, bebend vor Erwartung. Du wiesest seinen Antrag mit Entrüstung zurück, nicht wahr?

Ich hütete mich wohl, das zu thun, sagte Roschmann achselzuckend. Ich ging vielmehr auf seinen Antrag ein, und forderte eine nähere Erklärung desselben. Und Herr von Hudelist war so gefällig, sie mir zu geben. Er sagte mir, daß der Erzherzog in geheimen Einverständniß mit den Häuptern des Tyroler Aufstandes sei, daß Einige von ihnen heimlich in Wien gewesen, und zur Nachtzeit geheime Un-

terredungen mit dem Erzherzog gehabt hätten. Die Regierung wisse das ganz genau, aber der Erzherzog benähme sich so vorsichtig, und seine Freunde seien so verschwiegen, daß es durchaus unmöglich sei, den Erzherzog der Theilnahme an diesen geheimen Tyroler Plänen zu überführen, und dem Kaiser Beweise dafür zu geben, daß der Erzherzog das Haupt einer großartigen Verschwörung sei, die nur auf den richtigen Moment warte, um auszubrechen. Der Kaiser würde aber sehr zufrieden damit sein, solche Beweise zu erhalten, weil ihm die Gelegenheit erwünscht sein würde, den Erzherzog ganz und gar aus dem Staatsdienst zu entfernen, und ihn in irgend ein entferntes Exil zu verbannen.

Und warum denn dies? fragte Camilla bewegt. Was hat dieser edle, hochherzige und milde Erzherzog denn dem Kaiser gethan, daß er ihn so glühend haßt?

Was er ihm gethan hat? rief Roschmann achselzuckend. Er hat es verstanden, sich beim Volk beliebt zu machen, er ist ein gelehrter Mann, ein gescheidter Kopf, er hat ein warmes Herz, eine edle Seele. Das Alles sind Vorzüge, die in den Augen des Kaisers zu Fehlern werden, weil der Erzherzog mit diesen Vorzügen seinen kaiserlichen Bruder überragt, und in den Schatten stellt. Deshalb soll der Erzherzog einer Schuld überwiesen werden, deshalb will man ihn zum Rebellen stempeln, um ihn seiner Aemter zu entsetzen, und ihn ganz und gar unwirksam zu machen. Und diese Schuld an ihm aufzufinden, den Erzherzog in eine Verschwörung zu verwickeln, das soll fortan meine Aufgabe sein.

Deine Aufgabe? rief Camilla entsetzt. Dich will man zum Verräther des Erzherzogs machen?

Ja, man erzeigt mir diese Ehre. Man ertheilt mir die edle und würdige Rolle eines faux frère, der sich in das Vertrauen und die Geheimnisse des Erzherzogs einzuschleichen, und nachher ihn zu verrathen hat.

Und Du hast sie angenommen? Du hast diesen elenden Versucher nicht in's Gesicht geschlagen? Nicht ihn den ganzen zerschmetternden Zorn eines Ehrenmannes empfinden lassen?

Wenn ich das gethan hätte, würde ich mich selbst in's Verderben gestürzt haben, ohne dem Erzherzog irgend nützlich sein zu können. Ich hätte alsdann in das Schuldgefängniß wandern müssen, und man würde für den Erzherzog irgend einen andern faux frère gefunden haben, der in Wahrheit an ihm zum Verräther geworden wäre, und mit dem Erzherzog auch die Tyroler in's Verderben gestürzt hätte. Das Alles konnte ich dadurch verhüten, daß ich mich bereit erklärte, den Antrag des Herrn von Hudelist anzunehmen, und also that ich es. Mag Hudelist mich immerhin für einen Verräther halten, ich sichere dadurch den theuren edlen Erzherzog vor wirklichen Verräthern. Ich werde zur Strafe seines elenden Antrages ihn mystificiren, und ihm allerhand Mittheilungen machen, die im Stande sind, ihn auf eine falsche Fährte zu führen, und die wirklichen Pläne des Erzherzogs mit undurchdringlichen Schleiern so lange zu verhüllen, bis der Moment der That für ihn gekommen ist, und er alle Hüllen und alles Geheimniß verschmähen kann. Ich opfere mich dem Wohl des Erzherzogs, dem Wohl meines Vaterlandes Tyrol! Ich nehme die Rolle eines Verräthers auf mich, um den Erzherzog Johann und Tyrol vor den schlimmen Verräthern zu bewahren. Nun kennst Du mein größtes und gefährlichstes Geheimniß. Wirst Du, da Du es kennst, Deinen Vater verachten?

Nein, ich werde ihn lieben, ihn ehren, und mich seiner freuen, rief Camilla glühend, indem sie ihres Vaters Hand an ihre Lippen drückte. Dank, mein Vater, Dank für Dein Vertrauen, Dank auch für das große Opfer, das Du der heiligen Sache des Vaterlandes darbringst. Nun werde ich niemals wieder an Dir zweifeln und irre werden! Du hast es mir vergönnt, auf den Grund Deines Herzens zu schauen, und ich weiß jetzt, welcher edlen und hochherzigen Aufopferung mein Vater fähig ist. Oh, ich liebe Dich und ich glaube an Dich, und niemals soll ein Zweifel unser edles und schönes Verhältniß trüben!

Aber es werden nicht Alle denken, wie Du, sagte Roschmann traurig, denn Niemanden darf ich die Ursache meines Benehmens entdecken, und man wird daher leicht mir mißtrauen können. Nun, ich werde es ertragen, wenn nur der Erzherzog an mich glaubt.

Oh, er wird an Dich glauben, rief Camilla hastig, und wenn es der Bürgschaft bedürfte, so werden meine Freunde in Tyrol sie ihm geben. Sie werden ihm sagen, daß mein Vater ein treuer Tyroler geblieben ist, daß er bereit ist mit ihnen zu kämpfen, zu siegen, oder zu sterben.

Und wenn sie das sagen, so werden sie dem Erzherzog nur die Wahrheit berichten, rief Roschmann begeistert. Ja, ich bin bereit meinem Vaterland mit Gut und Blut zu dienen, ihm mein Leben, mehr noch als mein Leben, ihm meine Ehre zu opfern. Die Zeit der Thaten ist wieder gekommen, Tyrol ist wie ein Vulkan, der unter der Asche glüht, und bald kann es kommen, daß die glühende Lava ihm entströmt, um alle diejenigen zu vernichten, welche die Freiheit Tyrols gemordet, seiner Rechte gespottet, seine Wünsche überhört haben! — Nun aber, meine Camilla, meine junge Vertraute, höre, was ich Dir zu sagen habe! Wir verlassen noch heute diesen Ort, und ziehen nach Wien. Der Statthalter, Graf Saurau, wird mir den Urlaub, den ich noch heute von ihm fordern werde, nicht versagen können, denn der mächtige Hofrath von Hudelist wird mir bei ihm das Wort reden. Wir gehen nach Wien, und wer weiß, ob wir nicht für immer dort bleiben!

Nach Wien! rief Camilla freudig. Ich werde die schöne Heimath meiner Kindheit wiedersehen!

Und Du wirst auch den edlen Erzherzog Johann wiedersehen, sagte ihr Vater lächelnd. Du wirst ihm sagen, daß wir Beide gute Tyroler geblieben sind, und daß das Vaterland auf uns zählen kann. Nun, meine Tochter, ordne Alles zu unserer Abreise, denn wie gesagt, noch heute müssen wir fort. Hudelist denkt, daß ich nach Wien kommen soll als Verräther und Spion, Du allein weißt, daß ich dahin gehe im Dienst Tyrols und des geliebten Erzherzogs Johann! Auf denn, nach Wien!

V.

## Der neue Mäcen.

Im Gartensalon des Schwarzenberg'schen Hauses auf der Wieden, das seit einem Jahr dem Erzherzog Johann gehörte, und ihm zum Sommeraufenthalt diente, war heute in der Frühe des Morgens eine kleine auserlesene Gesellschaft versammelt. Da waren Maler und Dichter, Geschichtsschreiber und Botaniker, Gelehrte und Künstler aller Art. Sie Alle hatte der Erzherzog heute zu sich geladen, und sie waren freudig der Einladung des allgeliebten Prinzen gefolgt.

Jetzt, da alle Geladenen versammelt waren, öffnete sich die Thür, welche zu dem Cabinet des Erzherzogs führte, und Johann, einfach und schmucklos gekleidet, trat ein.

Mit einem freundlichen Kopfnicken und herzlichen Worten begrüßte er die Gesellschaft, und reichte Jedem seine Hand dar.

Nicht wahr, sagte er dann, sich mit leuchtenden Augen im Kreise umschauend, nicht wahr, Sie finden mich hochmüthig, daß ich mich berechtigt glaube, Sie zu mir zu laden, Sie, welche in unserer Kaiserstadt die Wissenschaften und die Künste repräsentiren, und daß ich mir erlaube, mich als einen der Ihrigen zu betrachten? Aber ich finde, daß in diesen düstern und traurigen Zeiten die Wissenschaften und Künste allein im Stande sind zu trösten, und aufzuheitern, und den niedergedrückten Geist aufzurichten und zu stärken zur Hoffnung auf bessere Tage. Diese Hoffnung in allen Geistern zu erwecken, die Liebe zum Vaterland, die in dem Schmerz um sein Geschick fast erstorben ist, neu in unserm Volk zu stärken, dazu sollen Sie Alle mir Ihren Beistand verleihen.

Ja, wir wollen es, riefen Alle freudig. Sagen Ew. Hoheit nur, was wir zu thun haben! Befehlen Sie über uns!

Er nickte ihnen freundlich zu. Nichts von Befehlen, sagte er lebhaft, Freunde befehlen einander nicht, sondern sie erbitten den Beistand der Freunde. So bitte ich denn, kommen Sie und machen Sie mit mir einen Spaziergang durch den Park. Sie wissen, dies Haus

ist meine kleine Sommerwohnung und Sie sollen sie mit mir heute durch Ihren Besuch einweihen, wie Sie mir vor einem Jahr mein Wohnhaus für den Winter einweihen halfen. Kommen Sie! Machen wir einen Spaziergang durch den Park!

Er schritt lächelnd durch die geöffneten Glasthüren in den Garten hinab und die Herren folgten ihm. Die breite Allee gingen sie rasch hinab, und jetzt bog der Erzherzog in einen Seitenweg ein.

Nun kommen wir in meinen eigentlichen Garten, sagte Johann; das da vorn, das ist das Prunkgemach meines Parks, da mögen die Prinzen und die Hofleute spazieren gehen, und ihre Uniformen in der Sonne blitzen lassen. Hier dieses dunkle Gebüsch, diese Baumgruppen und Rasenplätze, diese kleinen schattigen Wege und verschwiegenen Bosquets, das ist unser Garten, meine Herren, und hier werden Sie in der Zukunft, hoffe ich, als Eigenthümer leben und walten. Sehen Sie da, dies kleine Haus mit den breiten großen Fenstern, das so verschwiegen dasteht. Was meinen Sie, meine lieben Maler Schnorr, Peter Kraft und Karl Ruß, wollen wir es einmal anschauen?

Mit Vergnügen, Hoheit, lassen Sie uns dahin gehen, riefen die Maler. Dieses kleine allerliebste Haus ist ganz dazu geeignet, die Neugierde zu erregen.

Der Erzherzog lächelte, und schritt rascher vorwärts zu dem Hause hin. Die Thür desselben war nur angelehnt, Johann stieß sie auf, und winkte den Herren ihm zu folgen.

Sie traten zuerst in eine kleine von Säulen getragene Halle ein, auf deren marmornem Fußboden mit goldenen Lettern das Wort Salve zu lesen war. Zu beiden Seiten, und in der Mitte dieser Halle befanden sich drei Thüren, und durch die erste derselben traten sie jetzt in einen hohen ziemlich weiten Raum ein, der nur durch ein einziges hohes Fenster seine Beleuchtung erhielt. Vor diesem Fenster stand eine Staffelei, auf derselben eine aufgespannte Leinwand, auf dem kleinen Tisch daneben ein großer geöffneter Malkasten mit Farben, Pinseln und Palette. Einige schöne, kunstvoll geschnitzte Armstühle und Sessel standen an den Wänden, und auf einigen Tischen lagen allerlei prächtige schwere Seidenstoffe.

Welch ein bezauberndes Atelier, rief Karl von Schnorr freudig. Glücklich der Maler, der es bewohnen soll.

Es sind drei solcher Ateliers in diesem Hause, sagte Johann lächelnd, und weiterhin werden Sie noch ein ebensolches Haus sehen, das auch drei Ateliers enthält. Verlassen Sie nur dies Haus und gehen wir weiter!

Und der Erzherzog führte seine Gäste jetzt durch reizende Blumenpartieen und schattige Gänge mit bequemen Ruhesitzen zu einem andern Hause, dessen Inneres ganz dem ersten glich, nur daß es keine Staffelei und keine Leinwand enthielt, sondern einen ziemlich großen Marmorblock, und eine roh aus Thon zusammengeknetete Statue.

Das ist mein Bildhauer-Atelier, sagte Johann, und der Marmorblock wartet auf seinen Meister.

Dann begleitete er seine Gäste weiter durch den Garten zu großen Treibhäusern, in denen sich seltene ausländische Gewächse befanden, und die herrlichen Blumen der Tropenwelt ihre farbenreichen duftenden Kelche geöffnet hatten. Am Ende dieser Treibhäuser gelangte man in einen kleinen Saal, in welchem auf einer langen Tafel Mappen und Stöße Papier sich befanden, während an den Wänden in offenen Schränken ganze Reihen großer Folianten aufgestellt waren.

Alle diese Mappen und diese Stöße Papiere enthalten Pflanzen aus den Alpen, der Schweiz und Tyrol, die ich theils selbst gesammelt, oder von Botanikern gekauft habe. Ich warte auf einen gelehrten Botaniker, der diese Pflanzen ordnet, und ein Werk über sie schreibt, damit die Welt den Pflanzen- und Blüthenreichthum der Alpen kennen lerne. In jenen Büchern da in den Schränken befinden sich bildliche Darstellungen der Pflanzen und Blumen und die besten bisher gedruckten Werke über Botanik. Was sagen die Botaniker Jakob Gauermann und Anton Knapp zu diesem Saal?

Ich finde, daß er ein kleines Paradies ist, rief Jakob Gauermann.

Ich möchte ein Jahr lang in ihm bleiben, um alle diese Pflanzen zu studiren und zu ordnen, rief Anton Knapp.

Erzherzog Johann lächelte, und hieß die Gesellschaft mit ihm weitergehen. Aus diesem Saal schritten sie jetzt über eine kleine Vorhalle wieder hinaus in den Garten, und die Allee, die sich jetzt vor

ihnen aufthat, führte sie nach kurzer Wanderung wieder zurück zu einem Seitenflügel des Palais, das den Park begrenzte.

Treten wir hier ein, statt nach dem Haupteingang zurückzukehren, sagte der Erzherzog, die breiten Stufen der Treppe hinaufschreitend, die auf einen von Säulen getragenen Perron führte. Der Erzherzog schritt rasch über denselben hin, und trat durch die hohen Glasthüren in ein Gemach ein, dessen elegante und doch einfache Einrichtung, dessen Stille und Ruhe einen wunderbar behaglichen Eindruck machte. Da waren bequeme Divans und Lehnstühle, da waren Tische mit Kupferstichen und Büchern, da in der Nische des Fensters stand ein Schreibtisch, umgeben von schönen blühenden Topfgewächsen. An der Wand hingen einige schöne Oelgemälde berühmter Meister, und auf dem Sims des Kamins standen zur Seite einer bronzenen Uhr zwei allerliebste Marmorstatuen. An der Wand über dem Divan hing eine Guitarre und auf einem Tischchen zur Seite des Divans stand ein großer Kasten mit Cigarren.

Nun, mein junger Freund Theodor Körner, was sagen Sie zu diesem Zimmer? fragte der Erzherzog, sich an den jungen Dichter wendend, dessen dunkle glühende Augen mit lächelnden Blicken umherschauten.

Ich sage, daß dies das reizendste Zimmer für einen Poeten und Schriftsteller ist, das ich in meinem Leben gesehen habe, rief Theodor Körner. Nur, verzeihen Ew. Hoheit, nur fehlt ihm, um vollendet schön zu sein, noch Eins.

Was denn, mein Freund?

Es fehlt ihm eine kleine Bibliothek, Hoheit.

Ach, sehen Sie, wie gut sich das fügt, sagte Erzherzog Johann lächelnd, indem er das Zimmer durchschritt, und die Thür gegenüber öffnete, da ist die Bibliothek, die unser gelehrter Dichter wünscht. Durchwandern wir sie rasch.

Sie traten nun in eine Reihe von Zimmern, deren einziger Schmuck der Wände in den Büchern bestand, die in schönen hohen Mahagoni-Schränken zu vielen Tausenden da aufgestellt waren.

Es befindet sich hier für alle Zweige der Wissenschaften etwas, sagte Johann, am reichlichsten aber ist da Bedacht genommen auf gute

Quellenwerke der deutschen, und speciell der österreichischen Geschichte. Mein Freund, unser berühmter Historiograph Hormayr, hat dafür Sorge getragen, und Alles herbeigeschafft, was für den Forscher in diesem Zweig der Geschichte von Bedeutung ist. Sehen Sie, jetzt sind wir am Ende meiner Bibliothek, und da kommen wir wieder in die gewöhnlichen Gesellschaftssäle.

Aber dies, Hoheit, ist kein gewöhnlicher Gesellschaftssaal, rief Karl von Schnorr, als sie jetzt in einen großen Saal eintraten, der durch leichte Querwände in mehrere kleinere Gemächer abgetheilt war, von denen jedes durch ein großes Fenster beleuchtet ward.

Nein, Sie haben Recht, sagte Johann, das ist kein gewöhnlicher Saal, sondern es ist meine Gemälde-Gallerie.

Aber wo sind die Gemälde, gnädiger Herr?

Wo die Gemälde sind? Nun, die sind in den Büchern meiner Bibliothek, in den Köpfen unserer Poeten, in den Fingerspitzen unserer Maler hier. Sie haben nun meinen kleinen Sommersitz gesehen, und hier in dieser meiner künftigen Gemälde-Galerie, die nur noch keine Gemälde aufzuweisen hat, hier will ich Ihnen sagen, warum ich Ihnen, den Künstlern, den Dichtern und den Gelehrten denselben gezeigt. Weil dieses Alles für Sie bestimmt ist, weil Sie mir hier helfen sollen, unserm Vaterland einen Tempel der Erinnerung zu bauen, zu welchem es wallfahrten soll, um in demselben Erhebung, Muth und Trost zu finden. Unser Vaterland ist jetzt gebeugt, und darnieder getreten, es seufzt unter schwerem Druck und blutet an tausend Wunden. Ein fremder Despot hat seine eiserne Hand auf den Nacken Oesterreichs gelegt, und unsern Stolz gebeugt. In solchen Zeiten, in denen man nicht handelnd und kämpfend auftreten darf, in denen man nichts thun darf als schweigend und gedemüthigt unter dem Joch dahingehen, in solchen Zeiten ist es Pflicht, das gebeugte Volk aufzurichten, indem man ihm dem Glauben an seine Zukunft durch die Erinnerung an seine große Vergangenheit zu bewahren sucht, indem man es weckt zu dem Bewußtsein seiner Selbst und seiner Kraft, und das Nationalgefühl in ihm stärkt. Das Volk von Oesterreich kennt seine Geschichte nicht, machen wir es mit derselben bekannt! Da wir nicht kämpfen dürfen mit den Waffen von Stahl

und Eisen, so lassen Sie uns kämpfen mit den Waffen des Geistes. Unser Volk ist jetzt verdammt zum Schweigen, es darf seinen Jammer und seinen Zorn nicht mehr aussprechen und laut klagen, es darf nicht mehr sagen, was es denkt. Ein Volk aber, das nicht mehr sagen darf, was es denkt, wird bald nicht mehr denken, als es sagen darf. Behüten wir unser Volk vor dieser Verdumpfung, indem wir es mahnen an seine Größe, indem wir seine eigene Geschichte ihm vergegenwärtigen. Die Geschichte der Völker ist die trefflichste Schutzwache für die Herrschenden, wie für die Beherrschten. Aber sie giebt auch die drohendste Trutzwaffe ab gegen fremden Uebermuth und fremde Uebermacht; man kann durch sie ebenso gut das Erworbene mannhaft behaupten, als nach Umständen das Verlorene wieder gewinnen. Ein Volk, dem in Lied und Bild seine Geschichte verkörpert, und in Saft und Blut übergegangen ist, das kann wohl für den Moment durch das Unglück des Zufalls, durch Unverstand der Anführung überwunden, niemals aber für lange Zeit unterjocht werden. Geben wir also unserm Volk seine Geschichte in Lied und Bild, geben wir ihm inmitten der demüthigenden Gegenwart seine großen und stolzen Erinnerungen wieder, und lehren wir es durch dieselben, was es thun muß, um seiner Vergangenheit wieder würdig zu sein, und sich wieder aufzurichten aus seiner Erniedrigung. Wollen wir das, meine Freunde?

Ja, das wollen wir! riefen alle Anwesenden freudig. Sagen Sie uns, was wir zu thun haben, um Ihre großen Gedanken zur That werden zu lassen?

Was Ihr zu thun habt, meine Freunde? fragte Johann. Ihr habt den Göttern und den Göttinen, den Nymphen und Grazien, den Allegorien und Legenden, den Helden und Heldinnen der alten Zeit für immer Lebewohl zu sagen, Ihr habt aus der Legende und der Mythe, aus der Antike und der Sage Euch der Wahrheit und Wirklichkeit der Geschichte zuzuwenden. Die Kunst muß erweckt werden im Sinn und der Bedeutung der Zeit, sie muß dem Volksgeist näher gebracht werden! Es ist endlich genug mit den Göttern und Göttinnen, und den Helden des trojanischen Krieges. Erinnert Euch des Wortes von Voltaire: „Wer wird mich von den Griechen und Rö-

mern befreien, und von diesen vielen edlen Vater= und Brudermördern, und von dieser traurigen Familie des Königs Agamemnon, die niemals endigen und sterben kann." — Ja, befreit uns von diesem Allen, laßt Zeus und Juno, Eros und Endymion endlich schlafen gehen, Ihr Maler, vergeßt Venus und Bacchus, die wasserschöpfenden Nymphen und die ewig nackten Grazien, Ihr Bildhauer, gönnt der Virginia und dem Brutus, dem Coriolan, den Horatiern und Curiatiern ebenso gut die Ruhe als dem Damon und der Phillis und den empfindsamen Schäferinnen allen, Ihr Dichter! Gebt uns in Wort und Bild und Statue die Geschichte, die Geschichte unseres Volkes. Laßt uns vaterländische Bilder, vaterländische Statuen, vaterländische Poesie schaffen! Laßt die Helden der Vergangenheit reden zu den gebeugten Männern der Gegenwart, laßt die Geschichte des Volks zu dem Volk sprechen, damit es aus derselben erkennen und fühlen lerne, es sei immer noch ein einig, ungebrochen Volk, und in dieser Erkenntniß erwache aus seiner Lethargie, und sich aufrichte aus seiner Schwermuth und Duldsamkeit! Laßt uns Nationalmuseen, Nationalgalerien, Nationalgedichte schaffen!

Ja, riefen Alle mit flammenden Blicken, mit von Begeisterung strahlenden Angesichtern. Ja, geben wir dem Volke, was des Volkes ist! Geben wir ihm seine Geschichte und seine Erinnerungen wieder!

Thut, wie Ihr gesagt habt, und laßt mich Euch fördern, so viel es meinen schwachen Kräften erlaubt ist, sagte Johann freudig bewegt. Ihr habt die Häuser gesehen, welche die Ateliers enthalten. Ich habe sie für Euch gebaut, meine lieben Maler, für Euch Karl von Schnorr, Peter Kraft und Karl Ruß. Die Leinwand steht bereit, und wartet auf Euch; gehet hin, und malt uns Scenen aus unserer großen vaterländischen Geschichte. Die Geschichte Oesterreichs und des Hauses Habsburg ist reich an großen und erhabenen Momenten. Haltet sie fest auf Eurer Leinwand, malt in historischem Geist uns Nationalbilder, und macht, daß die Wände meiner National=Galerie nicht lange mehr leer bleiben. Ihr habt meine Ateliers gesehen, Ihr Bildhauer. Der Marmorblock wartet auf Euch. Genug der Göttinnen, der verschämten Venusgestalten und der Madonnen sind geschaffen, jetzt laßt uns unsere vaterländischen Helden sehen, wie

sie wirklich gewesen, laßt sie aus dem Grabe wieder auferstehen, sie in dem Marmor zum Leben erwachen. Die Heroen Oesterreichs wollen erwachen unter Eurem Meißel. Rudolph von Habsburg wartet auf Euch, und der große Joseph, mein unglücklicher Oheim, und Andreas Hofer, mein hingemordeter Freund, und wollt Ihr die Schönheit darstellen, so nehmt Philippine Welser, und wollt Ihr die Tugend, so nehmt Maria Theresia, und wollt Ihr den Schmerz, so nehmt Maria Antoinette! — Ihr habt das trauliche Zimmer gesehen, das dem Dichter Theodor Körner so wohl gefällt. Es erwartet Euch, Ihr Dichter und Schriftsteller. Laßt uns nicht mehr erfundenen Jammer und erfundene Herzensqualen lesen, nicht mehr Mondscheinliebe, und märchenhafte Abenteuer. Schöpft Eure Stoffe aus dem unerschöpflichen Born aller Romane und aller Poesie, aus der Geschichte. Geht hinein in die Bibliothek, schlagt die Bücher unserer Geschichte auf, und Ihr werdet auf jeder Seite Stoff zu einem Epos oder einem Gedicht, zu einer Tragödie oder einem Lustspiel finden. Gebt dem Volke, was des Volkes ist, gebt ihm seine Geschichte! Gebt ihm seine Geschichte, Ihr Historiker, gebt sie ihm treu und wahr! Lassen Sie sich nicht abschrecken von Ihrem Werk, Freund Hormayr, seien Sie uns immer der österreichische Plutarch, der zu uns redet von der wirklichen Vergangenheit und aus den vergilbten Pergamentblättern, des Archivs uns herrliche Denkmale der Geschichte hervorsucht und an's Licht fördert. Und endlich ein Wort zu Ihnen, Ihr meine Botaniker, Jakob Gauermann und Anton Knapp. Ihr habt die Treibhäuser gesehen und den Saal mit den Herbarien. Er ist für Euch! Ordnet die Pflanzen, enthüllt uns die reiche Flora der Alpenwelt, und lehrt das Volk die heilkräftigen und nützlichen Pflanzen kennen, die auf seinen Bergen und in seinen Thälern wachsen. Alles für das Volk und alles mit dem Volk, das sei unser Wahlspruch!

Ja, Alles für das Volk und Alles mit dem Volk, riefen die Künstler und die Dichter begeistert, und sie umringten den Erzherzog Johann, und reichten ihm die Hände dar, und lächelten ihm zu mit Thränen in den Augen.

Und nun gehet hin, und arbeitet, sagte Johann, sie Alle mit Blicken voll Liebe grüßend. Ich werde Euch lohnen, soweit ich ver-

mag, und wenn der Lohn nicht Eurer Arbeit entspricht, so denkt, daß ich ein armer machtloser Prinz bin, der gern mehr geben möchte, dem aber die Flügel wie die Hände gebunden sind!

Nein, rief Karl von Schnorr begeistert aus, Sie sind nicht arm, nicht machtlos! Sie geben uns mehr, als Schätze und Geld, Sie geben uns Gedanken, Pläne und Ziele. Sie geben uns eine Zukunft! Ihnen werden wir es zu danken haben, wenn wir einst genannt und berühmt sind, Sie sind unser Schützer, unser Helfer. Heil unserm Mäcen, dem Erzherzog Johann!

Und laut und jauchzend riefen Alle es nach: Heil unserm Mäcen, dem Erzherzog Johann!

---

## VI.

## Die Warnung.

Sie wollen also wirklich schon wieder uns und das liebe Wien verlassen? fragte der Erzherzog Johann den Grafen Nugent, der sich bei ihm in seinem Kabinet befand.

Ja, Hoheit, ich muß aufbrechen, erwiderte Graf Nugent ernst. Ich darf nicht länger rasten auf meiner Pilgerfahrt, ich muß weiter wandern. Ueberall regt sich der Geist der Bewegung in den Völkern, man muß diesen Geist höher anfachen, und dem unter der Asche glimmenden Feuer immer neue Nahrung gewähren, damit er endlich in hellen Flammen emporschlage.

Ich beneide Sie um Ihren Glauben, und um Ihre Hoffnungen, seufzte Johann traurig.

Ew. Hoheit theilen sie nicht?

Nein, nein, Freund, ich theile sie nicht! Vor Ihnen darf ich mein Herz nicht verhüllen, vor Ihnen darf ich die Wahrheit bekennen, wie fürchterlich und trauervoll diese Wahrheit auch sein möge. Ich habe keine Hoffnungen! Keine Hoffnungen auf die Fürsten, und

keinen Glauben an die Völker. Ich fürchte, daß all Ihr hochherziges Bemühen vergeblich ist, daß Sie die Völker nicht erwecken werden zum Heldenmuth der That, und daß, selbst wenn es Ihnen gelingen könnte, die Fürsten sehr geneigt wären, ihre erwachenden Völker lieber mit Gewalt und Zwangsmitteln niederzuhalten, als sich an ihre Spitze zu stellen! Schauen Sie doch nur um Sich, Freund, sehen Sie, welche Charakterlosigkeit, welche Schwäche und Entwürdigung uns umgiebt. Wir, die wir den Despoten hassen, die wir seiner Gewaltherrschaft, und der Entwürdigung der deutschen Völker entgegen treten möchten, wir sind machtlos und ohnmächtig geworden. Mit jedem Tage hat uns Metternich einen Schritt weiter von dem Thron des Kaisers und aus seinem Rath zurückgedrängt, alle Minen, die wir gegen diesen gefährlichen Rathgeber des Kaisers angelegt, sind entweder wirkungslos in der Luft zerplatzt, oder er ist ihnen mit einer Contremine begegnet, die uns Verderben gebracht hat. Metternich hat den Kaiser dahingebracht, daß er an das wandellose Glück Napoleons glaubt, daß er überzeugt ist, durch jedes Zeichen von Feindschaft oder Widerstand den Zorn des allmächtigen Despoten zu reizen, und das Bestehen Oesterreichs zu gefährden. Ich glaube, daß der Kaiser im Innersten seines Herzens nichts so sehr haßt, als seinen Schwiegersohn Napoleon, aber er wagt es nicht, ihm äußerlich zu opponiren, die Hand gegen den zu erheben, den Gott und das Schicksal auf allen seinen Wegen zu schützen und zu geleiten scheinen. Gleicht nicht dieser Zug nach Rußland einem wunderbaren Mährchentraum, von dem wir alle meinten, daß er für Napoleon endlich zu einem demüthigenden Erwachen führen mußte? War es nicht unsere letzte Hoffnung, diesen siegesdurstigen Tyrannen, der seine trotzige Hand gegen das weite Czarenreich erhob, und sich hineinwagte in seine unbekannte Schneewüsten, durch das fanatische, vom Czaren zum heiligen Kriege aufgerufene Russenvolk überwunden, gedemüthigt, mit Schimpf und Schande von seinen Grenzen zurück gejagt zu sehen? Und auch diese Hoffnung ist vergeblich gewesen! Umgeben von Glanz und Größe, gefolgt von den Armeen, die nicht blos Frankreich, sondern die ihm seine Vasallen, die deutschen Kaiser, Könige und Fürsten gestellt, ist Napoleon in Rußland eingezogen, und mit neuen glänzenden Siegen

hat er seinen Weg gen Moskau hin bezeichnet. Jeder seiner Siege aber hat unsere Hoffnungen mehr und mehr vernichtet, denn er hat Diejenigen als die rechten Propheten erscheinen lassen, welche das Auflehnen gegen den gottgeliebten Heros als einen tollkühnen Wahnsinn bezeichneten, und es als nothwendige Weisheit predigten, daß man sich ihm unbedingt unterwerfe. Oh, Freund, auf den napoleonischen Siegesfeldern von Rußland werden auch die Hoffnungen Deutschlands begraben!

Aber auf den napoleonischen Niederlagen von Rußland werden auch die Hoffnungen von Deutschland wieder auferstehen, rief Graf Nugent begeistert aus. Es ist wahr, Napoleon ist bis jetzt der Sieger gewesen, er ist wie ein glänzendes Meteor immer weiter vorgedrungen und seine blutigen Siege haben die Schneesteppen Rußlands überstrahlt mit der französischen Glorie. Aber diese Siegesfeuer werden endlich doch verlöschen in der Eiseskälte des Nordens, und das Schwert wird erstarren in den Händen der todesmatten, erschöpften Krieger. Denn es ist nicht Alles so glänzend und herrlich, wie die Bulletins des französischen Kaisers es darstellen. Es ist wahr, er hat die Russen bis jetzt in jeder Schlacht besiegt, er hat sie immer weiter hineingedrängt in das Innere Rußlands und ist den Besiegten, Geschlagenen mit seinen Armeen gefolgt, das russische Heer von Ort zu Ort vertreibend. Aber die Folge davon ist gewesen, daß, wo Napoleon mit seinen Heeresmassen hinkam, er nur leere und verwüstete Städte und Ortschaften fand, denn die Einwohner waren geflohen, und die russischen Krieger hatten alle Vorräthe verzehrt, oder mit sich fortgeschleppt. Mag Napoleon daher auch auf dem Schlachtfeld Sieger sein, so hat er doch schon jetzt in seiner Armee einen Feind, dem keine Tapferkeit und kein Heldenmuth widersteht, den man weder mit Kartätschen noch mit Kolbenhieben zurücktreiben kann. Dieser Feind, das ist der Hunger! Er hat schon sein gräßliches Wüthen in den Reihen der französischen Armee begonnen, und täglich fallen ihm mehr Opfer, als vielleicht eine Schlacht dem Kaiser kosten würde.

Das wird ihn nicht hindern, und nicht schrecken, sagte Johann achselzuckend. Sie wissen ja, was er höhnend seinen Marschällen erwiederte, als sie ihm von dem russischen Feldzug abrathen wollten,

weil Frankreich nicht mehr im Stande sei, aus seiner erschöpften Bevölkerung neue Armeen zu stellen. „Ich habe täglich zwölftausend Soldaten zu verzehren, sagte er, und wenn der Krieg wirklich eine halbe Million Soldaten verschlingen sollte, so werde ich mich in ganz Europa neu recrutiren.“

Aber Europa wird ihm keine Recruten mehr stellen, Hoheit, rief Nugent lebhaft. Die Geduld Europa's ist erschöpft, wie es die Geduld Frankreichs ist. Der Geist der Opposition regt sich in allen Völkern, und bald werden sie alle nur noch eine einzige große Conföderation gegen den Despoten bilden, der sie alle so lange darnieder gehalten. Bald wird Europa nur noch das Bundeslager einer Armee sein, das Napoleon den Tod geschworen, und ihn vernichten will. Frankreich, das aus so viel tausend Wunden blutet, haßt jetzt den Kaiser eben so sehr, als es ihn einst vergötterte, es sehnt sich nach Ruhe und Frieden, und da Napoleon ihm diese beiden nicht geben will, so wird es sich dieselben mit Gewalt nehmen. Ein Netz von Verschwörungen hat sich bereits über Frankreich ausgebreitet, die einzelnen Fäden desselben reichen bis nach Deutschland hinein, und sind angeknüpft an unsere deutschen Netze. Die Unzufriedenen Frankreichs sind unsere Brüder, und werden mit uns gemeinsam handeln. Lassen Sie Napoleon nur erst in Rußland seine erste Niederlage erleben, und diese Niederlage wird wie eine Rakete über ganz Europa aufsteigen und das Signal zu dem Ausbruch der großen Verschwörung geben, die Napoleon von seinem Thron stürzen will, und ihr Ziel jetzt endlich erreichen wird.

Gott gebe, daß Sie Recht haben, mein Freund, sagte der Erzherzog bewegt. Ihre freudige Siegesgewißheit ergießt sich wie ein neuer Lebensstrom durch meine Adern und facht die schon erstarrenden Hoffnungen zu neuer Kraft an. Ja, wir wollen auf die Niederlagen Napoleons hoffen, wie wenig Aussicht auch bis jetzt noch für dieselben da ist. Wir wollen hoffen, daß Gott sich als Oberhaupt an die Spitze unserer Verschwörungen stellt, und daß er endlich unseren Anstrengungen den Sieg verleiht. Diese Hoffnung soll mich hinfort trösten und stärken, und an ihr will ich festhalten allen Widerwärtigkeiten und allen Niederlagen zum Trotz, mit ihr will ich weiter arbeiten

zu dem gemeinsamen großen Ziel hin, und nicht verzagen, wenn auch anscheinend alle unsere Pläne scheitern. Ein Tag muß kommen, wo sie sich verwirklichen, wo Deutschland befreit wird von dem Joch der Knechtschaft und der Schmach, wo, Metternich zum Trotz, ganz Oesterreich sich erhebt, und die Bande zerreißt, mit welchem eine zugleich feige und schlaue Politik uns an Frankreich fesseln wollte; und wo endlich ich das feierliche Versprechen erfüllen kann, das ich meinen treuen und muthigen Tyrolern gegeben, und das wie eine schwere uneingelöste Schuld meine Seele belastet.

Und Tyrol hofft auf Ew. Hoheit, es wartet und hofft, daß sein geliebter Erzherzog Hannes es aufrufe zur That. Einig ist Tyrol in seiner Liebe und Treue gegen Sie, in seinem Haß und Zorn gegen seine Unterdrücker, einig ist es in dem festen Wollen, die Tyrannei abzuwerfen, und die übermüthigen Feinde aus ihren Bergen zu verjagen. Sprechen Ew. Hoheit nur Ein Wort, geben Sie den Tyrolern nur Ein Zeichen, und auf's Neue beginnen sie den Kampf für ihre Freiheit und für ihren Erzherzog Hannes!

Noch müssen wir erwarten, Graf, daß dieses Zeichen, welches die Tyroler ersehnen, von dem Kaiser ausgeht, daß Er es sein wird, welcher das rechte, erhebende Wort für die Tyroler spricht. Warten wir daher bis zur letzten Stunde der Entscheidung; wenn der Kaiser aber alsdann noch schweigt, dann werde ich es sprechen, darauf gebe ich Ihnen mein Ehrenwort zum Pfande. Aber diese letzte Stunde ist noch nicht gekommen! Meine Pflicht als Unterthan und als Bruder erheischt, daß ich sie abwarte, und bis dahin meinem Herzen und meinen Wünschen Schweigen gebiete.

Die Thür des Vorzimmers ward eben geöffnet, und der Kammerdiener meldete die Herren von Hormayr und von Roschmann. Der Erzherzog befahl, sie eintreten zu lassen, und ging ihnen lebhaft entgegen.

Sie kommen Beide gerade zum rechten Moment, sagte er, sie freundlich begrüßend. Wir sprachen so eben von dem lieben Tyrol und von seinen Helden, und da trifft es sich gut, daß sie Beide zur selben Zeit hier anlangen.

Ich begegnete dem Herrn Kreishauptmann von Roschmann in dem Vorzimmer Eurer Hoheit, sagte Hormayr, einen düstern Blick auf das heitere, lächelnde Gesicht Roschmanns werfend. Es ist aber ein bloßer Zufall, daß wir Beide zusammen Eurer Hoheit gemeldet wurden.

Der Herr von Hormayr will Eurer Hoheit damit sagen, daß Er es nicht sein würde, der mich Ew. Hoheit vorstellt, sagte Roschmann traurig. Mein edler, hochherziger und von mir stets geliebter Landsmann zürnt mir noch immer wegen der Vergangenheit, er hält mich noch immer für einen Abtrünnigen und Verräther, obwohl ganz Tyrol weiß, daß ich es treu und ehrlich meine, obwohl die edelsten Patrioten dort mich ihres Vertrauens werth halten, und kein Geheimniß vor mir haben.

Ist das wahr, Hormayr? fragte Johann. Haben Sie wirklich die Vergangenheit nicht vergessen?

Nein, Hoheit, ich habe sie nicht vergessen, rief Hormayr glühend. Ich werde sie nie vergessen diese unglücklichen Tage des Jahres 1809, in welchen das treue, das heldenmüthige Tyrol der Politik geopfert ward. Ich werde es nie vergessen, daß Herr von Roschmann es war, der aus Totis nach Innsbruck kam, und von dem Kaiser den Befehl zu Andreas Hofer brachte, den Kampf unverzagt und muthvoll fortzusetzen, und sich mit den Waffen zu erheben gegen den wüthenden Feind. Ich werde es nie vergessen, daß Herr von Roschmann diesen Befehl brachte, obwohl er wußte, daß zur selben Stunde schon der Friede zwischen Frankreich und Oesterreich unterzeichnet war, und der erneuerte Kampf die Tyroler zu Aufrührern und Rebellen stempelte! Das Blut der edelsten Tyroler ist dieser zweizüngigen Politik damals geopfert worden, das Haupt des edlen, theuren Andreas Hofer ist gefallen, weil er der Botschaft des Kaisers glaubte, die Herr von Roschmann ihm gebracht.

Ruhig, Freund Hormayr, ruhig, unterbrach ihn der Erzherzog freundlich. Sie lassen sich allzusehr hinreißen von Ihrem Schmerz um Tyrol, Sie beschuldigen den einstigen Freund, und der Schmerz macht Sie ungerecht.

Nein, Hoheit, sagte Roschmann mit weicher, schwermuthsvoller Stimme, nein, der Schmerz des edlen Hormayr ist gerecht, und er spricht die Wahrheit. Ja, die Botschaft, welche ich damals in den Oktobertagen des Jahres 1809 von Totis nach Innsbruck brachte, war verderbenbringend für Tyrol, denn sie fachte den Aufruhr wieder an, in demselben Moment, wo der Widerstand, der bis dahin Pflicht gewesen, zur Rebellion ward, und wo die bisherigen Feinde Tyrols die berechtigten Herren desselben geworden. Hormayr hat auch darin Recht, daß dieser Aufruf zum erneuerten Kampf, den ich nach Innsbruck brachte, die erste Schuld trägt an dem Tode Andreas Hofers! Oh, ich habe mir das in vielen schlaflosen Nächten, unter bittern Thränen selbst gesagt, ich habe mich vor mir selber angeklagt, als den Mörder Andreas Hofer's, und mich Jahrelang mit meinem Schmerz und meiner Qual in die Einsamkeit geflüchtet. Aber ich habe nur das Eine zu meiner Rechtfertigung anzuführen: ich wußte nicht, was ich that! Ich mußte dem Befehl des Kaisers gehorsamen! Ich mußte Tyrol zum Kampf aufrufen, und Niemand hatte mir gesagt, daß der Kaiser wirklich den Frieden mit Frankreich schon abgeschlossen. Es lag in dem Plan des Herrn von Hudelist, daß Tyrol für seinen Heldenmuth gezüchtigt werde, daß es zugleich das Mittel sein sollte, um die französischen Truppen noch länger zu beschäftigen und von den neuerworbenen Provinzen fern zu halten, und mich, mich Unglücklichen macht der grausame Mann zum Werkzeug seiner Pläne. So habe ich schwere Schuld auf mich geladen, ohne schuldig zu sein, und ich bitte Ew. Hoheit, den theuren, geliebten Protector von Tyrol, ich bitte Herrn von Hormayr, meinen einstigen Jugendfreund, um Verzeihung für das Verbrechen, das ich begangen, und an dem ich doch, so wahr ein Gott über uns ist, unschuldig gewesen!

Ich glaube Ihnen, Herr von Roschmann, sagte der Erzherzog feierlich, ich glaube an Ihren Schmerz und auch an Ihre Unschuld, denn ich kenne die krummen Wege, welche damals unsere Politiker und Diplomaten gewandelt sind, und ich bin selbst oft genug in die Schlingen und Netze gefallen, welche sie damals wider die Patrioten ausgestellt. Ja, ich glaube Ihnen, und hier reiche ich Ihnen im Namen Tyrols meine Hand, und vergebe Ihnen, was Sie unwissentlich gethan.

Herr von Roschmann nahm die dargereichte Hand, und indem er sie an seine Lippen drückte, fiel eine heiße Thräne aus seinen Augen auf die Hand des Erzherzogs nieder.

Dank, stammelte er, tausend Dank. Ew. Hoheit entsündigen mich, und geben meiner Seele den Frieden wieder.

Und jetzt, Hormayr, sagte Johann ernst und fast gebieterisch, jetzt ist es an Ihnen, dem einstigen Freunde, dem Tyroler Anton von Roschmann Ihre Hand darzureichen, und ihn willkommen zu heißen.

Nein, nein, Hoheit, rief Roschmann lebhaft, gebieten Sie ihm nicht, zu thun, wogegen sein Herz sich sträubt. Lassen Sie ihm sein Mißtrauen, bis er erkennen muß, daß er mir Unrecht gethan, daß ich kein Verräther bin, sondern ein treuer Frennd, der sein Vaterland liebt, und bereit ist, sein Leben für dasselbe hinzugeben. Und die Zeit ist gekommen, wo ich dies beweisen kann, die Stunde, auf welche ich so lange in meinem Schmerz und meinen Selbstvorwürfen geharrt, sie ist da. Jetzt kann ich meinem lieben Tyrol meine Liebe beweisen, und ich will es. Vernehmen Eure Hoheit denn, weshalb ich gekommen bin. Ich bringe Ihnen von Tyrol die Grüße aller treuen Patrioten, ich rufe im Namen Tyrols Ihnen zu: es ist an der Zeit! Der Tag der Vergeltung dämmert empor! Tyrol wartet auf seinen Helden und Befreier, und es will nicht länger sich dem Tyrannen beugen. Es will frei sein, mit und durch seinen geliebten Erzherzog Johann, den theuren Herrn der Gebirge. Hier, Hoheit, hier sind meine Beglaubigungsschreiben. Hier sind Briefe von meinen Freunden Eisenstecken und Panzl, von Wintersteller und Aigenreiter. Keiner dieser edlen hochherzigen Patrioten mißtraut mir, und zweifelt an meiner Treue. Ich bin der Mitwisser aller ihrer Geheimnisse, und seit Monaten habe ich mit ihnen heimlich Alles vorbereitet zu dem entscheidenden Schlag, der jetzt wiederum aus den Bergen Tyrols die Welt durchhallen soll. Wir haben in der Stille Waffen und Munition in Tyrol aufgehäuft, wir haben uns in Verbindung gesetzt mit den Welschtyrolern und den Schweizern. Alles ist bereit zur Ausführung unserer Pläne, Alles schaut sehnsuchtsvoll hinüber nach Oesterreich und nach Rußland. Denn von dort erwartet Tyrol die beiden Signale, welche ihm das Zeichen zur Erhebung

geben sollten. Das erste Signal mußte von Rußland erwartet werden, von den Heeren Napoleons. Die erste Niederlage Napoleons, das war das Lärmsignal, das Tyrol erwartete, um zum Schwert zu greifen.

Aber dieses Lärmsignal ist noch nicht erschallt, sagte der Erzherzog achselzuckend, Napoleon hat in Rußland noch keine Niederlage erlitten.

Verzeihung, Hoheit, daß ich zu widersprechen wage, rief Roschmann mit strahlendem Angesicht, Napoleon hat seine erste Niederlage erlitten, und es ist eine furchtbare gewesen.

Ah, Sie haben sich also täuschen lassen von den Siegesbulletins des alten russischen Generals Kutusof, sagte Johann achselzuckend. Er hatte freilich dem Kaiser und seinem Heer feierlich gelobt, daß er Napoleon vor Moskau eine entscheidende Schlacht liefern würde, er hat dann auch die Schlacht angenommen, die Napoleon ihm bot, und am siebenten September ist vor Moskau eine große Schlacht geschlagen worden. Kutusof hat auch am andern Tage dem Kaiser gemeldet, daß er einen glänzenden Sieg erfochten, er hat befohlen, daß man in Moskau ein Siegesdankfest feiere, und die Stadt illuminire, er hat ferner auch den Feldmarschallstitel, den der Kaiser ihm als Lohn für seinen glänzenden Sieg verliehen, angenommen, aber dieser Sieg Kutusof's ist wieder nur eine jener großen russischen Lügen, mit denen man den Kaiser Alexander, nicht aber die Welt täuscht. Wiederholen Sie doch diesen Herrn die Trauerbotschaften, welche Sie mir so eben gebracht, Herr Graf Nugent, sagen Sie ihnen, was von der großen gewonnenen Schlacht die Wahrheit ist!

Die Wahrheit ist leider die, daß Kutusof völlig geschlagen worden, sagte Graf Nugent. Es ist vor Moskau eine der blutigsten Schlachten der Welt geschlagen worden, und die Verluste sind auf beiden Seiten ungeheuer gewesen. Aber das Resultat dieses furchtbaren Gemetzels ist doch gewesen, daß Kutusof sich völlig geschlagen nach Moszaik hat zurückziehen müssen, von wo ihn nach drei Tagen Napoleon mit seinem nachrückenden Heer auch vertrieben hat. In Moszaik verweilte Napoleon wieder drei Tage, und dann zog er mit seiner freudejauchzenden Armee am vierzehnten September in Moskau ein, um als der

Triumphator und Besieger Rußland's im Kreml seine Residenz aufzuschlagen.

Sehen Sie, sagte der Erzherzog traurig, das sind die wahren Folgen von der Schlacht vor Moskau, und meine armen Tyroler haben leider keinen Grund sich dieser Nachrichten zu freuen.

Und dies sind die letzten Nachrichten, welche Ew. Hoheit empfangen haben? fragte Roschmann lächelnd.

Es sind die neuesten Nachrichten, welche heute angelangt sind. Graf Nugent hat sie vor zwei Stunden unmittelbar aus dem Munde des Kaisers erhalten.

Nun, dann preise ich mich glücklich, Ew. Hoheit eine Freudenbotschaft überbringen zu können, rief Roschmann begeistert. Es scheint, Hoheit, die Couriere Rußlands reiten schneller, denn der Courier, welcher vor einer Stunde beim Herzog von Accerenza angelangt, brachte Nachrichten von späterem Datum, als der Einzug Napoleons in Moskau. Ich war beim Herzog von Accerenza als dieser Courier anlangte, und der Herzog, ein treuer und aufrichtiger Freund der Tyroler, ein glühender Feind Napoleons, ließ mich den Inhalt der Depeschen lesen.

Und was enthielten diese Depeschen? fragte Johann hastig.

Hoheit, sie enthielten eine Nachricht, welche wie ein grauenvolles Mährchen aus den blutigen Zeiten des Vandalismus klingt, eine Nachricht, welche durch alle kommenden Zeiten als ein blutiges Feuermahl des Fanatismus hindurch laufen wird, und alle Menschengeschlechter mit Grauen und Bewunderung zugleich erfüllen wird. Moskau die Czarenstadt mit ihren fünfzehnhundert Kirchthürmen, ihrem Kreml, und ihren Pallästen, Moskau steht in Flammen, ist nichts mehr, als ein ungeheures Feuermeer, aus dessen Flammenregen der Kaiser Napoleon mit den Trümmern seines Heeres sich nur unter unsäglichen Beschwerden und Gefahren errettet hat.

Ist das wahr? Wirklich wahr? fragte Johann lebhaft. Es ist kein russisches Bulletin in der Art der Bulletins des Generals Kutusof?

Nein, Hoheit, es ist ein ausführlicher, detaillirter Bericht, den Graf Rostopschin, der Gouverneur von Moskau, selbst aufgezeichnet, und seinem theuersten Freund, dem Herzog von Accerenza, durch einen eigenen Courier gesandt hat. Was Kutusof nicht mit seiner Armee

vermocht, das hat Rostopschin mit seinen Verbrecherschaaren, seinen Pechkränzen und Höllenmaschinen zu Stande gebracht, er hat Napoleon besiegt. Rostopschin hat diesen Höllenplan erdacht und ausgeführt, er hat mit Gewalt, mit Drohungen und Bitten die Einwohner Moskau's vermocht, die Stadt zu verlassen, und mit ihren nöthigsten Habseligkeiten zu fliehen. Er hat die Spritzen und die zur Bedienung derselben angestellten Mannschaften aus Moskau entfernt, er hat in allen öffentlichen Gebäuden Pechkränze und Pulverminen anlegen lassen, und die Verbrecher und Sträflinge aus den Gefängnissen frei gelassen, um sein furchtbares Werk durch diese Söhne der Nacht und des Schreckens vollführen zu lassen. Rostopschin selber gab ihnen das Signal zu ihrem Werk, er ließ an seinen herrlichen vor Moskau belegenen Palast Feuer anlegen, und die hoch emporschlagenden Flammen waren den durch ganz Moskau vertheilten Brandstiftern das Zeichen, daß die Zeit der furchtbaren That gekommen sei. Nun inmitten der Nacht begannen an hundert verschiedenen Stellen zu gleicher Zeit aus den Dächern der Häuser, der Paläste, der Kaufhallen und der Kirchen Feuersäulen aufzuwirbeln, und weckten mit ihren brennenden Gluthen die arglos schlummernden Franzosen. Sie konnten die aller Orten neu emporschlagenden Feuer nicht löschen, nicht Herr werden der furchtbaren Feuermassen, die sich durch alle Straßen, über alle Plätze dahinwälzten, hinter denen die furchtbaren Schaaren der Raubmörder, Brandstifter und Plünderer jauchzend und taumelnd vom übermäßigen Genuß des Weins und Branntweins daher stürmten, und diejenigen, welche den Flammen entronnen, wieder zurückzutreiben suchten in die furchtbaren Feuerwogen. Und diese Flammen schlugen endlich sogar hoch empor an die stolzen Mauern des Kreml, und leckten mit ihren Feuerzungen die Fenster, hinter denen Napoleon stand und entsetzt hernieder starrte auf dieses furchtbare Meer von Feuer, Dampf und Gluth, das gestern noch die Stadt Moskau gewesen. Er mußte sich endlich wohl entschließen, die drohenden Worte zu verstehen, welche diese Feuerzungen ihm zuriefen: am sechszehnten September verließ Napoleon als Flüchtling die Stadt, in die er am Tage zuvor als stolzer Sieger eingezogen, und bezog ein einfaches Landhaus in Petrowski. Von dort hat er einen Boten an den Kaiser Alexander gesandt, und

ihm Friedensanträge gemacht. Aber der Kaiser wird sie nicht annehmen, er hat ein begeistertes kampfesmuthiges Heer hinter sich, das von dem russischen Volk bereitwillig mit Allem versehen wird, was zum Bedarf und zur Pflege des Heeres nothwendig ist; er hat sich gegenüber ein geschwächtes, erschöpftes, von Hunger geplagtes und seit dem Brande von Moskau mit Entsetzen erfülltes Heer, das in einem fremden Lande, gehaßt von den Einwohnern, Mangel leidet an dem Nothwendigsten, und endlich zieht schon ein Bundesgenosse für den Kaiser der Russen heran, dessen Macht die Franzosen nicht werden zerbrechen können. Dieser Bundesgenosse, das ist die Kälte, die früher als sonst schon jetzt ihre Eiseshand über Rußland ausstreckt. Das, Hoheit, das sind die neuesten Nachrichten aus Rußland, das ist das Lärmsignal, das ich meinen Landsleuten, den Tyrolern, aufstecken werde, damit sie sich sammeln und mit den Waffen im Arm auf das zweite der Signale warten.

Sie haben Recht, rief Johann, der Brand von Moskau wird für ganz Europa das Lärmsignal sein, das es zu den Waffen ruft. Oh, meine Freunde, jetzt wird Alles gut werden, jetzt dürfen wir Alles hoffen! Gott erhört unser Flehen, und seine Elemente sendet er aus zum Kampf gegen den Despoten, mit Hitze und mit Kälte, mit glühendem Feuer und erstarrendem Wasser, streitet er gegen den Vermessenen, der die Erde sich unterthan wähnte, der sich ein Gott auf Erden dünkte! Ja, nun ist auch für uns Alle die Zeit des Handelns gekommen, nun wird auch der Kaiser, unser Herr, das Zeichen geben zum Kampf. Sie haben Recht gehabt, Nugent, Napoleons Stunde hat geschlagen, und seine Niederlagen beginnen.

Und Tyrols Hoffnungen leben auf, sagte Roschmann glühend. Hoheit, ich sagte Ihnen, daß Tyrol zwei Signale erwarte, um sich zu erheben. Das Eine sollte ihm von Rußland kommen, das Andere erwartet es von Ew. Hoheit. Ich komme zu Ihnen, mein hoher Herr, um Sie zu mahnen an das Versprechen, das Sie Tyrol gegeben: es nicht zu verlassen, nicht eher zu ruhen und zu rasten, bis Tyrol seine Freiheit wieder erlangt. Lösen Sie jetzt ihr Wort ein, Hoheit, sagen Sie den Tyrolern, daß Sie zu ihnen kommen wollen, daß Sie ihre

Pläne billigen, und sich an ihre Spitze stellen wollen, und ganz Tyrol wird sich erheben zum heiligen Kampf.

Sagen Sie das Wort nicht, Hoheit, rief Hormayr hastig, noch ist es zu früh, und jeder voreilige Schritt könnte Tyrol auf's Neue in's Verderben stürzen. Warten Sie, Hoheit, bis die Tyroler es Ihnen klar bewiesen haben, daß sie bereit sind, abermals das blutige Spiel um Freiheit und Leben zu beginnen, daß dies nicht blos die Pläne einiger exaltirter, tollkühner Köpfe sind, sondern daß das ganze Volk von Tyrol daran Theil nimmt.

Oh, Sie mißtrauen mir immer noch, sagte Roschmann schmerzlich. Sie glauben, daß ich mir nur das Recht angemaßt, im Namen Tyrols zu dem Herrn Erzherzog zu reden? Sie —

Ruhig, meine Freunde, ruhig, sagte Johann begütigend. Keinen Streit und Unfrieden jetzt, wo festes Aneinanderhalten und Einigkeit so nothwendig ist. Hormayr, Sie haben Recht, wir dürfen nur besonnen und ruhig vorwärts gehen, aber Ihnen, Roschmann, gebe ich mein Wort, und Sie mögen es den Tyrolern wiederholen: ich werde eingedenk bleiben meines Schwurs, ich werde Tyrol beistehen sich frei zu machen von dem Joch der Tyrannei, ich werde nicht eher nachlassen mit Vorstellungen und Bitten, als bis der Kaiser mich berechtigt, mit einer kleinen Armee nach Tyrol zu gehen, den Feind zu verjagen, und im Namen Oesterreichs Besitz zu ergreifen von der treuen geliebten Grafschaft Tyrol.

Und wenn der Kaiser Ew. Hoheit nicht zu diesem Schritt berechtigt? fragte Roschmann. Was dann? Will Ew. Hoheit dann den Jammerschrei Tyrols nicht hören? Nicht des treuen Volkes sich erbarmen, das ihn mit begeisterter Liebe zu sich ruft?

Warten wir es ab, sagte Johann mit einem leisen Lächeln. Bereiten wir Alles so vor, als ob der Kaiser mich schon ermächtigt hätte, Tyrol zu seiner Erhebung aufzurufen. Setzen wir uns in Verbindung mit den Häuptern der früheren Aufstände. Sie, Hormayr, schreiben an Ihre Freunde in Tyrol und fordern sie auf, uns genaue Berichte zu geben. Sie, Roschmann, thun dasselbe, und lassen uns Nachricht geben von der Zahl der streitbaren Männer, von den Waffendepots, von den Plänen und Projecten, die man ausführen will. Sie,

Nugent, eilen nach Illyrien, um den Aufstand so vorzubereiten, daß er in jeder Stunde losbrechen kann, und nur das Commandowort noch erwartet. So, mit den Waffen in der Hand, wollen wir warten bis der Kaiser dieses Commandowort spricht, bis er uns erlaubt, die Schmach abzuwaschen, und unsere Ohren dürfen seine Worte nicht überhören. Die Welt lag lange in Knechtschaft, jetzt soll sie frei werden, und was an uns ist, müssen wir helfen, daß dies geschieht.

Und jeder, der ein Herz im Busen hat, dem Gott eine Seele gegeben, Jeder, der sein Vaterland liebt, muß dazu helfen, rief Roschmann. Nicht die Weiber, nicht die Kinder dürfen davon ausgeschlossen werden, sie müssen Theil haben an dem allgemeinen Werk der Befreiung. Wie im großen Jahre 1809 werden auch die Weiber Tyrols sich zum Kampfe erheben. Elise Wallner, das Heldenmädchen, wird wieder die Heldinnen zur Schlacht begeistern, und meine Tochter Camilla wird die Erste sein, die ihrem Rufe folgt.

Camilla ist noch immer in Tyrol? fragte der Erzherzog rasch.

Nein, Hoheit, sie ist zu mir zurückgekehrt, und hat mich hierher nach Wien begleitet.

Camilla ist in Wien, und ich weiß es nicht? rief Johann lebhaft. Sie hat mich nicht benachrichtigen wollen? Sie hat den treuen Freund ihrer Tante, der Gräfin Sternbach, ganz und gar vergessen?

Camilla hat nichts vergessen, Hoheit, aber sie fürchtete, der Erzherzog Johann möchte sich nicht mehr in Wien des armen unscheinbaren Tyrolermädchens erinnern, Ew. Hoheit möchten sie vergessen haben.

Oh, ich habe nichts vergessen, rief Johann lebhaft. Ich bin nicht so reich an Freunden, daß ich Diejenigen vergessen könnte, welche ich einst meine Freunde genannt. Sagen Sie das Ihrer Tochter. Sagen Sie ihr, daß ich zu ihr kommen will, daß sie mir erzählen soll von Tyrol und unsern gemeinsamen Freunden, von der guten Gräfin Sternbach und von Elise Wallner. Ach, Hormayr, Sie thaten Unrecht, auch nur Einen Moment an Roschmann zu zweifeln. Seine Tochter Camilla bürgt für ihn. Sie ist die Freundin und Vertraute der edelsten Tyrolerinnen, und da sie bei ihrem Vater ist, so dürfen wir ohne Rückhalt ihm vertrauen. Hier, meine Hand, Roschmann, ich glaube an Sie und vertraue Ihnen. Sie sollen Theil haben an unsern Plä=

nen, und mit uns arbeiten an dem heiligen Werk der Befreiung Tyrols. Und jetzt gehen Sie zu Camilla, und sagen Sie ihr, daß ich noch heute zu ihr kommen werde! —

Er wird zu ihr kommen, flüsterte Roschmann, als er seinen Wagen bestiegen hatte, und sich behaglich in die weichen Polster zurücklehnte. Ja, der Herr Erzherzog wird zu Camilla kommen, und meine Pläne werden gelingen. Camilla wird nicht ahnen, daß sie mein Werkzeug ist, und daß sie für mich handelt und spionirt. Ich bin mit mir zufrieden, meine Netze sind so fein ausgesponnen, daß Niemand sie bemerkt. Der gute Erzherzog wird darin stecken, ehe er es ahnt, und Metternich und Hudelist werden mit mir zufrieden sein. Ach, welch ein gutes Ding ist es doch um die Begeisterung der Menschen, und wie leicht kann man daraus eine Schlinge machen, in der man sie fängt. Ich will schon sorgen, daß meine Schlingen so stark sind, daß der liebe Herr Hannes sie nicht zerreißen kann, und daß Camilla nicht die Maus ist, welche die Netze zerbeißt!

Druck von Philipp Reclam jun. in Leipzig.

# Inhalt des ersten Bandes.

# Erzherzog Johann
## und seine Zeit.

Von

**L. Mühlbach.**

Zweite, illustrirte Auflage.

Zweite Abtheilung:

**Erzherzog Johann und Metternich.**

Leipzig,
Friedrich Wilhelm Grunow.

# Erzherzog Johann

und

# Metternich.

Von

L. Mühlbach.

Zweite, illustrirte Auflage.

Zweiter Theil.

Leipzig,
Friedrich Wilhelm Grunow.

## Drittes Buch.

# Zwei historische Schlittenfahrten.



13. L. Mühlbach, Erzherzog Johann II. Abthlg. 3. Buch 1. Kapitel.

# I.

## Ein Nachtbild.

Der Tag ist zu Ende, glühend roth ist die Sonne dort drüben hinter den Schneehügeln bei Smorgoni untergegangen, und ihre letzten purpurnen Strahlen leuchten über die weite Schneefläche hin, daß sie wie mit Blut übergossen da liegt. Blut, Schnee und Eis rings um her, kein froher Menschenlaut unterbricht das feierliche Schweigen, kein lebendes Wesen schreitet über die unermeßlichen Schneefelder daher. Das Leben ist erstarrt, und in furchtbarer Oede liegt die Erde da im winterlichen Todesschlaf. Drüben unfern von der Landstraße liegt Smorgoni, die kleine russische Stadt, in welcher heute am fünften December des Jahres 1812 auf dem Rückzug von der Beresina der Kaiser Napoleon mit seinem Generalstab sein Quartier genommen, seinem Heer um einen Marsch voraus eilend. Auf den weißen, beschneiten Dächern der Häuser in Smorgoni liegen die letzten Strahlen der kalten purpurnen Abendsonne, und blutig leuchten auch sie.

Blut überall, Blut und Schnee und Eis!

Kein Ton der Freude dringt von Smorgoni herüber, kein Haus ist bewimpelt, keine Freudenschüsse erschallen wie sonst in den Städten, in denen Napoleon seinen Einzug gehalten.

Die Welt ist erstarrt, und auch die Herzen der Menschen sind es! Kein Wort der Liebe tönt mehr von den erbleichten Lippen, kein Lächeln erhellt mehr die düstern, verzweifelten Angesichter. Der Winter ist jetzt der Herr der Welt, der Winter hat gethan, was den Heeren des Kaisers Alexander und seines Feldmarschalls Kutusow nicht gelingen wollte, der Winter hat die größte Armee Napoleons entwaffnet, er hat der alten Garde das Schwert aus den Händen gewunden, er hat Helden in zitternde Greise verwandelt, er hat die Muthigen muthlos gemacht, die Starken entnervt, er hat die Disciplin aufgelöst und die

Ohren verstopft, daß sie auf kein Comandowort mehr hören! Es giebt jetzt keine Marschälle und Generäle mehr, keine Officiere und keine Subordination, es giebt selbst keinen Kaiser Napoleon mehr! In den Leichenbergen an der Beresina liegen die Lorbeern der großen Armee, liegt die Herrlichkeit und Macht Napoleons, die Liebe und Bewunderung der großen Armee für ihren „petit corporal“ begraben.

Die große Armee flieht aber nicht vor einem sichtbaren Feinde, sie flieht vor den unsichtbaren Feinden, die in der Luft, auf der Erde, in ihren eigenen Eingeweiden gegen sie kämpfen, die große Armee flieht vor der Kälte und vor dem Hunger!

Aus Moskau ist sie entflohen vor dem Feuer, jetzt flieht sie vor dem erstarrten Wasser, vor der Eisesluft, deren Einathmen ihre Lungen wie mit Dolchspitzen verwundet, vor der schneebedeckten Erde, deren Berührung ihre Füße verwundet, daß sie ihren Weg mit einer Spur von Blut bezeichnet. Alle Elemente sind in grimmiger Feindschaft entfesselt gegen die große Armee, welche es gewagt hat, ihre Lorbeern nach den kalten Eisfeldern des Barbarenreichs zu tragen, um sie dort zu vermehren mit neuen Lorbeerzweigen. Aber jetzt sind die Lorbeern erfroren unter dem russischen Eis, die große Armee hat sich aufgelöst und nur einzelne Trümmerhaufen treiben sich umher in der großen russischen Schneewüste.

Todesstill, inmitten von Schnee und Eis liegt Smorgoni da, die Stadt, in welcher der Kaiser Napoleon heute mit seinen Marschällen und Generälen sein Quartier genommen.

Todesstill liegt sie da, und doch feiert sie heute den Geburtstag ihres Ruhms und ihrer Unsterblichkeit. Wer hat bis dahin Smorgoni, diese kleine Stadt der russischen Einöde, noch jenseits von Wilna, gekannt, wer außerhalb Rußlands hat gewußt, daß ein Smorgoni existirt? Aber jetzt, da Napoleons Fuß es berührt hat, jetzt ist es aus seiner Vergessenheit und seiner Unbedeutendheit hervorgetreten, jetzt hat es einen Platz erhalten in der Geschichte, jetzt werden die Jahrhunderte noch von Smorgoni reden, der Stadt, wo Napoleon Abschied nahm von seinen Marschällen, wo er die Trümmer seiner Armee verließ, um heimlich nach Frankreich zu eilen!

Hier, in Rußland, war er nur noch der besiegte, gedemüthigte General, in Paris wird er wieder der mächtige, angebetete Kaiser sein. Fort also, fort nach Paris! Nicht mehr den Jammer und das Klagegeschrei dieser Tausende sehen, nicht mehr machtlos zuschauen müssen, wie der Tod in den Reihen der Krieger wüthet, und der Hunger die meist so schönen und stattlichen Männer in elende zerfetzte Jammergestalten verwandelt! —

Todesstill, inmitten von Schnee und Eis liegt Smorgoni da! Die letzten Strahlen der blutrothen Sonne sind auf ihren Häusern verblaßt, das graue Leichentuch der Dämmerung hat sich niedergesenkt auf die Erde, und „die Stille ist stiller geworden.“

Allmälig beginnt es am Himmel aufzufunkeln, Stern nach Stern steigt an dem dunkeln Horizont empor, und drüben hinter Smorgoni hebt sich langsam und majestätisch die gelbe volle Scheibe des Mondes empor, als wolle der Himmel nicht müde werden, den Jammer und die Qual der Erde zu schauen, und als ob die Sonne und der Mond und das ganze Heer der Sterne es bewundernd sehen sollen, wie der Gewaltige gedemüthigt, der Große erniedrigt und in den Staub getreten werde!

Jetzt über die schauerliche Schneewüste fährt der Nachtwind heulend daher, und wirbelt den Schnee in dichten Wolken empor, und deckt die Geheimnisse auf, die unter der weißen Hülle begraben gelegen. Hier starrt ein Menschenantlitz auf aus dem aufgeloderten Schnee, dort jenen Hügel deckt der Sturmwind auf, und eine menschliche Gestalt, in elende Lumpen gehüllt, wird sichtbar, dort wieder eine, und noch eine, — der Mond beleuchtet sie alle, die Leichen der armen Flüchtlinge, die sich losgetrennt von der Armee, und geglaubt haben, dem Tod zu entfliehen, wenn sie dem Elend an der Beresina entflohen waren, die geglaubt haben, ihre Kräfte und ihr Brod reichten aus bis nach Wilna hin, nach Wilna, wo die großen Magazine der französischen Armee lagen.

Der Mond beleuchtet sie alle, die Leichen der armen Flüchtlinge, die auf dem Wege erstarrt, vor Kälte und Erschöpfung ermattet und hingesunken sind, um nimmer wieder aufzustehen. Der Mond hat ihre Sterbestunde gesehen, der Sturmwind hat auf seinen Flügeln ihre letzte

einsame Todesklage gen Himmel getragen, der Schnee hat ihnen den letzten Liebesdienst erwiesen, und ihnen die Augen zugedrückt mit seinem kalten Leichentuch.

Aber der Sturmwind, der das Leichentuch wieder emporgehoben, trägt jetzt den Geruch der Verwesung durch die Luft dahin, weit, weit dahin über die Ebene bis hinein in den dichten schwarzen Tannenwald dort hinten am Horizont. Und jetzt hört man aus dem Walde daher ein gräßlich Heulen und Jauchzen und auf der Schneefläche vor demselben zeigen sich einzelne dunkle Punkte, sie kommen näher und näher, werden größer, gewinnen Gestalt und Form, blitzende Augen leuchten durch die Nacht, es keucht und schnaubt heran in schwarzen Massen.

Der Sturmwind hat die Leichen aufgedeckt, er hat durch die Luft die furchtbare Botschaft nach dem Walde getragen, und die Bewohner des Waldes, die Wölfe, kommen jetzt daher gerast, um ihre Beute zu holen.

Und immer mächtiger rast der Sturm, immer neue Leichen deckt er auf, daß die Wölfe aufheulen vor Freude, und mit ihrem Triumphgeschrei die Luft erzittern machen.

Aber auf einmal verstummt ihr Geheul und wie von Entsetzen ergriffen springen sie von dannen und rennen wieder dem Walde zu. Ihr Instinct sagt ihnen, daß ihr Feind wacht, daß Menschen im Anzug sind, und noch fürchten sie den lebendigen Menschen; es giebt Leichen genug, der Hunger zwingt die Wölfe daher nicht, mit dem lebenden Feinde den Kampf zu wagen. Genug der Todten sind ihnen verfallen.

Das Geheul der Wölfe ist verstummt, aber jetzt trägt der Sturmwind einen anderen Laut durch die kalte Nachtluft daher. Man hört das Stampfen trabender Rosse, das Klingeln ihrer Schellen, das Rauschen von Schlitten, — sie kommen näher und näher. Der Mond, der die Leichen beschienen, und den Wölfen geleuchtet, der Mond zeigt auch denen ihren Weg, die jetzt in zwei Schlitten daher kommen, und in rasender Eile über die Schneewüste dahin fliegen.

Tief verhüllte Gestalten sitzen vorn auf dem Bock des ersten Schlittens, aber der Sturmwind achtet nicht ihrer Umhüllung und

reißt die Pelzcapuze zurück, die das Gesicht des Mannes, der neben dem Kutscher sitzt, verborgen hält. Ein schwarzes Antlitz wird sichtbar, und zwei schwarze bebende Hände ziehen rasch die Capuze wieder über das Antlitz. Jetzt hebt der Sturmwind das Leder auseinander, das die Vorderseite des Kutschkastens bedeckt, der auf dem Schlitten befestigt ist. Der Mond scheint neugierig hinein in den Schlitten und beleuchtet die beiden Gestalten, die da in jeder Ecke des Wagens lehnen. Der Eine, eine große schlanke Gestalt, lehnt sein Haupt zurück in die Ecke, seine Augen sind geschlossen, er schläft. Der Andere, kleiner und stärker wie sein Gefährte, sitzt aufgerichtet, grade und stolz da. Sein Antlitz ist bleich und unbeweglich, seine Lippen sind fest aufeinander gepreßt, seine großen dunklen Augen funkeln wie zwei Dolchspitzen. Kein menschlich Fühlen ist in diesen ehernen Zügen, wie ein Medusenbild ist dieses bleiche Antlitz anzuschauen, so starrt es hinaus in die mondhelle Nacht, auf die kalte verhaßte Welt.

Roustan, der Mameluck des Kaisers, ist es, der da vorn neben dem Kutscher sitzt, Caulaincourt, der Herzog von Vicenza, ist es, der da drinnen im Schlitten schläft, und das bleiche starre Medusenangesicht da neben ihm — das ist das Angesicht Napoleons, das Angesicht des Welteroberers, der seiner verhungernden, verfrierenden Armee entflieht, um nach Paris zu eilen.

Caulaincourt schläft. Der Kaiser hat jetzt nicht nöthig ein heiteres Gesicht, einen unerschrockenen Sinn zu heucheln, er hat nicht nöthig ein Lächeln auf seine Lippen zu bannen, und seine Augen aufleuchten zu lassen im Glanz der Hoffnung und des Muthes.

Caulaincourt schläft, der Kaiser darf jetzt sich versenken in seine Qual, die Düsterheit seiner Seele darf auf seinem Antlitz wiederscheinen, sein gemartertes stolzes Herz darf sprechen aus seinen starren Blicken, seinen zusammengepreßten, bleichen Lippen, seiner gefalteten Stirn. Niemand, nein Niemand, selbst Gott nicht, soll's wissen, was diese stolze Seele leidet, von welchen furchtbaren Wunden sein Hochmuth gemartert wird! Niemand soll die Thräne sehen, die jetzt aus seinem Herzen emporsteigt in seine Augen! Keinen, auch Gott und die Nachtluft nicht, wird er die Klage hören lassen, die da tief, tief in seiner Brust jammert und schreit!

Einmal, nur Einmal, da er die Lippen öffnet, um aufzuathmen unter der Last, die wie ein Fels auf seiner Seele liegt, Einmal steigt statt des Athems ein lauter schluchzender Ton aus seiner Brust hervor.

Caulaincourt erwacht davon, und starrt empor, und fragt angstvoll den Kaiser, ob er geklagt habe, ob er leide? Aber Napoleon zwingt ein Lächeln auf seine Lippen, und entgegnet, Caulaincourt habe nur geträumt und Er sei ganz wohl, ganz heiter, freue sich nun bald in Wilna zu sein, und Caulaincourt solle ruhig weiter schlafen und träumen. Caulaincourt sinkt wieder zurück in seine Ecke und gehorsam dem Befehl des Kaisers schläft er weiter.

Der Kaiser starrt wieder mit bleichem Angesicht hinaus in die Nacht; zuweilen flammt es in seinen Augen auf wie Zornesblitze, und er schleudert diese Blitze zum Himmel empor, als wolle er ihn zerschmettern, den aufrührerischen Himmel, der ihm, dem Kaiser Napoleon, zu trotzen gewagt.

Aber der Himmel achtet nicht auf das ohnmächtige Blitzen des Erdengottes, die Sterne schauen lächelnd nieder, der Mond mit seinem breiten goldenen Angesicht geht ruhig weiter auf seiner Bahn.

Der Kaiser, mit seinem Schmerz und seiner Wuth im Herzen, sitzt stumm und unthätig da neben dem schlafenden Gefährten, und nur der pfeifende Nachtwind singt ihm ein Schlummerlied. Aber er schläft nicht ein davon, er wacht, und hört auf den Sturm da draußen, den Sturm, der drinnen in seiner Brust tobt, und das lustige Klingeln der Schellen kommt ihm vor wie das Hohnlachen spottender Dämonen.

In rasender Eile fliegen die zwei Schlitten über den Schnee dahin, das Kaiserthum und die Größe Frankreichs führen sie mit sich. Im zweiten Schlitten befinden sich Duroc, Graf Lobau und der General Lefebvre. Aber nicht als der Kaiser verläßt Napoleon Rußland, es ist nur der Herzog von Vicenza, der da im Schlitten sitzt, und der Mann da neben ihm, das ist nur der Herr von Rayneval, der Legationssekretair Caulaincourts. So sagt's der Paß, den der Herzog von Vicenza mit sich genommen und wehe Napoleon, wenn man diesem Paß nicht glauben wollte, wehe ihm, wenn man auf seiner Flucht

---

(* Fain: Manuscrit de 1813. Vol. I. S. 3.

durch dies feindliche Land, das durch ihn in eine Wüste verwandelt ist, in dem Herrn von Rayneval den Kaiser erkennen könnte! Hundert rächende Hände werden sich erheben, ihn zu zerreißen, Feinde würden hinter jedem Stein, hinter jedem Busch und aus jedem Hause hervorstürzen, den Verhaßten niederzuschmettern.

Vor wenig Wochen noch war er die Bewunderung der ganzen Welt, jetzt ist er ihr Abscheu, vor wenig Wochen noch schmeichelte Jeder seiner Größe und Herrlichkeit, jetzt, wohin er unbemerkt und unerkannt kommt, hört er die Flüche und die Verwünschungen, mit denen man ihn als den Kronenräuber, den Menschenmörder bezeichnet. Und wenn er's hört, so senkt er sein Haupt und schweigt, — er ist ja nicht der Kaiser, nur Caulaincourt's Secretair, der Herr von Rayneval, so sagt's der Paß.

In rasender Eile fliegen die beiden Schlitten dahin durch die helle Mondnacht, nirgends Rast, nirgends Ruhe. Nur zuweilen in den kleinen Städten, die sie passiren, wird angehalten, um die Pferde zu wechseln, dann geht's weiter, schweigend, hastig durch die Schneewüste dahin.

Als der Morgen dämmert, haben sie fast Miedniki, die Station vor Wilna, erreicht. Am französischen Posthause halten sie an, die Pferde zu wechseln. Aus dem Hause eilt jetzt schnell ein in kostbares Pelzwerk gehüllter Herr hervor, und nähert sich dem ersten Schlitten. Als er das bleiche Herrscherantlitz gewahrt, will er sich tief zur Erde neigen. Aber der Kaiser winkt abwehrend mit der Hand.

Steigen Sie ein, Maret, sagt er gelassen, Caulaincourt fährt in dem zweiten Schlitten bis Wilna, dort setze ich Sie ab!

Maret, der Herzog von Bassano, beeilt sich, dem Befehl zu genügen, und wie er seinen Sitz eingenommen, geht die Fahrt weiter in rasender Eile.

Maret, der von Wilna dem Kaiser bis Miedniki entgegengekommen, wartet ehrfurchtsvoll auf die Anrede des Kaisers. Aber Napoleon spricht nicht, die innere Qual schnürt ihm die Brust zusammen, wenn er die Lippen öffnete, würde ein Schrei hervordringen, wenn er Maret, seinen vertrauten Minister, ansähe, würde eine Thräne seinen Blick umdüstern. Es bedarf einer langen Pause, um diesen

Krampf des zornigen Schmerzes hinunterzuwürgen, um wieder die gleichgültige Miene und den ruhigen Ton festzuhalten.

Nun ist's gelungen, und er wendet sich ruhig zu seinem Minister hin. Maret, sagt er kalt und ernst, Maret, ich bin besiegt, aber es ist ein Trost, daß mich nicht die Menschen, sondern die Elemente besiegt haben! Wäre die Kälte nicht mit so furchtbarer Gewalt eingetreten, so würde ich jetzt als siegreicher Feldherr an der Spitze einer Armee von zweimalhunderttausend Mann stehen, und Alexander meine Gesetze dictiren. Aber die Kälte hat mich und meine Armee besiegt. Maret, — es giebt jetzt keine große Armee mehr, denn einige wilde Haufen Auseinandergelaufener, die kann man nicht mehr eine Armee nennen. Die Kälte, und der Ungehorsam, der Unverstand meiner Kriegsbeamten tragen an Allem Schuld. Meine Beamten haben auf Nichts Bedacht genommen, meine Befehle sind nicht vollzogen worden. Die Folge davon ist, daß wir als verhungerte Flüchtlinge aus Rußland entfliehen, statt es als stolze Sieger zu beherrschen. Aber ich komme, die Verbrecher zu strafen, die Saumseligen zur Rechenschaft zu ziehen, und meine zertrümmerte Armee zu rächen an den Schuldigen!

Maret schaut fast entsetzt auf diesen ehernen Mann hin, der jetzt noch inmitten des Elends von Hunderttausenden, inmitten einer durch ihn verwüsteten Welt, kein Wort des Bedauerns und der Klage, keine Selbstvorwürfe, keine Demuth kennt, sondern nur Vorwürfe für Andere hat, nur rächen und strafen will! Aber der Blick, den Napoleon jetzt auf ihn heftet, ist doch so voll Schmerz und Qual, über die breite Cäsarenstirn fliegen so düstere Wolken, daß Maret doch ein unendliches Mitleid in seiner Seele aufsteigen fühlt. Er unternimmt's daher, Napoleon zu trösten und aufzurichten. Er erzählt ihm von den unermeßlichen Hülfsquellen, welche dem Kaiser noch geblieben, von den fast unerschöpflichen Vorräthen, die in Wilna aufgehäuft sind, und die vollkommen genügen werden, die ganze heimkehrende Armee zu kleiden, zu nähren und wieder auf den Kriegsfuß zu bringen.

Das Antlitz des Kaisers erhellt sich, die Wolken verschwinden von seiner Stirn, er reicht Maret die Hand dar mit einem Blick so voll milden Danks und sanfter Güte, daß dem Minister die Thränen in die Augen treten.

Sie haben mich aufgerichtet, und es wird leichter da drinnen in meiner Brust, sagt er leise, darauf in seinem lauten, gebieterischen Kaiserton, fuhr er fort: Ich rechne darauf, daß es Ihnen gelingen wird, den König von Neapel zu überzeugen, er müsse in Wilna den Rückzug eine andere Gestalt annehmen lassen, sagen Sie ihm, daß das Heil der Armee davon abhängt, sagen Sie ihm, daß ich auf ihn rechne.*)

Und jetzt, mit vollkommener Ruhe und Klarheit ertheilt er Maret seine weiteren Befehle, disponirt über die Millionen seiner Kriegskasse, über die einzelnen Armeecorps, über seine Beamten, bestimmt Denen Orden, Jenen Gehaltszulage, pensionirt wieder Andere, und verleiht Titel, als befände er sich mitten im tiefsten Frieden, und säße decretirend in seinem Kabinet in den Tuilerieen.

Während deß jagten die Schlitten in rasender Eile vorwärts, immer vorwärts! Jetzt fahren sie durch die Thore einer Stadt. Der Kaiser zieht heftig das Schutzleder seines Schlittens dicht zusammen, und lehnt sich bleich und düster in die Ecke.

Er hat die Stadt erkannt, er weiß, daß er in Wilna ist, und er denkt daran, wie stolz und triumphirend er vor wenig Monaten in Wilna eingezogen, welche Siege und Triumphe er damals noch erhoffte, mit welcher scheuen anbetenden Bewunderung damals ganz Europa auf ihn hinschaute, und Jetzt, Jetzt! —

Der Schlitten hielt vor dem Posthaus an und der Herzog von Vicenza öffnete leise das Leder.

Wollen Ew. Majestät nicht hier Ihr Nachtlager nehmen und hier speisen?

Der Kaiser richtet sich empor, und sein Angesicht ist ganz ruhig und gleichgültig. Wir werden unser Nachtlager im Schlitten nehmen, und ich habe keinen Hunger, sagt er, in zehn Minuten soll angespannt und abgefahren sein! Maret, steigen Sie aus, um hier zu bleiben. Leben Sie wohl! — Wir werden uns bald in Paris wiedersehen, und da werden wir die Unannehmlichkeiten dieser Tage bald vergessen haben! Auf Wiedersehen also in Paris!

---

*) Napoleons eigene Worte. Siehe: Caulaincourt: Mémoires Vol. IV.

Während der Kaiser also Abschied nimmt von seinem Minister, sind die übrigen Herren seines Gefolges, der Herzog, der Großmarschall, und der General in das Haus eingetreten und mit hastigen Mienen verlangen sie den Posthalter zu sprechen. Er naht sich ihnen ehrfurchtsvoll, er beugt den Nacken tief in den Staub vor den goldgestickten Uniformen und den vornehmen Namen, und fragt demüthig nach den Befehlen der hohen Herrn!

Mein Lieber, sagt der Herzog von Vicenza hastig, wir haben nichts zu befehlen, nur zu bitten. Gebt uns rasch etwas zu essen, uns hungert fürchterlich, und wir haben keine Vorräthe in unsern Schlitten. Rasch also, ehe die paar Minuten ablaufen.

Ach, gnädigster Herr, seufzte der Posthalter mit Thränen in den Augen, ich habe nichts zu essen. Wir leiden Mangel an Allem, wir haben in den Magazinen Korn und Mehl und Fleisch, aber sie werden nicht geöffnet, und seit drei Tagen habe ich kein Fleisch mehr im Hause gehabt.

So gebt uns Brod, ruft Caulaincourt ungeduldig, wir verlangen nichts weiter als Brod, und wenn Ihr's habt, eine Flasche Wein

Ja, eine Flasche Wein ist da und auch wohl noch ein Brod, aber es ist grob und alt, und wenig geeignet für die Zähne so vornehmer Herren!

Mein Lieber, sagt Duroc lächelnd, unsere Zähne haben seit Moskau so wenig Arbeit gehabt, daß sie sehr froh sein werden, überhaupt etwas zu beißen zu bekommen. Gebt also Euer Brod.*)

Der Posthalter reicht aus dem Wandschrank ein großes Schwarzbrod dar und eine Flasche Wein.

Die Hände der drei vornehmen Herren streckten sich zu gleicher Zeit aus nach dem Brod, dem kostbaren Leckerbissen!

Gebt uns ein Messer, Freund, das Brod zu zerschneiden, ruft Duroc. Nun rasch getheilt, denn die Zeit ist um!

Ja, rasch getheilt, sagt Caulaincourt, in vier gleichmäßige Theile.

Wie denn in vier Theile? fragt der General Lefebvre, wir sind ja nur unser drei?

---

*) Pertz: Leben Steins. III. 265.

Der Kaiser ist der vierte Mann, erwiedert Caulaincourt. Wie sehr er auch Kaiser ist und großer Cäsar, es wird doch eine Stunde kommen, wo er Mensch sein und menschlichen Hunger fühlen wird! Hier, dies Mittelstück für den Kaiser! Dies hier für Sie, Großmarschall, dies für Sie, General, dies hier für mich! —

Mit zufriedener Miene nimmt Jeder sein Stück Brod und läßt es in die Tasche der goldgestickten Uniform gleiten.

Nun nehme Jeder rasch einen tüchtigen Schluck aus der Flasche, und den Rest behalte ich für den Kaiser. Aber rasch, rasch, wir müssen fort.

Die Flasche geht von Hand zu Hand, eben will Caulaincourt sie an die Lippen setzen. Da ruft draußen eine Donnerstimme: Wo ist der Herzog von Vicenza?

Er erbebt, und steckt die Flasche ein, und alle drei stürzen sie zur Thür hinaus zu den Schlitten hin; mit demüthiger Miene bittet Caulaincourt den Kaiser um Verzeihung wegen der Versäumniß und nimmt seinen Platz neben Napoleon wieder ein.

Weiter geht's in sausendem Galopp, weiter durch die schneeige Wüste, durch Dörfer und Wälder und Ortschaften. Nirgends Rast, nirgends Verweilen. Welch ein Glück, daß die Herren wenigstens ein Stückchen Brod haben, ihren Hunger zu stillen. Auch der Kaiser hat das Brod genommen, das Caulaincourt ihm gereicht, er hat es ohne Klage hinuntergewürgt, und sich dann wieder stumm und düster in die Ecke zurückgelehnt.

Nach zwei Tagen rastloser Fahrt, am siebenten December, fahren die beiden Schlitten in die Festung Kowno ein. Hier soll endlich Nachtruhe gehalten werden, hier im Gasthaus wird Quartier genommen. — Es ist ein elendes kleines schmutziges Gasthaus, den erschöpften Reisenden erscheint es wie ein Palast, es ist ein kärglich schlechtes Mahl, das man aufträgt, ihnen scheint's ein Göttermahl.

Nur der Kaiser theilt nicht das Behagen und das Entzücken. Tief in seinen Pelz gehüllt, den Kopf in der Hand aufgestützt, sitzt er da an dem kleinen Tisch vor dem Mahl, das seinen Begleitern so köstlich duftet, und das sie nicht zu berühren wagen, ehe der Kaiser ihnen die Erlaubniß gegeben.

Duroc, der Großmarschall, naht sich ihm ehrfurchtsvoll und reicht ihm die Schüssel dar. Sire, Sie haben in drei Tagen nichts Warmes gespeist, sagt er bittend.

Napoleon hebt leise das Haupt empor und sieht ihn an, dann, als er das traurige Gesicht seines Freundes gewahrt, zwingt er sich zu einem Lächeln. Nun, so wollen wir jetzt etwas Warmes essen, sagt er, denn Ihr Gourmand's kommt sonst zu sehr aus der Uebung.

Er legt sich von der dampfenden Fleischspeise auf den Teller, und ißt schweigend und mit ungeheuerer Hast davon. Dann, nach einigen Minuten, steht er auf und sagt den Herren ein kurzes: Gute Nacht! und begiebt sich in das anstoßende kleine Gemach, in welchem Roustan ihm sein Feldbett aufgeschlagen.

Schweigend läßt der Kaiser sich entkleiden und sinkt auf das Lager hin. Roustan schleicht auf den Zehen hinaus und meldet es den Herren im anstoßenden Gemach: der Kaiser schläft!

Der Kaiser schläft! Stille umgiebt ihn, schweigend begeben die Herren sich zur Ruhe, Keiner wagt ein Wort mehr zu sprechen, kaum sich zu bewegen.

Der Kaiser schläft! Seine Getreuen wachen über seinen Schlaf!

Schläft er wirklich, der Kaiser? Hat sein gequältes Herz hier einige Stunden Ruhe gefunden?

Roustan liegt in der kleinen Kammer neben dem Schlafgemach des Kaisers; auf der Schwelle der Thür, die zu dem Kaiser führt, hat er sich gebettet, bereit auf den ersten Ruf des Kaisers zu ihm zu eilen!

Aber Napoleon ruft ihn nicht, wie er's sonst oft gethan, inmitten der Nacht. Schläft er denn?

Zuweilen schreckt Roustan empor aus seinem Schlaf, denn es ist ihm, als habe er Jammern und Wehklagen gehört, als ginge man mit unruhigen Schritten im Zimmer des Kaisers auf und nieder. Aber jetzt ist Alles still, Roustan hat nur geträumt, der Kaiser schläft, und auch Roustan kann wieder schlafen!

Doch bald fährt er wieder auf, jetzt hat er's ganz deutlich schluchzen gehört, ein Jammerton, wie nur die Verzweiflung ihn ausstoßen kann, ist an sein Ohr gedrungen, nein, diesmal täuscht ihn kein Traum,

er hat es ganz deutlich gehört, er richtet sich auf und lauscht, das Ohr an die Thür gelegt. Nun hört er das Klagen und Seufzen, die einzelnen halblauten Ausrufungen der Qual, des Kummers und Bedauerns, die halb unterdrückten Verwünschungen, die wehmüthigen Klagen.

Nein, der Kaiser schläft nicht! Der Kaiser wacht, und ringt mit seiner Qual!

Roustan wagt es nicht länger, zu lauschen, er kriecht wieder zur Erde nieder, hüllt sein Haupt tief in seinen Pelz, um nichts zu hören, und schläft wieder ein, um erst in der Frühe des Morgens zu erwachen. Denn in der Frühe des Morgens, schon um sechs Uhr, hat der Kaiser befohlen, ihn zu wecken, und zu dieser Stunde hat er den Platzcommandanten der Festung Herrn Hesselat, und den Commandanten der Artillerie Herrn Périola, zu sich befohlen, und ihnen geboten, den Plan der Festung Kowno mitzubringen.

Roustan begiebt sich also in das Schlafgemach, den Kaiser zu wecken. Aber Napoleon schläft nicht mehr, er sitzt aufrecht in seinem Bett, und empfängt Roustan mit einem heitern Morgengruß, und nennt ihn einen Langschläfer und Bärenhäuter, und erzählt ihm während des Ankleidens, wie wundervoll er selber geschlafen, und wie sehr der lange ruhige Schlaf dieser Nacht ihn erquickt habe.

Dann, als der Kaiser angekleidet ist, sich wieder in den grünen, mit Zobel verbrämten, mit goldenen Brandenbourgs verzierten Sammetrock gehüllt und seine Tasse Chocolade getrunken hat, werden die beiden Commandanten gemeldet.

Der Kaiser läßt sie eintreten, und geht ihnen mit heiterm Angesicht und einem ungezwungenen Lächeln entgegen. Er befiehlt den Platzcommandanten, den Plan der Festung auf dem Tisch auszubreiten, und wendet sich dann an den Commandanten der Artillerie.

Des Kaisers scharfes Auge hat ihn sogleich erkannt, mit seinem wunderbaren Gedächtniß hat er sich sogleich erinnert, daß er ihn früher in Italien gesehen

Ach Périola, ruft er ihm heiter zu, Sie befinden sich nicht wohl, Sie sahen in Italien besser aus. Hier ist nicht gut sein, nicht wahr?

Kehren Sie nach Frankreich zurück, wo wir besser Alle geblieben wären. Was denken Sie davon?

Sire, sagte Périola mit leiser schwankender Stimme, ich denke wie Sie, da mir Ew. Majestät einmal erlaubt haben, meine Meinung auszusprechen.

Ja, ja, wir hätten besser gethan in Frankreich zu bleiben, wiederholt Napoleon gedankenvoll, indem er hastig einigemale auf- und abgeht. Dann tritt er zu der Karte hin, die der Platzcommandant ausgebreitet hat. Aber nur Einen flüchtigen, gleichgültigen Blick wirft er auf die Karte, dann heftet er seine Augen auf den Commandanten.

Sie sind gewiß in einem Pelz hierhergekommen? fragt er.

Ja, Sire, ich bin in einem Pelz gekommen, denn es ist sehr kalt, antwortet Herr Hesselat verwundert.

Nun, was kostet Ihnen Ihr Pelz?

Sire, ich habe zwanzig Louisd'or dafür bezahlt.

Ich gebe Ihnen fünf und zwanzig Louisd'or dafür, ich kaufe Ihnen Ihren Pelz ab. Mir haben die Füße auf dem Wege hierher gefroren, ich brauche Ihren Pelz, um mir die Füße darin einzuwickeln. Duroc, zahlen Sie dem Commandanten fünf und zwanzig Louisd'or aus, und lassen Sie den Pelz in den Schlitten legen. Sind die Schlitten bereit?

Sire, es ist Alles bereit, und wartet auf die Befehle Eurer Majestät.

Also vorwärts! Brechen wir auf! Warten Sie Duroc, lassen Sie mich einmal in Ihre Börse greifen! Der Zufall soll bestimmen, wie viel ich der Dienerschaft geben will.

Er streckt seine kleine zarte, mit kostbaren Brillantringen geschmückte Hand in den leinenen Beutel mit Goldstücken, den Duroc ihm darreichte und zählte dann die Stücke, die er hervorgezogen.

Es waren zwölf Louisd'or. Ach, rief der Kaiser lachend, die Leute hier im Hause werden sehr zufrieden sein, sie werden wünschen, alle Tage einen solchen Gast zu haben. Adieu, meine Herrn! Noch einmal, Périola, eilen Sie nach Frankreich zurück. Die Luft hier

bekommt Ihnen schlecht, es ist die höchste Zeit, daß Sie Rußland verlassen, wenn Sie lebend hinaus kommen wollen.*)

Rasch schwingt sich der Kaiser wieder in den Schlitten, Caulaincourt setzt sich neben ihn, mit einem letzten heitern Lächeln grüßt er die beiden Herren, und vorwärts geht es in rasender Eile, hinaus wieder in Schnee und Eis, in Kälte und Sturm.

Der Kaiser lehnt wieder in seiner Ecke, schweigend und düster, sein Antlitz, das vorher so heiter gelächelt, ist wieder ehern und unbeweglich, die Lippen sind fest aufeinander gepreßt, die Augen sind beschattet von den fest zusammengepreßten Brauen, und schwere Wetterwolken lagern auf der bleichen Stirn des Kaisers.

So fährt er dahin, rastlos in unaufhaltsamer Eile dahin, gen Warschau zu.

In Warschau herrscht dumpfe Traurigkeit, die Hiobsposten von der Beresina sind heute, den zehnten December, dahin gelangt, und haben die Polen, die treuen Anhänger und Bewunderer des französischen Kaisers, mit bitterm Schmerz erfüllt. Muthlos sind sie und hoffnungslos, und Herr de Pradt, der sonstige Erzbischof von Mecheln, den Napoleon als seinen Gesandten nach Warschau geschickt, Herr de Pradt vermag nicht, den sinkenden Muth der Polen aufrecht zu halten, ihnen den Glauben an die Unbesiegbarkeit des Kaisers, dem sie vertraut, dem sie ihr Geld, ihre Tapfern freudig zum Opfer dargebracht, wiederzugeben.

Er selber ist traurig und kummervoll, und er hat sich deshalb in sein Kabinet zurückgezogen, und Befehl gegeben, Niemand bei ihm einzulassen. Die furchtbaren Nachrichten von dem Untergange der großen Armee beschäftigten allein die Seele des Erzbischofs de Pradt, qualvolle Gedanken marterten sein Herz.

Auf einmal wird er aus seinem Hinbrüten durch laute, zankende

---

*) Périola reiste noch denselben Tag ab, kam aber nur bis Danzig, wo er starb. Er erzählte seinen Freunden voll Erstaunen die oben angeführte Unterhaltung mit dem Kaiser, und wie sehr der muntere, harmlose Ton Napoleons, der ihm sonst nicht eigen war, ihn in Verwunderung gesetzt hatte. Siehe: Schlosser: Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts. Th. VII. S. 844.

Stimmen in der Antichambre aufgeschreckt. Seine beiden Kammerdiener sind es, die da zanken und streiten, dazwischen hört er eine scheltende gebieterische Stimme, die ihm fremd ist. Diese Stimme begehrt durchaus nach dem Herrn Erzbischof, sie verlangt, daß man die Thüren zu seinem Kabinet öffne.

Jetzt nähern sich heftige Schritte, jetzt wird die Thür aufgerissen, und eine wunderbare Erscheinung zeigt sich auf der Schwelle. Es ist eine hohe männliche Gestalt, ganz eingehüllt in einen großen Bärenpelz, das Haupt bedeckt eine Capuze von schwarzem Taffet, dessen breiter schwarzer Pelzbesatz tief über das Gesicht niederfällt, und kaum das Kinn und die Spitze der Nase freiläßt. Große, bis über die Kniee hinaufgehende Pelzstiefel bedecken die Beine, und über denselben trägt er an den Füßen noch dicke pelzverbrämte Schuhe.

Dieses dunkle seltsame Phantom eilt schwankenden Schrittes zu dem Erzbischof de Pradt hin, der sich erhoben hat, und ihm einige Schritte entgegen gegangen ist.

Rasch, mein Herr, sagt die Erscheinung, rasch kommen Sie, folgen Sie mir!

Ich Ihnen folgen, mein Herr? fragt Herr de Pradt verwundert. Wer sind Sie, mein Herr?

Die Erscheinung hebt den Arm empor, schiebt die Pelzcapuze ein wenig auseinander, und läßt hinter derselben ein bleiches abgezehrtes Gesicht, mit eingefallenen Wangen, mit tief in ihren Höhlen liegenden Augen sehen.

Herr de Pradt stößt einen Schrei des Entsetzens aus. Caulain —

Dieser faßt hastig seinen Arm, und deutet mit einem Wink seiner Augen nach den Dienern hin, die unter der offenen Thür stehen, und neugierig auf den Fremden hinschauen.

Still, flüstert Caulaincourt. Kein Wort weiter. Nehmen Sie Ihren Mantel und folgen Sie mir sogleich.

Wohin? fragt de Pradt leise.

Zum Kaiser? antwortet Caulaincourt eben so leise.

Wo ist er?

Im Hotel d'Angleterre. Rasch! Gehen wir! Er erwartet uns!

Herr de Pradt nimmt hastig Mantel und Hut und stürzt mit

Caulaincourt von dannen. Schweigend eilen sie durch die Straße dahin, und treten in den Hof des dunkeln unfashionablen Gasthofes ein. Da steht ein elender kleiner Holzschlitten mit einem engen kleinen Kutschkasten, dessen Leder halb zerfetzt und überall abgescheuert ist, auf demselben.

Unsere Reiseequipage, flüsterte Caulaincourt mit einem matten Lächeln.

Sie treten in die niedrige, schmutzige Pforte des düstern Hauses. Nun klopft Caulaincourt an eine Thür, diese Thür wird vorsichtig geöffnet, und Roustan schaut heraus.

Wie er den Erzbischof erkannt, tritt er zurück und läßt ihn eintreten in dieses kleine elende düstere Gemach, das nur eine Art von niedrigem Heerd statt des Kamins hat. Einige verglimmende Holzstücke liegen auf demselben, und vor diesem ärmlichen Feuer steht, den Rücken nach dem Zimmer hingewandt, eine männliche Gestalt in einem grünen Sammetrock mit kostbarem Zobelpelz besetzt.

Herr de Pradt wagt nicht, sich zu nähern, er fragt sich selber verwundert, ob dieser Mann da vor dem elenden Feuer, in der niedrigen, schmutzigen Stube, dieser Mann, der so geheimnißvoll und geräuschlos nach Warschau gekommen, ob das wirklich der Kaiser ist, der Held, der vor einigen Monaten unter dem Zujauchzen der ganzen Bevölkerung seinen festlichen Einzug in Warschau gehalten, gefolgt von einer Armee, die sich vermaß, die Welt zu erobern.

Jetzt wendet dieser Mann sich um, — ja, er ist es, de Pradt erkennt ihn. Diese dunkeln, flammenden Blicke, diese breite Stirn, diese wie aus Erz gemeißelten Züge, dieses ganze Haupt, das wie die zum Leben erwachte Erzbüste eines der alten Cäsaren anzusehen ist, ja, es ist der Kaiser Napoleon!

Der Erzbischof wagt es einige Schritte vorwärts zu machen; jetzt gewahrt ihn der Kaiser, und sofort nehmen seine starren Züge Leben und Bewegung an, er reicht de Pradt die Hand dar, er begrüßt ihn mit einem Neigen des Haupts.

Sire, stammelt de Pradt entsetzt, Sie sind es wirklich? Sie hier in dieser Umgebung?

Ja, ich bin es, sagt Napoleon mit einem Lächeln, das seine Be-

schämung, seine Verlegenheit schlecht verbirgt. Denn er selber, er erinnert sich, daß er hier in Warschau vor kaum sechs Monaten seinem Gesandten, Herrn de Pradt, seine Instruktionen gegeben, daß er, als handle es sich um eine leichte unvermeidliche Sache, ihm von der Wiederherstellung Polens gesprochen, ihm verkündet, daß er beschlossen, das ganze europäische Ländergebiet umzugestalten!

Ja, Napoleon erinnert sich daran!

Vom Erhabenen bis zum Lächerlichen ist nur Ein Schritt, sagt er gedankenvoll vor sich hin, dann aber zwingt er wieder ein Lächeln auf seine Lippen.

Wer hat nicht Unfälle erlebt? fragt er in leichtem Ton den Erzbischof, der mit niedergeschlagenen Augen ihm gegenüber steht, und nichts zu erwiedern wagt. Freilich, fährt er fort, freilich hat Niemand wohl derartige Unfälle erfahren, wie ich, aber sie mußten mit meinem Glück im Verhältniß stehen, und übrigens werden sie bald ausgeglichen sein. *)

Gewiß werden sie das, Sire, sagt der Erzbischof leise, denn Ew. Majestät sind, Gott sei gelobt, Ihren Unterthanen erhalten, Sie sind da, um diese Unfälle wieder auszugleichen.

Ja, ich bin da, ruft Napoleon fast frohlockend, und ich habe mich niemals wohler und kräftiger gefühlt? Mein Körper ist wie von Stahl und Eisen, und weder das Feuer von Moskau noch das Eis der Beresina hat ihm etwas anhaben können. Ich bin für die außerordentlichen Ereignisse geschaffen, die umgestürzte Welt ist mein Element! Ich verstehe darin zu leben, aber ich verstehe auch, sie wieder in Ordnung zu bringen. Und bei Gott, ich will sie jetzt, zum Staunen ganz Europa's in Ordnung bringen. Nur kurze Zeit, und ich werde wieder mit dreimalhunderttausend Mann an der Weichsel stehn, und ich werde die Russen büßen lassen für diese Siege, welche sie nicht ihrer eigenen Tapferkeit und Klugheit, sondern nur der Natur und den Elementen danken.**) Auch sollen sie sehen, diese

---

*) Napoleons eigene Worte. Siehe: de Pradt: histoire de l'ambassade de Pologne, pag. 207.

**) Napoleons eigene Worte. Siehe: Ebendaselbst pag. 210.

Russen, mit wem sie es zu thun haben, ich werde sie zwingen, mich als ihren Herrn anzuerkennen, und das erzitternde Europa soll sich meinen Gesetzen beugen!

Und jetzt leuchtet sein Antlitz auf in Stolz und Kühnheit, jetzt flammen seine Augen und ein himmlisches Lächeln durchstrahlt und verklärt sein Angesicht. —

Er hat wohl eine Armee, aber er hat nicht den Glauben an sich selbst, und an sein Glück verloren. Er ist immer noch der unbezwungene Held, der Cäsar mit dem unverwelklichen Lorbeer auf der Stirn, und dem Donnerkeil im Auge.

Und mit hinreißender Gewalt entwickelt der Kaiser jetzt dem Erzbischof seine Zukunftspläne, und wie bald er wieder kommen werde, seine Revanche zu nehmen für die erlittenen Unfälle, und den Kaiser Alexander zu zwingen, einen von Napoleon dictirten Frieden anzunehmen.

Dann, nach dieser langen feurigen Unterredung mit seinem Gesandten, befiehlt er de Pradt, ihm die ersten polnischen Minister herbei zu rufen. Wie diese zu ihm eintreten, nicht ahnend, daß es der Kaiser selber ist, der sie herbeschieden, nicht der Herzog von Vicenza, wie sie den Kaiser erkennen, und staunend, entsetzt vor ihm zurückweichen, da lächelt Napoleon wieder, und sein heiteres Gesicht straft die düstern Mienen der Polen Lügen.

Er ist ja ganz wohl und gesund, ganz heiter und zuversichtlich, warum wollen sie, die polnischen Herren Minister, denn verzagen? Er hat sie ja rufen lassen, um sie zu trösten, um ihnen zu sagen, daß er eingedenk bleiben wird der Schwüre, die er den Polen geleistet, daß er ihnen ihre Freiheit, ihre Unabhängigkeit wiedergeben werde.

Aber die Mienen der Polen bleiben ernst und traurig, und sie wagen es, von den großen Verlusten zu sprechen, welche der Kaiser in Rußland erlitten, und an denen auch die tapfern Polen ihren Antheil hätten.

Napoleon sucht sie zu trösten, ihren gesunkenen Muth wieder aufzurichten. Er sagt ihnen, er werde bald wieder an der Spitze einer gewaltigen Armee in ihrer Mitte erscheinen. Er versichert ihnen, daß die Russen mehr gelitten als er, denn sie vermöchten ihre

Verluste nicht auszugleichen, während er die seinigen in einigen Wochen würde ausgeglichen haben. Er vertröstet sie auf die allernächste Zukunft und sagt ihnen, das entschiedene Uebergewicht der Macht Frankreichs über die Macht Rußlands werde binnen drei Monaten so mächtig hervortreten, daß Alles wieder seine gebührende Stelle einnehmen solle.

Und es gelingt Napoleon in der That, den gebeugten Muth der Polen wieder aufzurichten, ihnen wieder Vertrauen zu der Macht, zu dem Glück Napoleons einzuflößen.*)

Er selber ist ja ganz zuversichtlich, seine Stirn ist ja ganz wolkenlos, sein Antlitz strahlt von Energie und Muth, ein Lächeln umspielt seine Lippen, und leuchtet wie ein erwärmender Sonnenstrahl den Polen in das Herz hinein.

Jetzt kann er abreisen, denn der Zweck seines Aufenthalts in Warschau ist erfüllt, er hat den gebeugten Muth der Polen wieder aufgerichtet, er hat ihren Glauben an ihn wieder befestigt, er darf wieder auf ihre Treue, ihre Opferbereitwilligkeit zählen! Der Kaiser sagt also den polnischen Ministern Lebewohl, indem er ihnen zugleich gebietet, Niemanden zu verrathen, daß er in Warschau gewesen.

Man soll so lange glauben, daß ich noch in Rußland bin, sagt er, bis von Paris aus der Donner meiner Stimme Europa durchhallt.

Mit diesem stolzen Abschiedswort besteigt er wieder den elenden ärmlichen Schlitten, der den Cäsar und sein Glück gen Frankreich tragen soll. — Der zweite Schlitten, mit den übrigen Begleitern des Kaisers, schlägt von Warschau aus einen andern Weg ein, damit das Geheimniß besser bewahrt werde, damit der Zug von zwei Schlitten nirgends Aufsehn errege.

Und wieder geht's weiter durch Schnee und Eis, weiter in tiefem Schweigen, in tiefem Geheimniß durch Nacht und Kälte.

Am vierzehnten December, inmitten der Nacht, ist Dresden erreicht. Der Kaiser verläßt seinen Schlitten und will im Hôtel seines Gesandten, des Marquis de Serra, einige Stunden der Ruhe genießen. Aber nein, nur Caulaincourt, sein treuer Begleiter, darf

*) Thiers: Histoire de Consulat et de l'empire. Vol. XV. pag. 121.

schlafen und einige Stunden seine erstarrten Glieder strecken. Der Kaiser schläft nicht, er bedarf keiner Erholung.

Er läßt sich von seinem Gesandten Bericht erstatten über die Stimmung der deutschen Völker während seines russischen Heerzugs, und er lächelt verächtlich und zuckt die Achseln, als der Marquis de Serra ihm unverholen bekennt, daß die deutschen Völker alle in Aufruhr und Bewegung seien, daß sie bald vielleicht sich erheben und ihre Fürsten zwingen würden, den Krieg gegen Frankreich zu beginnen, daß die Deutschen entschlossen seien, das Fremdjoch nicht länger zu ertragen, und dem Willen Napoleons sich nicht mehr zu beugen.

Ich werde ihren Entschluß brechen, sagt Napoleon gleichgültig, ich werde sie zwingen, sich vor mir zu beugen. Wenn ich erst wieder mit einer Armee von dreimalhunderttausend Mann über den Rhein komme, so werden die Deutschen anders denken und es nicht mehr wagen, sich mir zu opponiren. Sollten sie es aber dennoch versuchen, so werde ich ihnen neue Schlachtfelder von Jena und von Austerlitz schaffen, und sie werden wieder in den Staub vor mir sinken! — Gehen Sie jetzt, Marquis, und holen Sie mir den König von Sachsen hierher.

Ew. Majestät befehlen, daß man den König mitten in der Nacht wecken soll?

Wache ich denn nicht mitten in der Nacht? fragt Napoleon. Sagen Sie dem König, ich würde zu ihm kommen, wenn ich nicht im strengsten Incognito hier wäre und dieses Incognito bewahren müßte. Gehen Sie, holen Sie mir den König! —

Kaum eine halbe Stunde ist vergangen, da tritt der alte König von Sachsen schon in das Gemach ein, in welchem Napoleon, auf dem Divan ausgestreckt, sich befindet.

Der König, an allen Gliedern bebend, mit Thränen in den Augen, eilt mit ausgebreiteten Armen zu dem Kaiser hin, der hastig aufgesprungen ist, und mit heiterm Ton den König willkommen heißt.

Friedrich August weint, Napoleon lächelt, Friedrich August klagt über das furchtbare Unglück der großen Armee, Napoleon tröstet ihn.

Das Unglück ist wieder gut zu machen, sagt Napoleon zuver-

sichtlich. Lassen Sie Sich durch die letzten Ereignisse nicht beunruhigen. Dies sogenannte Unglück ist nur eine der beweglichen und veränderlichen Scheingestalten, die der Krieg bisweilen annimmt. Nach wenigen Wochen werde ich furchtbarer denn je zurückkehren, meinen Feinden ein Schrecken, meinen Freunden eine sichere Stütze, ein treuer Bundesgenosse. Ihnen, mein lieber Papa,*) werde ich auch Ihr geliebtes Polen erhalten, und Sie dort mächtiger machen als Sie es je gewesen sind.

Und nun setzt er dem König klar und energisch die Pläne auseinander, welche er für seine Zukunft entworfen, und denen zufolge alle seine Feinde vernichtet, alle seine Freunde erhoben und belohnt werden sollen. Seine Worte sind so energisch, so voll Ueberzeugungskraft, daß der gute alte König von Sachsen sich von ihnen hingerissen, daß er sich wieder wie neu belebt, neu gestärkt fühlt, daß die Thränen in seinen Augen versiegen, und er wieder mit heiterm Muth an das unwandelbare Glück Napoleons glaubt.

Der Kaiser hat also seinen Zweck erreicht, er hat den treuesten seiner Bundesgenossen getröstet und ihn in Glauben und Zuversicht auf's Neue an sich gefesselt. Jetzt nimmt er zärtlichen Abschied von dem König und beschwört ihn, seinen Besuch noch achtundvierzig Stunden als Geheimniß zu betrachten. Nur acht und vierzig Stunden noch bedarf er des Incognito's, nur noch acht und vierzig Stunden, dann ist er wieder der Kaiser, vor dem eine Welt zu Füßen liegt, der eine Welt in Bewegung setzt.

Nachdem der König ihn verlassen, ruft Napoleon nach dem Herzog von Vincenza, befiehlt ihm Alles zur Abreise bereit zu halten, denn in zehn Minuten soll die Reise weiter gehen.

Diese zehn Minuten aber bedarf der Kaiser, um seinem Schwiegervater, dem Kaiser Franz, seine Heimkehr zu melden, ihm seine Grüße zu senden.

Er ruft seinen Gesandten, den Marquis de Serra, befiehlt ihm, vor dem Schreibtisch Platz zu nehmen, und im Zimmer auf- und

---

*) Die gewöhnliche zärtliche Anrede, welche Napoleon dem König von Sachsen spendete.

abgehend, die Hände auf dem Rücken gefaltet, dictirt ihm Napoleon mit lauter fester Stimme folgenden Brief:

„Mein Herr Bruder und geliebter Schwiegervater!“

„Ich verweile einen Moment in Dresden, um an Ew. Majestät zu schreiben, und Ihnen von mir Nachricht zu geben. Ungeachtet der größten Anstrengungen ist meine Gesundheit niemals besser gewesen. Ich bin am 5. December nach der Schlacht an der Beresina aus Litthauen abgereist, indem ich die große Armee unter dem Oberbefehl des Königs von Neapel zurückließ; der Fürst von Neufchatel fährt fort, die Functionen eines General=Majors zu erfüllen. Ich werde in vier Tagen in Paris sein; dort werde ich die Wintermonate verbleiben, um den wichtigsten Staatsgeschäften vorzustehen. Vielleicht halten es Ew. Majestät für zweckmäßig, in der Abwesenheit Ihres Gesandten, dessen Gegenwart bei unseren Armeen nützlich ist, Jemanden Anderes zu mir zu schicken.“

„Die verschiedenen Bülletins, die der Herzog von Bassano nicht ermangelt haben wird, dem Grafen Otto zu übersenden, werden Ew. Majestät von dem Stand der Angelegenheiten unterrichtet haben. Es wäre unter diesen Umständen sehr wichtig, daß Ew. Majestät ein Galizisches Corps mobil machen und Ihre Truppenzahl auf sechszig tausend Mann brächten. Ich habe volle Zuversicht in die Gesinnungen Eurer Majestät. Die Allianz, die wir geschlossen, bildet ein permanentes System, von welchem unsere Völker so große Vortheile genießen werden, daß ich wohl hoffen darf, Ew. Majestät werden Alles das erfüllen, was Sie mir in Dresden versprochen haben, um unserer gemeinschaftlichen Sache den Sieg zu verschaffen, und uns schnell zu einem angemessenen Frieden zu führen.“

„Ew. Majestät können überzeugt sein, daß Sie meinerseits mich immer bereit finden werden, zu thun, was Ihnen angenehm sein könnte, Ihnen zu beweisen, welche Wichtigkeit ich auf unser gegenseitiges Einvernehmen lege, und Ihnen Proben zu geben von der vollkommensten Achtung und hohen Schätzung, mit welcher ich bin, Ew. Majestät guter Bruder und Schwiegersohn.“ Gezeichnet Napoleon.*)

---

*) Dieser Brief ist im Originaltext abgedruckt: Fain: Manuscrit de mille huit cent treize. Vol. I. p. 6.

Der Brief ist beendet, die zehn Minuten sind um, der Kaiser eilt hinunter zu seinem Schlitten, an welchem Caulaincourt ihn schon erwartet. Der Tag dämmert kaum herauf, als der Schlitten schon wieder aus Dresden dahin gleitet, der Schlitten, der den Cäsar und sein Glück nach Frankreich hin tragen soll! —

Nur noch achtundvierzig Stunden, dann ist er dort, nur noch im sausenden Galopp dieses kalte, feindselige Deutschland, das ihn haßt, das sich wieder ihn erheben, ihn vernichten würde, wenn man seine Gegenwart ahnte.

In finsterm Schweigen sitzt der Kaiser in der Ecke seines Fuhrwerks, schweigend und unbeweglich, als wäre sein Antlitz erstarrt, empfindungslos, nur zuweilen verräth ein zorniges Aufblitzen seiner Augen, ein verächtliches Zucken seines Mundes, das seine Seele arbeitet und leidet, daß vielleicht kein Herz von Stein in dieser breiten Cäsarenbrust liegt.

Nach achtundvierzig Stunden rastloser Fahrt endlich ist das Ziel erreicht, das gebrechliche Fahrzeug hat den Cäsar und sein Glück wirklich gen Frankreich getragen. Die Thürme, die dort am Horizont auftauchen, das sind die Thürme von Mainz, das ist Frankreich! Hier ganz nahe vor ihnen, diese hohe Stange auf deren Spitze eine Fahne weht, das ist der Grenzpfahl Frankreichs, und die Tricolore Frankreichs ist es, die da in den Lüften weht!

Napoleon blickt zu ihr hin, und über sein Antlitz fliegt ein Leuchten, wie Sonnenstrahlen so glänzend, und seine Stirn, die so düster gewesen, wird jetzt hell und klar, und seine Augen verlieren ihr zornig Leuchten, und blicken milde und freudig drein, und mit einem sanften Lächeln wendet er sich an den Herzog von Vicenza.

Caulaincourt, sagt er, morgen sind wir in Paris! Sie haben mit mir geduldet und gelitten, — ich werde Ihrer Treue eingedenk sein. Dort liegt Frankreich, und jetzt bin ich wieder der Kaiser, und ich habe nicht mehr nöthig mein Antlitz zu verhüllen, ich werde es meinen Freunden und meinen Feinden zeigen. Meinen Freunden um sie zu belohnen, meinen Feinden, um sie zu vernichten. Wehe meinen Feinden! wehe denen, welche wider mich waren, ich werde sie Alle zerschmettern, sie Alle unter meine Füße treten!

Und nun, mit leuchtenden Augen lehnt er sich zurück, auf die Thürme seiner Festung Mainz die Blicke gerichtet, pfeifen seine Lippen die Melodie, die seinen Dienern und Vertrauten nur zu bekannt ist, die Napoleon nur dann hören läßt, wenn neue mächtige Gedanken seine Seele bewegen, wenn neue Kriegsplane in ihm lebendig werden.

Auf seine starke Festung Mainz, auf den nahen französischen Adler des Grenzpfahls hinblickend, pfeifen des Kaisers Lippen die Melodie des Liedes, daß er so oft schon das entsetzte Europa hat hören lassen: Marlborough va-t-en guerre!

---

## II.

## Ein Lichtbild.

Es hatte die ganze Nacht geschneit; wie ein riesengroßes Leichentuch hatte der fußhohe Schnee sich über die weite Ebene von Litthauen dahin gelagert. Schauerliche Stille herrschte ringsumher, keine Hütte war, so weit das Auge reichte, zu entdecken, kein Vogel durchkreiste die graue Dämmerung, keine Menschenstimme ließ sich vernehmen.

Oede, unermeßliche Schneewüste all überall. Nur das Pfeifen des Sturms unterbrach zuweilen die furchtbare Stille, und aus der Ferne vernahm man dann und wann das Heulen der Wölfe, die beutegierig den fernen Tannenwald durchstreiften. — Allmälig verstummte auch dies Geräusch, und dort drüben am Horizont begannen durch den aschgrauen Nebel einzelne gelbe Lichtstreifen aufzuleuchten. Die Nacht war beendet, das Licht des Tages rang mit der Dunkelheit und den feuchten Schleiern des kalten Wintertages, aber es vermochte noch nicht sie zu durchdringen, und nur wie eine große gelbe Messingscheibe hob sich die Sonne über den nebelgrauen Horizont empor.

Immer noch furchtbare Stille, nicht der Frieden der Natur, nicht der lächelnde Schlaf der ruhenden Welt, sondern die Erstarrung des Lebens, das grausige Schweigen der eingesargten Schöpfungskraft. Aber die Sonne ist doch emporgestiegen über die schweigende Wüste

und ihre Strahlen dringen durch die grauen Nebelschleier und zerreißen die düstern Wolken, damit es Licht werde über der Welt, damit die Erde den neuen Tag sehe, welcher heraufdämmert.

Und endlich hat sie gesiegt über die Finsterniß, die Königin des Lichts, die Nebel alle sind zerrissen, und nicht mehr eine gelbe Messingscheibe, sondern eine glänzende, leuchtende und erwärmende Sonne steht da droben am kalten Winterhimmel, und das eisige Leichentuch der Erde verwandelt sich unter ihren Strahlen in ein glitzerndes, sternfunkelndes Feierkleid, und die eisigen Behänge, welche die Zweige der einsam hier und dort stehenden Tannen belasten, leuchten jetzt auf und werden zu wundervollem, zartem Silberfiligran. —

Die Sonne ist da, die Welt ist erwacht, aber noch ist sie einsam. Die Königin des Tages ist da, aber sie schaut vergebens umher nach dem König der Erde, nach dem Menschen.

Doch still, unterbricht nicht ein Laut dort in der Ferne das öde Schweigen? Ist's nicht, als ob es die Luft durchzittere, wie das melodische Getöne und Geklirre von kleinen Glöckchen, als ob die Erde dröhne von dem Gestampfe eilender Rosse? Und da, dort drüben am Ende jener weißen unermeßlichen Ebene, da, wo der morgenröthliche Himmel sich mit der weißen Schneefläche berührt, zeigt sich nicht da ein schwarzer Punkt? Ja, er wird größer und größer, er bewegt sich vorwärts auf der weiten Ebene, deutlicher schon vernimmt man das Klingeln der Schellen, das Stampfen der Rosse — es ist ein Schlitten, der da heranbraust, ein kleiner Schlitten von der schmucklosen, einfachen Litthauer Art. Ein kurzer, einfach gezimmerter Holzschlitten, und auf demselben befestigt ein alter Kutschkasten. Vier kleine, muthige Litthauer Pferde mit fliegenden Mähnen, mit dampfenden Nüstern ziehen den Schlitten, vorn auf dem Bock sitzt, fest eingehüllt in seinen Schafpelz, den niedrigen runden Hut tief in die Augen gedrückt, der Kutscher, am großen Bart, der sein Gesicht umhüllt, am eigenthümlichen Schnitt des Gesichts, den breiten Backenknochen, den kleinen schräg geschlitzten Augen, der breiten aufgestülpten Nase gar leicht als echter Sohn Rußlands erkennbar. Neben ihm sitzt ein Mensch von wunderlichen Aussehen. Seine breiten Schultern sind umhüllt von einem österreichischen Militairmantel, eine öster-

reichische Militärmütze bedeckt seinen Kopf, und über dieselbe ist ein Tuch gebunden, zum Schutz der Mütze und der Ohren. Sein Antlitz glüht, ein behagliches Lächeln umspielt seine breiten, feuchten Lippen, seine Augen sind geschlossen und seine dicke Nase ist von jenem eigenthümlichen Colorit, das Falstaff an Bardolph rühmt und von dem er sagt, daß es als Karfunkelstein die Nacht durchleuchte.

Im Innern des Schlittens wie auf dem Bock sitzen aber zwei Männer. Der Eine klein, breitschultrig, mit scharfen, markirten Zügen, breiter, gedankenvoller Stirn, großer, stark gebogener Nase und zwei großen, schwarzen Augen, scharf und funkelnd wie die eines Adlers. Der Andere schmächtiger und größer von Gestalt, das Gesicht weniger markirt, aber mit weichen, edlen Zügen, voll sanfter Heiterkeit und zugleich voll Energie.

Zwei Deutsche sind's, die da im Innern des Schlittens sitzen, zwei edle, muthvolle Deutsche, welche von Rußland daher kommen als die Sturmvögel eines neu anbrechenden Tages, als die Herolde einer neuen Zeit.

Der Freiherr von Stein und der Dichter Ernst Moritz Arndt, die sind es, welche über der Ebene herangebraust kommen, von Rußland, gen Deutschland hin.

Beide hatten sie, Jeder in seine Ecke des wohlgepolsterten Schlittens gedrückt, eine Zeit lang geschwiegen, die Pelzmützen tief über die Ohren gezogen, die warmen Pelze eng um die Schultern zusammengelegt. Aber wie jetzt der Strahl der Morgensonne grade hinein fiel in den Schlitten, richtete der Freiherr von Stein sich aus seiner Ecke empor und schaute mit seinen scharfen Adleraugen hinaus auf die Schneefläche.

Gott sei Dank, es ist heller Tag, sagte er, die Sonne ist da! Wir thaten doch gut, inmitten der Nacht aufzubrechen und weiterzureisen. Will's Gott, werden wir noch heute die Grenze Preußens überschreiten.

Ja, ja, das werden wir, Excellenz, rief Arndt frohmüthig. Ist mir's doch schon, als röche ich eine andere Luft, und mein Herz möchte gleich den Pferden, die den Heimweg einschlagen, im schnellsten

Galopp vorwärts, vorwärts dem lieben Deutschland, dem lieben Preußen zu.

Sind ein großes Kind, Sie Poet, Sie Schwärmer, murrte Stein lächelnd. Werden noch früh genug nach Deutschland kommen und in Preußen den alten Sauerteig des Mögens und Zauderns, des Wollens und Nichtkönnens durchkneten müssen, bis ein reputirliches, genießbares Brod für Deutschland daraus gebacken werden kann. Ich will Ihnen was sagen, Freund, ich fürchte, es wird viel Aergerniß geben in Königsberg, ich werde mal wieder mit Keulen drein schlagen müssen und als grober, ungehobelter Wegelagerer zwischen all die feinen Cavaliere und wohlbedächtigen Herren drein fahren, die mit ihrem ewigen Respect und ihrem unleidlichen Cunctatorwesen wieder Alles verderben könnten. Werden erst wieder mit säuberlichen Katzenbuckeln in Potsdam anfragen wollen, ob Se. Majestät ihnen auch gnädigst erlauben wollen, als tapfere, kühne, deutsche Krieger ihr Vaterland zu vertheidigen gegen den fränkischen Räuber, der mit Schimpf und Schanden aus Rußland entflohen ist. Der große Cunctator Friedrich Wilhelm aber wird dann so lange erwägen und überlegen und mit seinen franzosenfreundlichen Busenfreunden berathschlagen und in Wien anfragen, ob's auch erlaubt ist, und in Paris nachforschen, ob's nicht zu vermeiden ist, bis endlich Alles zu spät ist, und der Bonaparte, der die Kunst versteht, Armeen aus der Erde zu stampfen, wieder wohl gerüstet dasteht, und all' die Rheinbundsheere, und das feige Fürstengelichter wieder elendiglich vor ihm im Staube kriecht. — Aber ich sag's Ihnen und ich schwör's Ihnen, dies Mal soll's nicht so kommen, und ich will die Herren in Königsberg zwingen, feurige Patrioten zu sein, und will sie aus ihrer kalten Besonnenheit heraushetzen zur Parforcejagd nach dem wüthenden Eber Bonaparte!

Und Ew. Excellenz verstehen sich darauf, Gott sei Dank, sagte Arndt lächelnd. Gott selbst hat Ihnen das Talent gegeben, die Leute auf den Trab zu bringen, die Zagenden beherzt, die Zaudernden thatkräftig und die Lauen feurig zu machen. Gott wird also auch geben, daß es Ihnen dies Mal mit den Herren in Königsberg gelingt.

Es wird gelingen, rief Stein kräftig. Es wird anfangs wohl einen Kampf kosten, denn Sie sehen's ja die heilige Scheu und der,

grimmige Respect vor Napoleon juckt den Herren Generälen noch immer wie die Windpocken auf dem Leib herum, und der tapfere General York, der den Muth gehabt, ohne Erlaubniß seines Königs seine Pflicht zu thun und als deutscher Soldat zu handeln, der General York findet keine Nachahmer. Der König, der ihm, dem edlen, deutschen Patrioten danken, und ihm seine höchste Liebe bezeugen sollte, nennt ihn statt dessen einen Rebellen und Landesverräther und will ihn vor ein Kriegsgericht stellen, und das macht die anderen Generäle stutzig und scheu, und die militärische Disciplin läßt sie irre werden an ihrer Pflicht als deutsche Männer. Aber ich will mit der Stimme des Donners zwischen sie fahren und ihre zahmen Geister wecken, daß sie wild und blutgierig werden wie die Tiger. Wie der Sturmwind will ich —

Herr von Stein verstummte, denn der Sturm fegte über die weite Ebene daher, wirbelte eine ungeheure Wolke von Schnee auf und trieb ihre feuchten Massen hinein in den Schlitten, gerade den beiden Herren in's Angesicht.

Gut, sagte Herr von Stein nach einer langen Pause, in der Beide hustend und stöhnend bemüht gewesen, sich von den Schneemassen zu reinigen, gut, der Sturmwind hat gemerkt, daß ich von ihm sprach, der wollt' mir eine Probe geben, wie man's machen muß, um die Menschen aus ihrer trägen Behaglichkeit zu wecken. Ich werde mir das ad notam nehmen, mein Herr Sturmwind, mein Herr Lehrmeister. Aber verdammt mächtig ist die Probe gewesen, und mein Gesicht brennt, als ob's mit Nesseln gepeitscht wäre. Ich denke, Herr Poet, Ihnen wird die kalte Ladung auch die dichterische Begeisterung abgekühlt haben, und es wird uns Beiden ein Schlückchen Portwein recht willkommen sein. He, Jost, geb' Er mal aus seinem Futteral die Flasche her!

Aber Jost, der Diener auf dem Bock, rührte sich nicht, und schien den Befehl seines Herrn gar nicht gehört zu haben.

Stein fuhr auf, seine Augen blitzten im Zorn, und sich halb aufrichtend gab er mit der Faust dem Diener einen derben Stoß in den Nacken.

He, Jost, ist Er schon wieder betrunken, Er unverbesserlicher Trunkenbold, schrie er mit seiner Stentorstimme. Hat Er nicht gemerkt,

daß wir in unserem Affenkasten eine ganze Ladung Schnee bekommen haben, und etwas zur Erwärmung haben wollen. Also die Flasche her, Er alter Grenadier!

Aber der Grenadier Jost rührte sich noch immer nicht, und selbst die wiederholten Püffe seines Herrn, die sonst nie ihre Wirkung verfehlten, übten diesmal keinen Einfluß auf ihn.

He Kutscher, rief Stein halb grimmig, halb angstvoll, seh' Er den Jost einmal an. Was fehlt ihm denn?

Der Russe wandte langsam sein Haupt nach dem alten Jost hin, der neben ihm saß, und mit der Hand ihm die Mütze, die ihm tief über das Gesicht herabgesunken, wieder emporziehend, würdigte der stolze Rosselenker ihn eines aufmerksamen Blicks.

Er ist eingeschlafen, sagte er dann in gebrochenem Deutsch und mit vollkommener Gleichgültigkeit wandte er seine Aufmerksamkeit wieder seinem schnaubenden Viergespann zu, und hieb, mit der Zunge schnalzend, auf die Thiere ein, daß sie in sausendem Galopp über die glatte Eisfläche des gefrornen Sees, den sie eben passirten, dahinflogen.

Will er wohl still halten, Er Unmensch, brüllte Herr von Stein, sich aus dem Schlittenkasten vorneigend, und den Kutscher hinterwärts an den beiden Schultern packend. Still halten, sag' ich. Will Er denn meinen alten Jost, der nicht schläft, sondern erstarrt ist, geradezu erfrieren lassen.

Nicht erstarrt, aber schläft, sagte der Kutscher lakonisch. Ein betrunkenes Vieh, alle Tage besoffen.

Was geht's Ihn an, ob er besoffen ist? schrie Stein. Zahlt Er ihm den Branntwein, und ist's Sein Verdienst, daß Sein ausgebrannter Magen mehr vertragen kann, als der meines alten Grenadiers? Still halten soll Er, sag' ich.

Der Kutscher hielt jetzt, mitten im schnellsten Lauf, mit einem einzigen Ruck die Pferde an, und Arndt sprang aus dem Schlitten, fast mit Gewalt den älteren, vom Podagra vielgeplagten Freund auf den Sitz in dem „Affenkasten" zurückdrängend.

Bleiben Sie, Excellenz, sagte er hastig. Ich will den alten Jost wecken, und eine Strecke mit ihm laufen, damit seine Glieder wieder Leben und Wärme bekommen.

Er sprang zu dem Diener hin, und rüttelte und schüttelte ihn so heftig, und schrie ihm so lange seinen Namen in's Ohr, bis der alte Soldat die Augen aufschlug und mit verwunderten Blicken emporstarrte.

He, Jost, rief Arndt jetzt, wenn Ihr hier nicht jämmerlich erstarren und erfrieren wollt, so steht auf und steigt ab. Wir wollen ein Stück Wegs miteinander laufen.

Es wäre besser, wir hätten Ihn erfrieren lassen, Er elender Trunkenbold, schrie Herr von Stein, dem Alten einen wohlgezielten Puff in den Nacken applicirend. Nichts als Aerger und Noth hat man von Ihm, und ich wundere mich blos, daß Er, als er noch beim Militair stand, nicht von Seinem Unterofficier todt geprügelt ist, was Ihm übrigens sehr gesund gewesen wäre! Jetzt steh' Er auf, und mach Er, daß Er herunter kommt!

Jost, noch immer betäubt und verschlafen, suchte sich aufzurichten, sank aber laut ächzend auf den Sitz zurück.

Es geht nicht, Excellenz, sagte er matt, meine Beine sind abgestorben, ich kann nicht stehen und gehen.

Jetzt wird Er, weiß Gott, uns hier erfrieren, rief Herr von Stein mit zornigem Klageton.

Nein, er wird nicht erfrieren, sagte Arndt hastig, wenn Einer nicht stehen und gehen kann, so greift man ihm unter die Arme! So!

Und mit seinen beiden kräftigen Armen hob er den Alten empor, und setzte ihn wohlbehalten auf dem Eise ab.

Jetzt kommt, alter Jost, sagte er, jetzt wollen wir eine Promenade machen, und uns die Kälte auslaufen. Sie, Excellenz, haben Sie nur die Güte über den See weiter zu fahren, und uns am Ufer zu erwarten. Nun vorwärts, Jost, vorwärts, wir wollen einmal Schlittschuh laufen ohne angeschnallte Schlittschuh. Faßt mich unterm Arm, und nun vorwärts!

Er faßte mit kräftiger Hand den alten Grenadier, und sprang vorwärts. Freilich strauchelte Jost, aber Arndt's mächtige Faust hielt ihn aufrecht, und stützte seine wankenden Schritte. Allmälig löste sich die Erstarrung seiner Glieder, die Füße, die vorher wie Blei so schwer gewesen, wurden gelenkiger, und folgten gewaltsam dem Willen ihres

Herrn, und bald lief und glitscherte der alte Jost ganz froh und beweglich neben Arndt her, ohne noch seines Arms zur Stütze zu bedürfen.

Jetzt hurrah, vorwärts, alter Grenadier, rief Arndt fröhlich, schaut die prächtige Eisbahn. Nun einmal einen tüchtigen Anlauf genommen, und dann dahin geschlitzt wie ein Pfeil, den man vom Bogen schießt.

Nicht so rasch, Sie Feuergeist, keuchte es hinter den Beiden, und wie Arndt sich umwandte, sah er da Herrn von Stein, mit glühend rothem Gesicht, mit keuchendem fliegendem Athem herbei eilen.*)

Aber Excellenz, welche Unbesonnenheit, rief Arndt fast entrüstet, kommen daher in der grimmigen Kälte, dazu noch ohne Pelz und ohne Pelzstiefeln. Wollen also durchaus das Podagra haben? Was soll denn aus dem preußischen Landtag, und aus der Befreiung Deutschlands werden, wenn Sie krank werden, und um des alten Sünders willen hier sich Ihre eigenen Glieder erfrieren?

Ach was, reden Sie mir jetzt keine kühle Weisheit, Sie warmer Poet, rief Stein, ich mußt' sehen, wie's Jost geht, und ob Sie ihn mir wieder lebendig gemacht haben! Es ließ mir keine Ruh in dem Affenkasten, und da ich mit dem dicken Wildschweinpelz und den Pelzstiefeln nicht auf dem Eise marschiren kann, so ließ ich sie drin. Das ist das Ganze! Und nun, alter Jost, sag Er, wie geht's? Sind die Glieder wieder aufgethaut?

Ja, Excellenz, sie sind wieder frisch und munter, sagte Jost beschämt, ich dank' Excellenz für die große Theilnahme, und dem Herrn Arndt dazu. Hätten Sie Beide sich nicht meiner erbarmt, so hätte mich der Schurke von einem Russen neben sich erfrieren lassen, als wenn ich'n Franzos', also'n Kerl von der jämmerlichen großen Armee wär', die jetzt in der Beresina begraben liegt. Ich werd's Excellenz mein Lebenlang nicht vergessen, daß Sie mir heut so viel Liebe und Güte erzeigt und mich nicht haben elendiglich umkommen lassen! Möcht' halt nie erfrieren, denn seit die Franzosen das Erfrieren gekriegt haben, wär's eine rechte Schande und beinah ein Vaterlandsverrath, wenn Unsereins auch erfrieren wollt'.

---

*) Siehe: Arndt: Erinnerungen aus meinem Leben.

Da sehen Sie nur den Patrioten an, Freund Arndt, lachte Herr von Stein. Blos um's den Franzosen nicht gleich zu thun, möcht' der alte Schelm jetzt nicht erfrieren. Er will aber mir meinen Zorn mit seinem Patriotismus abkühlen. Aber wart Er nur, Jost, Seiner wohlverdienten Ladung Schelte entgeht Er nicht, und wenn wir heut Abend im Quartier sind, werd' ich Ihn fuchteln, wie Er alter Trunkenbold es verdient. Hätt' Er nicht wieder heimlich getrunken, so wär' Er nicht eingeschlafen, und wir hätten nicht die Sorge und Noth mit Ihm gehabt.

Excellenz haben Recht, sagte Jost weinerlich, ich bin ein nichtsnutziger Kerl, und es wäre besser, Sie hätten mich umkommen lassen, ich verdien's nicht anders. Meine Beine sind noch steif, und thun jammervoll weh, und das ist mir ganz recht, und kein Mensch soll Mitleid mit mir haben, denn ich bin's nicht werth ich alter Trunkenbold.

Deine Beine thun Dir noch weh? fragte Herr von Stein ängstlich. Und Schmerzen hast auch noch, mein alter lieber Jost? Komm, wir wollen Drei mitsammen laufen, daß Dir die Beine warm werden, und die Schmerzen aufhören. Nun keine Umstände gemacht, Jost, faß' mich tapfer unter den Arm, und den Herrn Arndt auch. Hier auf dem Eise giebt's keinen Rang, und da droben im Himmel beim lieben Herrgott auch nicht. Nun kräftig angefaßt, alter Knabe, und vorwärts. Wir wollen in einem Trab bis zum Schlitten hin laufen.

Und wirklich! In Einem Trabe liefen die drei Männer über das Eis, ohne zu straucheln, und zu fallen, bis zu dem Schlitten hin. Der alte Jost hatte jetzt seine Gelenkigkeit wiedergefunden, und nachdem er die beiden Herren wieder in den Schlitten gehoben, sprang er munter und behende, wie ein junger Bursch, auf seinen Vordersitz. Dann wandte er sich um zu seinem Herrn, und mit feierlicher Miene sagte er: Excellenz, diesmal bin ich noch mit dem Leben davon gekommen, nun aber will ich mich auch bessern, und beim allmächtigen Gott sei's geschworen, in meinem Leben will ich nicht mehr Branntwein oder Wein an die Lippen bringen.

Ich nehm' Seinen Schwur an, aber jetzt thu' Er, was ich Ihm

vorher befohlen, und was Er damals nicht gehört hat, sagte Herr von Stein, sich sorgsam und erschauernd in seinen Pelz hüllend, hol' Er die Flasche Porter aus dem Futteral, und schenk Er ein.

Jost beeilte sich jetzt, dem Befehl seines Herrn zu folgen, und reichte bald dem Minister ein Weinglas dar, in welchem der dunkle Portwein gar anmuthig funkelte und duftete.

Herr von Stein leerte das Glas zur Hälfte, und reichte Arndt die andere Hälfte dar.

So, Jost, sagte er dann, jetzt schenk Er das Glas voll, und trink Er's aus, damit Ihm der Leib durchwärmt werde, und Er wieder Courage faßt!

Jost gehorchte mit großer Bereitwilligkeit, und füllte das Glas wieder mit dem dunkeln Porter, dessen Duft seine Nase begierig einsog. Hastig hob er das Glas an seine Lippen empor, auf einmal zog er es zurück. Aber ich hab' ja geschworen, keinen Wein oder Branntwein mehr zu trinken? fragte er ängstlich. Ew. Excellenz haben meinen Schwur ja angenommen?

Für dies Mal dispensir' ich Dich, sagte Herr von Stein lächelnd. Trink, alter Jost, trink! Und nun vorwärts, Kutscher, vorwärts, denn wir müssen heut noch über die Grenze!

Der Kutscher hieb wieder auf die Pferde ein und vorwärts über das spiegelglatte Eis ging's im sausenden Galopp.

Ja, wir müssen heute noch über die Grenze, wiederholte Stein ernst, müssen im preußischen Städtchen Lyck mit dem Kaiser Alexander zusammentreffen. Er ist jetzt der Hort, auf den Deutschland zu hoffen hat, seine Heere sollen uns die deutsche Freiheit wieder erobern helfen.

Sie würden's nicht thun, und Kaiser Alexander würde niemals den Entschluß gefaßt haben, den Krieg fortzusetzen, ihn bis nach Deutschland hineinzuziehen, wenn nicht der große, unerschrockene Minister von Stein ihm zur Seite gewesen, und ihm den Odem seiner Tapferkeit und Mannhaftigkeit eingeblasen hätte. —

Ja, gut war's, daß ich da war, sagte Stein gedankenvoll, daß ich den Schwarm der Franzosenbewunderer zurückdrängen und mir das Ohr des Kaisers gewinnen konnte. Diese sechs Monate, die ich

in Rußland zugebracht, sind die denkwürdigsten und inhaltschwersten meines Lebens. Welch einen Kreis von Thätigkeit, Bewegung und Ereignissen habe ich nicht in diesen sechs Monaten durchlaufen. Möge er das Glück des Vaterlandes herbeiführen! Mögen wir jetzt nach Deutschland zurückkehren, um da die Früchte zu erndten von dem Samen, den wir von Rüßland aus über Deutschland ausgestreut. Thätig und unverdrossen sind wir gewesen, Sie sowohl wie ich, und alle unsere Freunde und Gesinnungsgenossen.

Ich habe nur wenig thun und leisten können, sagte Arndt bescheiden, aber das Wenige that ich mit Begeisterung und Freude.

Wenig! Sie hätten nur wenig geleistet! rief Stein fast unmuthig. Da haben wir die jämmerliche deutsche Bescheidenheit, die uns unsern eigenen Werth niemals freudig bekennen läßt! Viel haben Sie gethan, Sie wackerer Poet der deutschen Freiheit, und Ihr herrliches Buch, „der Geist der Zeit,“ dies Buch voll Riesenkraft und erschreckensvoller Wahrheit, ist wie die Stimme des göttlichen Zorns durch ganz Deutschland geschallt, und hat die Schlafenden erweckt und die Kleinmüthigen aufgerichtet; Deutschland ist Gott sei Dank eine leselustige Nation, und Ihr Buch hat in Deutschland dem Napoleon mehr Niederlagen bereitet, als eine offene Feldschlacht. Ihr Buch hat ihn besiegt in den Gemüthern der Menschen, und hat seine Anhänger zur Flucht getrieben, und zum Schweigen verdammt!

Aber mein Buch wäre ja ohne Ew. Excellenz niemals nach Deutschland gekommen, sagte Arndt lächelnd. Es irrte ja wie ein Geächteter in der Fremde umher und konnte nirgends einen Passirschein über die Grenzen Deutschlands erhalten. Ew. Excellenz allein haben's veranstaltet, daß es neu gedruckt und heimlich nach Prag spedirt ward, von wo es Justus Gruner heimlich auf Schleichhandelwegen nach dem übrigen Deutschland einschmuggeln ließ.*) Ihnen verdanke ich es, daß die Deutschen mein Buch jetzt gelesen, und vielleicht einige heilsame Entrüstung daraus eingeathmet haben.

Und eine andere Armee, die Sie geschaffen, wird morgen mit unserm Transportschlitten uns nach Deutschland nachkommen, rief

*) Arndt: Erinnerungen aus dem äußern Leben.

Stein. Ich meine Ihren „Katechismus für den deutschen Kriegs- und Wehrmann.“ Das ist eine neue große That, die Sie gethan, das sind die Geister, die den Kampf der Völker auf Erden in der Luft fortsetzen und die Napoleon nicht besiegen kann, weil sie, mächtiger als er, seine Heere überflügeln, unsichtbar gegen ihn kämpfen, und für jeden gefallenen Soldaten unserer Armeen aus dem Volk heraus einen neuen Kämpfer für die edle und große Sache des Vaterlandes erwecken. Oh Freund, ich habe ein Gefühl eben, als ob ein heißer Sonnenstrahl in mein Herz hineinleuchtete, und Alles, was da erstarrt und hoffnungslos war, wieder zu neuem Leben erweckte. Ja, es wird Alles gut werden! Wir werden endlich das Ziel erreichen, das wir so lange erstrebt, wir werden Deutschland, will's Gott, ganz Europa von dem Ungeheuer befreien, das so lange, wie eine dunkle Wetterwolke des Unheils, über ihm hing, das wie ein höllischer Vampyr allen Völkern ihr bestes Lebensblut aussog und ihr Ehrgefühl mit Füßen trat. Mit freudigem Muth wollen wir jetzt an das große Werk der Völkerbefreiung gehen, und das heilige Feuer des Zornes soll von nun an auflodern in allen Herzen und alle Völker zur Erhebung begeistern. Erst wollen wir den Bonaparte vernichten, und wenn wir den aus Deutschland herausgebracht, dann gilt's in Deutschland selber aufzuräumen und den alten Augiasstall privilegirter Fürstenherrlichkeit und hochmüthiger Raubritter zu reinigen. Die kleinen deutschen Fürsten haben zumeist das große Unglück Deutschlands verschuldet, und die Zeit des Gerichts ist für sie gekommen. Die Herren Fürsten des deutschen Rheinbundes, diese speichelleckerischen wedelnden Vasallen Napoleons, müssen endlich ihre Strafe erhalten für ihren Verrath, den sie an Deutschland und an ihren eigenen Ländern und Völkern begangen haben. Das Lumpengesindel der deutschen Fürsten wird freilich jetzt vor dem nordischen Bundesgenossen kriechen, wie sie 1801 und 1802 vor Laforest und Mathieu Favier gekrochen haben.*) Aber der Kaiser Alexander wird hoffentlich sich nicht von ihnen bethören lassen, und nicht vergessen, daß er

---

*) Napoleons eigene Worte. Siehe: Pertz: Leben des Freiherrn von Stein. Th. III. pag. 175.

nach Deutschland gekommen ist, nicht um die Fürsten zu erheben, sondern um die Völker zu befreien.

Und wenn er's doch vergessen sollte, rief Arndt, so ist der deutsche Freiherr von Stein „allem Guten ein Grundstein, allem Bösen ein Eckstein" neben dem Kaiser, um ihn zu mahnen an seine heilige Pflicht. Sie sind es ja, der den Kaiser nach Deutschland führt, und Sie werden ihn also auch auf dem rechten Wege erhalten.

Sie sagen, ich führe den Kaiser nach Deutschland, und doch ist Er es, der mich nach Deutschland führt, sagte Stein lächelnd. Ich trage ja des Kaisers Vollmacht in der Tasche, kraft welcher ich nach Preußen gehe als der Commissarius des Kaisers, und in welcher Alexander mich ermächtigt, den Aufstand in Preußen zu organisiren, die Landwehr und den Landsturm aufzurufen, und die Kriegs- und Geldmittel zur Unterstützung des Kaisers und seiner Unternehmungen gegen die französischen Heere in Thätigkeit zu setzen.*) Es ist ein schweres und vollwichtiges Amt, das mir der Kaiser übertragen hat, und der gütige Gott möge geben, daß die preußischen Beamten und Behörden mich kräftig und gutwillig unterstützen. Ich werde mein Werk damit beginnen, daß ich die preußischen Stände in Königsberg zu einem Generallandtag zusammen berufe, um mit ihnen die Einberufung der Landwehr und des Landsturms zu berathschlagen und einen festen Entschluß zu fassen.

Und die preußischen Männer werden Alle freudig Ihrem Ruf folgen, und den festen, mannhaften Entschluß fassen, das Schwert zu erheben zur Vertheidigung des Vaterlandes, und es nicht eher wieder in die Scheide zu stecken, als bis der Dämon vernichtet, der stolze Usurpator in den Staub getreten ist. Oh nein, edler, theurer Freund, Großes ruht in Ihren Händen und groß werden Sie's zu Ende führen. Sie werden nicht allein das Unglück Deutschlands enden, sondern Sie werden ihm auch das Glück, daß es so lange entbehren mußte, das ihm seine Fürsten nicht gewähren konnten, Sie werden ihm seine Freiheit, seine Eintracht und seinen stolzen Patriotismus wiederbringen.

---

*) Siehe: Pertz III. 270.

Wir wollen die Völker gewinnen, daß sie sich als Deutsche fühlen und erheben, und ihre Fürsten zwingen, daß sie deutsche Fürsten sind, sagte Stein energisch. Wollen sie's nicht, so hat ihre letzte Stunde geschlagen und sie können sich, unbeklagt von ihren Völkern, in die Dunkelheit zurückziehen. Preußen und Oesterreich werden auf ihren wahren Vortheil hören, sie werden nicht das von Gott ihnen zum Glück ihrer Völker anvertraute Ansehen mißbrauchen wollen, um ihre Fesseln zu verstärken. Sie werden sich einmüthig erheben, und Hand in Hand mit ihren Völkern den Despoten entgegengehen. Man muß bei dem Kaiser von Oesterreich und dem König von Preußen darauf dringen, daß sie ihre Ministerien und ihre Umgebung aus Männern bilden, welche die Reinheit ihrer Grundsätze, und die Kraft ihrer Charaktere erprobt haben, daß sie die feigen und verächtlichen Menschen fortschicken, die ihrer Schwäche schmeichelten, und daß sie dadurch den Verbündeten, welche sie schützen und stützen, eine Gewähr ihres Betragens geben.*)

Preußen und Oesterreich also sollen bestehen! Aber was wird mit den übrigen deutschen Fürsten geschehen?

Sie werden gerichtet nach ihren Verdiensten, rief Stein strenge. Sie haben kein Recht, die Beibehaltung oder Wiederherstellung ihrer Oberherrlichkeit zu verlangen. Sie sind jetzt im feindlichen Stande, und im Augenblick des Eintritts der verbündeten Heere können deren Fürsten eine solche Anwendung des Eroberungsrechtes machen, wie ihr eigener Vortheil es mit sich bringt. Man muß das Loos Deutschlands nach dem wahren Vortheil des Volks und Europa's festsetzen; zu dieser Handlungsweise ist man berechtigt durch den Kriegszustand, in welchen sich der Rheinbund gesetzt hat, und durch das Eroberungsrecht, welches bei günstigem Erfolge daraus unmittelbar hervorgeht.**)

Am besten wär's, all' die kleinen Könige, Herzöge und Fürsten von Deutschland werden pensionirt, rief Arndt lebhaft, und nur Preußen und Oesterreich, nur ein nordisches und ein südliches Deutschland, getrennt in Preußen und Oesterreich, und doch geeint zum gemeinsamen, großen Vaterlande, bliebe übrig!

---

*) **) Stein's eigene Worte. Siehe Pertz III.

Sie haben Recht, sagte Stein gedankenvoll, es wäre vielleicht das Beste für die Völker Deutschlands, und nur auf diese kann es dabei ankommen. Mir sind die Dynastieen in diesem Augenblick großer Entwickelungen vollkommen gleichgültig, sie sind blos Werkzeuge! Mein Wunsch ist, daß Deutschland groß und stark werde, um seine Selbstständigkeit, Unabhängigkeit und Nationalität wieder zu erlangen, und Beides in seiner Lage zwischen Frankreich und Rußland zu behaupten, das ist das Interesse der Nation und ganz Europa's; es kann auf dem Wege alter verfallener und verfaulter Formen nicht erhalten werden. Dies hieße das System einer militairischen künstlichen Grenze auf den Ruinen der alten Ritterburgen und den mit Mauern und Thürmen befestigten Städten gründen wollen, und die Ideen Vauban's, Cöhorn's und Montalembert's verwerfen.*) Auf neuen Grundlagen muß Neues geschaffen werden, und mir soll es ganz recht sein, wenn das neue Deutschland Oesterreich und Preußen als seine Grenzmauern betrachten will, vorausgesetzt, daß diese Beiden ein festes und dauerhaftes Fundament sein können.

Sie werden's sein, Excellenz, wenn man sie verstärkt durch die Länder der kleinen Könige und Fürsten, die freilich ein schauerliches Zetergeschrei erheben würden, wenn man sie ihrer Herrlichkeit berauben wollte. —

Man muß sie eben schreien lassen, ohne dadurch gestört zu werden, sagte Stein ruhig. Nimmt man die Theilung Deutschlands unter Oesterreich und Preußen mit Beihaltung einiger umschlossenen Länder an, so müssen Baiern, Würtemberg und Baden auf die Gebiete und Würden, welche sie vor 1802 besessen, beschränkt, in das Verhältniß großer Vasallen zu Oesterreich gesetzt werden, und das Recht der Bündnisse und Gesandtschaften verlieren; aus den übrigen würde ein Königreich Süddeutschland's unter österreichischer Herrschaft gebildet und dieses eine Verfassung erhalten, da die wesentlichsten Bestandtheile dieses Landes seit unvordenklichen Zeiten einen Grad von Freiheit genossen haben, deren Verlust ihnen eine autokratische Regie-

---

*) Stein's eigene Worte. Siehe: Pertz: Leben des Freiherrn von Stein. III. pag. 226.

rung, selbst methodisch eingerichtete, äußerst unangenehm machen würde.*)

Und Norddeutschland? fragte Arndt lebhaft. Was sollte aus Norddeutschland werden?

Norddeutschland müßte als ein verfassungsmäßiges, das heißt constitutionelles Königreich eingerichtet werden; Hannover, Hessen, Braunschweig, Oldenburg würden große Vasallen, von Preußen abhängig, aber nicht dessen Bestandtheile. Deutschlands Grenzen müssen sein: die Maas, das Luxemburgische, die Mosel, die Vogesen und die Schweiz. Der Lauf des Rheins als Grenze würde Deutschland des Gebrauchs dieses Stroms berauben, und ließe Mainz, welches ein Angriffspunkt ist, in Feindeshand. Die Schweiz müßte sich in ein Bundesverhältniß mit Oesterreich setzen.**)

Oh, warum haben wir keinen Kaiser von Deutschland, seufzte Arndt. Warum schreitet nicht der große deutsche Kaiser Friedrich Barbarossa aus seinem Felsen hervor und macht ganz Deutschland wieder zu Einem Reich, zu Einer Macht, dann wär's auch eine einige Herrlichkeit. Dann schriee der Eine nicht nach seinem Oesterreich, der Andere nicht nach seinem Preußen, dann gäb's keine Hessen und keine Würtemberger, keine Sachsen und Hannoveraner mehr, dann hätten wir nur noch Deutsche, nur Eine große Nation, die ganz Europa Ehrfurcht und Schrecken einflößte. Oh, lieber mächtiger großer Stein, helfen Sie zu dem großen Werk, thun Sie das Ihre, daß wir ein einiges Deutschland, kein Süddeutsches und kein Norddeutsches Königreich, sondern ein deutsches Kaiserreich wieder bekommen. Oh, seien sie jetzt kein Preuße, lieber großer Stein, sondern ein Deutscher allein.

Ich bin kein Preuße, rief Stein mächtig, ich habe nur Ein Vaterland, das heißt Deutschland, und da ich nach alter Verfassung nur ihm und keinem besondern Theil desselben angehörte, so bin ich auch nur ihm und nicht einem Theil desselben von ganzem Herzen ergeben. Ich denke wie Sie, und mein Glaubensbekenntniß ist: Einheit! Ist diese nicht gleich möglich, dann ein Auskunftsmittel, ein

---

*) **) Stein's eigene Worte. Siehe: Pertz: Leben Stein's. III. pag. 202.

Uebergang. Ich capricire mich nicht darauf, daß Preußen an der Spitze stehe. Setzen wir an die Stelle Preußens, was Sie wollen, lösen wir es auf, verstärken wir Oesterreich mit Schlesien und der Kurmark und dem nördlichen Deutschland, reduciren wir Baiern, Würtemberg und Baden als die von Rußland begünstigten auf das Verhältniß vor 1802. Machen wir Oesterreich zum Herrn von Deutschland! Ich wünsche es; es ist gut, wenn es ausführbar ist. Nur denken wir nicht an die alten Montagues und Capulets, und an die Zierden alter Rittersäle. Wenn sich der blutige Kampf, den Deutschland zwanzig Jahre lang unglücklich bestanden, und zu dem es jetzt wieder aufgefordert wird, mit einem Possenspiel endigen soll, so mag ich wenigstens nicht daran Theil nehmen, sondern werde dann freudig und eilig in das Privatleben zurückkehren. *)

Der große Gott da droben möge solch' Unheil verhüten, rief Arndt feierlich. Er gebe den deutschen Völkern die rechte Energie und Vaterlandsliebe, er gebe den deutschen Fürsten die rechte Demuth und Opferfreudigkeit, und öffne ihre Ohren, daß sie hören und verstehen, was ihnen der edle Mund des besten deutschen Mannes, des edlen Herrn von Stein, verkündet! Ich denk' zuweilen, Herr, die große Germania selber ist Ihre Mutter gewesen, hat Sie genährt an ihren heiligen Brüsten, hat Ihnen eingeflößt von dem echten Urstoff der Germanen, daß Sie straff und fest, sonder Menschenfurcht und Scheu, nur demüthig vor Gott und Ihrem eigenen Gewissen dastehen sollen, unbeirrt und unwandelbar zu kämpfen für das Erbe Ihrer großen herrlichen Mutter Germania ! —

Poet, Poet, hüten Sie Sich! rief Stein lachend. Wollen mir in Ihrer Verzückung meinen Vater gar verdächtigen und mir einen Balken in mein Wappen bringen. Nein, nein, ich lasse mir meine liebe, wirkliche Mutter, die geborne Freiin, nicht abdisputiren, aber sie war eine tapfere, hochherzige, echte, deutsche Frau, und die Liebe zum deutschen Vaterland habe ich schon mit der Muttermilch eingesogen. Auch — aber was hält Er denn auf einmal an, Kutscher, und was giebt's denn da?

---

*) Stein's eigene Worte. Siehe: Pertz III. pag. 226.

Was es giebt, Excellenz? schrie der alte Jost. Schauen's da hin, liebe Herren, schauen's die hohen zwei Stangen da mit den Adlern oben drauf. Das sind die Grenzpfähle von Russisch-Polen und Preußen. Da, bei dem Pfahl da, fängt Deutschland an! Hurrah! es lebe Deutschland!

Und der alte Jost schwenkte laut jubelnd seine Militairmütze empor, und schrie und brüllte immer wieder: Hurrah! Es lebe Deutschland!

Sehen Sie, Freund, rief Stein freudig, da haben Sie gleich den ersten Mustermenschen eines einigen Deutschen. Er hat's zu dieser Stunde vergessen, daß er ein Oesterreicher ist, und daß da drüben Preußens Grenzen sind. Er fühlt nur, daß da drüben die Grenzen Deutschlands sind, und das deutsche Herz geht ihm auf, und dem großen, gemeinsamen Vaterlande schreit er seinen deutschen Liebesgruß entgegen!

Und ich muß es auch thun, rief Arndt, aus dem Schlitten springend, ich muß mir das liebe, theure Deutschland anschauen, und aus voller Seele rufe ich mit Jost: Hurrah, es lebe Deutschland!

Hurrah, es lebe Deutschland! rief Stein, ganz unwillkürlich in den Jubelruf miteinstimmend. Er hatte sich von seinem Sitz erhoben, und seine scharfen, blitzenden Adleraugen schauten lange hinüber nach dem Grenzpfahl, dann hoben sie sich langsam empor zum Himmel, dann falteten sich wie von selbst seine Hände ineinander und seine Lippen bewegten sich zu Worten, die Niemand hörte und verstand, Niemand, als Gott allein!

Neben dem Schlitten stand Arndt, andächtig und still schaute er zu seinem Freunde empor, und eine Thräne innigster Rührung, heiligster Freude umdüsterte seine hellen Augen.

Es ist doch etwas Großes und Schönes um die Liebe zum Vaterland, sagte Arndt nach einer langen Pause. Nicht der erste Kuß der Geliebten hat mich so glücklich gemacht, wie heute das Anschauen der Grenzen unseres Vaterlandes!

Und das will ein Poet sein, rief Stein, seine eigene Rührung unter einem ärgerlichen Ton verbergend. Das will ein Poet sein und

spricht die gewöhnlichste Prosa ganz wie unser Eins. Mensch, wenn jetzt der Anblick Deutschlands Sie nicht zu einem Lied begeistert, so ist Ihre Poesie nicht einen Pfifferling werth und ich glaube nicht mehr an Sie. Wenn die Begeisterung jetzt nicht wie an einem Pfingsttage Ihre Zunge lös't und Ihnen Wort und Reim giebt, dann sind Sie kein deutscher Dichter und Reimschmied. Also, frisch ein Lied auf das liebe Deutschland gesungen, wenn ich noch an Sie glauben soll.

Ich hab' wohl ein Lied auf der Zunge, sagte Arndt lächelnd. Vorhin, als Sie von den verschiedenen deutschen Ländern sprachen, und wie nothwendig es sei, daß sie Alle untergingen im großen deutschen Vaterland, da ist mir ein Lied in der Seele emporgewachsen, ein richtig deutsches Lied, und ich will's Ihnen jetzt singen, so gut ich's kann nach eigener Melodie, wenn's auch noch nicht ganz fertig ist und ich noch nicht alle lieben deutschen Länder untergebracht habe.

Und mit lauter, mächtiger Stimme begann Arndt zu singen:

Was ist des Deutschen Vaterland?
Ist's Preußenland? Ist's Schwabenland?
Ist's, wo am Rhein die Rebe blüht?
Ist's, wo am Belt die Möwe zieht?
  Ach nein, nein, nein!
  Sein Vaterland muß größer sein!

Was ist des Deutschen Vaterland?
Ist's Pommerland? Westphalenland?
Ist's, wo der Sand der Dünen weht?
Ist's, wo die Donau brausend geht?
  Ach nein, nein, nein!
  Sein Vaterland muß größer sein!

Was ist des Deutschen Vaterland?
So nenne mir das große Land!
Gewiß, es ist das Oesterreich,
An Ehren und an Siegen reich?
  Ach nein, nein, nein!
  Sein Vaterland muß größer sein!

Was ist des Deutschen Vaterland?
So nenne endlich mir das Land!

So weit die deutsche Zunge klingt,
Und Gott im Himmel Lieder singt!
Das soll es sein!
Das, wackerer Deutscher, nenne Dein!

Das ist des Deutschen Vaterland,
Wo Zorn vertilgt den welschen Tand,
Wo jeder Franzmann heißet Feind,
Wo jeder Deutsche heißet Freund!
Das soll es sein,
Das ganze Deutschland soll es sein!

Noch einmal den letzten Vers, rief Stein eifrig, als Arndt eben hochathmend einen Moment inne hielt. Noch einmal! Ich singe ihn mit, und die letzte Strophe wiederholen wir im Chorus, hört Er, alter Jost?

Und mit einer Stimme, welche den heranbrausenden Sturmwind übertönte, sang Stein, von Arndt accompagnirt:

Das ist des Deutschen Vaterland,
Wo Zorn vertilgt den welschen Tand,
Wo jeder Franzmann heißet Feind,
Wo jeder Deutsche heißet Freund!

Und nun mischte der alte Jost seine Stimme hinzu und alle Drei schmetterten fröhlich in die Welt hinein:

Das soll es sein,
Das ganze Deutschland soll es sein!

Dann, fortgerissen von seiner Begeisterung, mit leuchtendem Angesicht, mit strahlenden Augen, die gefaltenen Hände zum Himmel emporhebend, sang Arndt:

Das ganze Deutschland soll es sein!
Oh Gott vom Himmel schau darein!
Und gieb uns rechten deutschen Muth,
Das wir es lieben, treu und gut!
Das soll es sein,
Das ganze Deutschland soll es sein!

Auch Stein hatte sein Haupt entblößt und den Blick zum Himmel emporgewandt. Auch sein Antlitz strahlte, und noch, als Arndt schon geendet, bewegten sich seine Lippen leise im stillen Gebet.

Jetzt rasch in den Schlitten, Freund, sagte er dann nach einer Pause, rasch, denn wir müssen uns eilen! Deutschland erwartet uns, und will's Gott, bringen wir ihm die Freiheit und das Glück! Vorwärts! Vorwärts nach Deutschland!

---

Auch Stern hatte sein Haupt entblößt und den Blick zum Himmel emporgewandt. Auch sein Antlitz strahlte, und noch, als Ernst schon geendet, bewegten sich seine Lippen leise im stillen Gebet.

Jetzt rasch in den Schlitten, Freunde, sagte er dann nach einer Weile, rasch, denn wir müssen uns eilen! Deutschland erwartet uns, und will's Gott, bringen wir ihm die Freiheit und das Glück! Vorwärts! Vorwärts nach Deutschland!

## Viertes Buch.

# Das Jahr 1813 in Wien.

## III.

## Judas Ischarioth.

Ich will Verzeihung, Hoheit, rief Roschmann, mit glühendem Antlitz in das Cabinet des Erzherzogs Johann eintretend, Verzeihung, daß ich es wage, so unangemeldet hier einzutreten. Aber ich bringe wundervolle Nachrichten! Hier, Hoheit, die Blätter, die ich so eben in meiner geheimen Druckerei zu Traiskirchen habe drucken lassen, und die jetzt schon in tausenden von Exemplaren von unseren Freunden in Wien verbreitet werden! Lesen Sie, Hoheit, oh lesen Sie!

Johann nahm das dargereichte Blatt, und wie er es anschaute, flog ein Schimmer von Röthe über sein bleiches, vergrämtes Angesicht. „Die große Armee existirt nicht mehr, rief er freudig. Napoleon selber hat sie aufgegeben und ist von ihr entwichen. Heimlich, wie ein Verbrecher, ist er durch Deutschland geflohen, aber seine Armee folgt ihm nicht mehr nach Frankreich. Diejenigen, welche nicht erfroren sind oder krank in den Spitälern von Wilna liegen, sind in russische Gefangenschaft gerathen. Die große Armee existirt nicht mehr!"

Wehe den Armeen, welche untergehen mußten, rief Johann innig, aber wohl uns, daß sie untergegangen sind.

Hier, Hoheit, hier ein anderes Blatt! sagte Roschmann. Lesen Sie auch dies!

Wie der Erzherzog die Blicke auf dieses zweite ihm dargereichte Papier heftete, stieß er einen Freudenschrei aus. Wie? rief er hastig, General York, der Anführer der preußischen Truppen, ist von Napoleon abgefallen und hat sich mit den Russen verbunden? Ist das wahr, Roschmann, ist das keine müßige Erfindung?

Nein, Hoheit, es ist wahr. Ein Courier, der Tag und Nacht geritten, hat vor einer Stunde der Herzogin von Accerenza diese Nachrichten vom General von Witgenstein, dem russischen Heerführer, selber

gebracht. Diese Nachrichten sind ebenso wahr, als die folgenden. Lesen Sie nur weiter, Hoheit!

Johann schaute wieder auf das Blatt und las: das ganze russische Heer ist auf dem Wege nach Deutschland, und der Kaiser Alexander befindet sich an der Spitze seines Heeres. Der König von Preußen aber ist nach Breslau gegangen, man erwartet schon in den nächsten Tagen seine feierliche Kriegserklärung an Frankreich, seine öffentliche Vereinigung mit Alexander, der wahrscheinlich sich nach Breslau zur mündlichen Besprechung mit dem König Friedrich Wilhelm begeben wird. Auch der Minister von Stein hat Rußland verlassen, und ist nach Deutschland gegangen, um dem deutschen Volk mit seiner tapfern Unerschrockenheit, den Fürsten mit seinen weisen Rathschlägen, zur Seite zu stehen.

Oh, mein Gott, mein Gott, rief Johann freudig, die Stunde der Erlösung ist also gekommen, die Stunde der rächenden Strafe! Das kleinmüthige, verzagte Preußen erhebt sich aus seiner Schmach, und steht auf zum Vergeltungskampf. Das Gottesgericht in Rußland hat ihm das Herz mit Muth und Zuversicht erfüllt. Preußen steht auf, und wir?

Auch wir müssen aufstehen, auch wir müssen handeln, rief Roschmann feurig. Jetzt oder nie! Jetzt ist die Zeit gekommen, wo Alles gewagt werden muß, um Alles zu gewinnen. Man muß Metternich zwingen, zurückzutreten, oder sich auf die Seite Deutschlands und Preußens zu stellen. Und dies zu thun, liegt in der Hand Eurer Hoheit. Sie haben die öffentliche Meinung, die Liebe des Volks für sich! Lassen Sie Ihre Stimme ertönen, rufen Sie die tapfern Männer Oesterreichs zum Kampf auf wider den verhaßten Tyrannen!

Das wäre Rebellion, sagte Johann, Rebellion gegen meinen Kaiser, meinen Bruder!

Nein, Hoheit, nur Rebellion gegen Metternich, gegen den schlechten Rathgeber des Kaisers, der ihn die Stimme seines Volks nicht hören läßt, der ihn täuscht über die Wünsche seiner Unterthanen, der ihn ängstigt mit der Idee, Oesterreich sei nicht im Stande, der Macht Frankreichs zu widerstehen. Zwingen Sie den Kaiser von dieser Idee abzugehen, zwingen Sie ihn durch eine Erhebung des Volkes! Gehen

Sie nach Tyrol, Hoheit, die tapfern Männer erwarten nur noch ihren geliebten Erzherzog, ihren Herrn des Gebirges, um die Revolution ausbrechen zu lassen, um sich zu erheben, und den Kampf auf's Neue zu beginnen. Gehen Sie nach Tyrol, Hoheit, lassen Sie den Aufstand zugleich in Tyrol, in Illyrien und Kärnthen, wo Graf Nugent Alles vorbereitet hat, ausbrechen, und machen Sie Oesterreich damit ein weiteres Einvernehmen mit Frankreich unmöglich. Reißen Sie es zu seinem Heil in den Strudel der Revolution hinein! Oh, ich beschwöre Ew. Hoheit, gehen Sie nach Tyrol!

Nein, es ist noch nicht an der Zeit, sagte Johann gedankenvoll. Es ist das letzte, das gefährlichste Mittel, und ehe wir das wagen dürfen, müssen wir erst alles Andere versucht haben. Ich sage nicht, daß es nicht zu diesem Aeußersten kommen kann, aber es ist meine Pflicht, in Geduld und Treue auszuharren bis an's Ende. Warten wir also, was die großen Nachrichten, welche wie die Boten eines neuen Tages von Rußland daher geflattert sind, auf das Herz des Kaisers und seiner Unterthanen wirken werden. Warten wir, ob der Kaiser nicht aus eigenem hochsinnigen Entschluß dem unnatürlichen Bunde entsagt, und sein Volk ruft zum Kampf wider den Tyrannen, der Oesterreich und Deutschland bis hierher in schmachvollen Fesseln gehalten! Warten wir, ob Metternich nicht der besseren Ueberzeugung, der Gewalt der Umstände wird weichen und dem edeln Grafen Stadion den Platz wird räumen müssen! Wenn dies aber nicht der Fall ist, wenn der Ruf von ganz Oesterreich vergebens an sein Ohr dringt, wenn er den frechen Muth hat, jetzt noch den Kaiser zu überreden, bei seinem unseligen Bündniß mit Frankreich zu verharren, dann ist es Zeit zu dem Aeußersten zu schreiten, dann werde ich selber der Erste sein, der die Tyroler aufruft zur Empörung, dann werde ich zu ihnen eilen, um mich an die Spitze ihrer Revolution zu stellen! Aber wie gesagt, erst müssen alle Mittel erschöpft sein, erst müssen wir die Ueberzeugung erlangt haben, daß es kein anderes Mittel giebt, Oesterreich zu dem heiligen Kampf zu führen, kein anderes Mittel, als den Zwang! Ich gehe noch heute zur Kaiserin Ludovica, um sie zu beschwören, noch einmal die Macht ihrer Beredtsamkeit zu versuchen. Möge Gott ihren Worten Kraft geben.

Und was, Hoheit, soll ich Ihren Getreuen in Tyrol sagen? fragte Herr von Roschmann dringend. Es sind heute Morgen auf's Neue Abgesandte bei mir angelangt, sie begehren dringend ihren lieben Erzherzog Hannes selber zu sprechen, sie wollen ihm selber die Noth und den Jammer ihres Landes an das Herz legen, sie wollen im Namen Tyrols Ew. Hoheit beschwören, zu ihnen zu kommen als ihr Befreier und Erlöser. Ach Hoheit, welch eine Kraft des Glaubens, der Treue und Zuversicht ist in den Gemüthern dieser edlen Söhne der Natur! Sie vertrauen noch immer auf das Wort, das Ew. Hoheit ihnen vor Jahren gegeben, auf das Wort: daß Ew. Hoheit mit und für Tyrol so lange kämpfen wollten, bis Tyrol wieder frei, bis es wieder Oesterreichisch geworden, und seine alten Freiheiten und seine alte Verfassung wieder erlangt habe. Sie sagen: „jetzt ist der Tag gekommen, an welchem der Erzherzog sein feierlich gegebenes Wort einlösen, wo er zu uns kommen wird, um sich an unsere Spitze zu stellen.“ Die Boten, welche Tyrol hieher gesandt, sind freilich nur arme ungebildete Bauern, aber es sind Männer, welche bereit sind, ihr Blut und Leben für das Vaterland hinzugeben, welche ihre Freiheit wagen, indem sie hieher kommen, welche die Arbeit, die sie ernährt, freudig hingeben, und Hunger und Elend ertragen, um sich den Dienst des Vaterlandes zu weihen.

Oh wann, wann wird der Tag kommen, wo ich ihnen vergelten kann! rief Johann tiefbewegt. Wann wird ihre Treue, ihre Standhaftigkeit und Geduld belohnt werden?

Gehen Sie nach Tyrol, Hoheit, und sie sind belohnt.

Ich wiederhole es Ihnen: warten wir! Vielleicht giebt es Gott, daß es der Kaiser ist, welcher mich nach Tyrol sendet, daß ich meine Pflichten gegen ihn, wie gegen Tyrol erfüllen kann! Bringen Sie den Boten aus Tyrol meine Grüße, sagen Sie ihnen, sie sollen es machen wie ich: sie sollen ausharren in Geduld und Treue! Sie sollen sich aber bereit halten zum Kampf, denn die Stunde desselben wird und muß bald schlagen. Und damit die Getreuen, welche ihre Arbeit verlassen haben, um hieher zu kommen, damit sie nicht darben, und Hunger leiden, bringen Sie ihnen dies! Sagen Sie ihnen, es sei der Zehrpfennig für ihre Rückreise!

Er nahm aus seiner Chatoulle eine Hand voll Goldstücke und reichte sie Herrn von Roschmann dar, welcher sie mit Worten innigen Dankes in Empfang nahm.

Und jetzt bitte ich Ew. Hoheit, mich verabschieden zu dürfen, sagte er. Ich will den Tyrolern sogleich die Botschaft und das Geld bringen. Ich habe Sie in meinem Hause versteckt, um sie den Augen der Polizei zu entziehen, welche jetzt wachsamer und mißtrauischer ist als je. Graf Metternich hat dem Polizeipräsidenten von Hager den Befehl gegeben, alle nach Wien kommenden Fremden streng zu überwachen, und alle diejenigen, welche zu den sogenannten deutschen Patrioten gehörten, sogleich zu arretiren. Ich zittere für meine armen Tyroler und sie müssen sogleich den Rückmarsch antreten.

Er verneigte sich vor Johann und eilte der Thür zu, dann auf einmal wandte er sich um und näherte sich wieder dem Erzherzog.

Hoheit, sagte er fast verlegen, über den Angelegenheiten des Vaterlandes habe ich die eigenen ganz vergessen. Ich kam hieher, um Ew. Hoheit eine Bitte vorzutragen. Meine Tochter Camilla —

Was ist's mit Camilla? fragte Johann lebhaft. Ich habe sie seit acht Tagen nicht gesehen! So oft ich zu Ihnen gekommen bin, hat sie sich verleugnen lassen. —

Das ist ganz natürlich, Hoheit, sagte Roschmann lächelnd. Sie wollte Ew. Hoheit nicht ihre verweinten Augen sehen lassen.

Wie? rief Johann erschrocken. Sie hat geweint?

Ja, Hoheit, sie hat geweint und sie weint noch. Der Grund davon ist: Sie ist ein eigensinniges Mädchen, das nur der Schwärmerei, nicht der Vernunft Gehör geben will und gerade deshalb wende ich mich an Ew. Hoheit und erflehe mir Ihren Beistand. Camilla's Cousin, der Graf von Steinach, der Camilla lange schon liebt, ist nach Wien gekommen, um feierlich und mit der Einwilligung seiner Eltern bei mir um die Hand meiner Tochter zu werben. Ich habe ihm meine Einwilligung mit Freuden gegeben, denn der Graf ist eine sehr glänzende Partie, er ist jung, immense reich und gut, und liebt Camilla leidenschaftlich.

Und Camilla? fragte Johann lebhaft.

Camilla weigert sich!

Oh, sie weigert sich! rief Johann mit innigem, frohlockendem Ton, und ein Ausdruck der Freude flog über sein Antlitz hin.

Roschmann schien das nicht zu bemerken. Ja, sie weigert sich, sagte er ärgerlich, unter allerlei nichtigen, echt mädchenhaften Vorwänden schlägt sie die Hand des reichen Grafen aus. Sie will sich niemals vermählen, behauptet sie, auch sei sie noch viel zu jung, um schon an eine Verbindung denken zu können, und wenn ich mit allen Gründen der Vernunft ihr diese Einwände bekämpft habe, dann erklärt sie, sie habe mit Elise Wallner und einigen andern Tyrolerinnen das feierliche Gelübde gethan, sich nicht eher zu vermählen, als bis Tyrol von der Fremdherrschaft erlöst, bis es wieder frei, und bis der Erzherzog Johann als Sieger und Herr in Tyrol eingezogen sei. Aber diese Vermählung Camilla's mit dem Grafen Steinach ist mein innigster Wunsch, und ich kann diese romantischen Mädchenlaunen daher nicht als entscheidende Gründe anerkennen. Der junge Graf ist wie gesagt ein guter Mensch, er wirbt um Camilla mit der Einwilligung seiner Eltern, er ist sehr reich, und hat bedeutende Besitzungen in Tyrol. Ew. Hoheit wissen, daß Camilla eine glühende Schwärmerin für Tyrol ist, und sicher wäre es, abgesehen von allem Uebrigen, ein großer Gewinn für die Sache Tyrols, wenn gerade jetzt an die Spitze so bedeutender Güter eine so begeisterte Patriotin kommt, wie es Camilla ist. Deshalb als Vater und als Tyroler möchte ich Ew. Hoheit beschwören, daß Sie es gnädigst übernehmen wollen, meine Tochter zu vermögen, daß sie die Hand des Grafen annimmt.

Ich? fragte Johann überrascht. Ich sollte Camilla vermögen sich zu vermählen?

Ja, Sire, wenn Ew. Hoheit mir, Ihrem treusten und ergebensten Diener, diese Gnade erzeigen wollen. Ew. Hoheit allein wären es im Stande, Camilla's Eigensinn zu brechen und bei ihr der Stimme der Vernunft Eingang zu verschaffen, denn Ew. Hoheit sind für sie, wie für alle Tyrolerinnen, das Ideal, an das sie glauben, auf das sie hoffen, und dem sie sich willenlos unterwerfen.

Oh, ich glaube, Sie irren, sagte Johann lächelnd. Camilla ist

eine zu klare freie Seele, ein zu stolzes Herz, um von solchen falschen Idealen sich beugen zu lassen. Sie ist seit einiger Zeit scheu und zurückhaltend gegen mich, sie vermeidet es mir zu begegnen, und wenn sie mir nicht ausweichen kann, muß ich an ihrem ernsten, strengen Wesen, an ihren einsylbigen Antworten erkennen, daß ich ihr lästig bin. Vielleicht hat sie, als sie noch in den Bergen Tyrols war, sich von der Begeisterung und Liebe, welche die guten Tyroler für mich hegen, mit hinreißen lassen, und mein armes Bild mit den Schwärmereien ihrer Träume verklärt. Jetzt aber, da sie mich wieder öfter sieht, jetzt gleiche ich nicht mehr dem Ideal ihrer Mädchenphantasieen, und sie sieht ein, daß der geträumte Held und Befreier nur ein armer vielgeplagter Mensch ist, der in den Ketten der Abhängigkeit und der Pflichten schmachtet, und sich nicht von ihnen frei machen kann. Nein, nein, mein Freund, Sie irren! Mein Wort wird nicht die Kraft haben, Camilla's Willen zu beherrschen.

Haben Ew. Hoheit nur die Gnade, es zu versuchen, bat Roschmann dringend. Es ist meine letzte Hoffnung, mein letzter Versuch, Hoheit. Ja, ich will Ew. Hoheit die Wahrheit gestehen, ich habe meiner Tochter gesagt, Ew. Hoheit wünschten gleich mir, daß sie sich dem Grafen vermähle, und nach Tyrol gehe, um dort für die Sache der Freiheit zu wirken.

Und was hat Camilla geantwortet?

Sie sagte: nun wohl, mein Vater, wenn das wahr ist, wenn der Erzherzog selber mir sagt, daß er es wünscht, daß ich *seinen* Plänen damit förderlich bin, dann werde ich gehorchen, dann werde ich mich dem Grafen Steinach vermählen. Aber aus des Erzherzogs eigenem Munde muß ich es hören, sonst glaube ich es nicht.

Seltsam, murmelte Johann, sie will gehorchen, wenn ich es wünsche. Sie — Nun wohl, sagte er dann laut, ich will Ihren Wunsch erfüllen, ich will mit Camilla sprechen, ich will hören, was sie für Gründe gegen den Grafen anführt, ich will versuchen, sie, wie Sie sagen, die Stimme der Vernunft hören zu lassen. Aber ich kann Ihnen nicht versprechen, daß dies zu einem günstigen Resultat führen wird, und wenn ich wirklich Einfluß auf die Entschlüsse des jungen Mädchens haben könnte, so dürfte ich denselben nicht miß=

brauchen, um sie zu einer Verbindung zu bereden, welche ihrem Herzen widersteht.

Ich begehre ja nicht, daß Ew. Hoheit sich herablassen, Camilla zu überreden, ich bitte nur, daß Ew. Hoheit mit ihr sprechen, daß Sie ihr gnädigst sagen, es scheine Ihnen wünschenswerth, daß sie sich nach Tyrol vermähle, und daß der Graf Steinach eine durchaus passende und angemessene Partie sei.

Ich kann das nicht sagen, denn ich kenne den Grafen nicht, rief Johann lebhaft.

Aber Ew. Hoheit sind der Freund seiner Mutter, und die Gräfin wünscht eben so sehr, wie ich selber, die Verbindung unserer Kinder.

Ich wiederhole es Ihnen, ich werde mit Camilla sprechen, sagte Johann gedankenvoll. Gleich jetzt werde ich zu ihr gehen! Sagen Sie ihr aber nichts von meinem Kommen. Unangemeldet will ich zu ihr eintreten, ganz ohne Ceremoniell, nur wie ein Freund ihres Vaters und ihrer Selbst!

---

## IV.

## Das Geständniß.

Camilla befand sich allein in ihrem Gemach. Sie saß vor ihrem Schreibtisch, der, umgeben von den herrlichsten tropischen Gewächsen, in der tiefen Nische des Fensters stand. Die Feder, mit der sie geschrieben, ruhte jetzt müßig in ihrer Hand; das Haupt zurückgeneigt an die Lehne ihres reichgeschnitzten alterthümlichen Stuhls, starrte sie zum Himmel empor.

Thränen standen in ihren großen schwarzen Augen, und ihr Antlitz war bleich, ihre Lippen zitterten, und schwere Seufzer hoben ihren Busen. Auf einmal richtete sie sich heftig aus ihrer ruhenden Stellung empor, und die Feder bei Seite werfend, griff sie hastig nach dem halbbeschriebenen Papier, das vor ihr lag.

Nein, murmelte sie vor sich hin, nein, ich will diesen Brief nicht zu Ende schreiben, nein, auch Elise Wallner nicht darf mein unseliges Geheimniß kennen. Wir haben uns geschworen, kein Geheimniß vor einander zu haben, aber ich muß meinem Schwur ungetreu werden. Es giebt Geheimnisse, die nur Gott kennen darf, und die entweiht werden, wenn das Menschenohr sie vernimmt. Nein, ich werde diesen Brief nicht abschicken, und Gott allein soll wissen, was ich da geschrieben habe.

Mit einer heftigen Bewegung riß sie das Papier auseinander, zerriß es in immer kleinere Stücke, und warf diese Stücke wie Schneeflocken um sich her.

Oh, ich wollte, ich könnte wie dieses Papier auch mein eigen Herz zerreißen, flüsterte sie, ich wollte, ich könnte vor mir selber mein Geheimniß verhüllen, wie ich es vor Andern thue! Aber die Gedanken, die Gedanken gehen mit mir, wohin ich auch gehe, und der Schmerz bohrt in meinem Herzen ewig, immerdar! Oh, warum bin ich hierher gekommen! Warum bin ich nicht in Tyrol, meinem lieben, schönen Tyrol, bei meiner geliebten Tante geblieben? Und konnte ich's denn? fragte sie sich selber weiter. Ich floh vor einer Liebe, die ich nicht erwiedern konnte, nicht erwiedern durfte. Und dennoch ist sie mir hierher nachgefolgt, und vielleicht wär's besser, ich gäbe den Kampf auf, ich nähme diese Liebe an als mein Verhängniß, und rettete mich zu ihr vor meinem eigenen Herzen. Oh Gott, mein Gott, gieb mir doch die Kraft, mich selber zu überwinden, stärke mein Herz, daß es entsagt und sich unterwirft, daß es —

Sie schwieg und sprang heftig empor. Ein Zittern durchflog ihre ganze Gestalt, eine Purpurröthe schoß einen Moment über ihr Antlitz hin und machte dann einer tödtlichen Bläße Platz; das Haupt vorwärts geneigt, die großen Augen fest auf die Thür geheftet, die Hand auf das Herz gepreßt, als wolle sie sein heftiges Pochen besänftigen, stand sie lauschend, athemlos da! Sie hatte da draußen den Ton einer Stimme gehört, welche nicht die ihres Vaters gewesen, und diese Stimme — da, jetzt hörte sie rasche Schritte den Corridor herauf kommen, der zu ihrer Thür führte, sie kommen näher und näher, jetzt —

Camilla sprang nach der Thür hin, sie streckte die Hand aus, um sie zu verriegeln, aber zu spät! Die Thür öffnete sich, Erzherzog Johann trat herein, und mit einem Schrei schwankte Camilla vorwärts.

Er ließ einen Moment seine Augen mit einem forschenden Ausdruck auf ihr ruhen, dann drückte er leise die Thür hinter sich zu und näherte sich ihr.

Weshalb erschrecken Sie vor mir? fragte er freundlich.

Die hohe Ehre, stammelte sie ganz verwirrt, ich konnte nicht ahnen, daß Ew. Hoheit mir die Gnade erzeigen wollten, und —

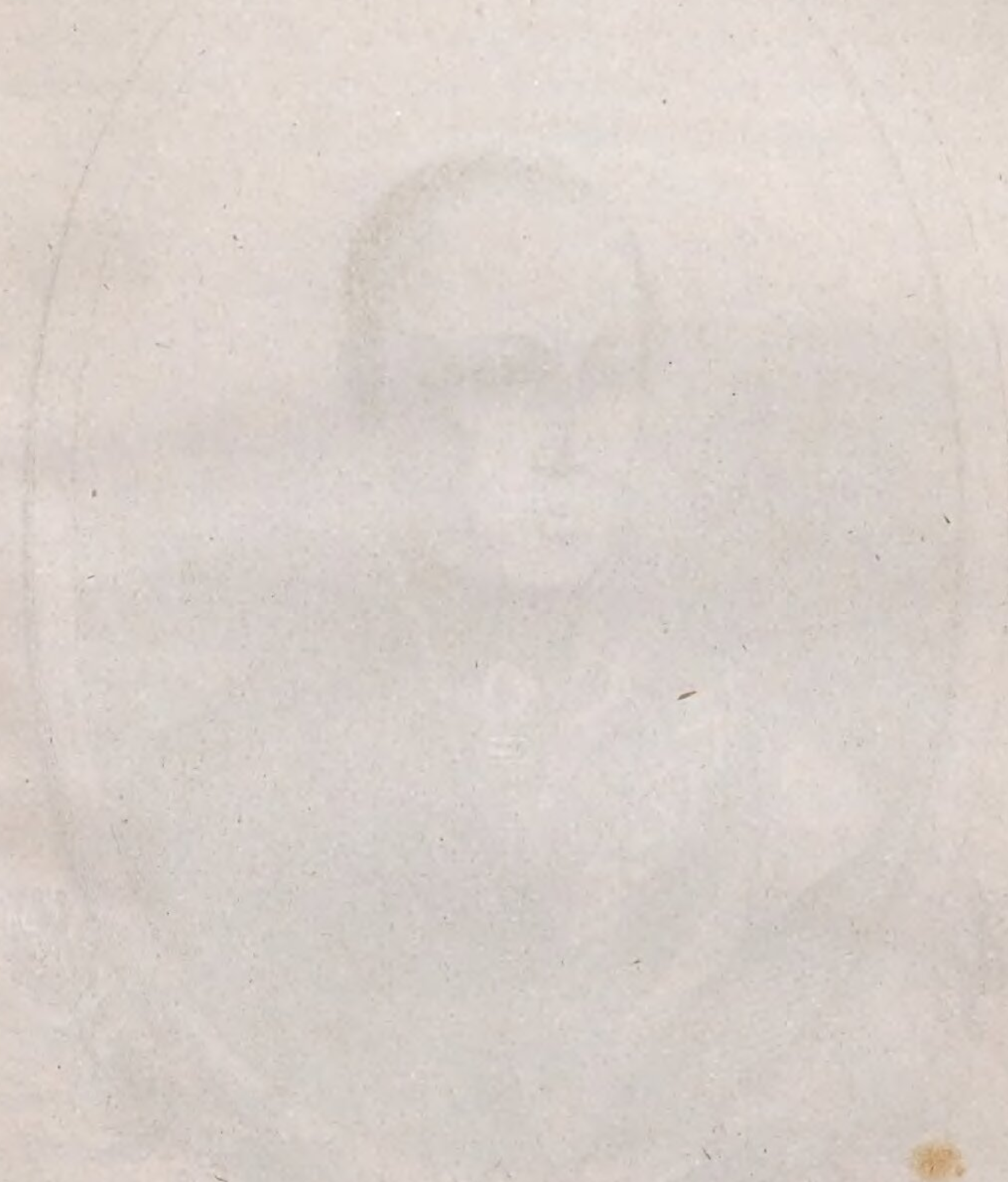
Ehre, Gnade, unterbrach er sie fast unwillig, was sind das Alles für unpassende Worte auf den Lippen meiner Freundin Camilla? Woher kommt Ihnen auf einmal dieses Uebermaß von Etiquette und Respect? Weshalb überrascht es Sie, daß ich Ihnen meinen Besuch mache? Bin ich nicht in den letzten Wochen oft hier eingetreten, wenn die geheimen Versammlungen der Patrioten, die wir hier bei Ihrem Vater abgehalten, beendet waren? Und niemals früher hat Sie mein Kommen überrascht, sondern Sie empfingen mich als einen Freund, der wohl das Recht hat, zu Ihnen einzutreten, und den Sie herzlich willkommen hießen, ohne Sich sonderlich darüber zu beunruhigen, daß der Freund nebenbei das Unglück hatte, ein Erzherzog zu sein, und daß es, nach der Ansicht der thörichten Menge, eine Gnade sei, welche er Ihnen erzeigte. —

Wenn ich das nicht empfunden, so war es ein großes Unrecht von mir, und es ist Zeit, daß ich mich bessere, sagte Camilla, die jetzt ihre Fassung wieder gewonnen. Ja, ich that Unrecht, wenn ich es nicht zeigte, wie tief ich die Gnade zu schätzen wußte, die mir Ew. Hoheit durch Ihren hohen Besuch erzeigten. Ich bitte Ew. Hoheit demüthigst um Verzeihung deshalb.

Camilla, fragte er leise und schmerzlich, Camilla, was ist denn vorgefallen? Was that ich Ihnen denn, daß Sie mir zürnen?

Ich? Ew. Hoheit zürnen? rief sie mit einem erzwungenen Lachen. Wie dürfte ich so vermessen sein, wie —

Johann legte mit einer heftigen Bewegung seine Hand auf ihren Arm. Sprechen Sie nicht weiter, sagte er rauh, es ist etwas Fal-






14.

sches, Unwahres in Ihren Worten, das thut mir weh, das von Ihren Lippen zu hören. Oh Kind, Kind, lassen Sie doch den Andern die Lüge und die Heuchelei, aber Sie, oh, halten Sie Sich fern davon.

Hoheit, flüsterte sie bebend, Hoheit —

Weshalb nennen Sie mich Hoheit? fragte er düster. Haben Sie vergessen, was Sie mir damals in Steyermark auf dem Gute der Gräfin Steinach versprochen? Wissen Sie noch, es war an jenem Tage, als Sie allein sich auf die hohe Alp hinaufgewagt hatten? Eine Lawine war gefallen, und hatte Sie verschüttet. Die Gräfin hatte alle ihre Diener ausgesandt, Sie zu suchen, sie selber ging mit ihnen und schrie in Todesangst nach Ihnen und folgte den Dienern bis hinauf auf die höchsten Spitzen der Alp. Aber nirgends fanden sie eine Spur von Ihnen, und trostlos gingen sie Alle heim, denn die Nacht brach herein, und sie hofften, daß Sie vielleicht sich nur verirrt, und irgendwo in der Nachbarschaft ein Unterkommen gefunden. Ich aber, Camilla, ich kehrte nicht heim mit der Gräfin, ich blieb auf der Alp, und begleitet von meinen zwei treuen Hunden kletterte ich umher, immerfort Ihren Namen rufend, im Schnee nach einer Spur von Ihnen suchend. Endlich war Gott mir gnädig, ich hörte Ihre Stimme, und meine klugen Hunde witterten Ihre Spur und schlugen an. Ich fand Sie, armes Kind, fand Sie in einer Schneegrube, wohin die Lawine Sie getrieben, und aus der Sie Sich nicht emporzuarbeiten vermochten. Ich rettete Sie, Camilla, ich trug Sie auf meinen Armen in das Schloß zurück. Haben Sie das Alles vergessen, Camilla?

Nein, gewiß nicht, sagte sie schüchtern. Nein, ich habe das nicht vergessen, und meine Dankbarkeit —

Meinen Sie, daß ich Sie daran erinnere, um mir einige Dankbarkeitsfloskeln zu erbetteln? fragte er unwillig. Nein, Camilla, ich erinnere Sie daran, um zu fragen, ob Sie jene Stunde der Heimkehr wirklich vergessen, ob sie ganz und gar aus Ihrem Gedächtniß entschwunden ist?

Nein, sagte sie tiefbewegt, und ganz und gar ihre gezwungene Haltung und ihre erkünstelte Ehrfurcht verlassend, nein, ich habe jene

Stunde nicht vergessen, und ich bin ihrer eingedenk gewesen Nacht und Tag, sie wird, so lange ich athme und bin, nicht aus meinem Gedächtniß entschwinden. Sie hatten mich vom Tode gerettet, Sie nahmen mich, die Halberstarrte, empor und trugen mich in Ihren Armen dem Schlosse zu. Es war eine wunderbare, klare Nacht, am Himmel glänzten Tausende von Sternen, und ich schaute halbträumend zu ihnen empor, und dankte Gott aus der Tiefe meiner Seele, daß er den Tod, der mir schon so nahe gewesen, von mir fern gehalten, und flehte seinen Segen hernieder auf meinen edlen Retter, und bat jeden Stern, ihn zu beschützen auf seinem Lebenswege, und mir, ach mir armen, unbedeutenden Kinde, ein Mittel zu zeigen, wie ich Ihnen meine Dankbarkeit bezeigen könnte. Und dann —

Dann auf einmal wandten Sie den Blick, der so lange auf die Sterne gerichtet gewesen, zu mir hin, unterbrach sie Johann lächelnd, dann leuchteten Ihre Augen, selber zwei Sterne, mich an. Hoheit, sagten Sie mit Ihrer sanften, bebenden Stimme, Hoheit, Sie haben mir das schöne Leben gerettet, ich möchte es Ihnen danken aus Herzensgrund. Sagen Sie mir, Hoheit, was kann ich thun, das Ihnen angenehm wäre? Das fragten Sie, Camilla, und nun sagen Sie mir, wissen Sie auch, was ich Ihnen zur Antwort gab?

„Sie können Zweierlei thun, was mir angenehm wäre," antworteten Sie mit einem milden Lächeln, sagte Camilla leise, und ich fragte jauchzend, was ist es, Hoheit, was kann ich thun? Darauf sagten Sie: das Erste ist, bleiben Sie immer ehrlich, wahr und aufrichtig gegen mich, lassen Sie mich immer Ihnen ein Freund sein, dem Sie vertrauen, und der Ihnen vertrauen darf. Das Zweite ist —

Nun? fragte Johann, als Camilla auf einmal verstummte, nun was stocken Sie? Ich sagte also: das Zweite ist — Fahren Sie doch fort, Camilla?

Camilla erbebte, und mit leiser stockender Stimme fuhr sie fort: das Zweite ist, daß S i e mir gestatteten, Sie niemals wieder Hoheit zu nennen, daß Sie m i r versprachen, mich immer Camilla zu nennen.

Und versprachen Sie mir das? fragte Johann ernst.

Ich versprach es Ihnen, sagte sie leise.

Ja, Sie thaten es, rief Johann lebhaft. In einer feierlichen

Stunde, unter Gottes Himmel, beim Leuchten der Sterne versprachen Sie mir, Ihrem Lebensretter, immer wahr und offen gegen mich zu sein, mich als Ihren Freund zu betrachten, mir Ihre treue Freundschaft zu schenken, mir zu erlauben, Sie immer bei Ihrem Namen zu nennen, und endlich mich niemals wieder Hoheit, sondern einfach „Herr Johann" zu nennen.

Ich that Unrecht, daß ich das versprach, sagte Camilla rasch. Ich dachte nicht an die Welt; inmitten der Berge hatte ich sie vergessen, war ich nichts als ein einfaches Kind der Natur, das sich der Etiquette und des Ceremoniells nicht erinnern mochte. Jetzt aber sind wir in der Welt, jetzt, den Menschen gegenüber, darf ich die Etiquette nicht vergessen, kann ich nicht erfüllen, was ich damals unterm Sternenhimmel gelobte.

Nun wohl, sagte Johann traurig, ich entbinde Sie in diesem Einen Punkte Ihres Gelübdes, nennen Sie mich vor der Welt, im Beisein Anderer, immerhin mit diesem albernen Titel, der immer wie ein Wort des Hohns an mein Ohr schlägt, nennen Sie mich „Hoheit." Aber jetzt sind wir allein, wie in jener Sternennacht, jetzt hört uns Niemand als Gott allein. Warum wollen Sie mir also jetzt den traulichen Namen nicht gewähren, wie Sie ihn mir damals versprochen? Sie wenden Ihr Haupt ab, Camilla! Was that ich Ihnen denn, daß Sie mir zürnen?

Nichts, o gewiß nichts, flüsterte sie. Ew. Hoheit sind immer gütig gegen mich gewesen.

Er stampfte unwillig mit dem Fuß, und faßte heftig ihren Arm. Sie wollen mich also kränken? fragte er zornig. Sie nennen mich auch jetzt noch Hoheit, obwohl Sie wissen, daß es mich schmerzt? Nun denn, ich sehe jetzt wohl ein, daß ich damals Unrecht gethan, Sie um etwas zu bitten, das zu erfüllen Ihnen unmöglich ist. Ich mißbrauchte die Gewalt, welche jene heilige Stunde mir über Sie gab, es war unehrenhaft von mir, Vortheil ziehen zu wollen von dem glücklichen Zufall, der mir gestattet hatte, Ihnen das Leben zu retten! Ich entbinde Sie Ihres Schwurs, ich gebe Ihnen Ihr Wort zurück, Sie sollen nicht mehr gezwungen werden, mich anders zu nennen, als wie meine Höflinge es thun; ich will selbst, wenn es sein

muß, Ihrer Freundschaft entsagen. Aber ich kann Sie nicht davon entbinden, gegen mich offen und ehrlich zu sein, und mir, wenn ich es fordere, die Wahrheit zu sagen! Niemals auch können Sie mich davon entbinden, Ihnen mein Gelübde zu erfüllen, und Ihr Freund zu sein. Und als Ihr Freund komme ich jetzt zu Ihnen, mein Fräulein, als Ihr Freund frage ich Sie: weshalb wollen Sie dem jungen Grafen Steinach nicht Ihre Hand geben?

Weil ich ihn nicht liebe, Hoheit, rief Camilla heftig.

Sie lieben ihn nicht, rief Johann rauh, was wissen Sie denn von Liebe, und wer sagt Ihnen, daß Sie ihn nicht lieben? Ihr Herz ist wie ein weißes Blatt, auf dem noch kein einziger Name geschrieben steht, das noch gar kein Erinnerungszeichen hat. Sprechen Sie mir nicht von Liebe, Kind, Sie sind keiner Liebe, nicht einmal einer Freundschaft fähig. Sie schwuren mir Freundschaft, und kaum hatte ich Sie verlassen, kaum war ich nach Wien zurückgekehrt, so hatten Sie mich vergessen. Anfangs freilich erinnerte ich Sie noch durch meine Briefe an mich, aber zuletzt ward es Ihnen unbequem, den Briefen Ihrer Tante auch nur ein kleines Wort hinzuzufügen, und Sie verstummten. Jetzt, da der Zufall, nicht Ihr Wille, Sie wieder in meine Nähe führt, jetzt haben Sie kaum noch eine Erinnerung meiner Tage, und ich bin Ihnen nichts mehr, als der Erzherzog Hoheit. Und Sie, die Sie nicht einmal die Freundschaft kennen und verstehen, Sie maßen sich an, zu wissen, was Liebe ist? Gehen Sie, Sie wissen es nicht. Ihr Herz ist kalt und treulos, und ich gratulire Ihnen dazu, denn das ist das beste Mittel, ohne Wunden und ohne Schmerzen durch die Welt zu kommen, und das Leben zu genießen. Mit solchem Herzen dürfen Sie nicht fürchten, durch einen Mann unglücklich zu werden; heirathen Sie also immerhin den jungen Grafen Steinach. Heirathen Sie ihn, er ist von gutem alten Adel, er ist reich, gut, und er liebt Sie wahrhaft. Heirathen Sie ihn also!

Ew. Hoheit befehlen es mir? fragte Camilla heftig. Es ist nicht blos der Wunsch meines Vaters, der Sie das sagen läßt, sondern Ew. Hoheit —

Nein, es ist nicht der Wunsch Ihres Vaters, rief Johann zornig, sondern es ist der Befehl meiner Hoheit. Ja, heirathen Sie den jun-

gen, schönen, reichen, guten Grafen Steinach. Es ist eine vortreffliche Partie. Ihr Vater hat Ihnen ja schon gesagt, daß es mein Wunsch sei, daß Sie den Grafen heiratheten. Weshalb zweifelten Sie daran? Weshalb verlangen Sie, daß ich Ihnen das selber sagen sollte?

Weil ich den Worten meines Vaters nicht glaubte, weil ich es für unmöglich hielt, daß Ew. Hoheit mein Unglück wollten, sagte Camilla sanft.

Nun wohl, Sie sehen, daß Sie Sich getäuscht haben, rief der Erzherzog rauh, ich will nicht Ihr Unglück, aber ich wünsche, daß Sie den Grafen heirathen. Sie haben gewollt, daß ich Ihnen das selbst sagte, nun wohl, ich bin da, ich sage Ihnen: es ist mein Wunsch, so wie der Ihres Vaters, daß Sie den Grafen Steinach heirathen. Es ist eine sehr gute Partie, gegen die nichts einzuwenden ist. Heirathen Sie ihn also. Kehren Sie heim nach Tyrol, das Sie niemals hätten verlassen sollen, denn so lange Sie dort waren, waren Sie gut, unschuldig und treu. —

Ich werde heimkehren nach Tyrol, sagte Camilla feierlich, ich werde dahin zurückkehren, um es nie wieder zu verlassen, aber ich werde den Grafen Steinach nicht heirathen.

Wie, Sie wollen ihn nicht heirathen? Sie bleiben dabei? Sie trotzen dem Wunsche Ihres Vaters?

Ich thue mehr als das, ich trotze dem Befehl Eurer Hoheit, sagte sie sanft. Aber es giebt Dinge, welche kein Mensch dem Andern aufdringen und befehlen kann, und denen sich eine freie Menschenseele nicht unterwerfen darf. Der Qual einer gezwungenen Ehe unterwerfe ich mich nicht, und da ich in der Welt keinen Menschen gefunden, der mich schützen und mir seine Theilnahme gönnen will, so flüchte ich mich zu Dem, der niemals mir seinen Schutz versagen wird, welche der treue Freund aller Unglücklichen und Weinenden ist. —

Was wollen Sie damit sagen? fragte Johann lebhaft.

Ich will damit sagen, daß ich noch heute Wien verlasse, sagte sie sanft, daß ich noch heute nach Tyrol abreise. Aber nicht um mich einem Menschen, sondern um mich Gott zu vermählen.

Sie wollen in ein Kloster gehen? schrie der Erzherzog.

Ja, ich will in ein Kloster gehen, sagte Camilla sanft, ich will

Gott mein Herz darbringen, zu ihm mich flüchten vor der Welt und den Menschen. Oh, sagen Sie nichts, mein Entschluß ist unwiderruflich, suchen Sie also nicht mich davon zurückzubringen, Hoheit, es würde vergeblich sein.

Nun wohl denn, rief Johann, gehen Sie, werden Sie Nonne. Aber bevor Sie gehen, fordere ich von Ihnen, daß Sie noch einmal Ihres Gelübdes eingedenk sind. Ich habe Sie Ihres Schwurs entbunden, mir Ihre Freundschaft zu bewahren, aber ich habe Sie nicht des andern Gelübdes enthoben, mir, wenn ich es fordere, die Wahrheit zu sagen! Sie sollen in dieser Stunde dessen eingedenk sein, ich verlange das von Ihnen, ich befehle es Ihnen im Namen jener Stunde, da ich Ihnen das Leben rettete! Nun, Camilla, antworten Sie mir, wollen Sie treulos sein auch diesem Gelübde!

Nein, rief sie lebhaft, nein, ich werde es erfüllen, ich werde, wenn Ew. Hoheit es fordern, Ihnen die Wahrheit sagen.

Ich fordere es. Und jetzt, Camilla, sagen Sie mir die Wahrheit, die Wahrheit, die Sie vor Gott sagen würden: warum wollen Sie in ein Kloster gehen? Die Wahrheit, Camilla, die Wahrheit!

Oh, Hoheit, fordern Sie es nicht, flehte sie schmerzlich, haben Sie Erbarmen.

Kein Erbarmen, rief er heftig, beim Geiste Ihrer Mutter beschwöre ich Sie: die Wahrheit!

Oh, meine Mutter, rief Camilla, den Blick zu dem Bilde ihrer Mutter hinwendend, das mit einem sanften Schmerzenslächeln von der Wand zu ihr hinschaute, meine Mutter, Dich ruft er an, bei Deinem Namen beschwört er mein Herz!

Sie eilte zu dem Bilde hin, und schaute mit gefaltenen Händen zu ihm empor, und ihre Lippen bewegten sich wie im Gebet. Dann, nach einer Pause, wandte sie sich wieder dem Erzherzog zu, und ihr Antlitz war jetzt ruhig und klar, ihr Auge strahlte in einem himmlischen Feuer.

Nun wohl denn, Hoheit, sagte sie, Sie haben von mir die Wahrheit gefordert, und ich werde sie Ihnen sagen. Wir sehen uns hier zum letzten Mal in diesem Leben, und wenn mein Bekenntniß zu Ende ist, werde ich nie wieder ein Wort zu Ihnen reden, nie wieder Ihre

Stimme hören. Wir nehmen Abschied für das ganze Leben, ich sterbe der Welt und Ihnen, und in dieser meiner Sterbestunde will ich Ihnen bekennen, was meine Lippen sonst ewig würden verschwiegen haben. Ich heirathe den Grafen nicht, weil eine andere, eine heiße, glühende Liebe in meinem Herzen ist, ich gehe in ein Kloster, weil ich mich retten will vor dieser Liebe. Jetzt, Hoheit, wissen Sie Alles, und jetzt wenigstens werden Sie nicht mehr sagen, daß ich die Liebe nicht kenne. Ja, ich kenne sie, und obwohl sie mir nur eine Dornenkrone gegeben statt der Myrthen, so drücke ich diese Dornenkrone doch freudig und selig an mein Herz, und will mit ihr sterben, wie ich mit ihr gelebt habe!

Und der Name dessen, den Sie lieben? fragte Johann.

Sie schüttelte stolz ihr Haupt. Gott allein kennt ihn, sagte sie, und Niemand auf Erden darf ihn wissen. Jetzt, Hoheit, jetzt habe ich mein Gelübde erfüllt, und jetzt — leben Sie wohl! Möge der Segen Gottes bei Ihnen sein alle Tage, mögen Sie glücklich sein, und möge durch Sie auch Tyrol endlich glücklich und belohnt werden! Leben Sie wohl, und tausend, tausend Segen über Sie!

Sie grüßte ihn mit einem Winken ihrer Hand, mit einem letzten Blick, und sich dann abwendend stürzte sie nach der Thür hin. Aber wie sie im Begriff war, sie zu öffnen, stand der Erzherzog neben ihr, faßte mit glühender Gewalt ihre beiden Hände, und zog sie in das Zimmer zurück.

Camilla, sagte er sanft, Camilla, bevor Sie mich auf ewig verlassen, sollen Sie auch von mir ein Geständniß hören. Es ist Ihr Vater, der mich gebeten hat, zu Ihnen zu gehen, und Sie zu der Vermählung mit dem Grafen zu bereden.

Und Sie übernahmen es bereitwillig, den Wunsch meines Vaters zu erfüllen, sagte sie kalt, das war sehr gnädig von Ihnen, Hoheit.

Ich übernahm es zu Ihnen zu gehen, aber ich verpflichtete mich zu nichts. Ich sagte es vielmehr Ihrem Vater zum Voraus, daß ich es nicht übernehmen könnte, Sie zu einer Verbindung zu bereden, die Ihrem Herzen widerstrebte. Aber ich kam hierher, weil ich auf den Grund Ihres Herzens schauen wollte, weil ich in Ihrem schönen und lieben Antlitz Ihre Gedanken lesen wollte. Camilla, ist es wahr, was

Sie Ihrem Vater gesagt? Haben Sie wirklich das Gelübde geleistet, sich nicht eher zu vermählen, als bis Tyrol von der Fremdherrschaft befreit, bis es seine Verfassung, seine uralten Rechte, und sein österreichisches Kaiserhaus wieder erworben habe?

Ja, Hoheit, ich habe das gelobt, mit einem heiligen Eide auf dem Altar Gottes gelobt!

Nun wohl, so dürfen Sie Ihr Gelübde nicht brechen, so dürfen Sie sich auch der Kirche, dem Heiland nicht vermählen, so dürfen Sie nicht die Braut des Himmels werden, bevor Tyrol nicht wieder frei ist, nicht seine alte Verfassung wieder erhalten hat. Sie werden also nicht in ein Kloster gehen, Ihr Gelübde verbietet es Ihnen. Sie werden überhaupt nicht Wien, nicht Ihren Vater, nicht mich verlassen. Denn jetzt hören Sie, was ich Ihnen zu sagen habe: Ich werde Tyrol von der Fremdherrschaft befreien, ich werde es sein, der Tyrol seine Freiheit, seine Verfassung, sein Glück wiedergiebt, der es belohnt für seine Treue, seinen Heldenmuth, seine Hingebung an Oesterreich. Ja, Camilla, ich werde Tyrol befreien, und dann ist Ihr Gelübde erfüllt. Dann dürfen, dann müssen Sie Sich dem Manne vermählen, der Sie seit Jahren liebt, dessen höchstes Glück Sie sind, der Sie anbetet wie seines Lebens herrlichstes Besitzthum, und Ihnen treu geblieben ist trotz aller Entfernung und aller Hindernisse.

Wie? rief Camilla zürnend. Ew. Hoheit bestehen noch darauf? Ich soll mich dem Grafen Steinach vermählen?

Nein, sagte der Erzherzog, sie sanft an sich ziehend, nein, Mir sollen Sie Sich vermählen.

Camilla stieß einen Schrei aus und suchte sich seinen Armen zu entwinden; er aber drückte sie fester an sich, und lehnte ihr Haupt an seine Schulter. Ja, flüsterte er, mir sollst Du Dich vermählen, denn ich, oh, ich liebe Dich, wie ich nie ein Weib geliebt habe, wie kein Mann sonst Dich lieben wird. Nun sage, willst Du meine Liebe annehmen, willst Du dereinst, wenn Tyrol frei ist, mein Weib werden? Oh, wende Dein Haupt nicht von mir, Theure. Denke jetzt nicht daran, daß ich ein Fürst bin, und daß die klugen Leute sagen werden, eine eheliche und gesetzliche Verbindung zwischen Dir und mir sei unmöglich. Ich werde es Ihnen Allen beweisen, daß sie möglich

ist, ich werde sie zwingen, meinen Willen anzuerkennen, ich werde ihnen zeigen, daß ein rechter Mann sein heiligstes Menschenrecht nicht aufgiebt, nicht an die elende Etiquette seine Wünsche hinopfert. Ich sage Dir, Camilla, sobald Tyrol frei, durch mich frei ist, sollst Du mein Weib werden. Nun antworte mir, willst Du's werden?

Sie hob ihr Haupt empor, und schaute ihn an mit einem langen, innigen Blick. Ja, sagte sie dann laut und feierlich, ja, ich will es! Ich will Ihr Weib werden, ich will Sie lieben, Sie verehren, Ihnen gehorchen als meinem Herrn, dem ich mein Leben, mein Herz, meine Seligkeit mit freudiger Seele geweiht habe. Denn nun will ich Ihnen den Namen Dessen sagen, den ich liebe. Er heißt Johann, Sie sind es! Ich frage nicht nach Ihrem Fürstentitel, nach Ihrem Rang. Was kümmert das mich, ich liebe Sie, nur Sie, und werde Sie lieben, so lange ich lebe.

Johann zog sie stürmisch an sein Herz, und drückte einen glühenden Kuß auf ihre Lippen. Mein Verlobungskuß, sagte er. Gott hat unsere Gelübde gehört und er wird sie annehmen. Gott ist bei uns in dieser Stunde, und ihm und Dir schwöre ich: heilig soll mir das Weib sein, das ich liebe, und nie will ich ihr nahen mit unreinen Gedanken und freventlichen Wünschen. So lange Tyrol nicht befreit ist, darf ich Dich nicht anschauen als meine Braut, meine Geliebte. Bis dahin sollst Du meine Schwester, meine Freundin sein, die mit mir meine Pläne, meine Bestrebungen theilt und sie fördert, so viel sie vermag. Ich habe Dir meinen Verlobungskuß gegeben, jetzt werden meine Lippen die Deinen nicht eher wieder berühren, als bis ich meinen Schwur erfüllt, bis ich Tyrol frei gemacht habe. Dann aber, an dem Tage, an welchem zum ersten Male wieder von den Ruinen der alten Burg Tyrol die österreichische Fahne flattert, an dem Tage wirst Du mein Weib vor Gott und den Menschen. Das schwöre ich bei Allem, was mir heilig ist!

Und ich, sagte Camilla feierlich, ich schwöre, daß ich niemals eines andern Mannes Weib werden, daß ich eher sterben als meiner Liebe entsagen, oder sie verrathen will. Ich schwöre, daß der Bund, den wir geschlossen, ein Geheimniß zwischen uns und Gott sein soll, welches ich selbst in der Beichte nicht verrathen, sondern welches ich

treu bewahren will bis zu dem Tage, an welchem es dem Manne, den ich liebe, der mein Herr ist, passend erscheint, das Geheimniß von mir zu nehmen, und öffentlich vor aller Welt meine Liebe zu bekennen. Hier meine Hand, mein Geliebter, ich schwöre vor Gott, Dich treu, wahrhaft und fest zu lieben, und Dein Weib zu werden, sobald Tyrol befreit ist, und nicht zu achten der Menschen, welche es versuchen werden, den Bund unserer Herzen zu zerbrechen, und sich zwischen uns und unsere Liebe zu stellen. Jetzt aber, jetzt lebe wohl, mein Geliebter, lebe wohl bis zum Triumph- und Freudentag in Tyrol! Willkommen aber sei mir bis dahin der Freund, der Bundesgenosse, mit dem ich wirken kann für das geliebte Tyrol, der edle Fürst, auf den mein Vaterland hofft, und der mich seines Vertrauens würdigen will! Willkommen der Befreier Tyrols!

Ja, das will, das werde ich sein, rief Johann begeistert, der Befreier Tyrols! Noch ehe sechs Monate vergangen sind, muß es vollbracht sein! Nun giebt es für mich kein Zaudern und Bedenken mehr. Tyrol ruft mich zu sich, und von der Burg Tyrol winkt mir mein Weib, meine Geliebte ihre Grüße entgegen!

Er reichte ihr seine Hand dar, und lächelnd, mit strahlenden Augen, mit froher Zuversicht schaueten sie einander an. —

Drinnen im Nebenzimmer, das Ohr fest an die Thür gelehnt, und mit zusammengekniffenem Auge durch die kleinen Löcher schauend, die er sich durch diese Thür gebohrt hatte, stand Herr von Roschmann. Kein Wort von dem, was die Beiden sich gesagt, war ihm entgangen, und wie er jetzt sie Beide so in seligem Anschauen verloren einander gegenüber stehen sah, flog ein spöttisches Lächeln über sein Antlitz hin.

Eine allerliebste Komödie, sagte er, von der Thür zurücktretend. Der schwärmerische Herr Erzherzog scheint es in der That für möglich zu halten, daß wir eine zweite Auflage von der romantischen Geschichte der Philippine Welser haben könnten. Aber der Kaiser Franz ist durchaus nicht so romantisch und vorurtheilsfrei, als der damalige Kaiser, der Vater des Erzherzogs Ferdinand, und ich habe durchaus nicht Lust, die gefährliche Rolle des Schwiegervaters eines kaiserlichen Erzherzogs zu übernehmen, denn ich könnte dabei sehr

leicht um meine Freiheit und mein Leben kommen. Nein, nein, es ist weit besser, der Schwiegervater eines reichen Grafen, als der eines armen Erzherzogs zu sein. Camilla soll und wird den Grafen heirathen, ich werde die Dinge schon so führen, daß sie zuletzt, um den Erzherzog aus den Schlingen, die ich ihm gelegt, zu erretten, sich dem guten, reichen Grafen Steinach vermählt. Aber bis dahin werde ich schweigen, und Niemandem verrathen, was hier geschehen ist. Je mehr Netze ausgestellt sind, desto leichter ist der Edelhirsch zu fangen, und mir scheint, er hat sich schon so tief verwickelt, daß er niemals mehr wieder loskommen kann. Aber sehen wir doch, was das romantische und ehrbare Liebespaar macht?

Er legte sein Auge wieder an die Löcher in der Thür und spähete von neuem in das andere Gemach.

Ah, er theilt ihr jetzt seine Pläne für Tyrol mit, flüsterte er leise, er verspricht ihr, daß sie unterrichtet werden soll von Allem, was geschieht. Jetzt, jetzt nehmen sie Abschied. Aber wie? Mit einem Kopfnicken, einem Händedruck, weiter nichts! Ich muß doch hören, was mein Herr Schwiegersohn Johann mir jetzt sagen wird!

Er verließ hastig durch eine Seitenthür das kleine Gemach, stürzte die Treppe hinab, und stand, als der Erzherzog einige Minuten später dieselbe hinabgeschritten kam, in ehrerbietiger Haltung, ganz Freundlichkeit und Unterwürfigkeit, neben demselben.

Ew. Hoheit haben also wirklich die Gnade gehabt, Wort zu halten, rief Roschmann mit einem glücklichen Lächeln. Ew. Hohei erzeigten meiner Tochter Camilla die Gnade Ihres Besuches?

Ja, lieber Roschmann, sagte Johann heiter, ja ich war bei Ihrer Tochter.

Und was sagte sie, Hoheit? Hat sie den Befehlen Eurer Hoheit Gehör gegeben? Willigt sie ein, sich dem Grafen Steinach zu vermählen?

Der Erzherzog legte seine Hand auf Roschmanns Schulter, und sein Antlitz strahlte von Heiterkeit und Glück, wie Roschmann es nie zuvor an ihm gesehen.

Sie hat nicht eingewilligt, sagte er, aber Sie dürfen ihr deshalb nicht zürnen. Sie hat das Gelübde gethan, sich nicht zu ver-

mählen, bevor Tyrol nicht frei und glücklich ist. Nun, man darf sie nicht hindern, ihr Gelübde zu erfüllen. Aber wir wollen Alles in Bewegung setzen, um sie ihres Gelübdes zu entheben, das heißt, um Tyrol frei zu machen, ihm seine Verfassung und seine alten, verbrieften Rechte wiederzugeben. Dann, wenn wir dies Ziel erreicht, dann wollen wir Camilla wieder fragen, ob sie jetzt den Gemahl annehmen will, den wir ihr vorschlagen, und ich glaube, sie wird dann sich nicht mehr weigern, den Mann glücklich zu machen, der sie liebt. Aber es bleibt uns bis dahin noch viel zu thun! Zuerst müssen wir Metternich stürzen, und dazu wollen wir jetzt die entscheidenden Schritte thun!

---

## V.

## Die Warnung.

Eilen Sie, Herr Graf, eilen Sie, rief Hudelist, in das Kabinet des Grafen Metternich eintretend. Ew. Excellenz müssen sogleich zum Kaiser!

Und weshalb, mein Lieber, weshalb muß ich? fragte Metternich lächelnd. Sie gebrauchen da ein Wort, das ich durchaus nicht liebe, und das ich für mich niemals als zu Recht bestehend erkannt habe.

Doch hat selbst der Gott Apoll, dem Ew. Excellenz so ähnlich sind, wie ein Zwillingsbruder dem andern, doch hat der sogar dem häßlichen Worte „Müssen" sich zuweilen unterworfen, wenn nämlich der Gott Zeus es zu ihm gesprochen.

Ah, und für mich spricht es auch der Gott Zeus? fragte Metternich lächelnd. Sie kommen als der Götterbote Mercurius, um mich zum Zeus, dem Donnerer, zu rufen? Dann freilich ist es etwas Anderes, und ich muß mich Ihrem Wort Müssen schon fügen und zum Kaiser gehen.

Nein, Excellenz, sagte Hudelist, ich komme leider nicht als Ab-

gesandter des Kaisers, und es ist sogar sehr die Frage, ob der Kaiser Sie annehmen wird, wenn Ew. Excellenz ihm gemeldet werden.

Wie denn, mich annehmen? fragte Metternich achselzuckend. Der Kaiser hat mir in den jetzigen schwierigen Zeiten, wo jeden Moment wichtige Depeschen aus allen Himmelsgegenden ankommen können, die Erlaubniß gegeben, stets unangemeldet zu ihm einzutreten.

Ah, wenn das ist, Excellenz, dann sind Sie gerettet, rief Hudelist, und ich wiederhole Ihnen nur: eilen Sie, zum Kaiser zu kommen. Sie sind in Gefahr, das heißt, der Kaiserstaat ist in Gefahr! Ihre Feinde, welche zugleich die Feinde Frankreichs sind, haben das Ohr des Kaisers gewonnen, es ist ihnen gelungen, den Kaiser für ihre Kriegsprojecte zu gewinnen, und ihm begreiflich zu machen, daß er entweder jetzt Frankreich den Krieg erklären, oder eine Revolution in seinen eigenen Staaten gewärtigen müsse. Man hat ihm sein Volk als in höchster Aufregung und Bewegung geschildert, man hat ihm gesagt, daß es nur Ein Mittel gäbe, um die allgemeine Aufregung zu beschwichtigen und den Kaiserstaat siegreich aus den Gefahren hervorgehen zu lassen, die ihn bedrohten, nur dies Mittel: sofort Ew. Excellenz zu entlassen, und den Grafen Stadion an Ihre Stelle zu rufen.

Und was hat der Kaiser auf diese Vorschläge geantwortet? fragte Metternich, dessen schönes Gesicht nicht einen Moment den Ausdruck der Ruhe und des heitern Friedens verloren hatte.

Er hat den General Walmoden heute Morgen zu sich rufen lassen, und in seinem Kabinet sich über eine Stunde lang mit ihm besprochen. Dann hat er nach dem Erzherzog Carl gesandt, und ihn zu sich befohlen. Aber der Erzherzog mußte sich für heute entschuldigen lassen, weil er grade heute Nacht wieder einen Anfall seiner Krankheit gehabt hat, und noch zu schwach ist das Bett zu verlassen. Der Erzherzog hat daher um die gnädige Erlaubniß gebeten, erst heute Nachmittag zu kommen; der Kaiser hat es genehmigt und zu derselben Nachmittagsstunde auch den Erzherzog Johann, den er, wie Sie wissen, seit Monaten nicht gesprochen hat, zu sich befohlen. Um drei Uhr werden die beiden Erzherzöge bei ihm sein, und der Erzherzog Johann wird, auf ausdrücklichen Wunsch des Kaisers, auch

den Grafen Stadion, der sich, wie die Kaiserin Ludovica ihrem Gemahl gesagt hat, seit einigen Tagen in Wien befindet, dem Kaiser zuführen. Bis dahin hat sich der Kaiser mit dem Befehl, Niemand zu melden, in sein Kabinet zurückgezogen, wo die Kaiserin Ludovica bei ihm ist, und ihn vor jeder schädlichen Einflüsterung behütet. Sie hat gemacht, daß der Kaiser selbst mir die gewöhnliche Morgenaudienz versagte, in welcher ich ihm sonst jedesmal Rapport erstatten mußte über Alles, was sich in Wien am vorigen Tage begeben, womit sich die Herrn Erzherzöge unterhalten und belustigt und was die chronique scandaleuse an neuem Stoff zur Unterhaltung geliefert. Der Kaiser liebt sonst diese meine Morgenrapporte sehr, und wenn er mich heute nicht zum Vortrag gelassen, so können Ew. Excellenz daraus ermessen, welchen Einfluß die Kaiserin Ludovica, Ihre mächtige und stolze Gegnerin, bereits über ihren Gemahl gewonnen hat, und wie weit das Complott vorgeschritten ist, das Ew. Excellenz stürzen soll. Ich sage also zum dritten Male: Ew. Excellenz, eilen Sie sogleich zum Kaiser, eilen Sie zu ihm, wenn Sie nicht wollen, daß Oesterreich diesen Fanatikern zum Opfer falle, die den Krieg mit Frankreich, das heißt, das Unglück Oesterreichs auf ihre Standarte geschrieben. Eilen Sie, oder Sie haben aufgehört Minister zu sein, und Ihr Gegner, der Graf Stadion, tritt an Ihre Stelle!

Allerdings, mein Freund, ich werde mich beeilen zum Kaiser zu gehen, sagte Metternich lächelnd, aber nicht um, wie Sie wünschen, mir meine Ministerstelle zu erhalten, sondern gerade im Gegentheil, um Se. Majestät zu bitten, mich von derselben zu entheben. Ich bin der ewigen Kämpfe und Intriguen endlich satt und müde, und wünsche mich ganz und gar von den Staatsgeschäften zurückzuziehen. Zudem ist es möglich und wahrscheinlich, daß Graf Stadion in der That besser geeignet ist, das österreichische Staatsschiff durch alle Klippen und Brandungen hindurch zu führen, und es ist daher ganz natürlich, daß ich ihm den Platz räume.

Wie denn? fragte Hudelist ganz verblüfft. Ew. Excellenz wollen Ihre Entlassung nehmen?

Ja, ich will dem Kaiser meine Entlassung anbieten.

Hudelist schaute ganz entsetzt in das schöne lächelnde Antlitz des

Ministers, aber auf einmal flog es wie ein Strahl des Verständnisses über sein Antlitz hin.

Ah, jetzt begreife ich, rief er freudig, Ew. Excellenz wollen ein großes Mittel wagen, Sie wollen eine Krisis herbeiführen.

Ich denke wie Franz von Sickingen, sagte Metternich, leicht mit dem Kopf nickend, besser ein Ende mit Schrecken, als ein Schrecken ohne Ende. Entweder ich haue dem Lindwurm auf Einen Streich seine vielen Köpfe alle auf Einmal ab, oder ich ziehe mich ganz und gar zurück, um nicht von ihm verschlungen zu werden.

Excellenz, rief Hudelist, bis heute habe ich Sie verehrt als einen großen feinblickenden Diplomaten, von heute an bete ich Sie an als den weisesten, erhabensten und kaltblütigsten Staatsmann, vor dem sich mein Geist in den Staub beugt. Gott wird geben, daß es für Sie kein „Ende mit Schrecken" giebt, sondern daß Sie in dieser großen Krisis es über diejenigen herbeiführen, welche ihrem persönlichen Ehrgeiz die Ruhe und den Frieden Oesterreichs opfern wollen. Gehen Sie hin und bieten Sie dem Kaiser Ihre Entlassung an; wenn er sie von Ew. Excellenz annimmt, dann werde auch ich eilen, mich zurückzuziehen, denn es wird mein Stolz sein, mit dem großen Staatsmann Metternich zu stehen und zu fallen.

Wann sagten Sie doch, daß die Erzherzöge und der Graf Stadion beim Kaiser zur Audienz sein werden? fragte Metternich.

Um drei Uhr, Excellenz.

Jetzt ist es zwölf Uhr, sagte Metternich, einen flüchtigen Blick auf die Pendule werfend, um halb drei Uhr werde ich mich zum Kaiser begeben, und habe also noch zwei und eine halbe Stunde für mich, die ich, wie ich es versprochen, zu einer Probe auf einem Liebhabertheater benutzen werde. Es ist morgen der Geburtstag meiner Gemahlin, und wir führen dazu ein allerliebstes französisches Stück auf, von dem jetzt die Generalprobe sein soll. Die Herzogin von Accerenza hat die Hauptrolle übernommen, und ich wirke in der Pièce als ihr verschmäheter und doch treuer Liebhaber, und ich hoffe, Sie werden uns morgen die Ehre gönnen, auch Zuschauer zu sein, denn aufgeführt wird das Stück jedenfalls, gleichviel ob ich dann noch Minister bin, oder ob ich dem Grafen Stadion habe weichen müssen.

Jedenfalls bleibe ich doch der Graf Clemens Metternich, und meine Freunde werden es mir verzeihen, wenn ich auch nicht mehr Excellenz bin. Aber jetzt ist es die höchste Zeit, daß ich in die Generalprobe gehe, die gute Herzogin wird sicherlich schon ungeduldig sein. Auf Wiedersehen also, mein Theuerster, und herzlichen Dank für die Freundschaft, die Sie mir heute bewiesen. Ich werde dessen eingedenk sein so lange ich lebe, und wenn ich jetzt, da ich im Begriff bin, in das Privatleben zurückzukehren, nicht mehr im Stande bin, Ihnen die Ehren und Würden zu schaffen, welche Sie verdienen, so kann doch vielleicht ein Tag kommen, wo ich wieder zu Macht und Ansehen gelange, und dann werde ich es als meine heiligste Pflicht erachten, Ihnen meine Dankbarkeit und zugleich die hohe Verehrung zu beweisen, die ich vor Ihrem Geist und Ihren Talenten hege. Ich vermisse auf Ihrer Brust mit wahrem Schmerz den Stephansorden! Es soll nicht an mir liegen, wenn er noch lange dort fehlt und wenn der Hofrath sich nicht bald in einen Staatsrath verwandelt! Leben Sie wohl und auf Wiedersehn morgen Abend in meinem Liebhabertheater!

Er reichte Herrn von Hudelist seine Hand dar und begleitete ihn bis zur Thür. Eben als dieser hinausgehen wollte, hielt Metternich ihn zurück.

Noch eins, mein lieber Herr von Hudelist, sagte er. Wie steht es mit unserm Herrn von Roschmann, dem faux frère, den wir dem guten Erzherzog Johann gegeben?

Ah, Excellenz, die Sachen gehen über Erwarten gut, erwiderte Hudelist mit seinem höhnischen Grinsen! Der faux frère ist als echter und getreuer Bruder angenommen, und in alle Pläne des Erzherzogs und seiner Genossen eingeweiht worden. Der gute Herr Hannes vertraut dem Tyroler Herrn von Roschmann ganz arglos, und dieser treibt ihn immer weiter in die gefährlichen Verschwörungspläne hinein.

Mein Gott, diese Sache kann aber für den Erzherzog, wie für den Kaiser selbst sehr gefährlich werden, rief Metternich mit dem Anschein des Schreckens. Ich möchte, bevor ich mich zurückziehe von den Staatsgeschäften, dem guten Kaiser Franz einen letzten Dienst erweisen und ihm die Gefahr enthüllen, welche ihn in der Gestalt dieses aufrührerischen Prinzen Johann bedroht. Aber, da der Erzherzog jetzt

wieder in Gunst zu gelangen scheint, so möchte ich nicht selber den Kaiser warnen, denn er könnte mich für den Rivalen seines Bruders halten, und mir keinen Glauben schenken. Es wird daher besser sein, wenn der Herr von Roschmann selber dem Kaiser seine Beichte macht, ihm alles das mittheilt, was er von den Plänen des Erzherzogs weiß, und sich von dem Kaiser selber die nöthigen Verhaltungsbefehle für die Folgezeit geben läßt.

Aber wird der Kaiser einwilligen, den Herrn von Roschmann zu empfangen? Ew. Excellenz wissen, daß er es durchaus nicht liebt, an die alten Geschichten aus Tyrol erinnert zu werden, und daß er die Männer, die im Jahre 1809 dort eine Rolle gespielt, lieber gar nicht kennen und sprechen möchte.

Der Kaiser liebt nicht die alten Geschichten aus Tyrol, aber die neuen wird er desto lieber hören, sagte Metternich lächelnd. Ich werde in meiner heutigen Abschiedsaudienz für den Herrn von Roschmann um eine geheime Audienz bei dem Kaiser bitten, ich werde dem Kaiser sagen, daß Herr von Roschmann ihm wichtige Mittheilungen zu machen habe, und ich zweifle nicht, daß Sr. Majestät ihm die verlangte geheime Audienz bewilligen wird. Sagen Sie daher dem Herrn von Roschmann, er solle sich heute Abend neun Uhr bei mir einfinden, um von mir seine weitere Instruction zu empfangen. Und jetzt zum letzten Mal, leben Sie wohl! Ich muß in meine Theaterprobe, denn es wäre doch ein Scandal, wenn ich morgen mit meiner Liebhaberrolle Fiasco machte! Auf Wiedersehen, mein lieber Herr von Hudelist!

---

## VI.

## Die Rathgeber.

Kaiser Franz ging mit heftigen Schritten auf und ab in seinem Kabinet; seine Züge drückten die höchste Unruhe und Erregung aus,

und obwohl er die Fliegenklappe in der Hand hatte, so dachte er dies Mal doch gar nicht daran, seiner Lieblingsbeschäftigung obzuliegen, und die Fliegen, die in harmlosester Unwissenheit auf der Wand saßen, zu tödten. Nicht einmal wandte er die Blicke zu ihnen hin, aber immer wieder richteten sie sich auf die Kaiserin Ludovica, welche auf dem Divan saß, und deren schönes bleiches Gesicht heute wunderbar belebt und wie von einem Freudenstrahl angehaucht schien.

Sie glauben also wirklich, daß der Metternich ein Liebesverhältniß mit der Königin Karoline, des Bonaparte's Schwester, unterhält? fragte der Kaiser endlich nach einer Pause, indem er vor der Kaiserin stehen blieb.

Ich glaube es nicht, Majestät, ich weiß es ganz gewiß, sagte die Kaiserin ruhig. Metternich hat seit Jahren schon ein Liebesverhältniß mit der Lieblingsschwester Napoleons, er steht mit ihr im eifrigsten Briefwechsel, und da die kluge und ihrem Bruder ganz ergebene Königin Murat einen großen Einfluß auf ihren zärtlichen Liebhaber übt, so ist es ganz erklärlich, daß Metternich von einem Bruch mit Frankreich nichts wissen will, sondern Alles anwendet, um Oesterreich in seiner Vasallenschaft von Frankreich zu erhalten!

Aber vielleicht hat man Ew. Majestät nur getäuscht, rief der Kaiser. Der Metternich hat halt sehr viele Feinde, und sie sagen ihm gar schlimme Dinge nach, um ihm zu schaden, und ihn zu verdächtigen.

Graf Metternich ist sich selbst sein größter Feind, sagte die Kaiserin ruhig, und er selber sagt sich die schlimmsten Dinge nach. Er ist eitel genug, aus seinem Verhältniß mit der Königin Karoline vor seinen Vertrauten kein Geheimniß zu machen, und als die Herzogin von Accerenza von ihm als Beweis seiner glühenden Liebe die Mittheilung der Briefe forderte, welche Metternich von der Königin Karoline erhalten, hat er ihr wirklich dieselben mitgetheilt. Die Herzogin versichert, daß sie in einem sehr glühenden Liebesstyl geschrieben sind.

Der Herzogin von Accerenza hat er sie gezeigt? Hat der Metternich vielleicht mit ihr auch eine Amour?

Er bestürmt seit Jahren die Herzogin mit seinen Liebesbetheuerungen, und sie hat seit einiger Zeit sich den Anschein gegeben, als ob sie seine Liebe nicht zurückweise.

Aber der Metternich ist wahrhaftig ein gar unmoralischer Mensch, rief der Kaiser heftig. Ist verheirathet, und hat außerdem zwei Liebschaften auf Einmal. Ich kann halt solche Männer nit ausstehen, die sich immer mit Liebeleien umhertreiben, ich will gesetzte, moralische Leut' um mich sehen, die nit immer mit ihrem Herzen zu schaffen haben, sondern denen der Kopf auf der rechten Stelle sitzt, und das Herz fein kalt und ruhig erhält.

Metternich aber wird, um seiner unmoralischen Herzensaffairen willen, zum Verräther an seinem Kaiser und an Oesterreich, sagte die Kaiserin lebhaft. Denn es heißt sein Vaterland und seinen Kaiser verrathen, wenn er seine Politik abhängig macht von dem Willen einer Frau, welche die Schwester des Erzfeindes von Oesterreich, und von der bekannt ist, daß sie ihrem Bruder in treuester Dienstbarkeit ergeben ist. Wen Königin Karoline Murat liebt, der muß ihr Bürgschaft gegeben haben, daß er ein ergebener Diener ihres kaiserlichen Bruders ist, daß er Alles thun wird, um dessen Interessen zu fördern, und ihm ein gehorsamer Sclave zu sein. Um Metternich's Liebesverhältnisses willen mußte Oesterreich der demüthige Bundesgenosse Frankreichs sein, mußte ihm ein Armeecorps für den unheilsvollen Krieg in Rußland stellen, mußte seine tapferen Soldaten dem Hunger und Elend preisgeben und alle Familien mit Trauer und Herzeleid erfüllen. Und auch jetzt noch, da Gott endlich den Uebermuth des Despoten gestraft, da er ihn hat zu Schanden werden lassen mit all seiner Macht und Herrlichkeit, jetzt noch, da Gott und die Menschen das Urtheil gesprochen haben über den Wahnwitzigen, der sich vermaß die Welt neu zu gestalten, und dessen Macht an den Eisschollen Rußlands zerbrach, jetzt noch soll Oesterreich der Bundesgenosse und Vasall Frankreichs bleiben. Denn thäte es das nicht, so würde die Königin Karoline Murat ihrem Liebhaber zürnen, und an der Aufrichtigkeit seiner Liebe zweifeln.

Ah, ich will sie halt schon lehren, an ihm zu zweifeln, rief der Kaiser zornig, ich will der Welt schon beweisen, daß nicht der Metternich Kaiser von Oesterreich ist, sondern daß ich es bin, der das Staatsruder in seiner Hand hält, und der es lenkt nach seinem eigenen Gefallen!

Die Kaiserin hatte sich lebhaft von ihrem Sitz erhoben und näherte

sich dem Kaiser. Ein wundervoller Glanz von Freude lag über ihrem edlen Angesicht, ihre Augen strahlten, ihre Wangen waren geröthet, und um ihre Lippen spielte ein seltsames glückliches Lächeln.

Nach einer leidenschaftlichen Innigkeit ergriff sie des Kaisers beide Hände und drückte sie an ihre Brust.

Ach mein Kaiser und Gemahl, rief sie stürmisch, ich beschwöre Sie, beweisen Sie das der Welt, beweisen Sie es ihr, daß Sie und Sie allein der Gebieter und der Herr in Oesterreich sind. Lassen Sie den unseligen Einfluß enden, den Metternich sich angemaßt, und mit dem er Oesterreich an den Rand des Abgrundes geführt hat. Vernehmen Sie die Stimme Ihres Volks, die Stimme von ganz Deutschland, Majestät, Vergeltung und Strafe, das ist es, was die Völker begehren, was sie jetzt erkämpfen wollen, auf dem letzten großen Schlachtfeld, auf dem sie mit Napoleon sich begegnen werden. Oh mein Gemahl, die Stunde des Gerichts ist gekommen, lassen Sie Sich nicht auf der Seite der Gerichteten finden, erheben Sie Ihre volle gewichtige Stimme, werfen Sie Ihr Schwert in die Waagschale, und rufen Sie: Er ist schuldig, und muß gerichtet werden! Ich will keinen Theil mehr haben an dem Verbrecher, der das Blut von Millionen Menschen vergossen hat, der den Rechten aller Fürsten und aller Völker Hohn gesprochen hat, und dem nichts heilig gewesen, weder seine Schwüre und Versprechungen, noch die Gesetze und Rechte Anderer. Oh mein Kaiser, mein geliebter Gemahl, haben Sie endlich Erbarmen mit mir, mit den Thränen, die ich seit Jahren über die Schmach und das Unglück Oesterreichs vergossen habe, Erbarmen mit der tiefen Qual Ihrer Völker. Denken Sie, was Sie selber gelitten haben von dem Uebermuth und dem Stolz dieses entsetzlichen Mannes. Rufen Sie jene furchtbare Stunde in Ihr Gedächtniß zurück, wo nach dem blutigen Schlachttage von Austerlitz Sie mit dem stolzen Sieger eine Zusammenkunft hatten. Gedenken Sie jenes Wachtfeuers, wo Sie, der Verabredung getreu, nur von Ihrem Adjutanten begleitet erschienen, während er dennoch von seinem ganzen Generalstab umgeben, im Pomp seiner kaiserlichen Würde Sie empfing, und den Kaiser von Oesterreich als einen demüthigen Bittsteller behandelte, dessen Existenz von dem Willen Bonaparte's allein abhängig sei.

Es ist wahr, es war ein abscheulicher Moment, murmelte der Kaiser, und ich werd's dem Bonaparte niemals vergessen, daß er mich damals so gar übermüthig behandelt hat.

Vergessen Sie ihm auch nicht, wie schwer er Sie auch später noch beleidigt hat, rief die Kaiserin glühend, vergessen Sie nicht, daß er nach der Schlacht von Wagram es wagte zu fordern, Ew. Majestät sollten der Krone Oesterreichs entsagen zu Gunsten Ihres Bruders des Herzogs von Würzburg, vergessen Sie nicht, mit welchem Uebermuth er allen Puncten des Wiener Friedens Hohn gesprochen, dagegen unnachsichtlich verlangt hat, daß Oesterreich alle Bedingungen desselben, wie schwer sie Ihnen auch fallen möchten, erfüllte. Sie wollten den Minotaurus zum Heil Oesterreichs beschwichtigen, und brachten ihm Ihr eigenes Kind zum Opfer dar! Vergebliches Bemühen! Das Unheil Oesterreichs ward dadurch um Nichts gemildert, die harten Bedingungen des Wiener Friedens blieben unverändert, und nicht eine einzige der Millionen Kriegssteuer, die Oesterreich an Frankreich zu zahlen sich verpflichtet, ward erlassen, nicht einer jener Landestheile und Provinzen, die Napoleon sich widerrechtlich angeeignet, kehrte in den Besitz Oesterreichs zurück. Oh vergessen Sie das Alles nicht, mein Gemahl! Vergessen Sie auch nicht, mit welchem stolzen Uebermuth er Ihnen in Dresden begegnete, als wir dort auf seinem russischen Triumphzuge mit ihm zusammentrafen, wie er sich der Halbgott däuchte, vor dem alle Fürsten und alle Länder demüthig in den Staub sinken sollten.

Ja, rief der Kaiser achselzuckend, es war ja in Dresden, wo mir mein Herr Schwiegersohn auseinandersetzte, daß er der Rudolph von Habsburg seiner Familie sei. Er dachte, das soll ein Pflaster dafür sein, daß ich die Marie Louise an den Advocatensohn hingegeben. Aber ich meine doch halt, dieser neumodische Herr Rudolph von Habsburg wird nit so viele Enkel und Urenkel aus seinem Stammbaume aufsteigen sehen, als es der unsere that, sein Thron könnt' gar leicht mal wacklicht werden und den ganzen Stammbaum zerbrechen.

Sie meinen das? rief Ludovica freudestrahlend. Sie zweifeln an dem Glück Napoleons? Oh nun ist Oesterreich, nun ist Deutschland gerettet! Denn wenn Sie zweifeln, werden Sie auch dies unnatürliche

Bündniß mit dem Erbfeind Ihres Hauses zerreißen, werden in offener heiliger Feindschaft dem Despoten gegenübertreten, der Oesterreich seit so vielen Jahren mit Jammer und Elend, mit Blut und Schmach überfluthet, der Sie so vielfach beleidigt, gekränkt und gedemüthigt hat! Oh Majestät, im Namen Deutschlands, im Namen Oesterreichs, im Namen Ihrer Selbst, fordere ich Sie auf: Rache zu nehmen an Napoleon, ihn zu verlassen, wie Gott und sein Glück ihn verlassen hat!

Es ist halt eine gar schlimme Sache, sagte der Kaiser gedankenvoll. Der Bonaparte ist doch immer mein Schwiegersohn, seine Gemahlin ist meine Tochter und sein Sohn ist mein Enkel. Möcht' allerdings ihn selber gar gern stürzen, und ihm all' die Demüthigungen zurückgeben, die er mir gethan, aber ich kann doch meine Tochter und meinen Enkel nicht mit ins Verderben führen. Und ein Krieg mit dem Bonaparte könnte gar leicht zu ihrem Verderben ausschlagen, denn wer will den entfesselten Elementen Stillstand auferlegen, wer will dem Haß und der Rache gebieten, mitten auf ihrem Wege inne zu halten, den Bonaparte zu vernichten, aber seine Gemahlin unberührt zu lassen, und seinem Sohn den Thron unbekümmert zu erhalten, von dem sie den Vater hinabgestoßen.

Oh Majestät, denken Sie jetzt nicht an Dynastien und Verwandtschaftsrücksichten, flehte die Kaiserin glühend, denken Sie an das Große, Allgemeine, an das Unglück, welches Ihre Völker so lange und mit so viel Resignation und Treue getragen, denken Sie daran, ihnen zu vergelten, selbst wenn darüber das Glück Ihres Kindes gefährdet werden sollte. Ihre Unterthanen sind ja auch Ihre Kinder, und sie haben so viel geweint, so viel geblutet. Trocknen Sie ihre Thränen, verbinden Sie ihre Wunden, und der Segen von ganz Deutschland, von ganz Europa wird Ihnen lohnen, und Ihre Völker, die Sie bis jetzt geliebt, weil sie mit Ihnen unglücklich waren, Ihre Völker werden Sie anbeten als ihren Helden, ihren Befreier und Erlöser.

Das ist Alles recht gut und schön, sagte Franz zögernd, aber ich muß es mir halt doch noch ein bissel überlegen. Ich hab' den Grafen Stadion hierher bestellt, und ich denk' er muß sogleich hier sein.

Eu Majestät erwarten den Grafen Stadion schon jetzt? fragte

Ludovica lebhaft. Ich glaubte verstanden zu haben, daß der Graf Stadion um drei Uhr erst mit dem Erzherzog Johann hierher kommen sollte.

Hab's halt vorgezogen den Stadion erst allein zu sprechen, und seine Ansicht zu vernehmen, es liegt mir nit so gar viel daran zu hören, was die Herren Brüder sagen. Es sind leidenschaftliche und ehrgeizige Prinzen, und ich weiß es halt auswendig, was sie mir sagen werden. Das erste ist: Krieg, und das zweite ist Krieg, und wieder Krieg. Und dann kommen die hochtönenden Phrasen von dem Wohl meiner Unterthanen, von der bedrohten Volksfreiheit und von der heiligen Rache, die man an dem Despoten und Tyrannen nehmen muß! Das klingt Alles recht schön, aber es sind halt nur hohle Phrasen, mit denen man leicht um sich werfen kann; sie platzen in der Luft, und thun Niemanden Schaden; aber wenn der Bonaparte mit Granaten darauf antwortet, so platzen die Dinger auch, aber sie thun uns halt sehr vielen Schaden! Ehe ich daher meine Herren Brüder, die schmetternden Kriegstrompeten, höre, wollt' ich erst den Grafen Stadion sprechen. Und schauen's, Frau Kaiserin, ich glaub' er kommt schon!

In der That, die Thür hatte sich eben geöffnet, und der eintretende Kammerhusar meldete den Grafen Philipp von Stadion.

Der Kaiser befahl ihn eintreten zu lassen, und ging dem Grafen dann fast bis an die Thür entgegen.

Nun schauen's, da sind Sie ja wieder, rief er, dem Eintretenden freundlich zunickend. Haben uns recht lange nit gesehen, Graf. Wann war's denn, als Sie zuletzt Abschied von mir nahmen?

Majestät, sagte Graf Stadion mit leiser, trauriger Stimme, es war vor beinahe vier Jahren.

Ach ja, ich entsinne mich jetzt, rief der Kaiser lächelnd, es war in Komorn, als wir den Waffenstillstand von Znaym geschlossen hatten, und ich Ihnen sagte, daß mir halt nichts übrig bleiben würde, als Frieden zu machen mit dem Bonaparte, weil es doch besser sei, etwas zu retten, als ganz und gar zu Grunde zu gehen. Aber Sie sind halt kein Mann des Friedens, und darum forderten Sie von mir Ihre Entlassung, schieden aus dem Ministerium, und verließen

mich und den Hof. Und wo sind's denn gewesen diese langen Jahre hindurch? Hab' Sie gar nimmer wieder gesehen?

Majestät, ich lebte einsam und still auf meinen Gütern, und würde mich dort auch ganz glücklich gefühlt haben, wenn nicht dort ein neues Unglück mich betroffen.

Was war's denn für ein neues Unglück?

Mein theurer Bruder Friedrich ist mir vor zwei Jahren gestorben, Majestät.

Ach ja, ich vergaß, der Friedrich ist gestorben. Und darum sind Sie so traurig?

Majestät, er war der schönste Theil aus meinem Leben, war mein besseres Ich!

Merkwürdig, sagte der Kaiser sinnend, begreif's halt nit, daß man einen Bruder so lieben, und sich so viel aus ihm machen kann. Ich meinestheils wär' ganz froh — bin ganz froh, verbesserte sich der Kaiser, daß ich Sie wieder seh', lieber Graf. Sie kommen freilich nit daher wie die Taube mit dem Oelblatt, die den Frieden bringt, sondern Sie sind wie der Sturmvogel, der nur dann sichtbar wird, wenn die Welt in Aufruhr geräth, und sich schnell verkriecht, wenn wieder die Sonne scheint und es wieder Frieden giebt.

Verzeihung, Majestät, sagte Graf Stadion ernst, der Wiener Frieden war kein Sonnenschein, und darum verkroch ich mich, um in der Einsamkeit zu trauern über Oesterreich's Unglück und Schmach.

Und jetzt kommen's wieder zum Vorschein, weil Sie meinen, daß der Sturm wieder losgehen wird, und es mit dem Frieden vorbei ist! Sagen's ehrlich, wie kommt's, daß Sie gerade jetzt hierher nach Wien gekommen sind?

Majestät, das Gottesgericht in Rußland war der erste Hoffnungsstrahl, der in mein freudenleeres Herz fiel, und ich kam nach Wien, um zu sehen, ob meine Hoffnungen nicht vergeblich gewesen.

Aber Sie kamen nicht zu mir, sagte der Kaiser lebhaft, mich hatten's Ein für alle Mal aufgegeben, und gingen nur zu meinen kampfeslustigen Brüdern.

Verzeihung, Majestät, sagte die Kaiserin, Graf Stadion kam auch zu mir.

Nun, das ist ungefähr dasselbe, rief Franz lächelnd, denn der Graf wußte wohl, daß die Frau Kaiserin auch immer kampflustig ist. Aber die Frau Kaiserin war wenigstens ehrlicher als meine Herren Brüder, und sie sagt mir, daß der Sturmvogel Graf Philipp Stadion bei ihr gewesen, und ihr dank's ich also, daß ich Sie nach so langer Zeit wieder begrüßen kann. Hab' Sie aber rufen lassen, Graf, weil ich Ihre Meinung hören will! Sie sind ein Heißkopf, aber Sie sind ehrlich und ehrenhaft zugleich, und Sie lieben Oesterreich. Wollen's mir also versprechen, daß Sie mir offen und ehrlich Ihre Meinung sagen wollen?

Ja Majestät, so wahr mir Gott helfe in meiner Sterbestunde, ich werde Ihnen meine Meinung offen und ehrlich sagen!

Nun so sprechen's denn, Stadion. Wie sieht es in Deutschland aus? Glauben's wirklich, daß es an der Zeit sei, dem Kaiser Napoleon den Frieden aufzukündigen? Daß wir den Fürsten Schwarzenberg, der heute aus Galizien hier angelangt ist, nicht auf seinen Gesandschaftsposten nach Paris zurückkehren lassen?

Majestät, das sind drei rasche Fragen auf Einmal, die sich nicht so leicht beantworten lassen, sagte Stadion lächelnd. Ew. Majestät fragten zuerst, wie es in Deutschland aussieht? Ich antworte darauf ehrlich und gewissenhaft: Deutschland steht am Vorabend einer großen Zeit, ein göttliches Feuer erwärmt alle Herzen, ein wahres Frühlingsknospen und Blühen ist in allen Gemüthern, und Jeder fühlt es klar und freudenvoll, daß die Tage der Schmach jetzt endlich vorüber, daß die Tage der Vergeltung gekommen sind. Wie zu einem großen Verbrüderungsfest einigen und sammeln sich jetzt alle Deutschen Stämme, und zum Ersten Male fühlen sie sich einig zu Einem Wollen, Einem Vollbringen! An den Ufern der Beresina hat Gott die Stirn des Gewaltigen berührt und gezeichnet, und die Deutschen haben auf der ehernen Stirn des flüchtenden Kaisers das Wort Gottes gelesen, welches heißt: Er ist gerichtet! Dieses Wort hallt wie ein Jubelruf durch alle Gauen Deutschlands wieder, jede Hand greift zum Schwert, jeder Mann ist kampfbereit, und harrt nur des Rufes der Fürsten, die zum Kampf die Völker aufrufen sollen.

Aber die Fürsten, schauen's die Fürsten, das ist grad' die Haupt-

sach. Werden die sich auch empören gegen den Napoleon? Wird der Rheinbund nicht auch Front machen gegen diejenigen, welche ihr Schwert wider den Kaiser der Franzosen erheben wollen.

Der Rheinbund ist schon jetzt so gut wie aufgelöst, Majestät, und die deutschen Fürsten, welche ihm angehört, werden sehr bereit sein, den Mann zu verlassen, dem sie anhingen, weil er ihnen Königstitel, Macht und Länder geben konnte, den sie jetzt aber aufgeben werden, weil er in Begriff ist, sie mit in sein Verderben hinein zu ziehen. Sie haben sich von ihm heben und emportragen lassen, sie werden sich aber wohl hüten, mit ihm zu Grunde zu gehen. Baiern, Sachsen und Würtemberg sind erschöpft an Menschen und an Geld, und der Bürger, der schon lange gemurrt, sagt es jetzt laut, daß er für den Kaiser Napoleon weder sein Geld, noch seine Söhne mehr hergiebt, daß er aber gegen Napoleon nicht blos sein Geld und seine Söhne, sondern auch Sich Selber freudig dem Vaterlande darbringen wird. Preußen hat schon lange im Geheimen gerüstet, und der Abfall des Generals York ist, obwohl der König ihn für den Moment noch desavouirt, dennoch das erste Signal zu dem Abfall ganz Preußens. Der ganze Norden von Deutschland ist bereit sich zu erheben, und den Kampf gegen den verhaßten, jetzt nicht mehr gefürchteten Feind Deutschlands zu beginnen. Denn Napoleon ist zu dieser Stunde nicht mehr furchtbar, seine große Armee existirt nicht mehr, und Frankreich wird ihm keine neue Armee mehr stellen können, es ist erschöpft an Menschen. Freilich hat der Kaiser, so wie er in Paris angelangt war, sogleich eine neue Conscription ausgeschrieben, und will eine neue Armee von dreimalhunderttausend Mann schaffen, aber die Einberufenen folgen nur widerstrebend, und laut murrend seinem Ruf; an vielen Orten müssen sie mit Gewalt zusammengeschaart und eingekleidet werden, und entlaufen dennoch wieder und flüchten zu ihren Eltern, welche sie vor den Exekutionsmannschaften verbergen. Diejenigen, welche sich stellen, sind die Ausrangirten des vorigen Jahres, oder junge Bursche, zu schwach und noch zu jung, um gute Soldaten abzugeben, und den Strapazen des Kriegsdienstes gewachsen zu sein. Der Kaiser Napoleon wird also im besten Fall, wenn er wirklich seine dreimalhunderttausend Mann zu=

sammenbringt, keine dreimalhunderttausend Soldaten haben, sondern nur junge Bursche und undisciplinirtes Gesindel, das seinen Fahnen zuläuft, weil es bezahlt wird, aber mit solchen Leuten lassen sich nicht Schlachten gewinnen, und Länder erobern. Wenn also Ew. Majestät dem Bündniß mit dem Kaiser der Franzosen treu bleiben, so werden Sie ganz allein den Kampf gegen den russischen Koloß auf sich nehmen müssen, und dabei in erster Reihe stehen, ohne auch nur auf die Mitwirkung Frankreichs rechnen zu können.

Das ist allerdings ein gar schlimmes und trauriges Bild, was Sie uns da ausmalen, sagte Franz leise sein Haupt schüttelnd. Dennoch sind Sie der Meinung, Oesterreich müßte es machen, wie die Fürsten des Rheinbunds und wie Preußen es wahrscheinlich machen werden, Oesterreich müßte seinen beschworenen Allianzvertrag mit Frankreich für null und nichtig erklären, und seinen Schwüren wortbrüchig werden?

Ja, Majestät, das ist meine wahre und aufrichtige Meinung, Ew. Majestät haben der Allianz mit Frankreich tausende Ihrer Unterthanen, Ihr Geld und Ihre Provinzen zum Opfer fallen sehen, Sie haben Sich überzeugen müssen, daß diese Allianz Ihrer eigenen Monarchie zum Verderben gereichen wird, daß Sie durch dieselbe statt Ihrem Lande den Frieden zu sichern, es nur in furchtbare und blutige Kriege hineinziehen, bei denen für Oesterreich kein Vortheil und Gewinn, sondern nur Nachtheil und Verlust zu erwarten ist. Aendern Ew. Majestät also, zum Wohl Ihrer eigenen Monarchie, Ihr System, erklären Sie die Allianz für aufgelöst und beendet, und treten Sie mit rascher Entschiedenheit plötzlich, und ehe Napoleon noch Zeit hat sich gegen Sie zu wenden, gerüstet gegen ihn in die Schranken. Rufen Sie Ihre Völker, rufen Sie Deutschland zu den Waffen gegen Frankreich, und mehr als fünfzig Millionen Menschen werden sich für Ew. Majestät erheben, werden freudejauchzend und begeisterungsvoll in den Kampf gegen den verhaßten Unterdrücker hinausziehen, sie werden Ihnen nicht allein Ihre geraubten Provinzen zurück erobern, sondern sie werden, wenn Ew. Majestät es wollen, Sie wieder auf den deutschen Kaiserthron erheben, und Ew. Majestät werden von ganz Deutschland freudig als der Kaiser von ganz Deutschland begrüßt werden!

Danke, rief der Kaiser mit einer abwehrenden Bewegung, danke! Hab' ganz und gar keine Lust, den schlimmen Posten wieder zu übernehmen, und mich wieder mit den Fürsten und Reichsbaronen, und dem Reichskammergericht herumzuzanken! Bin herzlich froh, daß ich die ganze Sach' los geworden bin, und will ganz und gar nichts mehr damit zu schaffen haben! Es genügt mir vollkommen, Kaiser von Oesterreich zu sein, aber unlieb wär's mir halt nit, wenn ich die Lombardei und Illyrien, Kärnthen und Krain dem Kaiser der Franzosen wieder entreißen könnt'. Wenn ich auch kein Eroberer bin, wie der Bonaparte, so möchte ich doch gern wieder haben, was Mein gewesen, und was ich nur aus Noth und gezwungen habe fortgeben müssen! Und Sie glauben wirklich daß der Moment zur Wiedereroberung meiner verlorenen Provinzen gekommen wäre?

Ja, Majestät, ich glaube das ganz entschieden.

Und Sie, Frau Kaiserin, Sie glauben das auch?

Ja, mein Gemahl, ich habe die freudige, unerschütterliche Siegesgewißheit in mir, rief Ludovica. Sie werden Ihre Provinzen wieder erobern, Sie werden dem hochmüthigen, unersättlichen Räuber Ihr Eigenthum wieder entreißen! Illyrien, Kroatien und die Lombardei warten nur auf den Ruf Eurer Majestät, um sich zu erheben, um zu den Waffen zu greifen und sich frei zu machen vom französischen Joch; Tyrol hat drei Jahre schon in schmerzlichster Sehnsucht die weinenden Blicke nach Oesterreich hingewandt, Ew. Majestät braucht nur die Hand zu erheben, und die Freudenfeuer flammen von den Bergen, und die Hirten verwandeln sich in Helden, und auf's Neue vertreiben die kühnen Tyroler den verhaßten Feind, wie sie es drei Mal gethan, im Heldenjahr von 1809!

Ja, ja, murrte der Kaiser vor sich hin, hab' halt nur nöthig ihnen den Johann zu schicken, den „Herrn des Gebirges," wie sie ihn nennen, und das ganze Volk von Tyrol steht für ihn auf.

Nein, nicht *für* ihn, rief Ludovica begeistert, nicht *für* ihn, sondern *mit* ihm für ihren geliebten Herrn, für ihren theuren Kaiser Franz! Und wie Illyrien und Kärnthen und Krain, wie die Lombardei und Tyrol, so wird auch Steyermark und Inner-Oesterreich, so wird auch Böhmen und Gallizien sich freudig erheben, wenn ihr

Kaiser zu den Waffen ruft, und nur Ein begeistertes Volk und Einen geliebten Herrn wird es geben in Oesterreich, und einig wird Volk und Kaiser sein zu dem heiligen, erhabenen Ziel: die Welt zu befreien von dem Despoten, der die Völker und die Fürsten, die Freiheit und die Gerechtigkeit mit stolzem Hohn unter seine Füße getreten hat.

Sie machen mir da eine gar verlockende Schilderung, Frau Kaiserin, sagte Franz lächelnd, und ich denk', ich werd' Ihrer Sirenenstimme schon folgen müssen, ich werd' mich von Ihnen und von den Gründen des Herrn Grafen von Stadion für überwunden erklären, und werd wohl mein System ändern müssen. Aber nur Eins ist dabei zu bedenken: der Graf Metternich hat die Allianz mit Frankreich abgeschlossen, und es wird ihm daher sehr empfindlich sein, diese Allianz jetzt brechen zu sollen! Er wird mir gar viele Einwendungen und Schwierigkeiten machen, der Metternich!

Kommen Ew. Majestät dem zuvor, rief Ludovica rasch, entfernen Sie Metternich, geben Sie ihm seine Entlassung. Das wird ganz Oesterreich, ja ganz Europa eine Garantie sein, daß es Eurer Majestät heiliger Ernst ist, mit Frankreich zu brechen, denn ganz Europa weiß, das Metternich es ist, welcher das Bündniß Oesterreichs mit Frankreich zu Stande gebracht, welcher seinen Einfluß auf Ew. Majestät dazu benutzt, um Ew. Majestät als den treuen Bundesgenossen und Vasallen Frankreichs zu erhalten, weil der Kaiser Napoleon ihm dafür verheißen, ihn in seiner Stellung als den Minister und Lenker Oesterreichs zu behaupten, und zu beschützen.

Ach, ich werd' halt dem leichtgläubigen Europa beweisen, daß ich in Oesterreich regiere, und daß der Graf Metternich nur so lange Einfluß auf mich hat, als ich ihm denselben verstatten will, rief Franz gereizt. Ich werde den Grafen Metternich noch in dieser Stunde aus meinem Dienst entlassen, und wir werden ja sehen, was dann aus den Versprechungen Napoleons wird, den Metternich in seiner Ministerstelle zu schützen, und zu erhalten. Ja, ich werd' den Metternich sogleich entlassen, aber es kommt denn darauf an, sogleich einen andern tüchtigen und bewährten Mann zu haben, den ich an seine Stelle

setzen kann. Wissen Sie mir sogleich einen solchen Mann zu nennen, Frau Kaiserin?

Ludovica lächelte und warf ihre strahlenden Augen auf den Grafen Stadion hin.

Ich dächte, Ew. Majestät hätten nicht nöthig, weit zu laufen, sagte sie, und der Mann, welchen Ew. Majestät suchen, ist bald gefunden.

Auch über das Antlitz des Kaisers flog ein Lächeln, aber es verschwand sogleich wieder. Sie haben Recht, rief er, der Mann ist gefunden. Herr Graf Stadion, fragte er lebhaft, Sie waren in dem Unglücksjahr 1809 mein Minister, — wollen Sie das Portefeuille, welches Sie damals niederlegten, weil wir Frieden machten, wollen Sie es jetzt, da wir wahrscheinlich den Krieg beginnen, wieder annehmen?

Majestät, sagte Graf Stadion überrascht, diese Frage kommt mir so rasch, so unvorbereitet, daß ich nicht sogleich darauf zu antworten weiß. Ich bitte Ew. Majestät inständigst um Verzeihung, wenn ich daher nicht sogleich mich entscheiden kann. Es ist eine so ernste, heilige Sache, daß ich mich erst mit meinem eigenen Gewissen berathen muß, ob ich auch die Kraft und die Befähigung habe, in einem schwierigen Moment eine Stelle zu übernehmen, welche Herr von Metternich bisher zur Zufriedenheit Eurer Majestät ausgefüllt hat.

Nun, wie viel Zeit brauchen Sie um nachzudenken, und sich zu entscheiden? fragte der Kaiser. Bedenken's, Herr Graf, daß die Zeit jetzt rasch geht, und daß an Einer Minute oft die Entscheidung über Krieg und Frieden, über Leben und Tod hängt.

Majestät, ich bitte um eine Stunde, um zu überlegen, und zu entscheiden.

Und um sich mit meinen Herren Brüdern zu berathen, nit wahr? fragte der Kaiser. Nun gut, es ist jetzt zwei Uhr, in einer Stunde erwarte ich hier meine Herren Brüder, Sie, Herr Graf, können dann mit ihnen zugleich, wie wir's ja schon zu Anfang beschlossen, zu mir kommen. Sie werden mir dann sagen, was Sie entschieden haben, und ob Ihr Gewissen Ihnen erlaubt, mein Minister zu werden! In einer Stunde also!

Er winkte dem Grafen einen Abschiedsgruß zu; Graf Stadion verneigte sich ehrfurchtsvoll vor dem Kaiser und der Kaiserin, und verließ, rückwärts gehend, das Kabinet.

Und jetzt, Frau Kaiserin, sagte Franz, sich seiner Gemahlin nähernd, jetzt, nit wahr, jetzt sind Sie zufrieden mit mir?

Oh Majestät, rief Ludovica, ihm ihre beiden Hände darreichend, Sie haben mich in dieser Stunde so glücklich und zufrieden gemacht, wie ich es niemals gewesen. Ich danke Ihnen, mein Gemahl, ich danke Ihnen von Herzensgrund, und die Erinnerung an das Glück, das Sie mir heute bereitet, soll mich entschädigen für Alles, was ich gelitten! Denn heute zum ersten Mal habe ich gefühlt, daß die kalte Schranke, welche bisher Ihr Herz von dem meinen getrennt hat, endlich gefallen ist, daß ich Ew. Majestät nicht mehr blos die Kaiserin bin, die Sie vor Ihrem Hofstaat anerkennen, sondern endlich auch die Gemahlin, der Sie vertrauen, die Sie Theil haben lassen an Ihren Sorgen, und der Sie einen kleinen Einfluß auf Ihre Entschließungen bewilligen. Oh und wie glücklich, wie stolz macht mich dies Gefühl, wie will ich Sie dafür lieben, und verehren!

Ja, ja, sagte der Kaiser lächelnd, wenn man den Frauen ihren Willen thut, und sich von ihnen leiten läßt, dann haben sie ihre Männer gern, und meinen, daß man sie liebt. Ich bin halt nit so schlimm, wie Sie bisher gedacht haben, Frau Kaiserin, wenn ich auch nit so gar gemüthlich bin, als die guten Wiener es von mir glauben mögen. Aber jetzt, Frau Kaiserin, jetzt bitt' ich Sie, daß Sie mir erlauben wollen, Sie in Ihre Gemächer zurück zu begleiten. Hab' noch allerlei zu arbeiten, bevor die Herren Brüder und der Graf Stadion hierher kommen.

Nein, mein theurer Gemahl, begleiten Sie mich nicht, sagte die Kaiserin mit einem reizenden Lächeln; wozu das steife Ceremoniell unter Eheleuten, die sich lieben, und vertrauen? Erlauben Sie mir Ihnen Lebewohl zu sagen, und mich still zu entfernen, und Sie, mein theurer geliebter Franz, Sie gehen sogleich an Ihren Schreibtisch.

Ah, schauen's, rief der Kaiser, da ist Ihnen etwas passirt, was Ihnen noch nie begegnet ist. Sie haben mich Franz genannt, Ihren geliebten Franz, während ich sonst immer nur von Ihnen Majestät,

Herr Kaiser, oder wenn's hoch kommt „mein Gemahl" genannt ward. Ja, ja, Frau Kaiserin, hätten's mich gleich zu Anfang unserer Ehe so herzlich und freundlich angeredet, hätten's mich nit gar so kalt und ceremoniell empfangen, daß es mir war, als stünd' ein Schneemann zwischen uns, so wär' Manches anders und besser geworden. Hab' erst Zwicken in den Ohren gehabt, von Ihrem „Majestät", und „mein Gemahl", und ein rechtschaffenes „Fränzel" wär' mir lieber gewesen, als all' die zierlichen und abgedrechselten Redensarten, die mein Herz gar sehr verschüchtert haben. Aber jetzt, da Sie mich Ihren Franz genannt haben, jetzt will ich Ihnen auch eine Belohnung dafür geben. Haben so oft die Vermittlerin zwischen meinen Herren Brüdern und mir gemacht, haben mir jetzt den Grafen Stadion recommandirt, dafür sollen Sie es auch sein, welche den drei Herren heute eine Ueberraschung bereitet. Ich bitte, nehmen's Platz, ich will nur ein paar Billets schreiben!

Er nickte der Kaiserin zu, und trat zu seinem Schreibtisch. Mit rascher Hand schrieb er einige Zeilen auf ein Blatt Papier, das er dann zusammenfaltete und adressirte. Dann nahm er ein zweites Blatt, dann ein drittes, auf jedes schrieb er einige hastige Worte, und adressirte sie, zündete ein Licht an, und versiegelte Jedes der drei Billets mit seinem Handsiegel.

Hier, Frau Kaiserin, sagte er dann, mit den drei Billets sich der Kaiserin nähernd, hier sind drei wichtige Depeschen, haben Sie die Güte, Punct um drei Uhr mit denselben wieder hierher zu kommen. Diese Billets sind, wie Sie sehen, an meine Herren Brüder und an den Grafen Stadion, sie enthalten meine Bestimmung über ihre Zukunft, und die Zukunft Oesterreichs. Sie, die treue Freundin und Fürsprecherin der drei Herren, Sie sollen Ihnen daher auch diese meine Billets überreichen. Da, nehmen Sie, Frau Kaiserin, und seien Sie pünktlich um drei Uhr hier!

Ludovica nahm die dargereichten Billets aus der Hand des Kaisers, welche sie zugleich innig an ihren Busen drückte.

Oh, mein theurer geliebter Gemahl, sagte sie bewegt, wie glückselig macht mich Ihre Güte, und wie —

Se. Excellenz, der Herr Staatsminister, Graf Metternich, rief

der Kammerlakai, die Thür öffnend, durch welche sofort Metternich in das Kabinet eintrat.

Ei, schauen's, der Metternich, sagte der Kaiser. Sie kommen ja zu einer ungewöhnlichen Stunde.

Majestät, eine wichtige Geschäfts-Angelegenheit führt mich zu Ew. Majestät, sagte Metternich, sich tief verneigend.

Gut, gut, ich bin bereit, rief der Kaiser, es ist halb drei Uhr, ich habe also eine halbe Stunde für Sie. Frau Kaiserin, erlauben Sie, daß ich Sie wenigstens bis zur Thür begleiten darf!

Er reichte seiner Gemahlin den Arm, und führte sie zu der Tapetenthür, welche auf den kleinen Corridor führte, über welchen man zu den Gemächern der Kaiserin gelangte!

Ludovica, ohne den Grafen Metternich nur eines flüchtigen Blickes zu würdigen, grüßte den Kaiser mit einem Lächeln und einem innigen Händedruck.

Oh, mein Gott, seufzte sie, indem sie den Corridor hinabschritt, welch ein Glück, daß ich die drei Handschreiben des Kaisers habe, welche die Zukunft Oesterreichs bestimmen. Wäre der Kaiser nicht unwiderruflich dadurch gebunden, wer weiß, ob es Metternich nicht dennoch gelingen könnte, ihn für sich zu gewinnen. Mein Gott, ich danke Dir, daß Du das Schicksal Oesterreichs gesichert hast!

---

## VII.

## Die Krisis.

Nun, Metternich, rief der Kaiser, nachdem die Thür sich hinter seiner Gemahlin geschlossen hatte, sich wieder dem Grafen zuwendend, nun lassen's hören! Was ist es für eine wichtige Geschäfts-Angelegenheit, die Sie hergeführt hat?

Majestät, sagte Metternich feierlich ernst, Majestät, es ist in den Augen meines Herrn und Kaisers vielleicht nur eine Kleinigkeit, für mich aber ist es eine Entscheidung, eine Umgestaltung für das ganze

Leben! Majestät, ich komme, um Ew. Majestät zu ersuchen, daß Sie die Gnade haben, mich meines Amtes zu entheben, und mich aus Ihren Diensten zu entlassen!

Der Kaiser stutzte, und warf einen raschen, forschenden Blick auf das Gesicht des Ministers hin. Aber dieses so schöne und edle Gesicht blieb vollkommen ruhig, es verrieth nichts von den Gedanken, die vielleicht doch hinter dem sanften Lächeln, und dem milden Blick der strahlenden Augen verborgen waren.

Sie wollen Ihre Entlassung? fragte der Kaiser barsch. Etwa um Minister des Kaisers Napoleon zu werden?

Nein, Majestät, um mich in das Privatleben zurückzuziehen, sagte Metternich gelassen.

So, in das Privatleben? Sind's auf Ein Mal der Arbeit überdrüssig geworden?

Nicht der Arbeit, Majestät, aber des Kampfes. Ich sehne mich nach Ruhe, nach Frieden, und darum noch einmal, Majestät, ich bitte um meine Entlassung!

Und hat denn das so gar große Eil'? fragte der Kaiser.

Ja, Majestät, für mich hat es Eile. Ich fühle mich erschöpft, gebrochen; ich will mich auf mein Gut in Böhmen zurückziehen.

Zuerst müssen's meine Entlassung haben, und die geb' ich halt nit so ohne Weiteres. Ein vernünftiger Mensch fordert und bewilligt nichts ohne genügende Gründe. Sagen's mir daher erst die Gründe für Ihre Forderung, dann nachher will ich sehen, ob sie ausreichend und gewichtig genug sind, um Ihnen Ihre Forderung bewilligen zu müssen. Also weshalb wollen Sie Ihre Entlassung?

Ich hatte schon die Ehre es Ew. Majestät zu sagen. Weil ich mich erschöpft fühle, weil ich mich nach Ruhe, nach Frieden sehne!

Das ist Unsinn, rief der Kaiser ungeduldig, ein junger Mann wie Sie, der noch dazu ehrgeizig ist, fühlt sich nit so leicht erschöpft, und in Ruhe und Frieden zu leben ist ihm ein Gräuel. Sagen Sie mir also die Wahrheit, ich verlange es von Ihnen als Ihr Herr und Ihr Kaiser, die Wahrheit: weshalb begehren Sie Ihre Entlassung?

Da Ew. Majestät es befehlen, werde ich Ihnen die Wahrheit sagen, entgegnete Metternich sich verneigend. Ich bitte Ew. Majestät

um meine Entlassung, weil ich mich zu schwach fühle, den Strömungen der öffentlichen Meinung länger zu widerstreben, und weil ich derselben meine eigene Meinung nicht zum Opfer bringen kann.

Und was will denn die öffentliche Meinung? Sagen's mir doch das, Herr Minister.

Die öffentliche Meinung will, daß Ew. Majestät die Allianz mit Frankreich brechen, daß Ew. Majestät das Schwert erheben, und Ihre Armeen gegen Frankreich führen soll.

Und ich? Rechnen Sie mich auch so in Bausch und Bogen mit hinein in die öffentliche Meinung?

Die öffentliche Meinung ist diesmal so stark und mächtig, sie rauscht durch ganz Deutschland daher mit einer solchen Sturmesgewalt, daß sich daran, fürchte ich, der Widerstand Eurer Majestät brechen, daß Ew. Majestät ihr nachgeben muß.

Das glauben Sie? Und in dieser Gefahr, von der Sturmesgewalt der öffentlichen Meinung überfluthet zu werden, da wollen Sie mich verlassen?

Majestät, ich thue es mit blutendem Herzen, aber meine Ehre und mein politischer Name erfordert es. Ich darf meiner ganzen Vergangenheit nicht ein so demüthigendes Dementi geben, ich darf meinen zahlreichen Feinden nicht den Triumph bereiten, daß sie von mir sagen können: ich hätte, um Minister zu bleiben, meine Principien geändert, und meine eigenen Maximen verleugnet. Deshalb ziehe ich mich zurück, und mein Fall wird meinen Feinden wenigstens beweisen, daß meine Ehre noch stärker ist, als mein Ehrgeiz, und daß ich es noch höher achte, ein ehrlicher Mann zu sein, als ein Minister zu bleiben um jeden Preis!

Nun gut, ich will annehmen, daß ich Ihnen die gewünschte Entlassung bewillige, — ich sage nicht, daß ich es thue, aber ich will den Fall annehmen, so müssen Sie doch, bevor Sie aus Ihrem Amte scheiden, Ihrem Kaiser einen letzten Dienst erzeigen.

Majestät, befehlen Sie, was ich thun soll, rief Metternich lebhaft, mein Leben steht zur Verfügung Eurer Majestät.

Gut! Sie sollen mir also zwei Fragen offen und ausführlich beantworten, nach Ihrer Ueberzeugung und Ihrem Gewissen. Wollen

Sie das? Wollen Sie wirklich Ihrem Kaiser diesen letzten Dienst erweisen, und wollen Sie's treu und ehrlich thun ohn' Hinterhalt und ohn' Falsch?

Ew. Majestät zweifeln an mir? fragte Metternich schmerzlich. Ew. Majestät halten es für möglich, daß ich Sie täusche, daß ich Sie hintergehe?

Ich hab' das Unglück Kaiser zu sein, rief Franz achselzuckend, das ist gar selten, daß ein Kaiser treue und aufrichtige Freunde hat.

Aber die Metternich's sind von jeher treue Diener Ihrer Kaiser gewesen. Das beweist schon der Name, den sie führen, und der ein glänzendes Zeugniß für sie ablegt.

Wie denn, Ihr Name? fragte der Kaiser lebhaft. Was ist's denn mit dem Namen?

Majestät, die Geschichte desselben findet sich in den alten Urkunden meines Hauses. Diese Urkunden besagen und weisen nach, daß der Stammvater meines Hauses nicht Metternich benannt war, sondern daß er blos schlechtweg Metter hieß. Dieser Herr Metter, ein gar tapferer und edelgesinnter Mann, war Hauptmann von der Leibwache des letzten Sachsenkaisers, Heinrich des Heiligen.

Ja, rief der Kaiser, er hieß wohl der Heilige, dieser gute Heinrich, aber ich denk' er war doch nit ein so heiliger Mann. Mein' doch gehört zu haben, daß er ein gar eifersüchtiger Herr war, und seiner armen Kaiserin Kunigunde dadurch viel Herzeleid bereitete. Ist's so, oder irr' ich mich?

Nein, Ew. Majestät irren Sich nicht. Der Kaiser war in der That eifersüchtig, obwohl seine Gemahlin eine Heilige an Tugend, Güte und Treue war. Aber sie war schön und strahlend wie ein Engel, und alle Cavaliere des Kaisers beteten sie an!

Herr Metter, der Hauptmann von der kaiserlichen Leibwache auch, nit wahr!

Ew. Majestät, er verehrte sie als die Gemahlin seines Herrn, aber seine Liebe und Treue hatte er doch allein dem Kaiser gewidmet. Das wußte Heinrich, und darum zog er seinen Hauptmann Metter auch allen seinen Cavalieren und Dienern vor, nannte ihn seinen Liebling und mochte niemals ohne ihn sein. Aber diese Gunst des Kai=

sers erregte die Mißgunst und den Neid der übrigen Hofleute, und sie beschloßen, den Hauptmann Metter zu verderben und ihm die kaiserliche Gnade zu entziehen! Ein geschickter Herr schrieb also einen Brief voll Lug und List, als hätte ihn Metter geschrieben, an die Kaiserin Kunigunde gerichtet, und aus dem Brief sollte hervorgehen, daß der Metter die Kaiserin leidenschaftlich liebe, und daß er mit ihr in einem strafbaren Verhältniß stehe. Diesen Brief nun wußte man dem Kaiser Heinrich selber vor Augen zu bringen, indem man ihm sagte, die Kaiserin habe ihn so eben aus der gestickten Tasche verloren, die an goldenen Ketten von ihrem Gürtel niederhing. Der Kaiser war umgeben von allen seinen Hofleuten, als er den Brief empfing, nur der Hauptmann Metter war nicht zugegen. Heinrich las den Brief, der ganz genau und täuschend mit des Metter's Hand geschrieben war, dennoch aber, als er ihn gelesen, schüttelte er sein Haupt, zerriß den Brief, und rief: „oh Metter nicht! Der ist mir treu. Nein, Metter nicht!“ Der wirkliche Verräther fiel bleich und schwankend wie vom Blei getroffen zu des Kaisers Füßen nieder, und als in diesem Augenblick der Hauptmann Metter in den Saal eintrat, da riefen die Leute alle, wie aus Einem Munde, ihm das Wort des Kaisers entgegen: oh Metter nicht, und Kaiser Heinrich schaut' ihn lächelnd an, und wiederholte, indem er ihm die Hand darreichte: „oh Metter nicht!“ Alsdann erzählte er ihm von dem verleumderischen Brief, und zum ewigen Zeugniß, daß der Kaiser nie gezweifelt an der Treue seines Dieners Metter, befahl er, daß Er und sein Geschlecht fortan sich: „Metternicht“ beheißen sollte.*)

Und was sagte die Kaiserin Kunigunde zu der Verläumdung? fragte der Kaiser. War's ihr genügend, daß ihr Gemahl die Sach' niederschlug und nichts wissen wollt' von der Anklage?

Nein, Majestät, es war ihr nicht genug. Ihre Tugend verlangte stärkeres und unzweifelhafteres Zeugniß. Sie befahl, auf einem freien Raume alles Volk zusammenzurufen, denn nicht blos der Kaiser und Hof, sondern auch das Volk sollte Zeuge sein von dem Gottesgericht,

---

*) Siehe: Kaiser Franz und Metternich. Ein Fragment S. 5.

dem sie sich unterwarf. Alsdann im Beisein ihres Gemahl, des Hofes und Volkes, ließ die Kaiserin eine eiserne Pflugschaar im Feuer glühend machen, entäußerte sich ihrer Fußbekleidung, bat Gott zum Zeichen ihrer Unschuld es zu geben, daß sie unbeschädigt mit den nackten Füßen über das glühende Eisen dahinschreiten könnte, und — Gott erhörte ihr Gebet, glücklich und unbeschädigt schritt die Kaiserin, unter dem freudigen Zujauchzen des ganzen Volkes, über das glühende Eisen dahin.*)

Ich wollt' halt, sie hätt's nicht gethan, rief der Kaiser rasch. Ich würd' sonst an ihre Unschuld glauben, wenn sie sich bei der Wanderschaft die nackten Füß' verbrannt hätt'. Muß doch allerlei List und Kunststücke verstanden haben, wenn sie's machen konnt', daß sie glücklich über das glühende Eisen hinschreiten konnt', und muß ihr doch gar viel daran gelegen gewesen sein, daß der Kaiser an ihre Unschuld glauben, und den Herrn Metter in keinem Verdacht haben sollt'! Doch gleichviel, sie ist glücklich über das heiße Eisen hinweggekommen, und der Herr Metter ward zum Metternicht. Und Sie heißen so nach Ihrem Ahnherrn, nur daß Sie hinten ein T verloren haben. Nun, das macht nichts, vielleicht finden Sie ihr T noch irgendwo einmal wieder. Aber die Geschichte ist gut, und ich will's halt glauben, daß Sie Ihren Namen mit Ehren tragen, und daß ich, wie Kaiser Heinrich, auch Ihren Feinden antworten kann: oh Metter nicht! — So antworten Sie mir denn treu und redlich wie Ihr Ahnherr, antworten Sie mir auf meine erste Frage: wenn ich Ihnen nun wirklich Ihre Entlassung gebe, Wen würden Sie mir dann rathen, zu meinem Minister zu machen?

Majestät, sagte Metternich, nach kurzem Besinnen, Majestät, ich würde Ihnen rathen, den Grafen Philipp von Stadion schleunigst nach Wien zu berufen, und ihm das Ministerium anzutragen.

Und Sie glauben, daß er den Antrag annehmen würde?

Das, Majestät, hängt von der Art des Antrages ab. Graf Stadion ist ein streng rechtlicher Mann, ein Edelmann im wahren Sinn des Wortes, der nur von seiner Ehre, seiner Ueberzeugung sich

---

*) Siehe: Kaiser Franz und Metternich. Ein Fragment. S. 5.

leiten läßt, nur seiner Pflicht, und seinem Gewissen gehorcht. Er hat 1809 seine Entlassung genommen, weil Ew. Majestät des Grafen Stadion Ansicht zuwider mit dem Kaiser Napoleon Frieden machten, er wird sich jetzt nur dann entschließen, wieder Minister zu werden, wenn Ew. Majestät sofort dem Kaiser Napoleon den Krieg erklären. Es ist einmal des Grafen Ueberzeugung, daß Oesterreich mächtig und stark genug ist, um jetzt schon Frankreich als Feind gegenüber zu treten, und ganz Deutschland wird, wenn Ew. Majestät den Grafen Stadion statt meiner zu Ihrem Minister erwählen, darin eine Garantie sehen, daß es Ew. Majestät Ernst ist mit dem Kampf gegen Frankreich. Ebenso wird auch Frankreich und der Kaiser Napoleon, sobald Graf Stadion wieder Minister ist, keinen Moment zweifeln, daß die Partei in Oesterreich, welche schon so lange den Krieg gewollt, jetzt gesiegt hat, und Napoleon wird einsehen, daß Oesterreich jetzt entschlossen ist, den Entscheidungskampf zu wagen, daß Er deshalb auch seine ganze Macht jetzt gegen Oesterreich zunächst richten muß.

Und jetzt, Metternich, jetzt meine zweite Frage. Beantworten Sie sie nach Ihrem Gewissen und nach Ihrer reiflichen Erwägung! Was würden Sie mir jetzt rathen zu thun, wenn Sie mein Minister blieben?

Majestät, ich würde Ihnen alsdann rathen, den Krieg vor der Hand noch zu vermeiden, Frankreich noch in gutem Glauben an Ihre Freundschaft zu erhalten, es nicht zu scheuen, sogar öffentlich und vor aller Welt Beweise dieser Freundschaft zu geben; aber insgeheim zu rüsten, insgeheim sich mit den gegen Frankreich kriegführenden Mächten in Verbindung zu setzen, sich in der Stille zu einem großartigen Krieg zu rüsten, aber die Verbündeten erst den Kampf mit Napoleon allein aufnehmen zu lassen! Diese werden ohne Zweifel zuerst einige Niederlagen haben, denn der Kaiser Napoleon ist noch immer stark und mächtig, und er wird dies Mal das Aeußerste wagen, weil er weiß, daß das Aeußerste auf dem Spiel steht. Aber selbst seine Siege über die Verbündeten werden ihn schwächen, denn er wird diese Siege nicht ohne große Verluste gewinnen, und dann, wenn Napoleon geschwächt, wenn der Hochmuth der Verbündeten ab-

gekühlt ist, und sie einsehen gelernt haben, daß Deutschland ohne Oesterreich machtlos und außer Stande ist, Frankreich zu besiegen, dann, wenn die Entscheidung und das Schicksal Europa's ganz allein in Oesterreichs Hand gegeben ist, dann ist der Moment gekommen, wo Ew. Majestät auf den Kriegsschauplatz hinaus treten, und mit Ihrer ganzen, vollständig gerüsteten Armee Frankreich gegenübertreten können.

Es ist also ein Doppelspiel, was Sie mir da vorschlagen? fragte der Kaiser. Oeffentlich Napoleon's Freund und Bundesgenosse, und insgeheim Verhandlungen mit seinen Feinden, Rüstungen zum Kriege gegen ihn?

Ja, Majestät, ich sehe in diesem Doppelspiel allein die Garantie, daß Oesterreich nicht abermals solche große Verluste und Niederlagen zu erleiden habe, wie dies 1806 und 1809 der Fall gewesen! Oesterreich darf sich einer solchen Gefahr nicht mehr aussetzen, denn es würde dabei zu Grunde gehen. Es darf nicht eher wieder Frankreich feindlich gegenüber treten, als bis es sicher ist, daß es den Feind besiegen, und die eroberten Provinzen ihm wieder entreißen wird. Oesterreich muß sich daher nach beiden Seiten sichern, es muß seine Abgesandten sowohl bei Napoleon, als bei dem Kaiser Alexander und dem König von Preußen haben, und so lange es Noth thut, muß es mit den öffentlichen Demonstrationen für Napoleon die geheimen Verhandlungen mit seinen Feinden überschatten.

Aber der Bonaparte ist ein gar schlauer Mann, und er hat sehr geschickte Agenten, die Alles ausspähen. Wenn er durch diese von unsern geheimen Einverständnissen erfährt?

So beweisen wir ihm, durch völlige Desavouirung seiner Gegner, durch eine eclatante Verleugnung derselben, daß seine Agenten ihm falsch berichtet. Wir setzen uns, um Ew. Majestät ein Beispiel anzuführen, wir setzen uns jetzt mit dem deutschen Aufstands-Comité in Verbindung, und lassen durch dasselbe alle Nachrichten, die wir in Deutschland verbreitet zu haben wünschen, in Umlauf setzen. An der Spitze dieses Aufstands-Comité's steht Justus Gruner, wir haben ihm verwilligt in Prag sein geheimes Centralbureau zu etabliren, von dort aus seine Agenten auszusenden nach allen Richtungen

Deutschlands, um die Völker anzufeuern, um unter die Kriegslustigen Waffen zu vertheilen, zu deren Ankauf der Kaiser Alexander die nöthigen Summen an das Aufstands-Comité nach Prag sendet. Sollte Napoleon vorzeitig von diesem Aufstands-Comité und von unserm Verkehr mit demselben erfahren, so lassen wir Justus Gruner sofort verhaften, klagen ihn schädlicher Aufwiegeleien an, und geben Napoleon also ein eclatantes Zeugniß unserer Treue. Ein anderes Beispiel ist Tyrol. Dort ist, wie ich aus sichersten Quellen weiß, der Aufstand vollkommen organisirt und vorbereitet, ganz Tyrol ist gerüstet und wartet nur auf das Zeichen um loszubrechen, denn der Aufstand hat seinen Feldherrn, seine Generäle und Hauptleute. Wir treten mit denselben in Verbindung, wir erfahren dadurch die Absichten und Geheimnisse der Verschwornen, wir können ermessen, in wiefern dieselben uns nützlich sind, können sie nach unserm Willen leiten, und ihnen die Unterstützung geben, die uns zweckmäßig erscheint. Sollte aber der Aufstand in Tyrol zu frühzeitig eclatiren, oder sollte es uns nützlich erscheinen, ihn zu desavouiren, so lassen wir die Häupter der Tyroler Verschwörung verhaften, und melden Napoleon, daß wir so eben eine große Verschwörung gegen ihn entdeckt, dieselbe aber unschädlich gemacht haben!

Ist mein Bruder Johann auch ein Haupt der Verschwörung? fragte der Kaiser hastig.

Majestät, das wage ich nicht zu entscheiden. Ich weiß nur, daß die Tyroler ihn lieben und ersehnen wie ihren Erlöser und Befreier, daß sie ihn ihren Herrn nennen, und daß der Erzherzog nur nöthig hätte nach Tyrol zu gehen, um sofort sich zum Herrn und Herrscher Tyrols zu machen.

Ach, ich wollt's ihm rathen, daß er's thät, rief Franz, mit einer drohenden Bewegung den Arm erhebend. Er könnt' sicher sein, daß er nit der Herr von Tyrol bleiben sollt', mein lieber ehrgeiziger Bruder! — Aber Sie haben mir noch nit Ihren ganzen Plan erklärt. Wie sollen wir's machen, zu rüsten, ohne daß der Napoleon argwöhnisch wird?

Ganz einfach, Majestät. Wir machen Frankreich den Vorschlag, daß es dem Kaiser von Oesterreich anheim geben soll, den Frieden zu

vermitteln. Wir sagen, daß wir bei diesem Friedensgeschäft das vollkommenste Einverständniß zwischen Oesterreich und Frankreich festhalten, daß wir aber, um den österreichischen Vorschlägen den Verbündeten gegenüber Nachdruck zu geben, gerüstet dastehen müssen, daß eine bewaffnete Vermittelung unsererseits durchaus nothwendig ist. Frankreich wird dies einsehen, und somit sind wir vollkommen berechtigt, die großartigsten Rüstungen vorzunehmen.*)

Hm, rief der Kaiser lächelnd, schlau ist Ihr Plan, wenn er auch nit grade sehr loyal und heldenmäßig ist.

Majestät, Odysseus war auch ein Held, aber er hielt die Schlauheit nach Umständen für eine ebenso gute Waffe als das Schwert. Gegen den Riesen Polyphem, der ihn sicher vernichtet hätte, wenn er ehrlich hätte zu Werke gehen wollen, kämpfte Odysseus daher mit den Waffen der List, und nach Troja würde er auch niemals hinein gekommen sein, wenn er nicht die List mit dem hölzernen Pferd erdacht hätte. — Ew. Majestät ist es Ihren Völkern schuldig, keine kühnen Unternehmungen zu machen, sondern nur sichere Erfolge zu erzielen. Deshalb müssen Ew. Majestät vorläufig zur List Ihre Zuflucht nehmen, müssen mit Napoleon, so wie mit den Verbündeten unterhandeln, müssen geheime und öffentliche Gesandten, und endlich auch ein doppeltes Ministerium haben.

Wie denn ein doppeltes Ministerium?

Ein sichtbares und ein unsichtbares Ministerium, Majestät; zu dem sichtbaren gehören diejenigen Minister, welche Napoleon Garantien darbieten, zu denen er Vertrauen hat. In dem unsichtbaren befinden sich dagegen solche Männer, welche den Verbündeten Garantien bieten, und welche im mächtigen und einflußreichen Zusammenhang mit den Häuptern aller deutschen Aufstände stehen.**) Im unsichtbaren Ministerium müßte daher Baldacci, Walmoden und Nugent sein, im sichtbaren vielleicht Bubna, Liechtenstein und einige Andere von der französischen Partei.

Und Sie, Metternich, wenn ich Sie nicht entließe, zu welchem Ministerium würden Sie dann gehören?

*) Lebensbilder aus dem Befreiungskrieg. I. 241.

**) Lebensbilder. II. 426.

Ich, Majestät, ich würde zu allen Beiden gehören, und in Beiden mit Eifer thätig sein.

Gut, nehmen wir an, ich adoptirte Ihren Plan. Was würden Sie nun jetzt zunächst mir zu thun anrathen?

Ich würde Ew. Majestät anrathen, den Fürsten Schwarzenberg, der heute von seinem Commando aus Galizien zurückgekehrt ist, nach Paris zu senden und dem Kaiser Napoleon durch denselben feierlich zu verkündigen: es hätten Ew. Majestät den Schwarzenberg gesandt zu dem doppelten Endzweck, um Sr. Majestät dem Kaiser Napoleon die gegenwärtige Lage der Dinge zu schildern und Europa einen glänzenden Beweis der Gesinnungen Oesterreichs zu geben. Zugleich solle der Fürst, der Commandant des französischen Hülfscorps, von seinem Oberfeldherrn die Befehle für den weitern Feldzug einholen.*) Zur selben Zeit aber würde ich Ew. Majestät rathen, zwei geheime Abgesandte an den König von Preußen und den Kaiser von Rußland zu senden. Dem ersten würden Ew. Majestät ein freundschaftliches eigenhändiges Schreiben an den König Friedrich Wilhelm mitgeben, worin Sie ihn Ihrer vollkommenen Sympathien versichern, und ihn beschwören, nicht nachzulassen in seinen edlen Bemühungen, alle Mittel vorzubereiten, um die Anstrengungen des Kaisers Alexanders zu unterstützen, und mit ihm gemeinsam die Unabhängigkeit Europa's, das Ziel der Bestrebungen des Kaisers Alexanders, muthig zu fördern.**) Dem zweiten, dem geheimen Abgesandten an den Kaiser Alexander, würden Ew. Majestät auch ein eigenhändiges Schreiben mitgeben. Sie würden in demselben dem Kaiser Alexander die lebhaftesten Versicherungen Ihrer Sympathien geben, Sie würden ihn beschwören, nicht seine Armee zaudernd an der Weichsel stehen, sondern sie rasch bis zur Elbe und zur Oder vorrücken zu lassen. Sie würden ihn versichern, daß Oesterreich handeln werde, sobald es fertig und bereit sei.***) Dies, Majestät, wären die ersten Schritte, die

---

*) Wörtlich aus des Grafen Metternich's Instruction an den Fürsten Schwarzenberg. Siehe Lebensbilder II. 240.

**) Metternichs eigene Worte. Siehe Lebensbilder IV. 450.

***) Lebensbilder III. 45.

nach meiner Idee Ew. Majestät thun müßten, und zu denen ich mir erlauben würde, Ihnen zu rathen.

Ich dank' Ihnen, Metternich, sagte der Kaiser, dem Grafen freundlich die Hand darreichend, Sie haben mir auf meine beiden Fragen ausführlich und aufrichtig geantwortet, und mir in demselben Augenblick gar gute und beherzigenswerthe Rathschläge gegeben, in welchem Sie für sich selber Ihre Entlassung aus dem Ministerium nachgesucht haben. Das heißt gehandelt als ein treuer Diener und als uneigennütziger Mann, und ich werd's Ihnen halt nit vergessen. Sie wünschen also Ihre Entlassung, im Fall ich der öffentlichen Meinung nachgeben, und den Krieg mit Frankreich schon jetzt beginnen will?

Ja, Majestät, ich betrachte das zu frühe Ausbrechen des Krieges gegen Frankreich als das größte Unglück für Oesterreich, und ich will dieses Unglück nicht mit verschuldet haben. Ich muß bei meinem System beharren, taub gegen die Rathschläge und gegen die Bitten der ganzen Welt.*) Ich kann nicht um ein Iota von diesem System abweichen, und wenn ich dadurch auch zu Unthätigkeit und Armuth verurtheilt werde.

Das heißt gesprochen wie ein Ehrenmann, sagte der Kaiser, lebhaft mit dem Kopf nickend. Was nun meine Antwort auf Ihr Entlassungsgesuch betrifft, so — aber horch, da schlägt es drei Uhr, und das ist die Stunde, zu welcher ich meine Herren Brüder und den Grafen von Stadion herbeschieden habe, auch meine Frau Gemahlin wird hierher kommen. Sie können bei der Audienz zugegen bleiben.

Majestät, ich habe noch eine Bitte vorzutragen, die ich nicht vor Zeugen aussprechen möchte.

Nun sagen's schnell, was ist es?

Der Kreishauptmann von Traiskirchen, Herr von Roschmann, hat mich beschworen, ihm eine geheime Unterredung bei Ew. Majestät zu erwirken.

Roschmann, der Tyroler Commissarius von 1809? Ist's nit ein Freund und Vertrauter vom Herrn Bruder Johann?

---

*) Metternich's eigene Worte. Siehe (Stuart: History of the war etc. Vol. VII, S. 126.

Ja, Majestät, er ist auch jetzt wieder in alle Geheimnisse des Prinzen eingeweiht, und ist der Vermittler zwischen dem Erzherzog und den Tyroler Verschworenen. Indessen müssen da gar seltsame und gefährliche Dinge zur Verhandlung gekommen sein, die sich vielleicht nicht mit den Grundsätzen, oder dem Gewissen des Herrn von Roschmann vertragen, denn er kam zu mir und flehte mich in sichtbarer, leidenschaftlicher Aufregung, mit Thränen in den Augen, an, ich solle Ew. Majestät beschwören ihm eine Audienz, aber ganz im Geheimen, zu bewilligen, er habe Ew. Majestät Dinge von der höchsten Wichtigkeit zu berichten; Dinge, von denen das Wohl des Staates und des Kaiserlichen Hauses abhänge.

Jesus Maria, das klingt ja ganz grauslich, rief der Kaiser. Nun gut, ich will den Mann hören. Sie sollen mir denselben heute Abend zuführen. Ich werd' dafür sorgen, daß Sie die geheime Thür an der Seite der Burg offen finden, und über die geheime Treppe in das kleine Erkerzimmer kommen können, wo Sie mich finden sollen. Ich erwarte Sie da mit dem Herrn von Roschmann um die Mitternachtstunde, dann sind wir sicher, das Niemand uns belauscht. Aber stille, die Kaiserin kommt.

In der That, man hörte das Rauschen eines seidenen Gewandes hinter der Tapete; die geheime Thür öffnete sich und die Kaiserin Ludovica trat ein.

Majestät, sagte sie, den Kaiser mit einem Lächeln begrüßend, Sie sehen ich bin pünktlich. Sie befahlen mir um drei Uhr hier zu sein, und Ihre Pendule bezeichnet diese Stunde.

Aber die Herren Erzherzöge scheinen weniger pünktlich, sagte Franz, ich hatte sie auch um diese Stunde herbestellt und —

Eben ward die große Hauptthür weit geöffnet, und der Kammerlakai rief: Ihre Hoheiten die Herren Erzherzöge, und Se. Excellenz der Graf von Stadion.

Eintreten! rief der Kaiser, und er that einige Schritte vorwärts seinen Brüdern entgegen.

Die beiden Erzherzöge Carl und Johann traten ein, hinter ihnen kam die hohe, gebieterische Gestalt des Grafen Philipp von Stadion. Indem die beiden Erzherzöge den Kaiser begrüßten, ließ der Graf

einen fragenden Blick zu der Kaiserin hinüberschweifen. Sie antwortete mit einem Lächeln, und trat dann vor, um ihrerseits die Erzherzöge zu begrüßen. Graf Stadions Augen schweiften gleichgültig in dem Gemach umher. Auf einmal gewahrten sie hinter dem Kaiser den Grafen Metternich, der ehrfurchtsvoll einige Schritte zurückgetreten war, und mit ruhigem Gleichmuth den Ausgang der Scene erwartete. Die Blicke der beiden Rivalen begegneten sich, Graf Stadion's Blick war stolz und feindlich, Graf Metternich's Blick freundlich und milde. Er begrüßte seinen Gegner mit einem Lächeln und einer leichten Verbeugung, welche dieser nur steif und gezwungen erwiderte.

Ich habe meine Herren Brüder und die beiden Herren Grafen hierher beschieden, weil ich Ihnen eine Eröffnung machen wollt', sagte Kaiser Franz jetzt, in die Mitte des Gemachs tretend. Hab' auch die Frau Kaiserin gebeten hierher zu kommen, weil Sie gar lebhaften Antheil an der Politik nimmt, und sich mit ihrem ganzen Herzen an dem Wohl Oesterreichs betheiligt. Wollt' Ihnen Allen eine feste und unumwundene Erklärung darüber geben, was für eine Politik ich befolgen werde, und wie das sogenannte Gottesgericht in Rußland auf meine Entschließungen gewirkt hat. Die Welt ist seit jenem Unheil, das den Kaiser Napoleon betroffen, gar sehr in Erregung, und ganz Deutschland ist erfüllt von wüthendem Kriegsgeschrei und grimmigem Rachedurst. Auch hier bei uns hat sich dies Geschrei erhoben, und die öffentliche Meinung verlangt, daß wir unsere Allianz mit Frankreich brechen, und unserm Herrn Schwiegersohn den Krieg erklären. Die öffentliche Meinung verlangt ferner, daß der Fürst Schwarzenberg zurücktrete, und unser Herr Bruder, der Erzherzog Carl, wieder Generalissimus der Armee werde, und unser Herr Bruder, der Erzherzog Johann, nach Tyrol gehe, und sich an die Spitze der Tyroler stelle, und endlich verlangt sie, daß ich meinem Minister des Aeußern, den Grafen Metternich, entlasse, und dafür den Grafen Stadion zu meinem Minister erwähle. Die öffentliche Meinung ist eine gar machtvolle und rigoristische Dame, sie verlangt, daß ich ihr gehorche, ohne Rücksicht auf meine eigenen Ansichten und Grundsätze. Die öffentliche Meinung hetzt mir alle Leute auf den Hals, und möcht mich zum Spielball ihrer Launen machen. Ich will also ein für alle Mal mich

mit ihr abfinden und verständigen, und darum habe ich Sie Alle, die Frau Kaiserin, die beiden Erzherzöge, und die beiden Grafen hierher berufen, weil Sie, mit Ausnahme des Grafen Metternich, den Ansichten der öffentlichen Meinung beipflichten, und weil ich grade Ihnen Ein für alle Mal meine Ansichten darlegen möchte. Ich will mich aber nit auf weitläuftige Gründ' einlassen, und mich nit ausführlich expliciren, die Thatsachen sollen für mich sprechen. Frau Kaiserin, ich gab Ihnen vor einer halben Stunde drei Billets mit der Bitte, sie an die hier anwesenden Herren abzugeben, zum Zeichen, daß wir Beide Einer Meinung sind, und fest zusammenstehn! Wollen Sie jetzt die Güte haben, den drei Herren die Billets zu geben?

Die Kaiserin neigte leise ihr Haupt, und winkte die beiden Erzherzöge zu sich.

Wollen Sie, meine theuern Brüder, diese kaiserliche Botschaft aus meinen Händen empfangen, sagte sie mit strahlendem Angesicht. Ich bin stolz und glücklich, daß mein Gemahl mich dazu erwählte, Ihnen eine Freudenbotschaft zu überbringen. Die Zeit der Vergeltung ist gekommen, die große Stunde der Rache ist angebrochen. Herr Graf Stadion, nehmen auch Sie aus meinen Händen dies kaiserliche Handschreiben entgegen, das Ihnen beweisen mag, welch großes Vertrauen der Kaiser in Sie setzt.

Und jetzt, sagte der Kaiser lächelnd, jetzt bitte ich meinen Herrn Bruder, den Erzherzog Carl, das Billet zu öffnen, und dessen Inhalt laut zu lesen.

Der Erzherzog Carl verneigte sich, und brach mit langsamen Händen das Siegel. Aller Blicke waren auf ihn gerichtet, athemlos vor Erwartung schaute Erzherzog Johann ihn an, ruhig und hoheitsvoll der Graf Stadion, bewegt und freudestrahlend die Kaiserin, lächelnd der Kaiser, nur Graf Metternich hatte seine Augen zur Erde niedergeschlagen, als wollte er Niemand verrathen, was seine Blicke sagten.

Jetzt hatte Erzherzog Carl das Papier entfaltet, und mit lauter Stimme las er: „Ich bedauere, daß der Gesundheitszustand Eurer Liebden mir nicht erlaubt, Sie wieder zum General Feldmarschall meiner Armee zu ernennen. Franz.“

Der Freudenglanz auf dem Antlitz der Kaiserin erblaßte, ein leises Beben ging durch ihre ganze Gestalt. Erzherzog Carl aber faltete mit vollkommener Ruhe sein Billet zusammen, und steckte es in seinen Busen.

Ew. Majestät haben vollkommen Recht, sagte er gelassen, mein Gesundheitszustand ist ebenso schlecht wie der der ganzen österreichischen Armee, und wir thun Beide besser, daheim zu bleiben.

Freut mich, daß Sie meine Ansicht theilen, rief der Kaiser spöttisch. Jetzt, Herr Erzherzog Johann, jetzt haben Sie die Güte, und lesen Sie.

Johann riß mit einer stürmischen Bewegung das Billet auseinander, und mit einer Stimme, die vor Bewegung zitterte, bleich und athemlos las er: „Tyrol gehört den Baiern, und ich will Niemanden sein Eigenthum nehmen. Sie, mein Herr Bruder, bleiben daher in Wien, und gehen nicht nach Tyrol. Franz."

Ich versichere Ew. Majestät, daß ich gar nicht die Absicht habe, nach Tyrol zu gehen, sagte Johann mit anscheinender Ruhe. Ich werde nicht den Muth haben, den Tyroler Ehrenmännern gegenüber zu treten, die, heiligen Versprechungen Glauben schenkend, im Jahre 1809 ihr Blut und Leben gewagt haben, und denen man nicht Wort gehalten, die man hat morden und hinschlachten lassen, als wären sie Verbrecher, während sie doch nur dem Ruf Derer gefolgt waren, die sie liebten, und von denen sie nachher verleugnet wurden.

Warum reden's denn so verblümt? fragte der Kaiser lächelnd. Warum sagen's nit grade heraus, daß Ich, der Kaiser Franz es war, der die Tyroler gerufen, der ihnen große Versprechungen gemacht, und sie nachher nicht erfüllt hat, nicht erfüllen konnte? Was haben Sie denn damit zu schaffen? Ich dispensir' Sie davon, Herr Bruder, zu glauben, daß Sie den Tyrolern Versprechungen gemacht haben, und Ihnen Revanche schuldig sind. Was Sie den Tyrolern versprochen, haben Sie doch nur als mein Diener und in meinem Namen gethan, und Sie sind nicht dafür verantwortlich, sondern Ich, der Kaiser allein. Ich hab' den Tyrolern Versprechungen gemacht, und ich werde sie auch eines Tages erfüllen, wenn ich dabei auch den Beistand meines Herrn Bruders entbehren muß. Aber ich vergaß, das wir noch

das dritte Billet nicht gehört haben. Herr Graf Stadion, ich fragt' Sie vorhin, ob, falls ich den Grafen Metternich aus meinem Ministerium entlassen wollte, Sie mein Minister des Auswärtigen werden wollten, Sie forderten von mir eine Stunde zur Ueberlegung, ehe Sie mir antworteten. Ich bedurfte nicht so langer Zeit, und habe für Sie und für mich die Entscheidung getroffen. Haben Sie die Güte, das Billet, welches Ihnen die Frau Kaiserin übergeben hat, laut vorzulesen.

Graf Stadion verneigte sich, und brach das Siegel. Bleich und mit angstvollen Blicken schauten die Kaiserin und die Erzherzöge auf ihn hin; auch Metternich hatte jetzt die Augen aufgeschlagen, und schaute lächelnd und ruhig zu dem Grafen Stadion hinüber, der jetzt das Papier auseinander gefaltet hatte, und mit lauter Stimme las: „Mein lieber Graf Stadion. Ich gehöre nicht zu der kriegslustigen Partei, und die öffentliche Meinung soll mich nicht zwingen einen Krieg anzufangen, der wider meine Ueberzeugung ist. Ich will meinem Volke, so lange ich es irgend vermag, die Segnungen des Friedens erhalten, und da Sie auch in diesem Bemühen mich nicht unterstützen wollen, so muß ich der Hoffnung entsagen, Sie als meinen Minister des Auswärtigen willkommen zu heißen. Franz.“

Die Kaiserin stieß einen Schrei aus und sank in den neben ihr stehenden Fauteuil nieder. Der Kaiser schien das nicht zu bemerken, sondern wandte sein Haupt ruhig zu dem Grafen Metternich hin.

Herr Graf, sagte er, jetzt will ich Ihnen auch antworten auf Ihr Entlassungsgesuch. Ich kann Ihnen Ihre Entlassung nicht bewilligen, Sie bleiben mein Minister des Auswärtigen, und ich adoptire den Plan, den Sie mir vorher vorgeschlagen, in allen seinen Theilen. Der Fürst Schwarzenberg geht noch heute nach Paris ab, um Sich bei Sr. Majestät dem Kaiser Napoleon, meinem Herrn Schwiegersohn, zu melden, ihm meine zärtlichsten Grüße zu überbringen, und sich von dem Kaiser, als seinem Obergeneral, seine Verhaltungsbefehle einzuholen. Ich werd' dem Herrn Fürsten einen eigenhändigen Brief an den Kaiser Napoleon mitgeben, und auch die anderen zwei Briefe werde ich heute noch schreiben. — Herr Graf Stadion, es thut mir leid, daß Ihre Grundsätze Ihnen nicht erlauben, in mein Ministerium einzutreten, aber ich will doch Ihrer guten Dienste nicht entbehren, und

der Graf Metternich wird Ihnen in diesen Tagen darüber Eröffnungen machen. Sie bleiben also in Wien, und warten darauf. — Sie aber, meine Herren Brüder Carl und Johann, Sie Beide können jetzt recht in Muße philosophische Studien über die öffentliche Meinung machen. Sie Beide halten sie für eine gar mächtige und erhabene Dame, vor der man sich beugen, und der man gehorchen muß, ich halte sie für ein großes ungezogenes Kind, das man züchtigen muß, und auf dessen Geschrei ein vernünftiger Mensch nicht Acht giebt. Jetzt gehen's mal in den nächsten Tagen in Wien umher, und studiren's, wer Recht hat, Sie oder ich. Die öffentliche Meinung kam in Gestalt der Frau Kaiserin, der Herren Erzherzöge und des Grafen Stadion zu mir, die öffentliche Meinung gab mir Lehren der Weisheit und höheren Politik, und verlangt durchaus, daß ich Napoleon den Krieg gleich auf der Stelle erkläre, ich schlag' aber die öffentliche Meinung ins Gesicht, werf' sie zur Thür hinaus und folg' ganz allein meinem eigenen Willen, und meiner eigenen Ueberzeugung, auf welche Niemand Einfluß ausübt. Was wird jetzt die öffentliche Meinung thun? Wird sie Zeter schreien, und eine Revolution machen, mich des Throns für verlustig erklären, und einen meiner Herren Brüder auf den Kaiserthron erheben? Ich denk', sie wird das bleiben lassen, wird wie der Schacherjud', den man die Treppe hinuntergeworfen, wieder aufstehen, sich den Staub ihrer Niederlage abschütteln, und weiter schachern. Gehen's mal hin und sehen's zu, ob ich nicht Recht habe. Gott befohlen, meine Herren.

Er winkte den Erzherzögen, und dem Grafen Stadion mit der Hand einen Abschiedsgruß zu, und während diese sich verneigten und der Thür zuschritten, wandte der Kaiser sich an den Grafen Metternich.

Ich bin heut sehr mit Ihnen zufrieden gewesen, Metternich, sagte Franz freundlich, Sie haben sich bewährt als ein Edelmann, und ein treuer Diener Ihres Kaisers. Auch Ihre Geschicht' vom Hauptmann Metter und dem Kaiser Heinrich hat mir gar wohl gefallen. Der Kaiser hat damals seinen getreuen Metter zur Belohnung Metternich genannt, aber es ist Ihnen im Lauf der Zeiten ein T von Ihrem Namen verloren gegangen. Ich hab' es aber wieder gefunden, ich geb'

Ihnen Ihr T zurück, und will es Ihnen umhängen als Theresienorden. Sie sollen noch heute Ihr T und die Decoration erhalten.

Majestät, sagte Metternich innig, es fehlt mir an Worten, um Ihnen zu danken, aber mein ganzes Leben, meine ganze Zukunft gebe ich an Ew. Majestät in Dank und Lieb' und Treue hin, meinem Kaiser und Oesterreich allein sollen meine Dienste geweiht sein, so lange Beide Meiner noch begehren, und nie soll das große Kind, wie Ew. Majestät sie nennen, nie soll die öffentliche Meinung Einfluß auf mich haben. Ich werde nur den Befehlen meines Kaisers und meiner eigenen Ueberzeugung gehorchen.

Und daran werden's sehr wohl thun, sagte Franz mit dem Kopf nickend. Bleiben's diesem Vorsatz immer treu, und wir werden noch viele Jahre bei einander bleiben, aber wohlgemerkt, Sie sind Minister, ich aber, ich bleib' der Kaiser! Für's sichtbare und für's unsichtbare Ministerium, der Kaiser bleib' ich für alle Beide! Nun Gott befohlen, Metternich, wir haben Beide noch viel zu thun, denn wir müssen den Schwarzenberg nach Paris absenden! Gott befohlen!

Metternich erwiederte das freundliche Kopfnicken des Kaisers mit einer ehrerbietigen Verbeugung, empfahl sich ebenso ehrerbietig der Kaiserin, und schritt der Thür zu.

Der Kaiser schaute ihm nach, bis die Thür sich hinter ihm geschlossen hatte, und dann ging er mit lächelndem Angesicht zu der Kaiserin hin, die noch immer in dem Fauteuil saß, mit halbgeschlossenen Augen, bleich wie eine Leiche.

Frau Kaiserin, sagte Franz, ich hab' Ihnen heute eine etwas herbe Lehre gegeben, es thut mir leid, aber Sie haben's halt nit anders gewollt. Ich hab' Sie oft gebeten, sollen Sich nit einmischen in die Staatsgeschäft' und in meine Politik, eben so wenig, als ich mich in Ihre Geschäft' und Ihre Politik mische. Sie gehören zur antifranzösischen Partei, und machen da allerhand Intriguen und kleine Verschwörungen, an denen ich Sie nie gehindert habe. Ich gehöre zu gar keiner Partei, sondern folge nur meiner eigenen Ueberzeugung und Dem, was mir für mein Haus und meinen Staat als das Beste erscheint, und dabei laß ich mich von Niemanden leiten, selbst nicht von meiner schönen und geistreichen Gemahlin. Das haben's mir aber nie-

mals glauben wollen, und immer wieder haben's mich seckirt und verfolgt mit Ihrer Politik, und wollten mich durchaus zu Ihrem Schüler machen, und mir Unterricht geben in der Regierungskunst. Ich mußt' also endlich mal ein End' machen, und darum führt' ich heute die kleine Komödie auf. Gab mir das Ansehen, als ginge ich auf alle Ihre Pläne ein, und war von Ihrer begeisterten Beredtsamkeit überwunden, hört' auch alle die weisen Rathschläge des Grafen Stadion, und schien ganz und gar von Ihren beiderseitigen Gründen überzeugt. Und grad', wie Sie meinten, jetzt hätte Ihr Schüler endlich Etwas gelernt, und könnt' sein Examen machen, schrieb ich Ihnen die drei Briefe. Nicht um Sie zu beschämen, sondern um Ihnen zu beweisen, daß ich nur meinem eigenen Willen folge, und daß keine Macht der Beredtsamkeit mich meine einmal gefaßten Entschlüsse ändern läßt. Ich hoffe, daß Sie jetzt überzeugt davon sind, und daß wir in der Zukunft recht in Frieden und Eintracht leben werden, weil Sie es nie wieder versuchen werden, mit mir Politik zu machen. Und so geben's mir die Hand, Frau Kaiserin, und lassen's uns wieder gute Freunde sein!

Er reichte der Kaiserin seine Hand dar, aber sie nahm sie nicht an. Sie hob langsam ihre Augen zu dem Kaiser empor, und ein Ausdruck unermeßlicher Trauer war über ihr edles bleiches Antlitz ausgegossen.

Majestät, sagte sie leise und schmerzlich, Sie sagten vorher, Sie wollten die öffentliche Meinung in's Angesicht schlagen. Mich aber haben Sie dabei in's Herz getroffen, und ich werde dran verbluten. Sie haben vorhin mit mir ein grausames Spiel getrieben, und in demselben Moment, wo sich Ihnen meine ganze Seele anschloß, wo ich mit freudigem Dank gegen Gott und gegen Sie endlich vermeinte, den Weg zu Ihrem Herzen gefunden zu haben, Ihnen mehr zu sein, als nur Ihre officielle Kaiserin, Ihnen endlich eine Frau zu sein, welcher Sie Ihre Liebe, Ihr Vertrauen schenken wollten, in demselben Moment haben Sie mit kaltem Spott mich innerlich verhöhnt und mein Herz unter Ihre Füße getreten. Ich bot Ihnen mein Herz und meine Liebe, Sie gaben mir dafür als Belohnung die drei Billets, und bereiteten Sich mit mir einen grausamen Scherz. Nun, Ew. Majestät können

zufrieden sein, der Scherz hat mich getroffen wie ein Dolchstoß, und Sie werden Sich bald eine vierte Gemahlin wählen können.

Sie hatte sich langsam aus ihrem Fauteuil erhoben, und schwebte jetzt bleich und geräuschlos an dem Kaiser vorüber nach der Tapetenthür hin, aber Franz eilte ihr nach und faßte ihre Hand.

Gehen's nit im Zorn von mir, Frau Kaiserin, sagte er mit gutmüthigem Ton, Sie wissen, ich bin ein gar gemüthlicher Mensch, und ich kann's nit aushalten, wenn Sie halt bös' mit mir sind. Es war ja nit so gar schlimm gemeint, und Sie müssen's nit so tragisch nehmen Nun sein's wieder gut, liebe Kaiserin, und sagen's mir ein freundlich Wort, ehe Sie mich verlassen. Sie glauben's nit, wie wohl es mir gethan hat, als Sie vorher so zärtlich zu mir sprachen, und wie glücklich ich sein würd', wenn Sie's wieder thäten. Ach, liebste Frau Kaiserin, ich sagt's Ihnen schon vorher, wären Sie mir immer so freundlich und herzlich entgegengekommen, so wär's besser für uns Beide gewesen. Nun, vielleicht kann noch Vieles besser werden. Sein Sie also gut, liebe Kaiserin, geben Sie mir die Hand und nennen Sie mich wieder so bei meinem Namen, wie Sie mich vorher nannten. Gelt, liebe Kaiserin, nennen Sie mich zum Abschied noch einmal Ihren theuren Franz.

Ludovica schüttelte ihr Haupt, und schaute den Kaiser mit einem traurigen Blick an. Ich werde Sie nie wieder so nennen, sagte sie langsam.

Nie wieder? fragte der Kaiser. Sie wollen mich nie wieder Franz nennen, Sie wollen mich meinen Namen nicht wieder hören lassen, Ihre Lippen wollen den Namen Franz ein für alle Mal vergessen? Ich —

Auf einmal unterbrach sich der Kaiser, und begann laut und herzlich zu lachen. Ludovica's Antlitz flammte auf, sie warf auf den Kaiser einen glühenden Zornesblick, und legte die Hand auf den Griff der Thür.

Aber der Kaiser hielt sie noch einmal zurück. Verzeihen Sie mir, daß ich lachen mußt', aber mir fiel bei meinem Namen Franz eine gar drollige Geschicht' ein, die der gute Polizei-Präsident in diesen Tagen geliefert hat, und damit Sie mich entschuldigen, muß ich sie Ihnen erzählen. Hören's nur. Es ward vor einigen Wochen im Burgtheater das Trauerspiel von Schiller: „die Räuber" aufgeführt.

Es ist ein verzerrtes wildes Ding, aber das Publikum liebt's einmal und nennt's deutsche Poesie und schwärmt dabei von deutscher Freiheit. Ich ging auch ein Bissel in's Theater, um mir das Ding anzuschauen. Der Polizei-Präsident von Hager empfängt mich an der Thür, und weil er ein gar guter und treuer Mensch ist, lad' ich ihn ein, mit mir in die Loge zu treten. Das Stück war schon im dritten Act, gerad' in der Räuberscene, und just wie ich an den Rand der Loge trete, und mich umschau', schreit der Schauspieler auf der Bühne ganz laut: „Franz heißt die Canaille." Jetzt hätten's den Schrecken von dem Hager sehen sollen! Er war bleich geworden, wie eine Leiche, zitterte an allen Gliedern, und bat mich gar demüthig um Verzeihung. Ich mußte ihn nur beruhigen, und ihm versichern, daß ich mich gar nicht getroffen fühle, und daß der Schauspieler ja nit von mir, sondern vom Franz Moor gesprochen hätt'. Er schien sich auch zu beruhigen, und die Sach' war abgethan. Jetzt vor einigen Tagen wurden die Räuber wieder in der Burg gespielt, ein berühmter Schauspieler wollt' drin gastiren, und ich geh' wieder hin, um ihn zu sehen. Jetzt kommt die Scene mit den Räubern, und ich freu' mich schon auf das Prachtwort: „Franz heißt die Canaille", aber es kommt halt nit, und ich wart' vergebens darauf, es kommt nit. Denken's nur, hat der Hager aus Respect vor mir, und um mich nicht zu beleidigen, aus dem Stück die Worte weggestrichen, und mir zu Ehren wird's jetzt in Wien in den Räubern nit mehr heißen: „Franz heißt die Canaille". Die schöne Phrase ist den Wienern rein verloren gegangen. Sehen's, liebe Frau Kaiserin, das fiel mir ein, als ich Sie vorhin bat, mich bei meinem Namen zu nennen, und als ich darüber klagt', daß Ihre Lippen den Namen Franz vergessen wollten, da dachte ich mir, daß am Ende Ihr zornig Herz Ihren vergeßlichen Lippen zu Hülfe kommen, und sie mit der Phrase von Schiller über meinen Namen belehren möcht'. Gelt, Frau Kaiserin, ist's nit halt eine gar drollige Geschicht' und ist's nit zum Lachen, daß es auf der Bühne verboten ist zu sagen: „F r a n z h e i ß t d i e C a n a i l l e". Der Herr Polizeidirektor hat's den Schauspielern verboten, — aber Ihnen, Frau Kaiserin, Ihnen kann er nichts verbieten!

---

## VIII.

## Der Verräther.

Tiefe Stille herrschte in der Burg. Die Lichter hinter den Fenstern der kaiserlichen Gemächer waren längst erloschen, Alles schlief, und nur der gleichmäßige Schritt der Schildwachen unterbrach das Schweigen, das auf den Treppen und Corridoren herrschte. Nur vor der kleinen Treppe, die da seitwärts von den Gemächern des Kaisers lag, befand sich keine Schildwacht, und der Corridor, auf den die Treppe ausmündete, war nicht erleuchtet. Niemand sah daher die beiden dunkeln Gestalten, die leise die Treppe heraufstiegen, Niemand hörte die Worte, die sie mit einander wechselten.

Jetzt standen sie still auf dem kleinen Corridor.

Sehen Sie, flüsterte der Eine, sehen Sie da an der Thür den Lichtstreifen? Das ist das kleine Thurmzimmer, in welchem das Rendezvous stattfinden sollte und der Kaiser erwartet uns schon. Jetzt, mein Lieber, seien Sie klug und besonnen, vergessen Sie nichts von Allem, was ich Ihnen gesagt habe. Ihre Zukunft liegt in Ihrer Hand. Stellen Sie Sich dar als einen Reuigen, Zerknirrschten, der aus innerstem Liebesdrang seinem Kaiser seine Schuld gesteht, und machen Sie Ihre vier Bedingungen. Verhehlen Sie dem Kaiser nichts, weder die gefährlichen Pläne des Erzherzogs, noch auch die Wünsche der Tyroler. Der Kaiser muß Alles wissen, wenn er in dieser Sache klar sehen soll.

Ich werde die Befehle Eurer Excellenz getreu ausführen, flüsterte der Andere, Ew. Excellenz können auf meine unbegrenzte Ergebenheit und Dankbarkeit vertrauen, und ich gebe Ew. Excellenz den eclatantesten Beweis davon, denn ich verrathe um Ihretwillen die Freundschaft.

Sie thun das nicht um meinetwillen, sagte Metternich, ich muß es depreciren, daß ich Veranlassung einer so schlimmen Verrätherei sein könnte. Sie thun es um Ihres eigenen Vortheils, und Ehrgeizes willen, und ich verspreche Ihrer Gewinnsucht goldenen Lohn,

Ihrem Ehrgeiz, Rang und Titeln. Und nun vorwärts, mein Herr, der Kaiser erwartet uns. —

Graf Metternich hatte sich nicht getäuscht, der Kaiser war wirklich schon in dem Erkerzimmer, und er ging den Eintretenden lebhaft entgegen.

Haben auf sich warten lassen, rief er, es ist halt schon fünf Minuten nach zwölf Uhr.

Majestät, sagte Metternich leise, es standen einige Leute unfern von der kleinen Seitenthür der Burg, und wir warteten daher, bis sie fortgegangen waren.

Und jetzt sind Sie sicher, daß Niemand Sie hat eintreten sehen?

Ja, Majestät, ganz sicher.

Nun, mein Herr, wandte der Kaiser sich an Roschmann, Sie haben mich also durchaus sprechen wollen? Sie behaupten, mir wichtige Dinge sagen zu müssen. Aber warum konnten Sie diese nicht dem Herrn Grafen Metternich anvertrauen, daß der mir Bericht darüber erstatte?

Majestät, sagte Roschmann mit bewegter, zitternder Stimme, was ich zu sagen habe, ist eine Beichte, die nur das Ohr Gottes oder meines Kaisers hören darf, denn nur diese können mir die Absolution ertheilen dafür, daß ich die Geheimnisse der Freundschaft verrathe.

Sie wollen also nur mir allein Ihr Geheimniß mittheilen?

Ja Majestät, nur Gott und mein Kaiser darf meine Beichte vernehmen.

Ich kann Ihnen aber halt nit versprechen, daß ich Ihr Beichtgeheimniß für mich behalten, und es Niemanden verrathen will, rief Franz achselzuckend.

Majestät, die Entscheidung darüber liegt in Ihren Händen, wie mein Leben und meine Freiheit.

Nun denn, ich will Sie anhören, sagte der Kaiser nach kurzem Besinnen. Graf Metternich, wollten Sie in das anstoßende Gemach eintreten. Ich werd' Sie nachher rufen.

Metternich verneigte sich, und verließ das Gemach, dessen Thür er hinter sich zudrückte.

Jetzt, Herr Kreishauptmann, sind wir allein, sagte der Kaiser. Jetzt reden Sie!

Majestät, rief Roschmann vor dem Kaiser niederknieend, Majestät, ich bitte um Verzeihung für das, was ich zu sagen habe, ich bitte um Verzeihung, wenn ich das edle großmüthige Herz meines erhabenen Kaisers jetzt kränken und verletzen muß. Nur allein meine unbegrenzte Anhänglichkeit an die geheiligte Person meines Monarchen und mein Eid, ihm treu zu dienen, können mir zur Entschuldigung gereichen.*)

Der Kaiser schaute fast erschrocken zu dem Knieenden nieder, dessen Angesicht den Ausdruck höchster Seelenangst trug.

Reden's, sagte er mit gedämpfter Stimme, reden's ungescheut, es mag sein, was es will.

Majestät, fragte Roschmann mit schwankender Stimme und bebender Lippe, Majestät, auch dann, wenn ich Ew. Majestät eigenen Bruder, den Erzherzog Johann, anklagen muß?

Der Kaiser schrak zusammen, und ein Blitz höhnischer Freude zuckte über sein Antlitz hin.

Reden Sie, sagte er gebieterisch, Sie sprechen nicht zu dem Bruder des Erzherzogs, sondern zu Ihrem Kaiser, dem Sie es schuldig sind die Wahrheit zu sagen.

Nun denn, so helfe mir Gott, und vergebe mir meinen Verrath, rief Roschmann, die gefaltenen Hände zum Himmel empor hebend. Dann erhob er sich von seinen Knieen.

Majestät, sagte er feierlich. Ich klage nicht den Herrn Erzherzog an, aber ich klage seinen Freund, den Herrn von Hormayr, an, daß er den Erzherzog verleitet, sich an die Spitze einer Verschwörung zu stellen.

Ach, einer Verschwörung, rief der Kaiser freudig. Und die Verschwörung soll hier in Wien zum Ausbruch kommen?

Nein, Majestät, sie soll in Tyrol zum Ausbruch kommen. Ew. Majestät wissen und haben selbst genehmigt, daß wir, die Anführer der Tyroler Bewegung von 1809, uns jetzt wieder mit den Tyroler

*) Roschmann's eigene Worte. Siehe: v. Hormayr Lebensbilder ꝛc. II. 436.

Kämpfern jener Tage in Einvernehmen gesetzt, die Gemüther aufgeregt und die Hoffnung erweckt haben, daß jetzt vielleicht die Zeit gekommen, in der sich die Tyroler endlich ihre Freiheit erkämpfen wollen, und können. Ganz Tyrol, Vorarlberg, Kärnthen und Kroatien ist bereit zu den Waffen zu greifen, der Graf Nugent hat Kärnthen und Kroatien aufgewiegelt, die Sendlinge des Erzherzogs und Hormayrs haben in Tyrol und Vorarlberg die Gemüther aufgeregt, heimliche Verschwörungen angezettelt, Geld und Waffen vertheilt. Alles ist bereit und wartet nur, daß das Zeichen zur offenen Empörung gegeben werde.

Ich weiß das Alles, sagte der Kaiser. Es ist mit meiner Einwilligung geschehen, und der Polizei-Präsident Hager selbst hat mit den Tyroler Anführern, die hierher kamen, unterhandelt.

Er hat mit denen unterhandelt, Majestät, welche nach Wien kamen, weil sie bei Ew. Majestät um Beistand flehen wollten, aber nicht mit denen, welche heimlich hier waren, von denen der Herr Polizei-Präsident nichts wußte, weil sie bei mir verborgen waren.

Bei Ihnen? fragte der Kaiser lebhaft.

Ja, bei mir, Majestät. Der Erzherzog Johann hatte mir befohlen, diese Männer, die er hierher berufen, bei mir zu verstecken, und ich that es, denn damals glaubte ich, daß diese Umtriebe zu dem von Ew. Majestät genehmigten Zwecke geschähen, und daß man mit der Revolution in Tyrol nichts weiter beabsichtigte, als sich frei zu machen von der Oberherrschaft Baierns, um unter den schützenden und geliebten Adler Eurer Majestät zurückzukehren.

Und jetzt glauben's das nicht mehr?

Nein, Majestät, jetzt kann ich es nicht mehr glauben, denn ich weiß, daß es nicht so ist. Die Tyroler, welche ich hier verstecken mußte, waren nicht auf den Ruf des Erzherzogs Johann, die Verschwörung soll nicht für Ew. Majestät gemacht werden, sondern für Den, welchen die Tyroler den Herrn des Gebirges nennen, für den Erzherzog Johann.

Hören's, rief Franz, es ist eine harte Beschuldigung, welche Sie da vorbringen.

Ich kann zu meinem eigenen Schmerz beweisen, daß sie die lautere Wahrheit enthält, sagte Roschmann traurig. Wäre das nicht der Fall, so würde mein Gewissen mir nicht die furchtbare Pflicht auferlegt haben, zu Ew. Majestät zu kommen, um die Männer anzuklagen, welche ich liebe und verehre, und welche nur der Ehrgeiz und die schwärmerische Liebe zu Tyrol auf Abwege geführt hat.

Nun denn, wenn es die Wahrheit ist, was Sie sagen, so muß ich sie hören, sagte der Kaiser. Sprechen Sie also. Es existirt eine Verschwörung in Tyrol?

Ja, Majestät, eine weit verzweigte, mächtige und starke Verschwörung. Der Herr von Hormayr, der Freund und Vertraute des Erzherzogs Johann, ist das Haupt und der Centralpunkt der ganzen Verschwörung. Er hat mit Engerie, Talent und Localkenntniß alle Einleitungen getroffen, so daß ein glänzenderer und entscheidenderer Erfolg wie 1809 unzweifelhaft scheint. Diesmal ist schon bereit, was damals gar nicht, oder viel zu spät eingetroffen war: Geld und Waffen. Die Agenten Englands, welche zu den Vertrauten des Erzherzogs gehören, haben mit dem größten Eifer für Beides gesorgt, und sie haben viel größere Unterstützungen an Geld und Waffen zugesagt, sobald der Erzherzog Johann sich entschließt, selbst nach Tyrol zu gehen, um die Fahne des Aufruhrs emporzuheben, und die Tyroler zu den Waffen zu rufen. Denn den Engländern ist Alles daran gelegen, daß ein Oesterreichischer Prinz einen entscheidenden Schritt thue, welcher Oesterreich compromittire, und es dem Kaiser unmöglich mache, wieder zurückzutreten, oder Napoleon noch länger an seine Freundschaft und Aufrichtigkeit glauben zu machen.

Aber da sehe ich noch halt immer kein Verbrechen, rief der Kaiser ungeduldig. Der Erzherzog Johann und Hormayr dürfen immerhin die Tyroler revolutioniren, ich hab's ja zugestanden, sie dürfen auch mit den englischen Agenten unterhandeln, und Geld und Waffen von ihnen nehmen, ich hab's erlaubt, vorausgesetzt, daß sie's geheim thun, und sich nit den Anschein geben, als wüßt' ich davon.

Freilich, Majestät, sagte Roschmann traurig, es sieht so aus, als ob das Alles ganz loyal und gesetzmäßig sei, und dennoch liegt dem Allen eine ungeheure Falschheit zum Grunde, denn diese Verschwörun-

gen, und alle diese Dinge, welche in Tyrol vorbereitet werden, bezwecken ja nicht blos die Wiedervereinigung Tyrols mit dem Hauptkörper der Monarchie, und sind nicht auf Ew. Majestät gerichtet! Sie wollen ganz etwas Anderes, etwas Unerhörtes! Sie wollen völlige Freiheit und Selbstständigkeit Tyrols, sie wollen die Wiederherstellung der alten freisinnigen Constitution, sie wollen ein selbstständiges Reich, an dessen Spitze der Erzherzog Johann steht, sie wollen ein Königreich Rhätien schaffen.

Ein Königreich Rhätien! rief Franz zusammenzuckend. Was ist denn das, und wo liegt es?

Majestät, das Königreich Rhätien liegt in Tyrol, Vorarlberg, Kärnthen, Kroatien und Illyrien, es besteht aus den Gebirgs- und Küstenländern, die die Schweiz, Italien und das Adriatische Meer begrenzen, und der Erzherzog Johann soll der König dieses neuen Reiches werden.

Und er hat eingewilligt? fragte der Kaiser mit so drohender zorniger Stimme, daß Roschmann erbebte.

Majestät, ich weiß es nicht, sagte er leise und schüchtern, ich weiß nicht, ob der Herr Erzherzog die Pläne Hormayrs in ihrer ganzen Ausdehnung kennt, oder ob er in seiner schwärmerischen und begeisterten Liebe für Tyrol nur die Mittel im Auge hat, aber den eigentlichen Zweck übersieht.

Er hat nicht mit Ihnen davon gesprochen? Er hat nicht gesagt, daß er sich das Königreich Rhätien erobern will?

Majestät, ich gehöre nicht in den innersten Kreis der Verschworenen und Vertrauten, ich bin erst bis in den zweiten Kreis vorgeschritten, und Hormayr sucht mit eifersüchtiger Wachsamkeit mich von dem innigsten Vertrauen des Erzherzogs fern zu halten.

Sie müssen aber durchaus darnach streben, zu den äußersten und innersten Vertrauten des Erzherzogs zu gehören, rief der Kaiser lebhaft. Sie müssen alle Geheimnisse des Erzherzogs ergründen, alle seine Pläne erforschen. Ich mache Ihnen das zur heiligsten Pflicht, ich befehle Ihnen das, als Ihr Kaiser und Ihr Herr!

Majestät, es ist eine sehr schwierige und gefährliche Aufgabe, welche mir Ew. Majestät da stellen. Ich soll mich in die gefähr-

lichsten Geheimnisse des edlen Erzherzogs einschleichen, ich soll mir rückhaltloses Vertrauen erwerben, und alsdann, nicht wahr, alsdann soll ich ihn verrathen?

Alsdann sollen Sie mir diese Pläne mittheilen, welche das Unglück des Erzherzogs und Tyrols zur Folge haben müßten, wenn sie ausgeführt würden. Sie sollen den Erzherzog und Tyrol retten, indem Sie mir jene Pläne und Geheimnisse hinterbringen.

Aber ist's nicht genug mit dem, was ich Ew. Majestät heute gesagt habe? fragte Roschmann schmerzlich. Ich habe Ew. Majestät die geheimsten Gedanken und Wünsche der Verschwornen verrathen, es liegt jetzt in der Hand Eurer Majestät, zu verhindern, daß diese Gedanken zur That werden. Ew. Majestät haben nur nöthig, den Herrn Erzherzog zu warnen vor dem Abgrund, zu dem sein so edler Enthusiasmus ihn hingezogen, nur nöthig, den Herrn von Hormayr vielleicht aus der Umgebung des Erzherzogs zu entfernen, und in eine andere Stadt der Monarchie zu versetzen, und die ganze Verschwörung wird wie eine Seifenblase zerplatzen.

Aber sie soll nit zerplatzen, rief der Kaiser heftig. Werd' mich wohl hüten, den Herrn Erzherzog zu warnen, er wird' mir Alles ableugnen, und ganz und gar unschuldig sein. Werd' auch nit so langmüthig sein, den Hormayr blos unschädlich zu machen, indem ich ihn in eine andere Stadt schicke. Ich will Beweise haben von den Plänen des Erzherzogs, Beweise von den Umtrieben und Verschwörungen des Herrn von Hormayr, und wenn ich die hab', so werde ich ihn versetzen, aber in ein Gefängniß, so werd' ich ihn strafen als den Verführer des Erzherzogs, den Hochverräther an seinem Kaiser! Ihnen aber, Herr von Roschmann, Ihnen befehle ich, daß Sie mir diese Beweise schaffen. Ihnen befehle ich, daß Sie die Pläne des Erzherzogs nit allein ergründen, sondern, daß Sie dieselben nach besten Kräften fördern und unterstützen, daß Sie ihm helfen und beistehen und dann erst, wenn die Sach' ganz reif ist, wenn sie kurz vor dem Ausbruch ist, wenn es nit mehr möglich sie abzuleugnen, und als eine Verleumdung zu erklären, dann ist es Zeit, daß ich dazwischen trete, und die Verführer meines Bruders, die Hochverräther an ihrem Kaiser bestrafe. Geben Sie mir daher Beweise, Beweise, daß Sie

kein Verleumder sind, daß Sie die Wahrheit gesagt, und daß Jene schuldig sind. Beweise, ich befehle es Ihnen!

Wenn Ew. Majestät befehlen, so ist es meine Pflicht zu gehorchen, seufzte Roschmann. Ich werde mich einschleichen in das Vertrauen des edlen Erzherzogs, ich werde ihm seine Geheimnisse stehlen, um sie zu Eurer Majestät Füßen niederzulegen. Aber wollen Ew. Majestät gnädigst bedenken, daß ich meine Ehre, mein Gewissen, und meine Redlichkeit hingebe an die Sache Eurer Majestät, und wollen Sie mir daher verzeihen, wenn ich an Ihre Gnade vier Bedingungen stelle, ohne deren Erfüllung ich die Befehle Eurer Majestät nicht vollführen kann.

Nennen Sie mir Ihre vier Bedingungen.

Zum Ersten: Ew. Majestät geben mir carte blanche für jeden Schritt, den ich thue. Damit die Verschwornen an mich glauben, muß ich mich in allen Dingen voranstellen, muß ich mich am meisten compromittiren. Nur auf diese Weise kann ich in alle ihre Geheimnisse eindringen, nur auf diese Weise kann ich die ganze Sache in die Hand bekommen, kann sie so weit gehen lassen, als Ew. Majestät es will, und sie augenblicklich ersticken, wenn Ew. Majestät es befehlen. Also carte blanche, Majestät, und völlige Straflosigkeit für Alles, was ich im Dienste Eurer Majestät, jetzt unternehmen und thun will.*)

Zugestanden, rief der Kaiser. Jetzt Ihre zweite Bedingung.

Zum Zweiten: Sobald Ew. Majestät es an der Zeit halten die Sache zur Entscheidung und zum Bruch zu bringen, muß das Ganze als ein Staatsstreich behandelt und ausgeführt werden. Nie darf eine gesetzliche Untersuchung Statt finden, denn sonst wäre ich, zum Lohn für meine Aufopferung, bei der ersten Confrontation blosgestellt und gebrandmarkt.**)

Zugestanden! Ihre dritte Bedingung?

Zum Dritten: Ich werde Herrn von Hormayr, das Haupt der Verschwörung schwer anklagen müssen. Aber Herr von Hormayr ist mein Freund, ich habe ihm von frühester Jugend an sehr viel zu

---

*) Roschmann's eigene Worte. Siehe: Lebensbilder II. 439.

**) Roschmann's eigene Worte. Siehe: ebendaselbst.

danken. Ich muß daher das kaiserliche Wort haben, daß Hormayr zwar unschädlich gemacht werde, aber daß man ihm, dem Familienvater, seine Existenz sichere, um so mehr, da er 1809 so viel gethan, so viel geopfert hat. Auch um Hormayr's willen darf die Justiz sich nicht einmischen.

Ich geb' Ihnen mein kaiserliches Wort. Jetzt Ihre vierte und letzte Bedingung!

Zum Vierten: Ew. Majestät sichern den edlen Erzherzog vor der Gefahr, durch seine Begeisterung für Tyrol auf gefährliche Pfade fortgerissen zu werden, aber Ew. Majestät zürnen und strafen nicht. Der Erzherzog Johann ist mein Wohlthäter, mein Gönner, ich würde es nicht vertragen, wenn er durch mich auch nur eine unangenehme Stunde haben könnte. Ich muß daher um so mehr auf meiner zweiten Bedingung bestehen, daß das Ganze wie ein Staatsstreich behandelt werde, und niemals gerichtliche Untersuchung stattfinde. Mögen Ew. Majestät die Pläne des Erzherzogs vernichten, aber mögen Sie ihm nicht zürnen, sondern ihn lieben, wie er es verdient.*)

Ei ja, ich werd' ihn lieben, wie er es verdient, den guten Erzherzog Johann, rief der Kaiser höhnisch. Ich versprach Ihnen, das ich das thun werde. Das sind also Ihre Bedingungen?

Ja, Majestät, das sind sie alle.

Und Sie fordern für sich gar nichts? Gar keine Belohnung?

Oh Majestät, rief Roschmann schmerzlich, ich opfere Ihnen Alles, aber wenn ich dafür eine andere Belohnung wollte, als das Bewußtsein, in religiöser Treue und Anhänglichkeit an meinen Monarchen meine Pflicht gethan zu haben, so wäre ich ein ehrloser Schurke, ein zweiter Judas Ischarioth, der um des Geldes willen zum Verräther ward.

Nun, nun, sagte der Kaiser lächelnd, der Judas Ischarioth war auch so nit ganz und gar ein Verbrecher. Von Seiten der Religion muß man ihn freilich verdammen, aber von Seiten der Politik hatte er eigentlich nicht ganz Unrecht, daß er, was ihm als gefährliche

---

*) Auch die dritte und vierte Bedingung enthält Roschmann's eigene Worte.

Umtriebe gegen die Rechte und Sicherheit des Staats erschien, den Behörden anzeigte. Die Behörden erkannten das auch an, indem sie ihn belohnten, und so werde ich auch Sie belohnen, mein lieber Herr von Roschmann, sobald Sie fortfahren Ihre Schuldigkeit zu thun, und sobald Sie mir melden können, die Verschwörung sei vollkommen reif, und zum Ausbruch fertig. Dann werde ich den Erzherzog Johann retten, die Schuldigen strafen und Sie belohnen. Aber es ist nothwendig, daß diese Sache ganz geheim behandelt, und daß so wenig als möglich davon gesprochen werde. Deshalb will ich unmittelbar von Ihnen selber Ihre Berichte empfangen, und zwar wie heute, ohne Zeugen. Je sorgfältiger das Geheimniß bewahrt wird, desto weniger ist zu fürchten, daß die Verschwornen Argwohn schöpfen, und gewarnt werden. Nun sein Sie thätig, verschwiegen und klug. Leiten Sie die Sache so geschickt, daß Sie mir in wenigen Wochen die Vollendung der Verschwörung anzeigen können, und Sie dürfen meiner Zufriedenheit gewiß sein!

Majestät, und diese Zufriedenheit meines Kaisers ist der einzige Lohn, welchen ich begehre und erstrebe.

Rufen Sie jetzt den Grafen Herrn von Metternich!

Herr von Roschmann eilte, die Thür des Nebengemachs zu öffnen, und der Graf trat ein.

Herr Graf, sagte der Kaiser, ich danke Ihnen, daß Sie mir Herrn von Roschmann zugeführt haben. Er ist ein treuer und eifriger Beamter, und hat mir wichtige Dinge anvertraut. Ich wünsche ihn öfter persönlich zu sprechen, und unmittelbar seine Berichte zu empfangen. So oft er mir wichtige Nachrichten mitzutheilen hat, soll er Ihnen davon die Anzeige machen, Sie melden es alsdann mir, und ich werde durch Sie dem Herrn von Roschmann sagen lassen, um welche Stunde ich ihn empfangen will. Für heute gute Nacht, meine Herren, und vor allen Dingen: Verschwiegenheit!*)

---

*) Ueber diese ganze Unterredung siehe: Lebensbilder II. 436 folgd.

## IX.

# Volk und Pöbel.

Eine ungeheuere Menschenmenge hatte sich auf dem Ballplatz in Wien versammelt, und immer neue Volksschaaren strömten aus den benachbarten Straßen herbei. Niemand hatte die Leute zusammengerufen, Niemand wußte eigentlich auch, weshalb sie da waren, und doch war ein wunderbares Glänzen in allen Angesichtern, und doch leuchteten Aller Augen, und ein freudiges Jauchzen rauschte zuweilen durch die Menge hin, und verlor sich dann wieder in sanftem Murmeln und leisem Geflüster.

Hier und dort durch die Menge sah man einzelne Männer geschäftig sich Bahn machen, und mitten hinein in das dichteste Gewühl sich drängen. Dort standen sie alsdann einen Moment still, sprachen mit Diesem und Jenem ein paar rasche, flüsternde Worte und wenn sie dann leise und eilig wieder aus dem Gewühl entschlüpften, sah man in den Händen Derer, zu Denen sie gesprochen, weiße Bogen Papier, auf denen mit großer Schrift einige Zeilen gedruckt waren. Und die Männer, welche diese Papiere gebracht, schlüpften weiter, immer wieder in neue Kreise des Gedränges hinein, und wie bei den Taschenspielern schien auch ihr Hut und ihre Brusttasche unerschöpflich, denn immer mehr bedruckte Papiere vertheilten sie unter die Menge, und je mehr sie vertheilt, desto lauter ward das Jauchzen des Volkes, und immer strahlender wurden die Angesichter, und die Augen, welche sich auf das Papier hefteten, leuchteten auf, wie in Freude und Verklärung.

Freilich schlüpften auch hier und da andere Männer durch das Volksgewoge, Männer mit finsterm Blick und düstern Mienen, Männer, welche keine Papiere vertheilten, sondern Diejenigen, welche sie in Händen hielten, mit spähenden Augen überwachten, und überall mit grollenden drohenden Stimmen fragten: wo sind die Leute, welche Euch das Papier gegeben? Zeigt mir doch den, der es Euch gab?

Aber so oft diese leise hastige Frage gethan ward, lachte das Volk die Frager aus, nicht mit jenem heitern übermüthigen Lachen, wie es sonst den fröhlichen Wienern eigen ist, sondern mit einem spöttischen, verächtlichen Lachen, und die einzige Antwort war, daß Einer dem Andern, mit erhobenem Finger auf die Frager hindeutend, das einzige Wort: „Spitzerl" entgegenrief.

Und wenn die düstern Männer dies Wort gehört, warfen sie wohl drohende Blicke umher, aber sie wagten nicht, mit Worten zu drohen, oder ihre schwere Hand auf Diejenigen zu legen, welche sie so beschimpft mit dem Spottnamen der Polizeispione, sondern sie zogen es vor, sich gleichsam in den rauschenden Volkswogen schweigend unterzutauchen, eine Strecke unter diesen Wogen dahin zu schwimmen, um dann an irgend einer andern Stelle unbemerkt wieder emporzutauchen, und auf's Neue zu forschen und zu fragen nach Denen, welche diese gedruckten Zettel vertheilt.

Aber diese hatten jetzt ihr Werk vollendet, ihre Hüte und ihre Taschen waren leer, ihre Arbeit war gethan, und sie konnten jetzt den Schauplatz ihrer Thaten verlassen. Auch flüsterte man hier und da ihnen hastig zu! macht fort! Eilt Euch! Die Spitzerls sind auf Eurer Spur! Sie haben's gesehen, daß Ihr die Blätter vertheilt! Sie werden Euch verhaften! Eilt Euch!

Und bereitwillig öffnete sich mitten im Gedränge eine Gasse für die Enteilenden, und schloß sich ebenso hastig wieder hinter ihnen, wenn die „Spitzerl" den Andern folgen, und mit ihnen hinein schlüpfen wollten in die kleine Gasse. — Das Volk schützte seine Freunde, und sie konnten frei und ungehindert den Kohlmarkt wieder verlassen, konnten in die nächste Straße hinein sich drängen und schieben lassen, und dort unter dem Gewühl des immer noch herbei strömenden Volkes sich verlieren.

Hätten indessen die Spitzerl ihnen folgen können, so würden sie gesehen haben, wie aus dem Gedränge der Straße vier Männer allmälig sich Bahn machten, und in eine Nebengasse einbiegend, rüstig dahin schritten, alle Vier denselben Weg einschlagend, aber ohne, wie es schien, einander zu kennen, ohne Notiz von einander zu nehmen, ohne zu einander zu sprechen. Zuweilen blickten sie scheu hinter sich,

als glaubten sie sich verfolgt, und dann, wenn sie sich überzeugt, daß Niemand hinter ihnen war, dann allmälig ward ihr Schritt langsamer, und sie wagten es, sich mehr einander anzunähern, und leise einige Worte zu einander zu sprechen.

So gingen sie hastig weiter, immer weiter bis in die entlegensten und einsamsten Gegenden der Leopoldstadt hinein. Jetzt schritten sie eine ärmliche, schmutzige, von niedrigen Häusern besetzte Straße hinab. Vor dem niedrigen, düstern Hause am Ende derselben blieben sie stehen, und der Erste von ihnen zog hastig an der Klingel, die sich neben der schmutzigen, schmalen Eingangsthür des Hauses befand.

Jetzt vernahm man innerhalb Schritte, die sich näherten, und eine Stimme fragte: wer ist da?

Vier Freunde vom Kohlmarkt, sagte der Eine der vier Männer. Sofort ward die Thür geöffnet, die vier Männer traten in das Haus ein, und schritten über den Flur in ein großes niedriges Zimmer, dessen Thür offen war. In diesem Zimmer befand sich nichts, als eine kleine Druckermaschine, zwei Setzkasten mit den Bogenrahmen für den Setzer, davor eine Menge weißer Papierrollen, die hoch aufgestapelt an den Wänden umherstanden, und ein einfacher, mit Papieren bedeckter Schreibtisch, vor welchem, den Rücken nach der Thür hingewandt, ein Herr eifrig mit Schreiben beschäftigt war.

Als er indessen das Eintreten der vier Männer hörte, wandte der Herr sich um, und nickte ihnen freundlich zu. Seid Ihr wieder da? fragte er. Glücklich davon gekommen?

Ja, Herr Kreishauptmann, wir sind wieder da, und obwohl viel Spitzerl auf dem Kohlmarkt waren, hat doch Niemand gewagt, uns anzuhalten. Das Volk war zu übermächtig, und die Spitzerl wagten es nicht.

Und Ihr habt alle Blätter vertheilt?

Ja, Herr Kreishauptmann, wir haben sie alle vertheilt. Die Leute griffen darnach, als wären's herrliche Kostbarkeiten, die wir ihnen darböten.

Aber wie habt Ihr's angefangen, daß Ihr so viel Volks zusammenbrachtet?

Oh, das war nicht schwer, Herr von Roschmann, sie kamen von

selbst, wie das halt so geht in Wien. Wir Vier stellten uns zusammen mitten auf den Kohlmarkt, und sprachen laut und erregt zu einander von den wundervollen Nachrichten, die aus Preußen angekommen. Einige Vorübergehende blieben stehen, um uns zuzuhören, und wir geben ihnen eins von unsern Placaten. In einer Viertelstunde hatten sich wohl hundert Menschen versammelt, und sie rissen sich um die fünf Placate, die wir verstohlen ausgetheilt. In einer halben Stunde waren tausend Menschen da, und in einer Stunde wimmelte der ganze Platz von Menschen.

Und wie nahmen sie die Nachricht auf?

Mit allgemeiner Freude, mit Jauchzen und Enthusiasmus, und sie schützten uns deshalb auch gegen die Spitzerl, die uns gern verhaftet hätten.

Gut, ich bin mit Euch zufrieden, sagte Herr von Roschmann. Ihr seid gute und geschickte Arbeiter, und vortreffliche Volksaufwiegler. Erinnert Euch, daß Alles dies geschieht nur zum Heil unsers Vaterlandes, daß wir nur heimlich auf unserer Presse die prächtigen Nachrichten aus Preußen drucken lassen, weil Herr von Metternich sie dem Volk entzieht, weil er will, daß Oesterreich der Bundesgenosse von Frankreich bleibe, mit Frankreich kämpfe gegen Rußland, gegen Deutschland, gegen ganz Europa.

Aber das Volk von Oesterreich will das nicht, rief einer der vier Männer, das Volk haßt den Kaiser von Frankreich, und will nicht mehr für ihn kämpfen.

Aber der Graf Metternich will es und redet dem Kaiser vor, daß das Volk sich nichts Anderes ersehnt, als die Fortdauer der Freundschaft Napoleons. Deshalb, so lang wir nicht kämpfen dürfen mit den Waffen von Stahl und Eisen, müssen wir kämpfen mit den Waffen des Geistes, und die Druckerschwärze und Eure Lettern, das sind die Truppen, die wir gegen ihn in's Feld schicken. Ihr seid die Feldherren dieser Truppen, und habt Euch wohl verdient gemacht um das Vaterland. Empfangt also für den heutigen Tag Euren Lohn. Zuerst hier die Tagesgage für Eure Arbeit als Setzer und Drucker, und dann hier für Euer Zustandebringen des Volksauflaufs. Morgen früh aber kommt wieder hierher. So Gott will, sind wieder neue

und erfreuliche Nachrichten angelangt, die wir für das gute Volk von Wien drucken wollen. Geht, lieben Freunde! Aber verlaßt nicht zusammen das Haus, sondern einzeln, Einer nach dem Andern, damit, wenn Aufpasser in der Nähe sein sollten, sie nicht Verdacht schöpfen. Sagt auch meinem Portier, dem Peter, er soll sorgsam hinter Euch die Thür wieder verriegeln und verschließen, damit Niemand hier unbefugter Weise eindringen kann. Denn wenn man unsere geheime Druckerei hier findet, so sind wir Alle mitsammen verloren, und nicht blos wir allein, sondern auch der edle Gönner, auf dessen Befehl wir thätig sind. Geht! Für morgen heißt die Parole für das Oeffnen der Thür! „Erzherzog Johann", und der Portier wird fragen: „woher kommt Ihr"? Fragt er anders, so lauft, so schnell Ihr könnt, von dannen, denn alsdann ist es nicht der Peter, der fragt, sondern vielleicht irgend ein Polizeimann, der Euch abfangen will. Auf morgen also, und vergeßt nicht die Parole: „Erzherzog Johann"! —

Ich denke, das ist schlau, sagte Roschmann, als er allein war, auf diese Weise ziehe ich auch den Namen des Erzherzogs immer mehr in den Vordergrund und gewinne immer mehr Anhaltspunkte für die spätere Anklage. Man wird ja doch eines Tages diese guten Drucker und Volksaufwiegler verhaften, und sie werden dann eingestehen, daß sie Alles im Namen und Auftrag des Erzherzogs Johann gethan. — Aber er ist doch immer noch gar schlau und besonnen, der gute Erzherzog, fuhr Roschmann fort, indem er, die Hände auf dem Rücken gefaltet, langsam auf und ab ging. Der Hormayr bewacht ihn, wie ein eifersüchtiger Liebhaber, und mahnt ab von jedem Schritt, der den Erzherzog compromittiren könnte. Die Folge davon ist, daß ich noch immer nichts Compromittirendes in Händen habe, und daß, wenn der Kaiser ungeduldig wird, und von mir Beweise verlangt, ich ihm noch immer keine Beweise vorlegen kann. Das muß anders werden, durchaus anders. Es ist nicht genug, daß der Erzherzog durch mich mit den Tyrolern correspondirt, er muß es auch unmittelbar thun, er muß schriftlich mit den Tyroler Verschworenen sich besprechen, damit ich etwas Schwarz auf Weiß habe, das gegen ihn zeugt. Ich muß auch seine Papiere haben, damit ich dem Kaiser beweisen kann, daß er mit allen Häuptern der Verschwörung in

Verbindung steht, und von allen Berichte erhält. Aber wie fange ich es an, daß ich diese Papiere bekomme? Man müßte ihn glauben machen, diese Papiere seien bei ihm selber nicht sicher, und er thäte besser, sie irgend einem Freund anzuvertrauen, der — Ach, unterbrach sich Roschmann auf einmal freudig, ach, da kommt mir ein wundervoller Gedanke! Ja, ja, er muß Camilla seine Papiere anvertrauen. Hurrah! Jetzt seh' ich Land! Er muß Camilla seine Papiere anvertrauen! Noch heute will ich ihn dazu bereden! —

Und Herr von Roschmann nahm hastig seinen Hut und eilte durch die kleine Hinterthür des Hauses von dannen.

Indessen war das Volk auf dem Ballplatz noch immer versammelt, und immer neue Schaaren waren von allen Seiten herbeigeströmt, so daß auch die dem Platz zunächst belegenen Straßen angefüllt waren von dichtgedrängten Menschenmassen. Aber da die Männer, welche die Placate ausgetheilt, jetzt verschwunden waren, so wußten auch diese neuen Schaaren nicht, um was es sich handle, ein verworrenes Schreien und Fragen erfüllte daher die Luft, und die einzelnen Blätter, welche von dem Platz den Fernstehenden zugereicht wurden, verschwanden schnell unter der neugierigen Menge, oder wurden im Eifer von den vielen Händen, welche zu gleicher Zeit darnach griffen, zerrissen, ehe man Zeit gehabt sie zu lesen.

Eben wieder hatte eine mitleidige Hand eins der Placate hoch in die Luft geworfen, und der Wind hatte das Placat großmüthig in die Schauflergasse hinein geweht. Grade in den dichtesten Menschenknäuel war es niedergefallen, und eine Hand hatte sich erhoben, um es rasch zu ergreifen.

Sofort riefen hundert Stimmen ringsumher: Lest laut, was auf dem Blatt geschrieben steht! Lest! Lest!

Ja, lieben Freunde, rief eine frische jugendliche Männerstimme, ich möchte wohl lesen, und Euch die prächtigen Nachrichten mittheilen. Ihr werdet mich jedoch nicht verstehen.

Hebt ihn empor, rief und schrie die Menge, hebt ihn hoch über unsere Köpfe empor, daß wir ihn Alle sehen und Alle hören können, was er liest!

Ja, ja, hebt ihn empor, jubelten auch die Fernerstehenden, und auf einmal jetzt sah man hoch über den Köpfen des Volks eine männliche Gestalt erscheinen, von zwanzig Armen emporgehoben, und dann fest und sicher placirt auf dem Balcon eines an der Ecke des Kohlmarkts belegenen Hauses. Es war eine schlanke jugendliche Gestalt in eleganter modischer Kleidung, ein interessanter Kopf, umwallt von langen braunen Locken, die zu beiden Seiten des schmalen edlen Angesichts niederfielen. Aus diesem Angesicht leuchteten Frohsinn und Güte, und der Blick, welcher jetzt aus den tief blauen feurigen Augen über die wogende Menge hinschweifte, strahlte von Freude und Vergnügen.

Theodor Körner, rief Einer aus dem Volk, seine Mütze hoch emporschwingend. Schaut ihn nur an, das ist Theodor Körner, der Dichter des Zriny!

Der Dichter der Banditenbraut! rief ein Anderer.

Der Dichter der Rosamunde! brüllte ein Dritter. Hurrah, Theodor Körner lebe hoch!

Hurrah, Theodor Körner lebe hoch, rief die Menge ihm nach, und schwenkte die Hüte und Mützen empor, und ließ dreimal in jauchzendem Chor ein Hurrah für Theodor Körner erschallen.

Das Angesicht des jungen Dichters hatte sich sanft geröthet, seine Augen leuchteten höher auf, und wie er nach allen Seiten hin dankte und grüßte, glänzte sein Antlitz als habe ein Sonnenstrahl es getroffen.

Wollt Ihr jetzt hören, meine Freunde? fragte er dann mit seiner volltönenden Stimme.

Ja, wir wollen hören, Theodor Körner soll lesen, rief die Menge. Still, still, Theodor Körner soll lesen.

Wie durch einen Zauberschlag verstummte jetzt auf einmal alles Geräusch, und tiefe Stille trat ein. In athemlosem Schweigen horchte die Menge auf diese Stimme, die hoch über ihren Häuptern erschallte, auf die Worte, die sie ihnen verkündete.

„Deutschland ist erwacht, las Theodor Körner. Deutschland ist erwacht, aus dem Schlaf und der Erniedrigung erhebt es sich neu gekräftigt, und fühlt seine Manneskraft und seine Stärke. Von Osten her geht die Sonne auf über Europa, von Osten her sendet sie ihre

Strahlen über Deutschland, und verkündet uns, daß der neue Tag beginnen, daß das Volk aufstehen und sich den Sclavenketten entwinden soll, mit welchen der Fürst der Finsterniß es in der langen Nacht der Trübsal gefesselt hatte. Von Osten her geht die Sonne auf, kommt Alexander mit seinen tapfern Schaaren, und zuerst ist von seinem Heldenschritt sein Freund und Nachbar, ist Preußen aufgewacht, und hat seine Kette zerrissen? Ja, Preußen ist erwacht, und sein König ruft sein Volk zu den Waffen. Der König Friedrich Wilhelm hat sich von Berlin nach Breslau begeben, und die edlen und freisinnigen Männer seines Landes um sich versammelt. Er hat durch den tapfern Freiherrn von Stein mit dem Kaiser von Rußland ein Bündniß abgeschlossen, dessen Zweck es ist, Europa und zunächst Deutschland zu befreien, Preußen seine frühern Grenzen wieder zu erobern, dem Kaiser Napoleon sofort den Krieg zu erklären, und die Waffen nicht eher niederzulegen, als bis Norddeutschland gänzlich vom Feinde befreit ist.*) Brüder, das ist das Bündniß, welches die Herrscher von Rußland und Preußen am siebenundzwanzigsten Februar unterzeichnet haben. Sie wollen nicht eher ruhen und rasten, bis sie Norddeutschland vom Feinde befreit haben. Aber Süddeutschland? Wollen wir denn ruhen und rasten? Wollen wir unsern Kaiser nicht beschwören, sich mit den beiden edlen Fürsten zu vereinen, und mit ihnen auch Süddeutschland zu befreien? Brüder, wollen wir ruhen und rasten?"

Nein, nein, brüllte die Menge, als Theodor Körner zu Ende gelesen, nein, wir wollen nicht ruhen und rasten! Nein, wir wollen kämpfen und uns befreien.

Wir wollen nicht ruhen und rasten, bis nicht auch Süddeutschland befreit ist! rief Einer. Auch Oesterreich muß sich seine frühern Grenzen wieder erobern!

Wir wollen zum Kaiser gehn und ihn bitten, daß er auch Napoleon den Krieg erklärt! schrie ein Anderer.

Ja, rief ein Dritter, und dann wollen wir ihn bitten, daß er den Erzherzog Carl wieder zum Generalissimus macht.

Und daß er den Erzherzog Johann nach Tyrol schickt, damit er

---

*) Pertz: Leben des Freiherrn von Stein. III. 305.

die Tyroler befreit, kreischte ein Vierter. Kommt, kommt, laßt uns zum Kaiser gehen, er soll den Erzherzog Carl zum Generalissimus, und den Erzherzog Johann zum Befreier Tyrols ernennen. Hurrah, es leben die Erzherzöge Carl und Johann. Laßt uns zum Kaiser gehen!

Ja, laßt uns zum Kaiser gehen, brüllte die Menge in einem riesenhaften Chor, und die schwarze Masse begann sich jetzt zu bewegen, sich schwerfällig und langsam hin und her zu schieben, und endlich, einem ungeheuren Strom gleich, die breite Schauflergasse hinunter zu rauschen.

Es lebe Erzherzog Carl, es lebe der Erzherzog Johann, brüllte und schrie die Menge, während sie sich die Straße hinunter wälzte und nach der Burg hinwandte, es lebe der Generalissimus, es lebe der Befreier von Tyrol!

Dieses schmetternde Jauchzen durchschallte die weite Straße, und schlug auch an die Fenster, hinter denen Graf Metternich stand, und von den Vorhängen beschattet, den Zug des lärmenden Volks sich vorüber wälzen sah.

Ein triumphirendes Lächeln umspielte den feinen Mund des Grafen, und sein schönes Angesicht strahlte in stolzer Freude.

Ruft Ihr nur, sagte er leise mit dem Kopf nickend, ruft nur so laut nach Euren Lieblingen, daß der Kaiser Franz es hören muß. Ihr erspart mir dadurch viel Müh' und Arbeit, und macht es mir weit leichter, die lästigen Feinde bei Seite zu drängen.

Eben rief und jauchzte es wieder von da unten herauf: Hurrah! Es lebe Erzherzog Carl, der Generalissimus, es lebe der Erzherzog Johann, der Befreier von Tyrol!

Sehr schön, sagte Metternich Beifall nickend, wenn der Kaiser das hört, so bin ich sicher, daß der Erzherzog Carl nicht Generalissimus wird, und der Erzherzog Johann nicht nach Tyrol gehen darf. Ja, ja, liebt sie nur recht, die Herren Erzherzöge, das ist das sicherste und richtigste Mittel, um sie dem Kaiser verdächtig zu machen, und mich von ihren ehrgeizigen Intriguen und Machinationen zu befreien. In der That, Hudelist hat da einen vortrefflichen Einfall mit dem Herrn von Roschmann gehabt, und uns einen gar geschickten Agitator

geworben! Er macht seine Sache ja ganz vortrefflich, dieser gute Roschmann; wenn er so fortfährt, wird man nicht umhin können, ihn eclatant zu decoriren. Aber ich will doch jetzt zum Kaiser gehen und sehen, wie er diesen Fastnachtsscherz des reizenden Pöbels, der sich so gern „das allmächtige Volk" nennt, aufnimmt. Er könnt' im ersten Zorn dem lieben Pöbel die Ehr' anthun wollen, es mit Gewalt auseinander treiben zu wollen; das muß ich verhüten. Eilen wir also! Denn das Geschrei ist verstummt, und die Spitze der Colonne mag jetzt schon bei der Burg angelangt sein!

Graf Metternich hatte richtig vermuthet. Der Kaiser, auf's Aeußerste gebracht durch das Geschrei des Volks, das zu Tausenden die Burg umlagerte, und nach ihm schrie, der Kaiser hatte soeben nach dem Polizei=Präsidenten von Hager geschickt, und ihn zu sich befohlen.

Ich will Ruh' haben vor dem Gesindel, sagte er, mit großen Schritten in seinem Kabinet auf= und abgehend, ich will nit ein Volkskaiser sein, der sich muß immerfort von der Liebe des Pöbels inkommodiren lassen. Ich will ehrfürchtige gehorsame Unterthanen, die ihre Steuern zahlen, demüthig sind und nit raisonniren, im Uebrigen können's mich lieben, oder hassen, wenn's nur ihre Schuldigkeit thun!

Kaiser Franz, schrie eben das Volk im tausendstimmigen Chor, der die Fenster erbeben machte. Wir wollen unsern guten Kaiser Franzel sehen! Wir wollen ihm eine Bitt' vortragen!

Möcht' wohl wissen, ob der Pöbel meint, ich würd' auf sein Commando gleich auf'n Balcon hinausspringen, wie der Kartenkönig im Kasperle Theater, sagte Franz achselzuckend. Wollen mir eine Bitt' vortragen, als ob — Ach, Metternich, rief der Kaiser, da eben die Thür sich öffnete, und der Graf eintrat, Metternich, Sie kommen grad' zu rechter Zeit. Hören's nur, wie der allerliebste Pöbel brüllt und schreit!

Majestät, ich bitte um Vergebung, sagte Metternich feierlich, es ist das edle hochherzige Volk, welches die kaiserliche Burg umlagert, und seinen Kaiser zu sehen begehrt.

Wie denn? fragte der Kaiser. Sie fangen mir auch mit den modernen Redensarten an. Sprechen mir auch vom hochherzigen Volk?

Majestät, das edle hochherzige Volk hat jetzt, wie unsere preußischen Depeschen melden, allein in Preußen den Ausschlag gegeben,

und die Erhebung des ganzen Landes, den Aufruf des Königs an sein Volk bewirkt. Man muß also Respect haben vor diesem lieben Pöbel, der in unsern Tagen die öffentliche Meinung bestimmt, sich einfallen läßt Politik zu machen, und über Krieg und Frieden zu entscheiden.

Reden's mir nit so'n Unsinn, rief der Kaiser abwehrend. Werd' nit so nachgiebig sein gegen den lieben Pöbel, wie's der König von Preußen ist, hab' gar keinen Respect vor der öffentlichen Meinung, und werd' mich nimmer daran kehren, was die für Politik macht. Sagen's mir aber, wissen Sie denn, was der Pöbel heut von mir will? Schreien ja wie besessen, sie wollten mir eine Bitte vortragen. Wissen Sie, was der Pöbel will?

Zu Befehl, Majestät. Sie brüllen's da drunten auf der Straße so laut aus, daß Jedermann es hören kann. Das Volk schreit nach seinen Lieblingen, Majestät.

So, nach seinen Lieblingen. Und wer sind denn diese Lieblinge.

Majestät, das sind die Herrn Erzherzöge Carl und Johann.

Ich dacht' mir's! rief Franz mit einem kurzen, zornigen Lachen. Was soll's denn mit diesen Lieblingen?

Majestät, das Volk will Ew. Majestät beschwören, ihm seine Lieblinge wiederzugeben, das heißt: den Erzherzog Carl zum Generalissimus der Armee zu ernennen, den Erzherzog Johann nach Tyrol zu senden, damit er dort das Heldenvolk zu den Waffen rufe. Das ist Alles, was das Volk von Ew. Majestät erbitten will.

So, ist das Alles? fragte der Kaiser in drohendem Ton, indem er mit heftigen Schritten auf und ab ging. Nun, es ist wahrhaftig recht gnädig, daß das Volk nichts weiter von mir verlangt. Werd' ihm aber sogleich durch die Polizei meine Antwort geben, und die soll nit zweideutig sein. Werd' das Gesindel forttreiben lassen, die Rädelsführer sollen eingesteckt werden, und will ihnen mit Ruthenhieben meinen Lohn auszahlen lassen für ihre weisen Rathschläge.

Erlauben Ew. Majestät, Sie zu beschwören, daß Sie gnädigst diesen Befehl zurücknehmen, sagte Metternich dringend. Es wäre, dem ganzen Deutschland gegenüber, eine Demonstration, welche viel bösen Leumund erregen würde. Machen Ew. Majestät doch aus dem schreienden Gesindel nicht erhabene Märtyrer der Freiheit! Gestatten Ew.

Majestät den Verehrern der Herren Erzherzöge nicht, zu sagen, daß Ew. Majestät Ihre Brüder fürchten, und daß Sie das Volk nur strafen, weil es Ihre Brüder liebt. Majestät, das hieße den Herrn Erzherzögen einen Heiligenschein um das Haupt legen, und die Liebe des Volks bis zur Abgötterei steigern.

Es ist wahr, sagte der Kaiser gedankenvoll, es würd' meinen Herren Brüdern vielleicht halt recht willkommen sein, es wär' ihnen eine Gelegenheit zu zeigen, was sie leiden müssen, und was für ein Tyrann ich bin! Nein, ich werd' ihnen nit den Gefallen thun, werd' ihnen keinen Heiligenschein um's Haupt legen, wie sie's wohl hoffen und erwarten. Werd' ihnen zeigen, daß ich sie nit fürcht', und daß der liebe Pöbel, den sie mir auf den Hals hetzen, mich weder einschüchtern, noch erbittern kann. Ich werd' nit Gewalt gebrauchen, und es soll Niemand verhaftet werden!

Er nahm die Handklingel und schellte heftig. Ist der Polizei-Präsident von Hager schon da? fragte der Kaiser den eintretenden Kammerlakaien.

Zu Befehl, Majestät, er ist im Vorsaal und wartet auf die Befehle Eurer Majestät.

Soll sogleich eintreten, rief der Kaiser, und als der Polizei-Präsident sodann in der offenen Thür erschien, ging der Kaiser ihm lebhaft entgegen.

Hören's, Herr Präsident, sagte er hastig, lassen's mir das Volk in Ruh. Es soll auf dem Platz bleiben, so lang es ihm gefällig ist. Nur lassen's die Ausgänge vom Michaelerplatz absperren, den Kohlmarkt, die Augustiner-, die Herren- und die Schauflergasse mit Militär besetzen, so daß kein Ausgang bleibt, und Niemand zurück kann. Sie lassen mir Niemand durch, sollen Alle auf dem Platz bleiben den ganzen Tag lang, und wenn die Leut' noch so sehr bitten, die Soldaten und Polizisten sollen mir Niemand nach Haus entlassen, sollen Jedermann sagen: der Kaiser liebt sein Volk so sehr, daß er sich gar nit satt' daran schauen kann, und es heut' den ganzen Tag vor seinem Fenster sehen will. Der Kaiser freut sich so sehr, daß das Volk die beiden Herren Erzherzöge so sehr liebt, daß es ihm das Herz erhebt, das Volk immerfort nach ihnen rufen zu hören.

Sie sollen sich daher nit geniren, sollen den ganzen Tag rufen. Es wird dem Kaiser sehr angenehm sein zu hören, wie das Volk seine Herrn Brüder liebt. — Jetzt eilen's, Herr Polizei=Präsident, und thun's genau wie ich Ihnen gesagt hab'. Sperren's mir alle Straßen ab, die nach dem Michaelis= und Josephsplatz führen, lassen's Niemand mehr herein, aber auch Niemand mehr zurück. Sie sollen dableiben, dableiben, bis sie umfallen vor Mattigkeit und Hunger! Aber keine Gewaltthätigen, Herr Präsident, sein's mir hübsch sanft mit dem lieben Volk!

Aber Ew. Majestät, wenn sie mit Gewalt sich Bahn brechen wollen?

Ei, schauen's! Wird mein liebes Volk, das hierher gekommen ist, mich um Etwas zu bitten, Gewalt brauchen wollen? Haben die Leut' denn Waffen?

Nein, Majestät, sie sind Alle unbewaffnet.

Nun also, was für Gewalt können sie denn gebrauchen? Ihre Zungen werden ihre einzigen Waffen sein, und die mögen sie gebrauchen nach Herzenslust. Drängen sie aber gegen die berittenen Polizisten, welche zunächst die Straßen absperren, so sprengen diese mitten in das Gewühl hinein, ohne Rücksicht darauf, ob sie ein paar Menschen niederreiten. Das wird die lieben Leut' schon abkühlen und sie sanft machen! Eilen Sie sich, Herr Präsident!

Der Kaiser folgte dem Polizei=Präsidenten mit seinen Blicken, bis die Thür sich hinter ihm schloß, dann wandte er sich seinem Minister zu. Nun, sind's zufrieden, Metternich? fragte er lächelnd.

Majestät, ich bin entzückt von dem herrlichen Ausspruch Eurer Majestät. Sie behandeln das Volk wie ein edles wildes Roß, das man zähmt, indem man ihm den Willen zu thun scheint, und es so lange seine tüchtigen Sprünge machen läßt, bis es endlich vor Ermattung sanft wird wie ein Lamm.

Wenn's aber zuletzt wie ein Lamm geworden ist, dann soll's seinen Herrn fühlen, rief der Kaiser mit flammenden Blicken. Werd' an den heutigen Tag gedenken, und es dem Volk und Denen, welche es aufgehetzt haben, vergelten! Sollen's halt schon kennen lernen, daß ich mich nit einschüchtern, und vom Volk, was sich die öffentliche

Meinung nennt, mich nicht beherrschen laß. Hat sich das preußische Volk seinen König zum ersten Freiwilligen für den Krieg gepreßt, so werd' ich mich von seinem Beispiel nit verleiten lassen, sondern werd' dem dummen kindischen Volk zeigen, daß ich sein Herr bin, und mir nimmer seine Meinung aufdringen laß. Sie wollen mich zwingen, den Erzherzog Carl zum Generalissimus zu ernennen, und den lieben Herrn Hannes nach Tyrol zu schicken. Jetzt thu' ich's halt nimmer, und was auch geschehen mag, die beiden Erzherzöge bleiben mir daheim in Wien, darauf können's sich verlassen! Ich dank Ihnen übrigens, Metternich, Sie haben mir einen guten Rath vorhin gegeben, und ich bin sehr mit Ihnen zufrieden.

Majestät, bevor ich mich entferne, habe ich Ew. Majestät noch zu melden, daß Herr von Roschmann heute bei mir war, und dringend um eine Audienz bittet. —

Hat er Neues zu melden? fragte der Kaiser hastig.

Er sagte, er habe Eurer Majestät wichtige Nachrichten mitzutheilen. Es scheint, die Verschwörung schreitet mächtig vorwärts.

Oh, sie schreitet mächtig vorwärts, rief Franz mit flammenden Augen. Der liebe Erzherzog Hannes wird also bald seine schöne neue Krone aufsetzen können. Wenn sie nur nit zu schwer für ihn ist, und ihm Kopfschmerzen macht; es sollt' mir gar leid um ihn thun, und ich würd's die ungeschickten Goldschmiede büßen lassen, die sie ihm zu klein gemacht! Aber horchen's, wie still das da unten wird. Die lieben Leut' schreien gar nit mehr! Ich muß doch ein bissel hinunter schauen. Leben's wohl, Metternich, ich denk' doch, Sie wird man nach Hauf' gehen lassen! —

Der Kaiser nickte ihm lächelnd zu, und trat dann an's Fenster, vor welchem das Volk in dichten Massen stand, und staunend nach den Ausgängen der Straßen hinstarrte, vor denen so eben die Reitercolonnen sich aufzustellen begannen.

So, jetzt schreien's schon nit mehr, sagte der Kaiser ingrimmig vor sich hin, jetzt haben's schon vergessen, daß sie den Herren Brüdern Vivat schreien wollten, und sind stumm worden vor Verwunderung, weil ich sie nit fortjag'. Bleibt nur, sollt schon matt werden vom langen Stehen, sollt hier bleiben bis zur Nacht, bis das wilde Roß



15. L. Mühlbach, Erzherzog Johann II. Abthlg. 4. Buch 10. Kapitel.

ein Lamm oder auch ein Schaf worden ist, und Gott dankt, wenn's in den Stall kriechen kann. Aber Denen, die mir das Roß wild gemacht, Denen werd' ich's gedenken, und werd' eines Tages Abrechnung mit ihnen halten, daß auch sie daran gedenken sollen ihr Lebenlang. —

---

## X.

## Theodor Körner's Abschied.

Ein Glück war's für Theodor Körner, daß die wilde Volkswoge, die ihn auf den Balcon hinauf gewirbelt hatte, ihn in ihren rasenden Lauf nicht mit hinein gezogen, sondern seiner in ihrer Wildheit vergessen hatte. Ein Glück war's, daß es ihn nicht mit fortgerissen hatte zu der Kaiserburg hin, denn während jetzt vor derselben das Volk von allen Seiten umzingelt ward, konnte Theodor Körner, der sich, Dank seiner Turnergewandtheit, vom Balcon hinabgeschwungen, unbehindert durch die Straßen dahin eilen, von Niemand verfolgt, von Niemand aufgehalten.

Jetzt trat er in ein Haus am Ende der Grabenstraße, eilte mit beflügeltem Schritt drei Stiegen hinauf, und schellte hochathmend an der Klingel, die sich dort neben der Flügelthür befand.

Die Thür ward geöffnet, und die Magd grüßte lächelnd, und trat zur Seite, um den jungen Mann eintreten zu lassen, der hier berechtigt zu sein schien, als wär' er der Herr des Hauses.

Er durcheilte mit raschem Fuß den Corridor, den kleinen zierlichen Vorsaal und trat in den Salon ein, in welchem zwei Damen am Fenster standen, und den Rücken dem Zimmer zugewandt, hinausschauten auf die Straße.

Theodor Körner lächelte ihnen zu, und leis auf den Zehen zu ihnen hinschleichend, legte er die Hand auf die Schulter der größeren von ihnen Beiden.

Wen suchst Du, Toni? fragte er lächelnd.

Die Dame zuckte zusammen und wandte sich hastig um. Dich

sucht' ich, Theodor, rief sie, ihre beiden Arme erhebend, und sie auf seine Schultern legend. Dich sucht' ich, meinen Dichter, meinen Liebling! Ach Du bist so lange ausgeblieben, daß mein Herz sich um Dich ängstigte, denn die Tante kam heut mit der Nachricht, daß sie Dich gesehen, wie Du mit begeistertem Angesicht von dem Balcon eines Hauses zu dem Volk gesprochen von den großen Ereignissen, die sich in Preußen zugetragen. Ach lieber, theurer Freund, Deine Begeisterung für die Freiheit vergißt aber der Vorsicht für Deine eigene Person, und Deine eigene Freiheit. Ich ängstigte mich fürchterlich, und darum stand ich am Fenster und schaute aus nach meinem Liebling, dem es nicht genügt, daß die Götter und die Musen ihn lieben, sondern der auch zum Liebling des Volkes sich machen will.

Ja, Herr Körner, es war unvorsichtig, sagte die Tante, ernst und trübe ihr Haupt schüttelnd. Ich würde es der Toni gar nicht gesagt haben, daß ich Sie da als Redner auf dem Balcon gesehen, aber Sie gefährden sich, und darum soll die Toni Sie warnen und Sie beschwören, vorsichtig und besonnen zu sein.

Oh Tante, liebe Tante Tugenddrache, rief Körner fröhlich, die Zeit der Vorsicht und Besonnenheit ist vorbei, und mit mir hat's keine Gefahr mehr. Bin ich nicht jetzt eine geheiligte Person, bin ich nicht ein kaiserlich königlicher Beamter? Wird die hochlöbliche Polizei und die Spitzerls mit den feinen Spürnasen nicht Respekt haben vor dem kaiserlich königlichen Beamten? Wird die hochlöbliche Polizei und die Spürers mit den feinen Spürnasen nicht Resepect haben vor dem kaiserlich königlichen Theaterdichter, den sie bei Leibe nicht einstecken dürfen, weil sie ihn sonst behindern würden, seine Pflicht zu thun, und zwei große Dramen danebst zwei kleinen Stücken für sein Jahrgehalt von eintausend siebenhundert Gulden zu schreiben?

Tante, bedenken Sie doch, fuhr Körner mit gesteigertem komischen Eifer fort, was sollte aus dem Burgtheater werden, wenn die Polizei den Theaterdichter Theodor Körner in's Loch stecken wollte? In's Loch, wo die Musen mich niemals wieder auffinden würden.

Sie machen aus einer ernsthaften Sache einen Scherz, sagte die Tante verdrießlich. Aber sehen Sie nur die Toni an, ihre Augen sind noch roth vom Weinen und sie ist noch bleich vor Angst.

Du hast um mich geweint? fragte Theodor, die Geliebte zärtlich anblickend.

Sie nickte ihm lächelnd zu und legte ihre schöne Hand auf seine Schulter. Du bist da, ich weine nicht mehr, sagte sie sanft.

Das Antlitz Theodor's war plötzlich ernst geworden, und das Lächeln war von seinen Lippen verschwunden. Vergieb mir, Toni, sagte er weich, vergieb mir, daß Du nun auch geweint, denn diese Thränen heute hätte ich Dir ersparen können. Und doch war ich heute unschuldiger, wie ich künftig vielleicht sein werde, wenn Du wieder um mich Thränen vergießt. Ich habe heute nicht freiwillig zum Volk gesprochen, sondern ich ward dazu genöthigt, das Volk machte mich zu seinem Vorleser, weiter nichts. Ich mußte ihm die Nachrichten vorlesen, die aus Preußen angelangt, und dazu hob es mich auf den Balcon empor, ehe ich es hindern konnte. Das ist eine Entschuldigung für die liebe gestrenge Frau Tante, denn ich weiß, bei meiner Toni bedarf es dessen nicht, und sie verzeiht mir alle Thränen, diejenigen, welche sie heute geweint hat, und diejenigen, welche sie vielleicht noch um mich weinen wird. Sag', Toni, ist's nicht so?

Es ist so, sagte sie erbebend, aber dennoch erschrickt mein Herz vor Deinen Worten, und ich habe ein Gefühl, als ob sich eben eine kalte Todtenhand auf mein Herz legte und es zerdrücken will.

Sie sind unartig, die Toni so zu ängstigen, rief die Tante ärgerlich. Bedenken Sie doch, Herr Körner, daß das arme Kind heute Abend in Ihrer Banditenbraut auftreten muß, und daß Sie schon deshalb ihre zarten Nerven schonen müssen.

Lieb' Tantchen, es ist jetzt nicht die Zeit, wo man seine Nerven schonen muß, sagte Theodor freundlich, und selbst auf die Gefahr hin, daß heute Mittag an allen Ecken Zettel angeklebt werden mit der Trauerkunde: „wegen plötzlicher Erkrankung der Mademoiselle Antonie Adamberger, kann das Drama „Hedwig, die Banditenbraut“ von Theodor Körner nicht gegeben werden“, selbst auf diese Gefahr hin, darf ich heute die Nerven meines holden Engels nicht schonen, denn ich habe Großes und Wichtiges mit ihr zu reden.

Und meine Nerven sind nicht so schwach, als es die Tante meint, sagte Toni, ich kann Alles ertragen und anhören, was Du mir sagen

willst, Theodor, vorausgesetzt, daß Du nicht sagen willst, Du liebtest mich nicht mehr!

Er nahm ihre beiden Hände und während er sie an sein Herz drückte, schaute er ihr tief in die schönen strahlenden Augen.

Würdest Du es glauben, wenn ich es sagte?

Sie schüttelte langsam und lächelnd ihr Haupt. Nein, sagte sie, ich würde es nicht glauben, denn ich liebe das Leben, und dieses Wort würde mich tödten.

Jetzt wandte Theodor den leuchtenden Blick der Tante zu, die halb gerührt, halb verdrießlich zu dem Liebespaar hinschaute. Herzliebe Tante, sagte er, heute sollen Sie mir einen Liebesdienst erweisen, wie ich noch keinen von Ihnen gefordert, und wie ihn Keiner außer mir beanspruchen darf. Wollen Sie ihn mir gewähren?

Wie kann ich das versprechen, ehe ich weiß, was es ist? fragte sie kopfschüttelnd.

Theodor trat zu ihr hin und legte sanft seine Hand um ihre Schulter. Liebe Tante Tugenddrache, gestatten Sie mir heute ein einziges Mal eine Viertelstunde mit der Toni allein in ihrem Boudoir zu sein.

Sie wissens, daß ich's nicht kann und darf, entgegnete die Tante. Sie wissen, daß ich, als Toni's Mutter starb, an ihrer Leiche geschworen, der Toni eine treue Mutter zu sein, sie zu behüten und zu bewachen Tag und Nacht, sie immer unter meinen Augen zu haben, sie mit Niemanden allein zu lassen, bis zu dem Tage ihrer Verheirathung, wo ich vor dem Altar Gottes mein Amt in die Hände ihres Mannes niederlege. Gott hat mein Gelübde angenommen, und ich darf es nicht brechen, wenn mich auch die Welt verspottet, und mich, wie Sie, den Tugenddrachen nennt.

Die Welt verspottet Sie nicht, obwohl sie Ihnen diesen Namen gegeben; die Welt achtet Sie um Ihrer Pflichttreue, und ich verehre Sie. Aber ich verlange nicht, daß Sie um meinetwillen Ihr Gelübde brechen sollen. Ich will ja nicht allein sein mit Toni, wenn ich Sie auch bitte, mich mit Toni in ihr Boudoir gehen zu lassen. Ein Dritter wird dort zugegen sein.

Nun, ich bin doch neugierig zu wissen, wer dieser Dritte sein wird, rief die Tante.

Gott wird es sein, sagte Theodor feierlich. Gott wird bei uns sein, und er wird hören, was ich der Toni zu sagen habe. Lassen Sie uns also immerhin eine Viertelstunde in Toni's Allerheiligstes gehen, ich werde nichts sagen und thun, dessen Gott nicht Zeuge sein dürfte.

Sie haben Recht gesprochen, Theodor, sagte die Tante bewegt, und Sie sollen sehen, daß ich Ihnen vertraue. Gehen Sie mit Toni in ihr Boudoir, denn Sie haben Recht, ich breche dadurch mein Gelübde nicht, ich lasse Toni nicht allein mit einem Mann, denn Gott ist mit Ihnen Beiden. Sie sagen es und ich glaube Ihnen! Gehen Sie also mit der Toni, und möge das, was Sie ihr zu sagen haben, meinem Liebling keinen Kummer bereiten!

Theodor küßte die dargereichte Hand der Tante, schlang dann einen Arm um die Geliebte, und führte sie nach dem kleinen, neben dem Salon befindlichen Gemach hin, das Körner „das Allerheiligste" zu nennen pflegte, weil es das Schlafgemach seiner Geliebten, und zugleich das Studirzimmer seiner Künstlerin war.

Hand in Hand, einander anschauend mit zärtlichem Lächeln, trat das junge Paar in dieses kleine reizende Gemach ein, das in seiner sinnigen und geschmackvollen Einrichtung, in seiner Stille und seinem Frieden zugleich ein Tempel für die Künstlerin, ein Asyl für das junge Mädchen zu sein schien.

Theodor führte die Geliebte zu dem kleinen, mit himmelblauem Seidenzug bezogenen Divan hin, welchem gegenüber an der Wand eine Guitarre hing, an deren Hals einige Lorbeerkränze befestigt waren. Die Guitarre gehörte dem jungen Mädchen an; die Lorbeerkränze hatte die Künstlerin an den Abenden künstlerischer Triumphe von dem begeisterten Publikum empfangen.

Setze Dich, Toni, bat Körner leise, indem er die Geliebte sanft in die Kissen niederdrückte, und mich laß hier zu Deinen Füßen knien und laß mich aufschauen zu Dir, welche zugleich mein Engel, meine Heilige und meine Geliebte ist.

Er kniete vor ihr nieder, und seine Arme auf ihre Kniee auf-

gelehnt, schaute er strahlenden Auges in ihr schönes, edles und geistvolles Angesicht empor.

Antonie, sagte er feierlich ernst, Antonie, liebst Du mich?

Ja, mein Theodor, sagte sie glühend, ich liebe Dich! Gott weiß es, ich liebe Dich wie mein Leben, mein Glück, meine Seligkeit.

Willst Du mir ehrlich und wahr, wie vor Gott, eine Frage beantworten? Willst Du mir schwören, mir auf diese Frage die Wahrheit, die reine lautere Wahrheit zu antworten?

Sie sah ihn mit großen leuchtenden Blicken an, und legte ihre Hand auf seine Stirn. Ich schwöre bei diesem geliebten Haupt, bei dem Andenken an meine Mutter, ich schwöre bei meiner Liebe, daß ich Dir auf das, was Du mich fragen willst, die reine lautere Wahrheit zur Antwort geben will.

Gott, Deine Mutter und der Genius unserer Liebe haben Deinen Schwur gehört! Und nun, Toni, meine Braut, nun höre meine Frage: wenn Du Einem von uns Beiden entsagen müßtest, mir, Deinem Geliebten, oder Deiner Kunst, wen von uns Beiden würdest Du entsagen, Deinem Geliebten oder Deiner Kunst?

Sie schaute entsetzt in sein erbleichtes männlich schönes Angesicht, und ließ Ihre Blicke lange mit einem Ausdruck unaussprechlicher Zärtlichkeit und Wonne auf ihm ruhen, dann hob sie langsam die Augen empor und heftete sie auf die Lorbeerkränze da drüben an der Wand. Und wie sie jetzt unverwandt diese anschauete, veränderte sich plötzlich der Ausdruck ihres Angesichts; es war nicht mehr das Gesicht des jungen liebenden Mädchens, der zärtlichen, schwärmerischen Braut, sie schien auf einmal älter, ernster geworden, ihre Züge waren wie durchgeistigt, ihre Lippen, vorher schwellend, weich und lächelnd, waren jetzt geschlossen, ernst und fest, und in ihren Augen, die unverwandt auf die Lorbeerkränze gerichtet blieben, war jetzt ein wunderbares Strahlen und Leuchten.

Antonie, fragte Körner zum zweiten Mal mit lauter, feierlicher Stimme, Antonie, antworte mir die lautere Wahrheit, wie Du geschworen. Wenn Du Einem von uns Beiden entsagen müßtest, der Kunst oder Mir, wem würdest Du entsagen?

Sie hob langsam den Arm auf, und richtete sich empor, als begrüße sie in feierlicher Ehrfurcht das Nahen der heiligen Wahrheit, welche ihr Geliebter angerufen. So, mit erhobenem Arm, das Haupt zurückgelehnt, das Auge aufwärts gerichtet, wie in begeistertem Schauen, so stand sie da, eine edle wunderbare Erscheinung, eine echte Priesterin der Kunst, und der Dichter kniete zu ihren Füßen, und schaute mit einem Blick voll Liebe und Bewunderung zu ihr empor.

Ich würde vielleicht sterben vor Schmerz, wenn ich Dir, meinem Geliebten, entsagen müßte, rief Antonie laut und feierlich, aber so lange ich lebe, kann ich niemals meiner Kunst entsagen, denn sie ist der Athem meines Lebens, ist mein Leben selber.

Theodor Körner stieß einen Freudenschrei aus, und sprang empor, um die Geliebte mit leidenschaftlicher Gewalt an seine Brust zu drücken.

Ich danke Dir, rief er begeistert, ich danke Dir, denn ich habe Dich gefunden, wie ich Dich erwartete, Du hast Dich mir bewährt als das große Herz, an das ich glaubte, auf das ich vertraute. Und dieses große Herz wird jetzt auch mich verstehen, und wird mich segnen. Toni, Du liebst mich, und doch würdest Du dieser Liebe, welche Dein Herz erfüllt, entsagen, wenn Du zu wählen hättest zwischen Deiner Liebe und Deiner Kunst. Siehe, was *Dir* die Kunst, das ist *mir* das Vaterland. Ich liebe Dich mit aller Kraft, aller Gluth meines Herzens, aber wenn ich wählen müßte zwischen Dir und dem Vaterlande, wenn Ihr Beide zugleich mich zu Euch riefet, so würde ich Dich aufgeben und verlassen, um dem Ruf meines Vaterlandes zu folgen. Ich würde weinen, indem ich's thäte, mein Herz würde in Schmerz erstarren und sich für immer entblättern, aber ich würde den Schmerz überwinden, um nur dem Ruf des Vaterlandes zu folgen, ihm zu dienen, ihm meinen Arm zu leihen.

Und hat das Vaterland Dich gerufen? fragte sie bebend, tonlos.

Ja, rief er begeistert, ja, das Vaterland hat mich gerufen. Das Vaterland ruft jetzt alle seine Söhne. Wehe dem meineidigen, ehrvergessenen Sohne, der den Ruf seiner großen heiligen Mutter überhören möchte. Ja, das Vaterland ruft jetzt alle seine Söhne, denn der Morgen einer neuen Zeit bricht an, und die Deutschen sollen sich

erheben aus ihrer Erniedrigung und ihrer Schmach. Schon steht ganz Preußen gerüstet da, und durch alle seine Provinzen fliegt der Ruf des Königs dahin, der die Männer, die Jünglinge zu den Waffen ruft zur Vertheidigung ihres Vaterlandes, ihrer Ehre, zur Rache an dem Tyrannen, der sie Beide in den Staub getreten. Und dem Ruf des Königs antwortet sein Volk mit begeistertem Jauchzen, und selig wie zum heiligen Fest eilen die Männer und die Jünglinge zu den Fahnen, und lächelnd, freudenvoll nehmen sie Abschied von ihrem Weib, von ihrer Braut, die mit leuchtendem Auge, ohne Thränen ihnen nachblicken, und freudig ihr Liebstes dem Vaterlande zum Opfer darbringen. Oh, meine holde Braut, die große Stunde ist da, nimm sie groß und Deiner würdig auf. Deutschland steht auf; der preußische Adler erweckt in allen treuen Herzen durch seine kühnen Flügelschläge die große Hoffnung einer deutschen, wenigstens norddeutschen Freiheit. Meine Kunst seufzt nach ihrem Vaterlande, — laß mich ihr würdiger Jünger sein!*)

Antonie war bleich geworden, und ein Zittern durchflog ihre edle schöne Gestalt. Mit einem schmerzlichen Aechzen sank sie auf den Divan zurück, und wie sie jetzt die Augen zu ihrem Geliebten emporhob, glänzten sie in Thränen.

Du willst mich verlassen? fragte sie mit bebenden Lippen.

Das Vaterland ruft, sagte er begeistert. Mein Herz bleibt bei Dir zurück, aber mein Arm und meine Kraft gehört dem Vaterlande. Ja, ich muß gehen, Geliebte, ich muß Dich, mein schönes Leben verlassen, um mir ein Vaterland zu erkämpfen, sei's auch mit meinem Blut.**)

Sie faßte heftig seinen Arm, als wolle sie ihn zurückhalten, und die Thränen stürzten aus ihren Augen über ihre Wangen nieder.

Nein, Du darfst nicht gehen, rief sie leidenschaftlich. Du darfst nicht leichtsinnig Dein schönes Leben, Dein Glück auf's Spiel setzen.

---

*) Theodor's Körner's eigene Worte. Siehe: Theodor Körner's Werke. Herausgegeben von Karl Streckfuß. S. 735.

**) Theodor Körner's eigne Worte. Siehe: Ebendaselbst. S. 738.

Oh, nenn's nicht Leichtsinn, nicht Uebermuth, daß ich's thue, sagte er innig. Ehe ich Dich kannte, da hätte man es so nennen können, aber jetzt, da ich weiß, welche Seligkeit in diesem Leben reifen kann, jetzt, da alle Sterne meines Glückes in schöner Milde auf mich niederlächeln, jetzt ist es ein würdiges, erhabenes Gefühl, das mich treibt, ist es die mächtige Ueberzeugung, daß kein Opfer zu groß sei für das höchste menschliche Gut, für seines Volkes Freiheit.

Laß Andere dieses Opfer bringen, rief sie angstvoll. Du bist zu Höherem, zu Größerem berufen, als nur zu kämpfen mit dem Schwert und der Körperkraft. Mit geistigen Waffen sollst Du streiten, Deine begeisterungsvollen Freiheitslieder, die sollen die jauchzenden Schaaren singen, damit soll der Dichter kämpfen, und soll nicht das Pfund vergeuden, das er der Menschheit zu berechnen schuldig ist.

Oh, Liebe, rief er fast zürnend, der Dichter vergeudet nicht, wenn der Mensch sein Blut für die Freiheit dahin giebt. Zum Opfertode für die Freiheit und für die Ehre seiner Nation ist keiner zu gut, wohl aber sind Viele zu schlecht dazu. Soll ich in feiger Begeisterung meinen siegenden Brüdern einen Jubel nachleiern? Soll ich Komödien schreiben auf dem Spotttheater, wenn ich den Muth und die Kraft habe, auf dem Theater des Ernstes mitzuwirken? Eine große Zeit will große Herzen, ich fühl' die Kraft in mir, eine Klippe sein zu können in dieser Völkerbrandung, ich muß hinaus, und dem Wogensturm die muthige Brust entgegendrücken.*) Und Du mein Herz, mein Leben, Du Künstlerin, die um der Kunst willen ihrer Liebe entsagen würde, kannst Du mich hindern wollen, dem Ruf des Vaterlandes zu folgen? Soll ich ihm nur ein singender Dichter bleiben, da ich ein fechtender Held sein könnte?

Theodor, rief sie angstvoll, und entsetzt vor sich hinstarrend, als schaue sie da in der Ferne und Weite ein furchtbares Unheil, Theodor, geh' nicht! Du wagst Dein Leben, Du wirst sterben!

Ja, ich wage mein Leben, ich wage Deine Thränen, aber ich gehe doch! Daß ich mein Leben wage, das gilt nicht viel, daß aber dies Leben mit allen Blüthenkränzen der Liebe geschmückt ist, und daß

---

*) Theodor Körner's eigene Worte. Siehe Ebendaselbst.

ich's dennoch wage, daß ich das Glück in Deinen Armen hinwerfe, das ist ein Opfer, dem nur ein solcher Preis entgegengestellt werden kann.

Oh, Gott, Gott, rief sie mit überströmenden Augen, ihre Arme zum Himmel emporhebend, er will mich verlassen, und ich darf ihn nicht zurückhalten, denn er thut Recht!

Oh, Dank für dieses Wort, meine Geliebte, sagte er jubelnd, Dank für diesen Schmerzensschrei Deiner großen Seele. Ja, Du fühlst es, er thut Recht, und Du darfst ihn nicht hindern. Nun bin ich fest und stark, denn meine Geliebte fühlt wie ich, sie weint, aber sie fühlt, ich thue Recht! Und mit dieser hohen Empfindung, mit dieser Weihe im Herzen, so laß uns scheiden, meine Toni, so laß uns zum letzten Mal Herz am Herzen ruhen, gieb mir den Weihekuß für die große Zukunft!

Er drückte die Lippen fest auf die ihren, und sie wehrte ihm nicht, sie sah ihm, während er sie küßte, fest in die Augen, als wollte sie seinen Blick tief in ihre Seele graben. Dann hob sie sich langsam aus seiner Umarmung empor, und trat von ihm zurück um ihn wieder anzuschauen, um seine ganze Gestalt mit ihrem Blick voll Zärtlichkeit und Schmerz zu überschauen.

Werd' ich Dich wiedersehen? fragte sie mit leiser klagender Stimme. Wird nicht unsere Liebe verwehen, wie ein vom Sturm abgerissenes Blatt vom Lebensbaum? Wird sie nicht mit Blut aus Deinem Herzen ausgelöscht werden?

Nein, Toni, denn die Liebe ist ewig, und wenn ich sterbe, so lebt die Liebe mit mir fort in alle Ewigkeit. Oh klage nicht, mein Lieb, so stark und groß. Sieh, ich knie vor Dir nieder, meine Muse, mein Stern des Glückes, gieb mir Deinen Segen, und Deine Weihe für den neuen Lebenspfad.

Er beugte ein Knie vor ihr; sie ließ langsam ihre Hände auf seine braunen Locken niederfallen, und das Antlitz empor gewandt zum Himmel, rief sie laut: Segen und Ruhm über Dich, mein Held, mein Dichter. Unsterblich wie Deine Seele und Dein Lied, unsterblich ist unsere Liebe. Geh hin und kämpfe für das Vaterland, ich werde für Dich beten, um Dich weinen, und doch im Herzen mich Deiner freuen,

denn ich weiß, daß wir uns wieder sehen, wenn nicht hier auf Erden, doch dort oben, und dort oben bleiben wir beieinander. Lebe wohl Theodor! lebe wohl! All' mein Glück geht mit Dir, und doch sage ich: gehe! Denn Dich ruft das Vaterland! Segen über Dich, daß Du den Ruf nicht überhörst!

Sie neigte sich zu ihm nieder und küßte sein braunes Lockenhaar, seine hohe Stirn und dann, überwältigt von ihrem Herzen, sank sie laut schluchzend in den Divan zurück.

Theodor Körner sprang auf und schlang seine Arme um sie, und preßte ihr schönes Haupt an seine Brust. Leb' wohl Toni, Leb' wohl! Den letzten Kuß! Es muß geschieden sein!

Noch einmal preßten sich seine Lippen auf die ihren, dann riß er sich los, dann sprang er durch das Zimmer in den Saal, bleich wie ein Sterbender, und doch mit flammenden Augen, mit entschlossenem, muthvollem Angesicht.

Um Gottes willen, Herr Körner, rief die Tante ihm entgegen, was ist geschehen? Weshalb sind Sie so bleich, so verstört?

Er deutete mit der Hand nach der Thür hin. Trösten Sie meine Geliebte, Tante, und beten Sie für mich!

Und mit der Hand ihr einen Kuß zuwerfend, nahm er seinen Hut und stürzte von dannen.

Die Tante eilte in das Boudoir. Da lag Toni, bleich wie er, und doch strahlenden Angesichts auf ihren Knieen, und die Arme zum Himmel erhoben, betete sie laut und inbrünstig: Gott, der Du über den Sternen wohnest, schütze ihn mir, ihn, meinen Stern, mein Lebensglück. Bewahre ihn in der Gefahr, gieb, daß keine Kugel ihn trifft, kein Schwert ihn verwundet. Oh, Gott, Gott, erhalte mir den Geliebten, und führe ihn glücklich wieder heim.

Aber was giebt's denn? rief die Tante. Was ist denn geschehen, daß Ihr beide so außer Euch seid? Er stürzt fort wie ein Rasender, Du liegst auf Deinen Knieen und betest? Was ist denn geschehen, frage ich?

Toni, wie aus einer Verzückung erwachend, bebte zusammen, und ihre Augen, welche so lange den Himmel geschaut, glitten jetzt

langsam nieder, und hefteten sich auf das ängstliche, fragende Angesicht der Tante.

Was geschehen ist? fragte sie, indem sie sich langsam von ihren Knieen erhob, und ihre Blicke wie suchend und forschend im Zimmer umher irren ließ. Dann auf einmal stürzten die Thränen in hellen Bächen aus ihren Augen. Oh, er ist fort, rief sie jammernd, er ist fort, Tante, und meine Augen werden ihn niemals wieder sehen.*)

---

## XI.

## Die Verschworenen.

Es war Nacht. Wien schlief, und selbst die Späher und Kundschafter, welche sonst das Palais des Erzherzogs Johann zu beobachten hatten, schliefen jetzt und ruhten aus von ihrer schlimmen Thätigkeit. Sie sahen es nicht, oder schienen mindestens es nicht zu sehen, daß, während Alles ringsum schlief, in dem Kabinet des Erzherzogs noch Licht brannte, sie sahen es nicht, daß Johann, der sich vor einer Stunde schon mit Hülfe seiner Kammerdiener ausgekleidet und in sein Bett begeben hatte, jetzt damit beschäftigt war, sich allein wieder anzukleiden. Sie sahen es nicht, daß er dann hastig seinen Mantel überwarf, den Hut tief in die Augen drückte, leis' auf den Zehen sein Kabinet verließ und durch den Vorsaal dahin schlich. Die Späher liefen, sie gewahrten es nicht, daß der Erzherzog besorgt, Niemanden zu wecken, angstvoll, als wär' er ein Dieb, dahin schlüpfte über die Corridore und Treppen, und durch das Vestibule dahin. Der Portier schlief in

---

*) Antonie Adamberger hatte sich nicht getäuscht, sie sah in der That ihren Geliebten und Verlobten niemals wieder. Am dreizehnten März verließ er Wien, und begab sich nach Breslau, wo er in das Corps der Lützow'schen Jäger eintrat. Am 26. August fiel er in dem Gefecht bei Gadebusch unweit Schwerin, und ward dort von seinen Kampfgenossen unter einer Eiche begraben.

seiner Loge und merkte es nicht, daß der Erzherzog langsam und vorsichtig den Schlüssel im Schloß umdrehte, die Hausthür öffnete und hinausschlüpfte auf die Straße.

Jetzt athmete Johann hoch auf, und ein freudiges Lächeln glitt über sein edles bleiches Gesicht hin. Niemand hatte ihn gesehen, Niemand konnte ihn verrathen, und seine nächtliche Wanderung überwachen. Geräuschlos und rasch wie ein Phantom glitt er an den Häusern dahin, mit aufmerksamem Ohr horchend auf jedes Geräusch, mit scharfem Auge spähend nach jedem Schatten, der vielleicht einer Menschengestalt angehören möchte.

Aber die Straßen waren öde und leer, kein Geräusch unterbrach die Stille, kein Mensch begegnete dem Erzherzog auf seiner langen Wanderung.

Jetzt endlich, vor der Thür eines kleinen niedrigen Hauses in einer abgelegenen Straße der Leopoldstadt, stand er still, und klopfte drei Mal in regelmäßigen Pausen an die Thür.

Wer ist da? fragte eine Stimme von innen, und die Thür öffnete sich ein wenig.

Der Herr des Gebirges, sagte der Erzherzog durch die Spalte der Thür.

Sofort ward diese weit geöffnet, und Johann schritt in das Haus ein, das der Pförtner schnell hinter ihm verschloß und verriegelte. — Es war dasselbe Haus, in welches einige Tage vorher die vier Männer vom Kohlmarkt gegangen waren; und zu demselben großen Hinterzimmer mit der Druckerpresse und den Papierballen, in welchem Herr von Roschmann vor einigen Tagen diese Männer empfangen, und ihnen ihren Lohn ausgezahlt hatte, schritt jetzt auch der Erzherzog hin.

Aber diesmal war die Thür verschlossen, und erst nachdem der Erzherzog sein Klopfen und seine Parole wiederholt hatte, öffnete sie sich, und Herr von Roschmann erschien auf der Schwelle.

Als er den Erzherzog gewahrte, trat er ehrerbietig zur Seite und rief zugleich in das Zimmer zurück: Er kommt!

Ja, er kommt, wiederholte Johann, indem er in das Zimmer

eintrat, er kommt, und ich hoffe, Niemand hat gezweifelt, daß er kommen werde.

Nein, ich nicht, rief Roschmann schnell.

Ich auch nicht, sagte Graf Nugent.

Ich auch nicht, sagte General Wallmoden.

Wir auch nicht, riefen die beiden Tyroler, die hinter ihm standen.

Ich habe auch nicht gezweifelt, daß der Herr Erzherzog kommen werde, sagte der Engländer King bedächtig.

Der Erzherzog grüßte Einen nach dem Andern mit einem freundlichen Kopfnicken, und wandte sich dann an Herrn von Hormayr, der stumm und düster neben den Andern stand.

Nun, Hormayr, fragte er lächelnd, Sie allein schweigen. Haben Sie vielleicht an meinem Kommen gezweifelt?

Nein, leider nicht, Hoheit, sagte Hormayr ernst.

Wie denn, leider nicht? Es ist Ihnen nicht angenehm, daß ich komme?

In sofern, als es für Ew. Hoheit gefährlich ist, darf mir Ihr Kommen nicht angenehm sein, und deshalb hatte ich mir erlaubt, Ew. Hoheit inständigst zu bitten, nicht hierher zu kommen, sondern mir zu erlauben, Ihnen das Resultat unserer heutigen Conferenz mitzutheilen.

Mein Freund, jeder der Männer, die hier heute erschienen sind, gefährdet sich, es wäre feig von mir, wollte ich mich verbergen und sichern. Ich bin nichts Besseres als Einer von Euch, und will in der Liebe und Hingabe an das Vaterland Niemanden nachstehen. Zudem sind hier einige, die nichts mit mir zu thun haben und mir nicht trauen wollten, wenn ich nicht persönlich mit ihnen unterhandelte. Ist es nicht so, Herr von Roschmann?

Ja, Hoheit, die guten Tyroler flehten mich dringend an, sie mit ihrem theuren Erzherzog Hannes persönlich sprechen zu lassen, denn ihm allein wollen Sie vertrauen.

Und Sie sagten das Seiner Hoheit? fragte Hormayr vorwurfsvoll, Sie waren es also, Herr Hofrath von Roschmann, welcher den Herrn Erzherzog bewog, persönlich hierher zu kommen, statt sich mit meinem Bericht begnügen zu lassen?

Ja, ich war es, sagte Roschmann sanft. Ich bat Se. Hoheit im Namen des so oft getäuschten Tyrols, selber hier zu erscheinen, damit die heimkehrenden Tyroler ihren Landsleuten sagen könnten: wir haben ihn gesehen, der Herr Erzherzog selbst hat uns gesagt, daß er nach Tyrol kommen, daß er uns befreien will. — Und weshalb sollte Seine Hoheit auch nicht kommen? — Er befindet sich hier ganz sicher, kein Verräther wird ihn hier entdecken. Er ist hier in meinem Hause, ein treuer Diener wacht an der Pforte, und wir Alle sind bereit, ihn mit unserm Leben zu vertheidigen, wenn es sein müßte.

Und dennoch wiederhole ich, es wäre besser, wenn Seine Hoheit nicht gekommen wäre, rief Hormayr heftig. Sie hätten den Tyrolern, statt dem Herrn Erzherzog ihre Bitte vorzutragen, antworten müssen, „wenn Ihr dem Wort des Erzherzogs nicht vertraut, so kehrt heim mit Eurem Mißtrauen in Eure Berge, und tragt Eure Schmach weiter."

Ruhig, meine Freunde, ruhig, sagte der Erzherzog lächelnd. Ich bin da, laßt unter uns Frieden herrschen, damit wir desto einmüthiger den Krieg hinaustragen in die Welt. Frieden mit uns Allen und in uns Allen. Krieg da außen, Frieden hier innen. Und nun willkommen in Wien, Nugent und Wallmoden, willkommen Eisenstecken und Wintersteller, willkommen auch Ihnen Mister King. Der Wind, welcher dem Aufgang der neuen Zeit vorangeht, hat Sie Alle auf seinen Schwingen nach Wien zurückgeführt, und doppelt heiße ich Sie deshalb willkommen. Nehmen wir Platz hier um den Tisch, sitzen wir hier als die Rathsherren der Zukunft, und erwägen wir was zu thun sei!

Sie nahmen Platz auf den acht Stühlen, welche zu beiden Seiten des in der Mitte des Raums stehenden Tisches aufgestellt waren. Der Erzherzog in der Mitte der beiden Grafen.

Nun, mein Sturmvogel der neuen Zeit, nun, Graf Nugent, geben Sie uns Kunde von Ihrer neuen Weltfahrt? Wie stehen die Sachen in Illyrien, in Kärnthen und Krain?

Alles ist bereit, Hoheit. Der Aufstand ist organisirt, Waffen, Geld und Führer sind vorhanden, und stehen untereinander im innigsten Einverständniß. Sobald ich dem Bischof Verhovacz in Agram

das verabredete Zeichen sende, bricht an demselben Tage in allen Städten Illyriens zu gleicher Zeit der Aufruhr aus, und wie bei der sicilianischen Vesper werden alle Franzosen getödtet und verjagt. Das ganze Land ist im Einvernehmen. Jeder ist Mitglied der Verschwörung, die wie ein unsichtbares Netz über das ganze Land ausgebreitet ist, und in deren Maschen alle Feinde des Vaterlandes ihren Tod finden sollen und werden. Ich wiederhole es, Hoheit, Alles ist bereit, Illyrien wartet auf das Zeichen der sicilianischen Vesper.

Wann wollen Sie dies Zeichen zum Bischof senden, Nugent? fragte Johann.

Wenn Ew. Hoheit Wien verlassen, und nach Tyrol gehen, um sich an die Spitze der Tyroler zu stellen.

Und jetzt Sie, Graf Walmoden! Bringen auch Sie uns frohe Kunde?

Leider nein, Hoheit. Ich bin ganz Deutschland durchwandert, habe alle Häupter der verschiedenen Revolutionscomité's gesprochen, mit Allen Rath gepflogen. Sie haben Alle den regsten Eifer, aber ihnen fehlt, was der Graf Nugent von Illyrien sagen konnte, ihnen fehlt die Einheit, der Mittelpunkt, ihnen fehlt ein Mann wie der Bischof Verhovacz. Sie handeln Jeder für sich, Keiner will die Ueberlegenheit des Andern zugeben, Alle wollen organisiren und gebieten, Keiner will gehorchen und sich unterordnen, und daran scheitern alle Pläne. Es fehlt die Einigkeit! —

Oh, werden wir niemals unsere Fehler bessern können, rief Johann schmerzlich, soll Deutschland sich denn verbluten an diesen Fehlern seiner eigenen Söhne? Es fehlt die Einigkeit! Das ist der Fluch, der seit Jahrhunderten über Deutschland schwebt und durch den seine Macht und Größe, seine Weltbedeutung verdorrt und gebrochen ist. Wollen wir denn niemals lernen aus unserer schmerzensreichen Geschichte, niemals durch unsere Erfahrungen uns belehren lassen? Wäre Deutschland in Einigkeit gewesen, so wäre die Schmach der letzten Jahre niemals über uns gekommen, denn Preußen, Oesterreich, Baiern, Würtemberg, Baden, und alle die kleinen und großen Länder Deutschlands im Bunde sind wohl im Stande, einer Welt von Feinden Trotz zu bieten. Aber der alte Krebsschaden der Uneinigkeit

frißt immerfort in unsern Eingeweiden, und wird Deutschland vernichten. Preußen ist aufgestanden, und doch erhebt das übrige Deutschland sich nicht? Doch sind alle Vorbereitungen, alle Pläne und Verschwörungen umsonst gewesen. Vergessen wir einen Augenblick Oesterreich, aber das übrige Deutschland, sagen Sie, Walmoden, auch das übrige Deutschland schließt sich Preußen nicht an? Es erhebt sich nicht wie Ein Mann zum Kampf gegen den gemeinsamen Feind? Die Fürsten des Rheinbundes entsagen nicht ihrem französischen Bündniß, ihre Völker zwingen sie nicht dies zu thun? Der Waffenruf geht nicht wie ein jauchzend Jubellied durch ganz Deutschland, und macht Knaben zu Jünglingen, Greise zu Männern?

In Preußen ist es so, wie Ew. Hoheit sagen, Preußen ist Eins mit seinem König, und der Waffenruf findet ein begeistertes Echo in jeder Brust. Aber das übrige Deutschland schwangt und schweigt noch. Die Rheinbundsfürsten sind nach Paris geeilt, um von Napoleon ihre Ordres zu empfangen, und seine Befehle entgegenzunehmen, den Völkern aber fehlen die Führer, die Vermittler, die das Einverständniß unterhalten.

Aber was treibt denn das große Revolutions-Comité? fragte Johann angstvoll. Wo ist denn Justus Gruner, der große Vermittler, der seine Aufstandsagenten durch ganz Deutschland sendet? Legt auch er die Hände in den Schooß, und will er nicht mehr wirken für das große allgemeine Ganze?

Hoheit, ich komme mit einer Trauerkunde. Justus Gruner, der tapfere unermüdliche Agitator —

Er ist todt? unterbrach ihn Johann bebend.

Nein, Hoheit, er ist gefangen!

Wer hat das gethan? fragte Johann. Wer hat es gewagt, diesen edlen, unermüdlichen Mann zu verrathen? Wer hat den Muth gehabt, ihn seinen Feinden auszuliefern. Ihn der Rache Napoleons preiszugeben? Wer hat ihn aus Prag, wo er wenigstens von Oesterreich ein Asyl, wenn auch nicht Unterstützung erhielt, zu entführen gewagt?

Hoheit, er ist nicht der Rache Napoleons zum Opfer gefallen und Niemand hat ihn an Frankreich ausgeliefert. Er ist auf beson-

dern Befehl des Grafen von Metternich als ein staatsgefährlicher Aufruhrstifter verhaftet und nach der Festung Peterwardein abgeführt worden.

Der Erzherzog stieß einen Schmerzensschrei aus und schlug seine beiden Hände vor sein Antlitz. Lange saß er so da, verhüllten Angesichts, seufzend und ächzend. Als er dann seine Hände niedergleiten ließ, war sein Antlitz leichenbleich, seine Lippen zuckten schmerzlich und große Schweißtropfen standen auf seiner Stirn.

Graf Metternich hat Justus Gruner verhaften lassen, sagte er mit flammenden Augen. Ihr seht, meine Freunde, er hat mich besiegt, er ist der Mächtige, ich der Ohnmächtige geblieben, und ich habe das Versprechen, das ich Euch in unserer letzten großen Conferenz gegeben, bis jetzt nicht erfüllen können, ich habe Metternich nicht unschädlich machen, ihm nicht seinen unheilsvollen Einfluß rauben können. Er ist noch immer der allmächtige Minister des Kaisers, und ich bin noch immer der ohnmächtige Erzherzog, dessen Stimme man nicht hört, den man höhnend bei Seite schiebt. Ich klage nicht um mich und aus persönlichem Ehrgeiz, ich klage nur um Oesterreichs, um Deutschlands willen, und im Namen dieser Beiden schwöre ich, daß ich nicht ermatten will im Widerstand, daß ich, obwohl ihm diesmal der Sieg geworden, mich doch nicht für besiegt und kampfesunfähig halten, sondern daß ich weiter kämpfen will rastlos und unermüdlich, daß ich niemals mich versöhnen, niemals einen Waffenstillstand schließen will, sondern daß ich immer nur das Eine große Ziel im Auge behalten werde: den gefährlichen Mann zu verdrängen, der Oesterreich zum Bundesgenossen seines natürlichen Feindes macht, der ihm den Haß des ganzen übrigen Deutschlands zuwenden, der Oesterreich in's Verderben führen wird. Mag er jetzt auch triumphiren, aber der Tag der Vergeltung wird kommen für ihn sowohl, wie für mich, und an dem Tage, wo Metternich endlich fällt, werde ich, werdet Ihr Alle, wird auch Justus Gruner gerächt sein. — Und jetzt, meine Freunde, laßt uns unsere Berathung fortsetzen. Zu Ihnen jetzt, Herr King. Bringen auch Sie uns keine erfreulichen Nachrichten? Hat der edle Prinz-Regent von England, da er sieht, daß Deutschland immer noch nicht einig ist, immer noch nicht sich erhebt zum

heldenmüthigen Widerstand, hat er uns aufgegeben, und will uns keine Hülfe mehr zuwenden?

Nein, Hoheit, der Prinz Regent hält seine Versprechungen, sagte King, er zweifelt nicht, daß die Zeit nahe ist, wo ganz Deutschland aufstehen wird, um sich zu befreien, und er ist bereit, den Deutschen beizustehen mit Allem, was sie bedürfen, mit Soldaten, Waffen und Geld. Eine kleine Flotille kreuzt zwischen England, Schweden, den Nord- und Ostseeküsten. Sie bringt Waffen nach Schweden für die von dort sich einschiffende „deutsche Legion" an deren Spitze der edle Gneisenau steht. Dieser selbst ist bereits auf einem britischen Schiff von Stockholm nach Colberg gegangen, und dort von der ganzen Bevölkerung mit Jubel aufgenommen worden. Ein Schiff mit Bewaffnungs- und Ausrüstungsgegenständen folgt ihm nach. Eine andere Sendung von fünftausend Büchsen, von Sätteln, Pistolen und Carabinern geht in diesen Tagen von London ab, und ist gleichfalls für die deutsche Legion bestimmt. Außerdem ist es der Plan des Prinz-Regenten, die Hauptscene des ganzen europäischen Krieges nach Deutschland zu versetzen, und deshalb den Lord Wellington mit allen den in Spanien und auf den drei Inseln des britischen Reichs entbehrlichen Truppen nach Deutschland zu senden. Aber zur Ausführung dieses Plans ist nothwendig, daß ganz Deutschland sich erhebe und in Waffen stehe! Es genügt nicht, daß der Norden aufgestanden und bereit ist, den Kampf aufzunehmen, auch der Süden muß aufstehen, auch Süddeutschland muß zu den Waffen greifen. Dies ist es, was ich von der britischen Regierung beauftragt bin, Eurer Hoheit zu melden: auch Süddeutschland muß sich jetzt entscheiden, denn nur die allgemeine Erhebung kann den Sieg verleihen. Und die britische Regierung weiß sehr wohl, daß in Süddeutschland alle Elemente zu einer glücklichen und siegreichen Erhebung vorhanden sind, daß das Volk nichts sehnlicher wünscht, als gegen den verhaßten Kaiser der Franzosen in den Kampf zu ziehen. Wenn die Fürsten diese Sehnsucht ihrer Völker nicht theilen, so muß man sie zwingen, dies zu thun; wenn Oesterreich nicht freiwillig seinem Bündniß mit Frankreich entsagt, so muß man bemüht sein, Oesterreich so stark zu compromittiren, daß Frankreich sich zu Zorn und Feindschaft aufgeregt fühlt und

Oesterreich den Krieg erklärt. Dies Mittel aber, Oesterreich so zu compromittiren, daß Frankreich, trotz aller Liebesversicherungen des Grafen Metternich, nicht mehr an die freundliche Gesinnung Oesterreichs glaubt, dies Mittel liegt in den Händen Eurer Hoheit, und die britische Regierung beschwört Ew. Hoheit, es zu ergreifen.

Und worin besteht dies Mittel nach der Ansicht der britischen Regierung?

Hoheit, wenn man ein Festungswerk in die Luft sprengen will, so unterminirt man es mit Pulver und steckt dies in Brand. Tyrol ist für Oesterreich das Pulverfaß, und wenn es auffliegt, wird es das ganze österreichisch-französische Bündniß damit zerschmettern. Ew. Hoheit halten die Lunte in Händen, legen Sie dieselbe an das Pulverfaß, Alles wird gethan sein, und England ist bereit, Ew. Hoheit nach besten Kräften zu unterstützen.

Ehe ich auf diese Anforderung Antwort gebe, wollen wir zuerst hören, welche Nachrichten unsere Boten aus Tyrol uns bringen. Nun sprecht, Wintersteller und Eisenstecken. Nun sagt: wie steht es in Tyrol?

Es steht so, wie es in den Jahren 1805 und 1809 am Tage vor dem Ausbruch der Empörung stand, sagte Wintersteller lebhaft. Ganz Tyrol hat sich gewaffnet und ist bereit. Wir wollen halt nimmer mehr bairisch sein, wir wollen unsere Verfassung wieder haben, und uns frei machen von den Franzosen und den Boarfoks. Unsere Männer und Weiber, unsere Greise und Kinder, unsere Bursche und Madle's, Alles ist mitsammen verschworen zum großen Befreiungskrieg. Wir haben Waffen und tapfere Hände vollauf, die sie führen. Es fehlt uns nur Eins, es fehlt uns der Anführer und General. Und darum schickt uns Tyrol hierher nach Wien, und dem geliebten Erzherzog Hannes sollen wir sagen: komm zu uns, lieber Erzherzog Hannes, komm zu uns nach Tyrol! Erheb' unsere Fahne, sei unser Anführer und Herr, und freudig wollen wir Dir folgen zum Sieg oder Tod.

Ja, rief Eisenstecken mächtig, komm zu uns nach Tyrol, lieber Erzherzog Hannes, mache wahr, was Du uns in unsern Märtyrer-

jahren von 1805 und 1809 versprochen hast, daß Du uns nimmer verlassen, daß Du mit uns kämpfen und leiden wollest, bis wir den Sieg errungen, bis Du wieder frei geworden! Wir haben Dir geglaubt, lieber Herr Erzherzog Hannes, wir glauben noch an Dich, obwohl drei schmerzensreiche Jahr' seitdem vergangen sind und wir viel gelitten haben von der bairischen Tyrannei, obwohl so viel Jammer und Qual über uns kommen ist, daß die Madonnenbilder selber bei uns darüber weinen, daß die Geister in der Luft zur Nachtzeit darüber klagen und jammern. Wir glauben immer noch an Dich, lieber Erzherzog Hannes, und wir hoffen auf Dich. Der Kaiser Franz hat uns wohl vergessen und aufgegeben, aber wir glauben nimmermehr, daß auch unser Erzherzog Johann uns vergessen könnt, Er, auf dessen Ruf wir zwei Mal aufgestanden, zwei Mal unser Blut vergossen haben, und der uns geschworen hat, nicht eher zu ruhen und zu rasten, bis Tyrol wieder frei, bis es seine freie Verfassung und seine alten verbrieften Vorrechte wieder gewonnen.

Ganz Tyrol hofft auf Dich, ganz Tyrol erwartet Dich, sagte Wintersteller. Darfst uns jetzt nit vergebens mehr warten lassen, lieber Erzherzog Hannes, mußt wahrlich kommen Dein Versprechen wahr zu machen. Tyrol hat uns zu Dir geschickt, auf heimlichen Wegen mit Gefahr unseres Lebens sind wir herkommen zu Dir, lieber Erzherzog, und das letzte Wort sollen wir Dir sagen vom treuen, unglücklichen, verzweifelnden Tyrol. Komm zu uns, Hannes, damit wir sehen, daß Du's ehrlich mit uns g'meint hast, daß Du uns belohnen willst für unsere Treu', daß Du unser vergossenes Blut nit mißachten, und unsere Thränen nit verspotten willst. Komm zu uns, Hannes, denn wenn Du's nit thust, kommt die Desparation über uns, und wir thun, was unser Herz nit gut heißt, was aber unser Verstand uns räth, wir sagen uns los von Oesterreich für immerdar, und folgen Denen, welche uns rathen, uns unter britischer Leitung unsern Nachbarn, den Schweizern, anzuschließen.

Aber ehe wir das thun, lieber Erzherzog, sollen wir Dich beschwören im Namen von ganz Tyrol, im Namen Andreas Hofer's, der für uns und für Oesterreich gestorben ist, sollen Dich beschwören, daß Du zu uns kommst, und Dich an unsere Spitze stellst. Wir

wollen Dein sein in Treu' und Liebe, so mache Du auch wahr, was Du uns gelobt, so sei auch unser in Treu' und Liebe!

Ja, sei unser, lieber Erzherzog, komm, denn es ist die höchste Zeit. Wir können nit mehr warten, und nit mehr zuharren, das lassen die Tyroler Männer Dir sagen. Hier ist der Aufruf, der Dir's bezeugen soll! Schau her, mit wenigen Worten haben wir's hier aufgeschrieben, daß wir Dich erwarten, daß wir Dich zu uns rufen, aber viel hundert Namen stehn darunter geschrieben, und Du kennst sie alle, diese Namen, weißt, daß sie Männern angehören, die mit dem lieben Anderl Hofer treu und tapfer gekämpft haben für Tyrol's Freiheit und für den Kaiser Franz!

Während er so sprach, entfaltete er ein großes Schriftstück, und reichte es dem Erzherzog dar.

Schau her, lieber Erzherzog, fuhr Wintersteller fort, schau, all' die tapfern Tyroler haben da ihre Namen verzeichnet, und da ist auch der Name von Anton Aichberger's lieber Tochter, sie hat ihn selbst geschrieben, die Elise Wallner, und hat dabei gesagt: „Jeder Buchstabe von meinem Namen wird den lieben Erzherzog grüßen, und wird ihn erinnern an das Sterbebett von meinem lieben Vater, und wird ihn dran gemahnen, daß er Anton Wallner in seine sterbende Hand versprochen hat, er wolle Tyrol nimmer verlassen, und wolle ihm treulich helfen seine Freiheit wieder zu erkämpfen. Geht denn hin, und ruft den Erzherzog; sicherlich wird er kommen, denn er hat ein treu und ehrlich Herz, und was er geschworen hat, das hält er.“

Ja, rief Johann, ja, was er geschworen hat, das hält er! Die Zeit des Zauderns und des Wartens ist vorüber, und jetzt giebt es kein Schwanken und Bedenken mehr, sondern es muß gehandelt werden. Ich habe Tyrol meinen Schwur gegeben, und ich werde ihn erfüllen, ich bin bereit Eurem Ruf zu folgen, und Alles zu wagen, um für Euch wenigstens Alles zu gewinnen.

Hurrah, er ist unser, der liebe Erzherzog Hannes, jubelten die Tyroler. Hurrah, es lebe Tyrol und unser Herzog Johann! Er hört auf die Schmerzensklage von Tyrol, und kommt zu uns, um uns die Freiheit zu bringen.

Ja, ich komme zu Euch, meine Freunde, sagte Johann, ich komme, um Euch die Freiheit zu erkämpfen, oder mit Euch zu sterben.

Gott sei Dank, daß Ew. Hoheit endlich diesen mannhaften, kühnen Entschluß gefaßt haben, rief Roschmann begeistert. Nun zage ich nicht mehr um mein geliebtes Vaterland Tyrol, nun ist es gerettet, denn der Herr des Gebirges geht hin, um das königliche Erbe seiner Väter zu befreien und zu beglücken.

Und wenn Ew. Hoheit das thun, so ist damit auch alles Schwanken und Zagen der übrigen Provinzen beendet, sagte Graf Nugent, alle werden sie aufstehen zum Kampf. Kärnthen, Illyrien und Krain sind kaum noch länger zurückzuhalten, sie glühen dem Kampf entgegen, und könnten leicht in ihrer Ungeduld zu früh ausbrechen; die Gegenwart Eurer Hoheit in Tyrol wird Alles zu einem bestimmten Ziel hinlenken, und eine übereilte und vorzeitige Explosion verhindern.

Wenn Ew. Hoheit jetzt Tyrol zu den Waffen rufen, sagte Graf Wallmoden, so wird die Begeisterung über diese kühne That auch die Unentschlossenen und Lauen anfeuern und zu thatvollen Entschlüssen kräftigen. Gleichwie der kühne Abfall des Generals York ganz Norddeutschland begeisterte, so wird der Waffenruf des Erzherzogs Johann ganz Süddeutschland entflammen und zu großen Entschlüssen ermuthigen.

Ich bin beauftragt von der britischen Regierung, Eurer Hoheit, sobald Sie diesen entscheidenden Entschluß gefaßt, die vollste Zustimmung zu überbringen, sagte King. Die britische Regierung ermächtigt mich, bedeutende Geldmittel und einen großen Waffenvorrath der schon an den Grenzen der Schweiz deponirt ist, zur Verfügung Eurer Hoheit zu stellen. Auch soll, sobald Ew. Hoheit in Tyrol angelangt, und die Revolution dort zum Ausbruch gekommen ist, sogleich Sir Robert Wilson als Gesandter bei Eurer Hoheit, als einem selbstständigen Fürsten accreditirt werden.*)

Auch Rußland hat für den Fall, daß Ew. Hoheit endlich den Entschluß fassen, das unglückliche Tyrol zu erretten, seinen Beistand zugesagt, rief Roschmann feurig. Der Herzog von Accerenza versichert,

*) Historisch. Siehe: Lebensbilder II. 441.

daß Kaiser Alexander es angelegentlich wünscht, Ew. Hoheit an der Spitze von Tyrol zu sehen, und daß es nur nöthig wäre, daß Ew. Hoheit sich persönlich mit einigen Worten an den Kaiser wenden, um sofort seine thätigste Beihülfe und Fürsprache für Ew. Hoheit Unternehmen zu gewinnen. Der Herzog von Accerenza verläßt heute noch Wien, um sich unmittelbar zum Kaiser Alexander zu begeben, und er wird glücklich sein, ein Schreiben von Ew. Hoheit an den Kaiser mitnehmen zu können.

Auch ich begebe mich morgen früh auf die Reise nach dem Hauptquartier des Kaisers Alexander, sagte King. Ich habe wichtige Depeschen meiner Regierung an den Kaiser Alexander zu überbringen, und habe Befehl, sie in des Kaisers eigene Hände niederzulegen. Zudem habe ich, da Ew. Hoheit jetzt entschlossen sind, nach Tyrol zu gehen, hier nichts zu thun, und es ist nur noch nöthig, Ew. Hoheit die Geldanweisungen zu übergeben, und wegen des Waffentransports Alles zu verabreden. Ich bitte Ew. Hoheit, daß Sie mir Ihr Schreiben an den Kaiser Alexander anvertrauen, und ich zweifle nicht, daß der Kaiser bereitwillig den Aufstand Tyrols unter der Fahne Eurer Hoheit unterstützen werde.

Wohl, Mister King, Sie sollen mein Schreiben haben, sagte der Erzherzog freudig. Nichts darf versäumt werden, um Tyrol den Schutz und den Beistand aller Mächte zu sichern.

Aber haben Ew. Hoheit denn schon den Beistand Oesterreichs? fragte Hormayr. Sind Sie gewiß, daß der Kaiser Franz einwilligen wird, daß Ew. Hoheit nach Tyrol gehen, und sich selbst mit Ihrer geheiligten Person an die Spitze des Aufruhrs stellen?

Ich bin gewiß, daß der Kaiser Franz mir nimmermehr seine Einwilligung geben würde, und darum ist es besser, ihn nicht zu fragen. Er weiß, daß Tyrol in Gährung, daß es bereit ist, sich zu erheben, er hat unter der Hand der neuen Revolution seinen Schutz und Beistand zugesagt, und so wird er auch, sobald die Revolution ein fait accompli, und wir gesiegt haben, es billigen, daß ich mich an die Spitze der Revolution gestellt habe, und im Namen Oesterreichs ihr Anführer gewesen bin.

Nein, Hoheit, er wird es nimmer billigen, rief Hormayr glühend. Der Kaiser kann es billigen, daß Tyrol sich erhebt, um sich die Freiheit zu erkämpfen, aber nimmer wird er es zugeben, daß ein Erzherzog von Oesterreich, daß sein Bruder selber Theil nehme an der Revolution des Volks. Deshalb, bei der heißen Liebe, die ich für Ew. Hoheit hege, beschwöre ich Sie: gehen Sie nicht nach Tyrol! Gönnen Sie den Tyrolern Ihren Beistand, Ihre Verwendung bei den andern Mächten, aber lassen Sie uns, den Herrn von Roschmann und mich die Organe sein, durch welche Sie mit den Tyrolern verkehren. Senden Sie uns Beide nach Tyrol, geben Sie uns Ihre Verhaltungsbefehle mit. Wir werden denselben genau folgen, wir werden nur Ihre Pläne ausführen, wir werden in Ihrem Geist handeln, aber niemals darf der Name eines kaiserlichen Prinzen an die Spitze einer Revolution gestellt werden, selbst wenn diese Revolution vor Gott und den Menschen eine gerechte und heilige ist. Nie würde Kaiser Franz es verzeihen, wenn sein Bruder ohne seinen Befehl sich an die Spitze einer Volksbewegung gestellt, sich zum Rebellen gemacht hätte!

Mag es sein, mag er es mir nimmer verzeihen, mag er mich einen Rebellen nennen, rief Johann glühend. Ich wage es darauf! Jetzt nur keine Bedenken mehr! Ich bin entschlossen zu handeln! Ich habe zwei Mal Tyrol meinen Schwur verpfändet, ihm meinen Namen und meinen Arm zu seiner Befreiung zu leihen, und ich werde es ihm jetzt durch die völligste Aufopferung meiner Person beweisen, daß jene Worte keine Trugworte gewesen, und daß ich meinen Schwur erfüllen will, wenn auch ich selber dabei zu Grunde gehen müßte. Die Würfel sind gefallen, mein Loos ist entschieden. Tyrol ist im Begriff aufzustehen, und mahnt mich an meinen Schwur! Ich werde ihn erfüllen, ich werde mich unverweilt an die Spitze von Tyrol stellen, ich werde mit ihm kämpfen, mit ihm siegen, oder mit ihm untergehen. Sagen Sie das dem Kaiser Alexander, Herr King, ich werde es bestätigen in einem eigenhändigen Schreiben, das ich Ihnen an den Kaiser mitgeben werde. Eilen Sie nach Illyrien, Nugent, und sagen Sie dem Bischof Verhovacz und den Verschwornen, daß die Stunde der Entscheidung gekommen ist. Und Ihr, meine Freunde, Eisenstecken und Wintersteller, verlaßt sogleich Wien, und kehrt zurück nach Tyrol.

Sagt den Tyrolern, sie sollen ihre Stutzen laden, ihre Waffen schärfen und sich bereit halten, sagt ihnen, daß ihr Hannes kommen wird, daß er mit ihnen, und für sie kämpfen will um ihre Freiheit, daß er sie erlösen will von allem Joch und aller Bedrückung! Eilt und sagt den Tyrolern, daß ich in acht Tagen bei ihnen sein werde. Und nun, Hormayr, sehen Sie mich nicht so traurig und ängstlich an. Denken Sie daran, was ich gelitten habe seit jenem furchtbaren Jahr 1809, das mich zum Meineidigen und Verräther gemacht hat an Denen, die mir vertrauten, an den treuen Tyrolern, die freudig ihr Blut und Leben wagten, weil sie auf meinen Beistand, meine Hülfe glaubten zählen zu dürfen. Ich hatte ihnen Beistand und Hülfe zugeschworen, und man zwang mich, meinen Schwur zu brechen. Aber denken Sie daran, Freund, welcher Gram seitdem mein Herz genagt hat, denken Sie, daß mein Treubruch, und all' der daraus hervorgehende Jammer mich Nacht und Tag verfolgt hat gleich einem Gespenst; wie oft, — ich schäme mich nicht, es zu bekennen, — wie oft Sie mich darüber in Thränen gefunden haben! Denn ich hatte für Tyrol nichts mehr, als meinen Gram und meine Thränen. Heute aber habe ich ihm mehr zu bieten, heute gebe ich ihm meinen Namen, meinen Arm und mein Haupt hin! Möge es zum Glück und Heil Tyrols sein, dann gilt es gleich, ob ich selber dabei zu Grunde gehe! Eilt, meine Freunde, eilt nach Tyrol! In acht Tagen spätestens werde auch ich dort sein, in acht Tagen erwartet mich. Was nun auch geschehen möge, selbst wenn ganz Oesterreich, selbst wenn Wien dem fränkischen Feinde noch einmal zur Beute fiele, ich werde Tyrol nicht verlassen, ich werde es als eine selbstständige Festung vertheidigen bis zu meinem letzten Blutstropfen.*)

---

*) Erzherzog Johanns eigne Worte. Siehe: Lebensbilder II. 540.

---

# XII.

## Der Verräther.

Eine Viertelstunde später hatten Alle das Haus verlassen, düster und schweigend stand es da in der düstern, schweigenden Straße; jetzt mochten die Späher und Spione des Erzherzogs immerhin erwachen, und seinem Thun nachspüren. Der Erzherzog war unbemerkt, wie er gegangen, in sein Hôtel zurückgekehrt, und hatte sich leise in seine Gemächer begeben.

Der Erzherzog Johann lag schon wieder in seinem Bett, wer konnte ihn also verrathen, wer konnte behaupten, daß er in dieser Nacht sein Haus verlassen, und mit seinen Vertrauten eine Revolution verabredet habe? —

Wer konnte ihn verrathen? Der, welcher eben, wie vom Sturmwind getrieben, durch die einsamen Straßen dahin flog, der, welcher jetzt dort, vor dem Palais des Grafen Metternich stille stehend, nach Athem rang, und dann leise zu dreien Malen an das Fenster des Portiers klopfte?

Nun öffnete sich das Fenster, und der Portier schaute grämlich hervor, und fragte nach dem Begehr des nächtlichen Ruhestörers.

Ich bin's, sagte der Verräther leise, Se. Excellenz haben befohlen, daß Ihr mich zu jeder Zeit, ob ich bei Tag oder bei Nacht komme, zu ihm einlassen sollt. Laßt mich also ein, ich muß ihn sprechen!

Wer konnte den Erzherzog Johann verrathen? Derjenige, der jetzt durch die geöffnete kleine Seitenthür in das Palais hineinschlüpfte, und über die schweigenden, von düstern Lampen nur erhellten Treppen und Corridore dahin eilte in das kleine Gemach des Kammerdieners, der schlafend in seinem Bette lag.

Aber der Verräther weckte ihn. Eilt, meldet mich sogleich Sr. Excellenz, dem Herrn Grafen. Sagt, ich habe ihm Wichtiges zu sagen.

Aber Se. Excellenz sind erst vor einer Stunde, erst um zwei Uhr aus der Soirée bei der Fürstin Bagration zurückgekehrt, Se. Ex=

cellenz haben Komödie gespielt, und in zwei französischen Lustspielen die Hauptrolle dargestellt. Se. Excellenz befahlen daher, ihn erst um neun Uhr zu wecken.

Gleichviel, ich muß Se. Excellenz sprechen, es ist dringend. Ihr müßt ihn wecken, Freund, und seid gewiß, Se. Excellenz wird Euch deshalb nicht zürnen. Schnell, steht auf, kleidet Euch an, und geht.

Zehn Minuten später trat der Verräther in das Schlafgemach des Grafen ein, der in seinem Bett sitzend, den türkischen Schlafrock über die Schultern geworfen, ihn erwartete.

Wenn das, was Sie mir zu sagen haben, nicht von der äußersten Wichtigkeit ist, sagte Metternich leicht grüßend, so werde ich es Ihnen nie verzeihen, mich im Schlaf gestört zu haben, Herr von Roschmann.

Es ist aber von der äußersten Wichtigkeit, und Ew. Excellenz werden mir daher verzeihen, betheuerte Roschmann, indem seine Augen zu dem Kammerdiener hinüber schweiften, der an der Thür stand, und die Befehle seines Herrn erwartete.

Gehen Sie, Herbert, legen Sie sich immerhin wieder in Ihr Bett, befahl Metternich, Herr von Roschmann kennt den Weg, und wird sich ohne Sie aus dem Palais hinaus finden.

Der Kammerdiener zog sich zurück und drückte die Thür hinter sich in's Schloß.

Jetzt eilte Roschmann durch das Gemach bis dicht an das Bett Metternich's hin.

Wir sind nah' am Ziel, Excellenz, sagte er hastig. Der Erzherzog ist entschlossen nach Tyrol zu gehen. Wir haben in dieser Nacht eine wichtige Conferenz gehabt, und der Erzherzog hat den beiden anwesenden Tyrolern gesagt, sie sollen heimkehren und verkünden, daß er in acht Tagen in Tyrol sein würde, um sich an die Spitze des Aufruhrs zu stellen.

Hat er den Tyrolern nichts Schriftliches gegeben? fragte Metternich achselzuckend.

Nein, Excellenz. Herr von Hormayr verhinderte ihn daran, er ist argwöhnisch und will durchaus nicht, daß der Erzherzog sich compromittire.

Herr von Hormayr ist ein gefährlicher Agitator, denn er ist fanatisch und dabei vorsichtig, sagte Metternich gedankenvoll. Wir müssen ihn bald unschädlich machen. Das ist Alles, was Sie mir zu sagen haben?

Nein, Excellenz, ich habe Wichtigeres Euch zu melden. Morgen früh verläßt der britische Unterhändler, Mr. King, Wien, um sich zum Kaiser Alexander nach Breslau zu begeben. Er überbringt wichtige Depeschen der britischen Regierung an den Kaiser, und außerdem hat ihm der Erzherzog ein eigenhändiges Schreiben an den Kaiser mitgegeben, in welchem er Alexander bittet, den Tyrolern seinen Schutz und Beistand zu verleihen.

Das ist schon Etwas, sagte Metternich lebhaft. Wir müssen die Depeschen sowohl, wie den Brief des Erzherzogs haben.

Er wird sie mit seinem Leben vertheidigen, Excellenz, und es würde Aergerniß geben, wenn es bekannt würde, daß die österreichische Regierung einen britischen Unterthan mit Gewalt seiner Papiere beraubt hätte.

Wir werden demzufolge dies Aergerniß vermeiden, entgegnete Metternich ruhig. Ich war schon auf diesen Fall vorbereitet, und habe meine Maßregeln getroffen. Kennen Sie die Reiseroute, welche Mr. King nehmen wird.

Er geht in directer Tour, ohne alle Nebenwege, mit Extrapost in der Verkleidung eines österreichischen Officiers bis an die österreichische Grenze. Ich selber habe ihm den Paß gegeben, eines von den Blankets, die Ew. Excellenz mir anvertraut. Auf der Grenze, in Prerau, wechselt er die Kleider und reist als Landmann weiter.

Er wird aber nicht in Breslau anlangen, denn Räuber werden ihn noch auf österreichischem Gebiet überfallen, und ihn seiner Papiere berauben, sagte Metternich ruhig. Wann sagten Sie, daß Herr King abreist?

Um sechs Uhr heute früh!

Meine Räuber werden eine Stunde vor ihm abreisen, und da sie auch mit Courierpferden reisen, so werden sie eine Stunde vor ihm im Walde bei Prerau sein! Es giebt da eine hübsche einsame Stelle,

und da werden sie ihn überfallen. Der Postillon wird schon so gut sein und mit dem Wagen gegen einen Baum fahren, daß der Wagen umschlägt*).

Ew. Excellenz sind doch der größte und feinste Staatsmann, rief Roschmann begeistert. Das Höchste, wie das Kleinste behalten Sie im Auge, und nichts kann Sie überraschen und in Verlegenheit setzen, weil Sie auf Alles vorbereitet sind.

Doch würde es mich jetzt in Verlegenheit setzen, wenn Sie mir keine authentischen Beweisstücke gegen den Erzherzog brächten. Er hat gesagt, daß er in acht Tagen in Tyrol sein wird. Er darf aber nicht dahin abreisen, denn der Aufstand Tyrols darf jetzt nimmermehr zum Ausbruch kommen, und doch, wie soll ich die Abreise des Erzherzogs verhindern, wenn ich dem Kaiser keine Beweisstücke vorzulegen habe? Worte genügen nicht! Worte verfliegen im Winde, und geben kein Zeugniß für die, welche sie nicht gehört! Sie müssen mir etwas Schriftliches anschaffen, was unwiderleglich die Absicht des Erzherzogs kund thut, sich an die Spitze der Revolution in Tyrol zu stellen. Sie müssen ihn vermögen, einen Aufruf an die Tyroler zu erlassen.

Er soll diesen Aufruf schreiben, ich werde mit Bitten und Vorstellungen so lange in ihn dringen, bis er ihn schreibt.

Und dann seine übrigen Papiere. Es ist nothwendig, daß der Kaiser eine Einsicht habe in die ganzen weit verzweigten Verbindungen des Erzherzogs Sie versprachen mir die wichtigen Papiere des Erzherzogs zu verschaffen.

Und ich werde sie in einigen Tagen Ew. Excellenz übergeben. Ich kenne die Person, welcher der Erzherzog seine wichtigsten Papiere übergeben. Ich selber habe ihm diese Vorsicht angerathen. Es kommt nur noch darauf an, zu ermitteln, wo diese Person, welche dem Erz-

---

*) Es geschah so wie Graf Metternich gesagt. Der Polizeicommissarius Schmidthammer, und der nachmalige Kreishauptmann Czikann, überfielen verkleidet und mit geschwärzten Gesichtern als Räuber den britischen Courier im Walde bei Prerau, und beraubten ihn seiner Depeschen und seines Passes, so daß King nach Wien zurückkehren mußte. Siehe: Lebensbilder II. 441.

herzog sehr ergeben ist, die Papiere verborgen hält. Das werde ich heute noch ermitteln.

Gut, thun Sie das! Verschaffen Sie mir den Aufruf und die Papiere des Erzherzogs, und Titel und Orden und goldener Lohn sind Ihnen sicher. Jetzt aber, ich bitte, jetzt gehen Sie. Um fünf Uhr muß ich meine Räuber beordern, ich habe also kaum noch zwei Stunden zum Schlafen, und ich bin müde. Gute Nacht, mein lieber Herr von Roschmann!

---

## XIII.

## Vater und Tochter.

Camilla, sagte Roschmann, in das Kabinet seiner Tochter eintretend, Camilla, ich komme zu Dir in sehr ernster und wichtiger Angelegenheit, und ich muß von Dir Offenheit und volles unbedingtes Vertrauen erwarten.

Du darfst das, mein Vater, und Deine Erwartung soll Dich nicht getäuscht haben, erwiderte Camilla, indem sie ihrem Vater mit freundlichem Lächeln entgegen schritt und ihm ihre beiden Hände darreichte. Ja, mein theurer, geliebter Vater, ich bin glücklich es sagen zu können: ich hege zu Dir offenes unbedingtes Vertrauen. Die düstere Wolke, welche zwischen uns stand, ist verschwunden seit ich bei Dir bin, seit ich besser als Andere Dich erkennen und schätzen kann. Man hatte mich über Dich getäuscht, und Deine Feinde hatten in Tyrol Mißtrauen gegen Dich erweckt. Mit diesem Mißtrauen kam ich zu Dir her, und jetzt danke ich Gott aus der Tiefe meiner Seele, daß dies Mißtrauen unbegründet war. Nein, Du bist kein treuloser Tyroler, kein Verräther an der heiligen Sache des Vaterlandes. Du bist sein treuer Sohn, Du bist bereit, Dein Blut und Leben für die Vertheidigung Tyrols zu wagen, die Gefahren erschrecken Dich nicht, die Hindernisse und Schwierigkeiten entmuthigen Dich nicht. Oh, wie mich

das glücklich macht, mein geliebter Vater, Dich so zu sehen und zu beobachten in Deiner schönen, kühnen Wirksamkeit, wie stolz bin ich jetzt darauf, mich Deine Tochter zu nennen! Du bist ja, nächst dem Erzherzog Johann, die Seele und der Mittelpunkt dieses großen heiligen Bundes, der unserm Vaterlande seine Freiheit wieder erkämpfen will, Du bist der Odysseus, der mit Rath und That, mit List und Kühnheit zu kämpfen versteht. Ich liebe Dich, ich bin stolz auf Dich, mein Vater. Mein Herz drängt mich Dir dies zu sagen, Dich um Verzeihung zu bitten für mein Mißtrauen, meine frühere Entfremdung. Verzeih mir, mein theurer, lieber Vater, verzeih mir um der Liebe willen, die ich jetzt zu Dir hege.

Ich verzeih' Dir gern, Camilla, sagte Roschmann, seine Tochter mit dem Anschein tiefster Rührung in seine Arme drückend. Ich bin es gewohnt, mißkannt zu werden, und für mein bestes Wollen und Thun nur Undank zum Lohn zu erhalten. Aber es thut wohl, erkannt und verstanden zu werden von Denen, welche man liebt, und wenn auch das Mißtrauen mich nicht mehr schmerzt, so erfreut und beglückt mich doch das Vertrauen, Dein Vertrauen vor allen Dingen, Du geliebte Tochter jenes Engels, der soviel um mich geweint hat, und gegen den ich so viel Schuld auf meine Seele geladen, daß mein ganzes Leben eine Buße sein muß! Sie, Deine Mutter, sie allein hat das Recht, mich einen Verbrecher, einen Meineidigen zu nennen, gegen sie allein habe ich gesündigt, und dennoch hat sie mir verziehen, dennoch hat sie mich geliebt. Oh, ihre Thränen und ihre Liebe brennen auf meinem Haupt wie feurige Kohlen, und besser als durch ihren Fluch hat sie sich gerächt durch den Segen, den ihre sterbenden Lippen über mich gesprochen.

Sie hat mir befohlen, Dich zu lieben und zu ehren, Dir gehorsam zu sein in allen Dingen, nimmer mich von Dir zu trennen, sagte Camilla schwärmerisch. Ich habe geschworen, ihrem Befehl zu folgen, und treu und gehorsam meinem Vater zu leben und zu sterben. Oh, meine geliebte Mutter, Du ahntest nicht, wie leicht es mir werden würde, diesem Befehl zu genügen, wie sehr ich meinen Vater einst lieben würde, und wie würdig er dieser Liebe ist. Wenn es Dir vergönnt ist, von dort oben zu uns hernieder zu schauen, so

segne uns, meine Mutter, segne uns mit dem Geist der Liebe, der Dein eigen Leben und Sterben war, und freue Dich, daß wir Beide uns gefunden, um uns nimmer wieder zu verlassen!

Nein, nimmer wollen wir uns wieder verlassen, rief Roschmann freudig. Was auch die Zukunft Schweres und Gefährliches bringen mag, zusammen wollen wir es ertragen, zusammen entweder siegen oder sterben und verderben. Du wirst mich nach Tyrol begleiten, meine Tochter. Siegen wir, so wird Tyrol mir lohnen für meine Liebe und Aufopferung, wird es besiegt, so werden meine Thaten als die eines Hochverräthers und Rebellen gestraft werden. Ich bin auf Alles gefaßt, und kein Zagen ist in mir. Aber für Andere zage ich, für Andere möchte ich vorsichtig sein, und das ist es, was mich heute zu Dir führt, meine Tochter. Der Erzherzog Johann hat Dir seine wichtigen Papiere anvertraut, und Du hast geschworen, sie ihm aufzubewahren, sie Niemanden, als ihm selbst, zu übergeben.

Du weißt das, mein Vater? fragte sie erstaunt.

Ich weiß es, der Erzherzog selber hat es mir gesagt. Er vertraut vollkommen auf Dich. Aber ich, Camilla, ich bin in Angst und Sorgen, ob Du auch in der That im Stande sein wirst, diese gefährlichen Papiere treu zu bewahren, und Deinen Schwur zu erfüllen. Bedenke, mein Kind, daß wir dies Haus, daß wir Wien bald verlassen, um nach Tyrol zu gehen. Wirst Du diese Papiere mit Dir nehmen können, werden sie bei Dir sicher sein? Könnte es nicht sein, daß Du selber in Gefangenschaft geriethest, daß man Dich dieser Papiere beraubte, und Du dadurch die Geheimnisse des Erzherzogs selber gefährdetest?

Fürchte nichts, mein Vater, sagte Camilla lächelnd. Ich werde die Papiere nicht mit mir nehmen, ich werde die Geheimnisse des Erzherzogs nicht gefährden. Sie bleiben hier zurück, hier in diesem Zimmer, und Niemand wird sie hier entdecken.

Du bist dessen ganz gewiß? Nimm an, Camilla, unsere Sache mißglückte, der Aufstand würde niedergeschlagen. Sicherlich wird alsdann der Kaiser Franz uns Alle desavouiren, und um seine Unkenntniß der ganzen Sache zu bethätigen, uns Alle zur Untersuchung und Strafe ziehen. Man wird dann Häscher in diese Wohnung hier sen-

den, um sich meiner Papiere zu bemächtigen. Werden diese Häscher, wenn sie hier Alles durchspähen, Dein Versteck nicht entdecken, die Papiere des Erzherzogs nicht auffinden?

Nein, entgegnete Camilla, nein, sie werden es nicht entdecken, sie werden die Papiere nicht auffinden. Nur ein Verräther könnte sie darauf leiten, und dies ist unmöglich, denn Niemand außer mir kennt den Ort, wo ich sie verborgen habe. Ein Zufall ließ mich selber diesen Versteck auffinden, den vielleicht einst vor vielen Jahren ein Geizhals, der um seine Schätze bangte, sich hat einrichten lassen. Vor vielen Jahren, sage ich, denn seit langer Zeit ist er nicht gebraucht, die Maschinerie knarrte auf ihren verrosteten Angeln, und Alles war mit Staub und Spinneweben bedeckt. Jetzt habe ich Alles wieder hergerichtet, und die Papiere sind da so sicher geborgen, daß Niemand sie vermuthen kann.

Nun, wenn das ist, bin ich zufrieden, und mein Herz ist von einer drückenden Last befreit. Aber sag', Camilla, wirst Du Deinem Vater verweigern, was Du dem Erzherzog Johann bewilligt hast? Ist in Deinem Versteck nicht auch Raum für meine Papiere und Documente, und für die wenigen Kostbarkeiten, die mir von unserm früheren Reichthum geblieben sind?

Es ist Raum darin noch für Vieles, sagte Camilla lächelnd, und es versteht sich, daß wir auch Deine Schätze und Geheimnisse sicher darin bergen.

Ich hoffte darauf, und habe deshalb Alles, was ich retten möchte, in einem Kasten zusammengethan, den ich jetzt holen will.

Er nickte seiner Tochter zu und verließ dann eilig das Zimmer, um schon nach wenigen Minuten schwer belastet mit einer eisernen Cassette wieder einzutreten.

Da ist Alles, was ich habe, sagte er keuchend, indem er die Cassette auf den Tisch setzte. Wirst Du Raum haben für diesen Kasten?

Ja, gewiß, ich kann ihn unterbringen. Geh' also, lieber Vater, geh', daß ich Dein Geheimniß sogleich verberge.

Wie? fragte Roschmann befremdet. Sogar vor mir selber willst Du es verbergen? Sogar ich soll den Ort nicht kennen, wo Du meine Papiere verbirgst?

Ich habe geschworen, Niemanden mein Geheimniß mitzutheilen, flüsterte Camilla leise.

Niemanden, auch Deinem Vater nicht? fragte er vorwurfsvoll. Oh Camilla, das ist also das Vertrauen, die Liebe zu Deinem Vater? Du mißtrauest mir noch immer? Du hältst mich für fähig, daß ich meinen theuersten Freund, meinen Wohlthäter verrathe? Du mißtrauest Deinem Vater, Camilla?

Nein, rief sie gerührt, außer sich gebracht von dem schmerzlichen Beben seiner Stimme, von dem traurigen Ausdruck seiner Miene, nein, ich mißtraue Dir nicht, mein Vater, ich liebe Dich, ich vertraue Dir, und ich will Dir einen Beweis davon geben. Komm, mein Vater, nimm die Cassette, Du selbst sollst sie in den Versteck tragen.

Sie flog durch das Zimmer, nach der Vertiefung des einen Fensters hin, und blieb dann stehen neben dem breiten Spiegelpfeiler, zwischen den beiden Fenstern, an dem ein kostbarer venetianischer Spiegel, fast die ganze Breite des Pfeilers einnehmend, sich befand. Ihr Vater folgte ihr mit seiner eisernen Cassette im Arm und stand jetzt dicht neben ihr.

Nun gieb Acht, sagte sie lächelnd, und wenn vielleicht der Zufall es fügen sollte, daß in den Kriegs- und Aufruhrtagen in Tyrol irgend eine Kugel mich treffen und mir den Tod geben sollte, so ist dies Geheimniß mein Vermächtniß, das Du dem Erzherzog Johann mittheilen sollst. Gieb Acht, mein Vater, und schau hierher!

Sie schob ihren schmalen weißen Finger hinter den Spiegel und legte ihn jetzt auf einen der kleinen goldenen Sterne, die hier wie ringsum an den Wänden zur Befestigung der dunkelrothen Seidentapete angebracht waren. Nun drückte sie tief und lange auf diesen Stern. Ein leises Knarren und Schnurren ward hörbar, dann wie von unsichtbaren Händen emporgehoben, stieg aus dem Täfelwerk des parquettirten Fußbodens eins der eingelegten Vierecke empor und blieb dann einer aufgerichteten Fallthüre gleich, stehen. Unter demselben befand sich indeß eine weiße Holzfläche, fest und fugenlos, als wäre sie nur die Fortsetzung eines Fußbodens, der sich unter dem Parquet hinziehe. In der Mitte dieser Holzfläche nur gewahrte man eine kleine messingne Platte, ein wenig über der Fläche emporstehend.

Drücke an der Platte, sagte Camilla lächelnd.

Roschmann that es, und sofort hob sich die Holzfläche empor, und unter derselben ward ein großer viereckiger Raum sichtbar, in welchem ein großer eiserner Kasten stand. Roschmann bückte sich nieder, um den Deckel empor zu heben, aber sein Bemühen blieb fruchtlos.

Der Kasten ist verschlossen, sagte er.

Ja, lächelte Camilla, aber der Schlüssel stak im Schlosse, als ich den Versteck entdeckte. Ich habe viele Stunden arbeiten und mich bemühen müssen, ehe es mir gelang, den Kasten zu öffnen, denn es ist ein gar künstliches Schloß, aber jetzt kenne ich sein Geheimniß. Den Schlüssel trage ich seitdem immer bei mir, und nur mit meinem Leben werde ich mich von ihm trennen.

Sie kniete neben ihrem Vater am Rand der Oeffnung nieder, und aus ihrem Busen einen kleinen seltsam gewundenen Schlüssel ziehend, der an einer goldenen Kette ihr um den Hals hing, steckte sie denselben in das Schloß des Kastens, und drehte ihn einige Male hin und her. Nun flog der Deckel auf, und ein großer Raum ward sichtbar, in welchem sich indessen Nichts befand, als ein ziemlich großes verschlossenes Portefeuille.

Das sind die Papiere des Erzherzogs, sagte Camilla, auf dies Portefeuille, hindeutend, stelle nun Deine Cassette daneben, und laß uns eilig das Geheimniß wieder verhüllen. Ich möchte selbst die Wände nichts davon sehen lassen, denn es könnte sein, daß sie nicht blos Ohren, sondern auch Augen haben.

Das sind die Papiere des Erzherzogs, rief Roschmann mit lautem, triumphirendem Ton, und mit beiden Händen packte er das Portefeuille und hob es empor. Aber sofort legten sich Camilla's Hände auf seine Arme, und hielten ihn zurück.

Was willst Du mit dem Portefeuille? fragte sie bleich und mit bebenden Lippen.

Was ich damit will? erwiederte er mit einem höhnischen Lachen. Ich will Dich der Mühe überheben, es aufzubewahren, ich weiß einen Versteck, der noch sicherer ist, als dieser hier. Laß meine Hände los, Camilla, oder ich gebrauche Gewalt.

Aber sie klammerte sich nur fester an seine beiden Arme an, er versuchte vergeblich sich von ihr frei zu machen, sie zurückzustoßen. Er sprang, das Portefeuille mit beiden Händen haltend, empor, aber sie, fast an seine Arme gekettet, hob sich mit ihm aufwärts, und hielt ihn immer noch gepackt, indem sie ihn anstarrte mit großen flammenden Augen, mit todesbleichem, entsetztem Angesicht, als sähe sie da vor sich ein Gespenst, vor dem all' ihr Blut zu Eis erstarrt sei. —

Was willst Du mit dem Portefeuille? fragte sie noch einmal mit heiserer flüsternder Stimme.

Er lachte wieder. Ich will es gebrauchen, wozu es gut ist, sagte er. Sei vernünftig, Camilla, gieb meine Arme frei, ich warne Dich zum letzten Mal, gieb meine Arme frei, oder ich gebrauche Gewalt.

Thue es, sagte sie energnisch, tödte mich, aber so lange ich lebe, sollst Du diese Papiere nicht bekommen, denn ich habe geschworen, sie treu zu bewahren.

Weiberschwur! rief er höhnend. Ein Thor, der auf Weiberschwur baut. Du willst es nicht anders! Nun so habe Deinen Willen!

Und mit aller Kraft seiner mächtigen Arme schleuderte er sie zurück, und sprang dann von ihr fort. Sie taumelte rückwärts, und fiel mit einem dumpfen Schrei zur Erde nieder. Ihr Kopf schlug hart und schwer auf die scharfe Ecke eines Stuhls und ihre Stirn ward verletzt, daß sofort das Blut aus der Wunde hervorquoll.

Du hast es nicht anders gewollt, sagte Roschmann düster. Ich mußte die Papiere haben und jetzt ist es gut.

Er nickte ihr zu, und wandte sich nach der Thür hin. Aber Camilla flog empor, zornig, wie eine Löwin sprang sie durch das Zimmer, und stellte sich mit ausgebreiteten Armen vor die Thür hin.

Wage es mich zu berühren, und ich schreie um Hülfe, rief sie drohend.

Thue das, sagte er gelassen, und wenn die Menschen herbei kommen, so ersuche ich sie, einen Polizei-Commissarius zu holen, und dem übergebe ich dann diese Papiere, damit er sie zu dem Grafen Metternich trage.

Camilla stieß einen lauten Schmerzensschrei aus, daß selbst Roschmann's Herz bewegt ward, und seine Wange erbleichte.

Sei vernünftig, Camilla, sagte er fast bittend, laß uns hier keine romantischen Scenen spielen, sondern füge Dich der Nothwendigkeit. Es war für mich durchaus nothwendig diese Papiere zu haben, da ich aber wußte, daß Du sie mir nicht freiwillig geben würdest, so mußte ich wohl zu einer kleinen List meine Zuflucht nehmen, und mir den Anschein geben, als wolle ich selber von diesem schönen Versteck profitiren.

Du willst ihn also verrathen? fragte sie tonlos. Willst seine Papiere den Grafen Metternich geben?

Nein, ich will sie dem Kaiser geben, sagte er ruhig, ich will Tyrol, ich will den Erzherzog retten, indem ich diese Revolution verhindere, von der ich überzeugt bin, daß sie keinen Erfolg haben wird, daß sie Tyrol nicht frei macht, den Erzherzog aber ins Verderben stürzen wird. Ich liebe den Erzherzog und ich will ihn erretten.

Du lügst! schrie sie entsetzt. Ich lese es auf Deiner Stirn, Du willst Johann verrathen, wie Du meine Mutter verrathen hast. Oh, Gott, Gott, es ist also dennoch wahr, mein Vater ist ein Verräther!

Nun ja denn, rief er ingrimmig, ja, er ist ein Verräther! Er hat Deinen herrlichen Liebhaber, den empfindsamen Tugendhelden Johann verrathen, er will seine Papiere dem Kaiser übergeben. Still, winsele nicht, und schreie nicht, Du sollst die Wahrheit wissen! Ja, ich bin ein Verräther, und ich habe die Geheimnisse des Erzherzogs Johannn verkauft an seine Feinde.

Wehe über Dich, daß Du das sagen kannst, wehe über mich, daß ich es hören muß, schrie sie, verzweiflungsvoll die Hände ringend.

Ich habe ihn verkauft, fuhr Roschmann düster fort. Die Noth zwang mich dazu. Du weißt, wie damals in Traiskirchen meine Gläubiger über mich herfielen, wie sie mein Hab' und Gut pfänden, mich selbst in's Schuldgefängniß führen wollten. Grade in meiner höchsten Noth sandte Gott oder der Teufel, gleichviel wer, den Freund, der mich erretten sollte. Hudelist kam, er hörte von meiner Noth, er versprach nicht allein mich zu retten, sondern auch zu einem reichen, angesehenen Manne mich zu machen, wenn ich ein Werkzeug seiner Pläne sein wollte. Ich war in Noth und Verzweiflung, der Versucher lockte mich mit Gold und Ehren, — ich gab mein Wort, ihm

zu dienen, seine Pläne auszuführen, und er erlösete mich dafür aus den Händen meiner Gläubiger, er that mehr, er erlösete mich von der Schande und Schmach. Denn, um Dir die Wahrheit zu gestehen, ich hatte in meiner Verzweiflung falsche Wechsel gemacht, und sie befanden sich in Hudelist's Händen. Wenn er wollte, konnte er mich verderben, aber er zog es vor, großmüthig zu sein. Er gab mir die Wechsel zurück und ich —

Und Du verkauftest ihm dafür Deine Seele? unterbrach ihn Camilla.

Ich ward dafür sein Freund, sein Vertrauter, der Genosse seiner Pläne. Ich theilte seine Politik und machte mich zum Werkzeug derselben. Herr von Hudelist ist eins der Häupter der französischen Partei, folglich bin ich auch französisch gesinnt, und muß Alles in Bewegung setzen, unserer Partei den Sieg zu verschaffen, die antifranzösische Partei zu vernichten. Der Erzherzog gehört zu dieser, und um das dem Kaiser zu beweisen, muß er diese Papiere bekommen. Sei vernünftig Camilla, füge Dich in das Unvermeidliche, entsage den phantastischen Plänen, die Dich mit dem Erzherzog verbinden, theile mit mir mein Leben, und verspreche ich Dir, unsere Zukunft soll glänzend und schön sein.

Sie schüttelte nur verächtlich das Haupt, und noch immer vor der Thür stehend, lehnte sie beide Hände auf die Schultern ihres Vaters, und sah ihn an mit einem Ausdruck angstvollen Flehens.

Gieb mir die Papiere zurück, sagte sie, oh ich beschwöre Dich, gieb sie mir zurück, und Alles, was Du jetzt gesagt hast, soll vergessen sein. Ich will nichts gehört, nichts begriffen haben, nie sollen meine Lippen ein Wort davon verrathen. Gieb mir die Papiere, und ohne Klage und ohne Vorwurf gehe ich noch heute von dannen, kehre heim nach Tyrol zu meinen Freunden, um Theil zu nehmen an dem heiligen Kampf, oder in ein Kloster mich zurück zu ziehen.

Die Papiere bleiben mein! rief er hastig. Ich muß sie haben, um Beweise zu liefern.

So sei Gott Dir und mir gnädig und richte zwischen uns, rief sie, und die Thür hastig öffnend, stürzte sie in rasender Eile hinaus, flog sie wie ein Pfeil über den Corridor und die Treppe dahin.

Aber eben so rasch war ihr Vater hinter ihr her. Jetzt, auf

der untersten Stufe der Treppe erfaßte er sie, packte er ihren Arm und zwang sie zu stehen.

Laß mich los, schrie sie, bemüht, sich ihm zu entwinden.

Wohin willst Du gehen? Was willst Du thun?

Laß mich los, wiederholte sie, mit ihm ringend. Ich muß zu ihm, ich muß ihn warnen, ihn retten.

Roschmann stieß einen Schrei aus, und ehe sie es hindern konnte, sie mit seinen beiden kräftigen Armen umfassend, hob er sie empor, trug sie die Treppe hinauf und zurück in ihr Zimmer. Dann ließ er sie los, und schloß die Thür hinter ihr ab.

Nun trat er dicht zu Camilla hin, die bleich, einer Ohnmacht nahe, auf einem Sessel niedergesunken war.

Du willst zu ihm hin, zum Erzherzog Johann? fragte er langsam. Du willst ihn warnen? Das heißt, Du willst die Mörderin Deines Vaters werden?

Sie schreckte zusammen, und schaute mit entsetzten Blicken zu ihm empor.

Ja, die Mörderin Deines Vaters, wiederholte er. Ein Wort, eine Warnung von Dir, und es ist um mein Leben geschehen. Wir haben geschworen, daß derjenige, welcher die Geheimnisse unsers Bundes verrieth, welcher auch nur ein Wort derselben Andern mittheilte, des Todes sterben sollte, daß kein Erbarmen geübt werden dürfte, daß Jeder verpflichtet sei, um der Sache willen, der wir dienen, den Verräther zu tödten. Gehe also hin, warne den Erzherzog Johann, sage ihm, daß Dein Vater ein faux frère, in dem Bunde, ein Verräther ist, und Hormayr wird noch diese Nacht Hände finden, welche mich ermorden, sei's auf der Straße, oder in meinem Bett!

Entsetzlich! schrie Camilla verzweiflungsvoll. Ach Gott, Gott, habe Erbarmen mit mir! Sende mir den Tod, daß er mich befreie von dieser Qual! Habe Erbarmen und erleuchte mein Herz, daß es erkennen mag, was ich thun soll.

Was Du thun sollst? rief ihr Vater. Schweigen sollst Du und Dich unterwerfen. Eingedenk sollst Du sein Dessen, was Dir Deine sterbende Mutter befohlen hat. Gehorchen sollst Du dem Befehl Deiner Mutter, damit Du ihres Segens theilhaftig werdest. Erinnere

Dich, daß Du mit heiligem Schwur gelobt hast, diesem letzten Befehl Deiner Mutter zu gehorchen, so lange Du lebst. Thue jetzt Deine Pflicht, und erfülle Deinen Schwur!

Ach meine Mutter, meine Mutter, rette mich, nimm mich zu Dir! rief Camilla, ihr bleiches Antlitz nach dem Bilde ihrer Mutter hinwendend, und die Arme zu ihm emporstreckend.

Wie lautete der Befehl Deiner Mutter? fragte Roschmann streng. Wiederhole mir ihr Wort. Im Namen Deiner Mutter fordere ich es von Dir.

Camilla faltete ihre Hände und schaute zu dem Bilde empor. „Ich befehle Dir, sagte sie mit zitternder Stimme, ich befehle Dir Deinen Vater zu lieben, ihm anzuhängen, ihm treu zu sein, ihm zu dienen und ihm gehorsam zu sein in allen Dingen. Nur wenn Du dies thust, wird der Segen Deiner Mutter mit Dir sein."

Hast Du geschworen, diesen Befehl Deiner Mutter zu erfüllen?

Ja, hauchte sie leise, ich habe es geschworen!

Nun also, erfülle Deinen Schwur! Liebe mich, sei mir treu und gehorsam in allen Dingen, damit der Segen Deiner Mutter mit Dir sei. Aber wenn Du es nicht willst, wenn Du den Fluch der Heiligen, die in dieser Stunde bei uns ist, auf Dein Haupt herabrufen willst, nun wohl, so gehe hin, warne den Erzherzog, verrathe mich, und über Dein Haupt komme das Blut Deines Vaters, und der Fluch Deiner Mutter!

Nein, nein, ich gehorche! rief Camilla. Ich gehorche dem Befehl meiner Mutter.

Du willst also schweigen? Willst mich dem Erzherzog nicht ververrathen?

Nein, ich will schweigen.

Schwöre es mir bei dem Andenken an Deine Mutter. Erhebe Deine Augen zu ihrem Bilde, sei eingedenk des Befehls der Sterbenden, erhebe Deine Hand zum Schwur und sprich die Worte nach, die ich Dir sagen will.

Und Camilla that wie er geboten, ihre glühenden weitgeöffneten Augen waren starr auf das Bild ihrer Mutter gerichtet, sie hob die Rechte wie zum Schwur, und sagte tonlos: sprich!

Roschmann sagte langsam und feierlich: „Ich schwöre bei Allem, was mir heilig ist, bei dem Geist meiner Mutter, daß ich meinen Vater mit keiner Sylbe, keiner Andeutung verrathen will, daß mir sein Geheimniß heilig sein soll, und ich, so lange ich lebe, zu keinem Menschen darüber sprechen will. Ich schwöre, daß ich meinem Vater gehorsam sein will, daß ich ihn niemals anklagen und verrathen will, so wahr ich hoffe selig, und des Segens meiner Mutter theilhaftig zu werden. Ich schwöre beim Geist meiner Mutter, daß demzufolge niemals der Erzherzog erfahren soll, daß mein Vater seine Papiere an sich genommen. Ich schwöre, daß ich lieber sterben, als meinen Vater verrathen will!"

Und langsam und feierlich, mit erhobener Hand, die Augen unverwandt auf das Bild ihrer Mutter gerichtet, wiederholte Camilla die Worte ihres Vaters.

Dann, als er schwieg, ließ sie langsam ihre Hand sinken, ihre Augen glitten nieder vor dem Bilde, das wie in Thränen zu lächeln schien, und hefteten sich mit einem wunderbaren, seltsamen Ausdruck auf ihren Vater.

Ich schwöre, daß ich lieber sterben, als meinen Vater verrathen will, wiederholte sie noch einmal feierlich, dann mit einem lauten Aufschrei sank sie bewußtlos zusammen.

Herr von Roschmann, ohne weiter auf sie zu achten, eilte zu dem Versteck hin, schob mit hastigen Händen die Casette hinein, schloß den Deckel, und ließ die Maschinerie spielen, daß das Parquet sich wieder zusammen schloß.

Dann mit dem Portefeuille in der Hand näherte er sich Camilla, die noch immer am Boden lag, und beugte sich zu ihr nieder, sie aufmerksam betrachtend.

Sie ist nur ohnmächtig, sagte er. Sie wird sich erholen. Ich habe nicht Lust, bei ihrem Erwachen zugegen zu sein!

Er nickte ihr mit einem hämischen Lächeln zu, und verließ, mit dem Portefeuille im Arm, das Gemach.

Druck von Philipp Reclam jun. in Leipzig.

# Inhalt des zweiten Bandes.

# Erzherzog Johann
## und seine Zeit.

Von

**L. Mühlbach.**

**Zweite, illustrirte Auflage.**

Zweite Abtheilung:

## Erzherzog Johann und Metternich.

Leipzig,
Friedrich Wilhelm Grunow.




16.

# Erzherzog Johann

und

# Metternich.

Von

L. Mühlbach.

Zweite, illustrirte Auflage.

Dritter Theil.

Leipzig,
Friedrich Wilhelm Grunow.

# Fünftes Buch.

# Die Katastrophe.

## I.

# Die Diplomaten.

Der Kaufmann Stromberg, welchen Ew. Excellenz hierher bestellt haben, ist so eben gekommen, und bittet um Audienz, sagte der Kammerdiener, in das Zimmer des Grafen Metternich eintretend.

Ich lasse den Herrn Stromberg bitten, sich hieher in mein Kabinet zu bemühen, erwiderte Metternich sich hastig von dem Lehnsessel erhebend. Eilen Sie, Herbert, lassen Sie den Herrn nicht warten! Aber hören Sie, so lange dieser Herr sich bei mir befindet, schließen Sie die Thüren, und haben wohl Acht, daß Niemand uns stört.

Wenige Minuten später trat der Gemeldete in das Kabinet des Ministers ein, der ihn schweigend begrüßte. Aber kaum hatte der Kammerdiener die Thür geschlossen, als Metternich dem Fremden lebhaft entgegeneilte, und ihm seine beiden Hände darreichte.

Verzeihung, tausend Mal Verzeihung, Herr Graf von Stackelberg, daß ich Sie auf eine so wenig ceremoniöse Art empfangen mußte, rief Metternich. Wir sind aber leider noch in der Nothwendigkeit, aus unseren Verhandlungen mit den verbündeten Mächten ein Geheimniß zu machen, denn Frankreich würde sogleich Argwohn hegen wenn es bekannt würde, daß ich einen geheimen Botschafter des Kaisers von Rußland empfangen hätte. Vom Argwohn bis zur offenen Feindschaft ist aber bei dem Kaiser der Franzosen nur ein kleiner Schritt, und da wir noch nicht in der Lage sind, ihn ungescheut diesen Schritt thun lassen zu können, so mußte ich Ew. Excellenz deshalb ersuchen, mir Ihren Besuch incognito zu machen.

Ew. Excellenz sehen, daß ich bereitwillig auf Ihren Wunsch eingegangen bin, entgegnete Graf Stackelberg lächelnd. Der Kaufmann Stromberg ist eine Person ganz sans conséquence, und Niemand

wird sich durch ihn beunruhigt fühlen. Es müßte denn sein, daß Frankreich vermuthete, der Kaufmann Stromberg solle die Lieferungen für ein neues österreichisches Armeecorps übernehmen.

Dann müßte der Kaufmann Stromberg ein sehr uneigennütziger Mann sein, sagte Metternich lächelnd, oder er müßte nicht wissen, daß die österreichischen Finanzen leider das Bezahlen von Armeelieferungen sehr schwer, wenn nicht gar unmöglich machen.

Der Kaufmann Stromberg würde sich erlauben können, Oesterreich einige gute Freunde zu nennen, die gern bereit sein würden ihn mit Geldmitteln zu unterstützen.

Und wer wären diese guten und hilfbereiten Freunde?

England und Rußland, Excellenz.

Ach, sehen Sie, lächelte Metternich, der Kaufmann Stromberg läßt seine Maske fallen, und erlaubt mir das Antlitz des Staatsmanns und Diplomaten, des Herrn Grafen Stackelberg zu sehen.

Und sind Ew. Excellenz bereit auch diesen anzuhören?

Vollkommen bereit, Herr Graf.

So will ich denn Ew. Excellenz beweisen, daß ich durchaus kein Diplomat bin, sondern offen und ehrlich ohne Verhüllung meine Gedanken und Wünsche äußere. Ich bin gekommen, Excellenz, um Oesterreich zu gewinnen, um ein Bündniß zwischen Oesterreich und den verbündeten Mächten, besonders aber zwischen Oesterreich und Rußland anzubahnen. Rußland hat seit einem Jahr so viel gethan, daß Niemand an der Aufrichtigkeit seines Strebens zweifeln kann. Rußland, alle die Vortheile zurückweisend, welche Frankreich ihm darbot, hatte von allen europäischen Mächten allein den Muth, den tyrannischen Willen Napoleons zu trotzen, und den Blocus nicht zu achten, den der Kaiser der Franzosen auf alle englischen Waaren gelegt wissen wollte. Der Kaiser Alexander wußte sehr wohl, daß das Verweigern dieser Maßregeln einer Kriegserklärung gleich kam, und dennoch schreckte er keinen Moment zurück vor diesem entscheidenden Schritt. Der Krieg brach aus, Rußland ging in den Kampf ohne alle Bundesgenossen, während Frankreich die Fürsten von ganz Deutschland und Italien zu seinen Bundesgenossen hatte.

Verzeihen Ew. Excellenz, Rußland hatte einen Bundesgenossen, der mächtiger als alle Bundesgenossen des Kaisers der Franzosen für Sie eingetreten ist, und furchtbare Verheerungen unter ihnen angerichtet hat, als die Waffen des Generalfeldmarschalls Kutusow.

Sie meinen das Klima, und Sie haben Recht, Excellenz. Unser Klima war unser Bundesgenosse, und da Niemand Rußland unterstützte, that es Gott, indem er uns den größten Feldherrn, den Winter mit seinen Truppen von Schnee und Eis sandte. Dieser Feldherr mit seinen Truppen hat die große Armee Napoleons zerstört, in entsetzliche Flucht getrieben, und in furchtbaren Leichenhügeln seine Siegesmonumente an den Ufern der Beresina aufgerichtet. Der Kaiser Alexander konnte sich an diesen Siegen genügen lassen, er hätte es zufrieden sein können, den Feind über die Grenzen seines Landes hinaus getrieben zu sehen, und er würde dies auch gethan haben, wenn er nur an Sich Selber gedacht, nur seine Vortheile im Auge gehabt hätte. Ihm war Ruhm und Ehre genug geworden, er hatte Vortheile genug errungen, und konnte sicher sein, daß der Kaiser der Franzosen es niemals wieder wagen würde, die Grenzen seines Landes zu bedrohen. Aber der Kaiser Alexander, mein edler und erhabener Herr, hat höhere Interessen im Auge, er fühlt daß der Zeitpunkt gekommen ist, wo die göttliche Gerechtigkeit den übermüthigen Despoten strafen will für die Vermessenheit, mit welcher sein Fuß sich auf den Nacken Europa's gesetzt hat, und wo das durch Napoleon gestörte Gleichgewicht Europa's jetzt mit Hülfe des Kaisers Alexander wieder hergestellt werden soll. Deshalb, statt sich innerhalb der Grenzen seines Reiches der Segnungen des Friedens zu erfreun, und seine Armee zu entwaffnen, hat er sie nach Deutschland geführt, hat mit Seiner eigenen Person sich ihr angeschlossen, und bietet, im Einvernehmen mit England, allen Fürsten Deutschlands seinen Beistand an. Für sich selber will der Kaiser gar nichts erlangen, es dürstet ihn nicht nach Eroberungen, er will nur den deutschen Mächten zu Hülfe kommen und namentlich Oesterreich bei der Wiedereroberung seiner verlorenen Provinzen seinen Beistand gewähren. Deshalb sendet Se. Majestät mich hierher, um Ihnen diese vertrauliche Mittheilung zu machen, um Ew. Excellenz zu sagen: Rußland bietet Oesterreich seine thätige Bundesgenossenschaft an. Möge

Oesterreich also den Kampf beginnen, es wird die russischen Armeen als treue Bundesgenossen an seiner Seite haben. Dies ist Alles, was ich Ew. Excellenz zu sagen habe, und ich bitte jetzt um Ihre Antwort.

Graf Metternich hatte ihm ruhig zugehört, und legte jetzt seine Hand mit einem leisen Lächeln auf Stackelberg's Schulter. Mein lieber Graf, sagte er, Sie sind wie ein Mann, der nach sechswöchentlicher Einschließung in ein dunkles Zimmer den Tag zum ersten Male erblickt. Diese Helle verblendet Sie! Glauben Sie aber, daß wir heller sehen, und nicht auf Pläne zurückkommen, die einmal nicht die unsern sein können, wenigstens nicht schon jetzt. Das System des Kaisers ist unerschütterlich; weit entfernt, Vergrößerungen zu suchen, die durch einen einzigen Feldzug zu theuer erkauft wären, will er den Frieden, und er schlägt Ihnen vor, dazu beizutragen. Wir haben in dieser Beziehung über die Gesinnungen Frankreichs Erkundigungen eingezogen und haben sie für unsere Absichten günstig gefunden. Wir beklagen uns nicht über unsere Verluste, und wir glauben nicht, daß ein fremdes Kabinet berechtigt ist, sie mehr als wir selbst zu empfinden. Ich habe diese Zusammenkunft gern angenommen, weil ich die Absichten Ihres Hofes in Beziehung auf einen anzubahnenden Frieden kennen lernen wollte, denn dieser ist das einzige Ziel unserer Bestrebungen.*)

Wenn dies Ihre Ansicht der Dinge ist, sagte Graf Stackelberg lächelnd, so bin ich ermächtigt zu erklären, daß mein Hof geneigt ist Friedensunterhandlungen anzuknüpfen. Wir betrachten die russische Frage für abgethan, und es handelt sich jetzt nur um Anordnung der allgemeinen deutschen Angelegenheiten, welche —

Ich habe nicht die Absicht, unterbrach ihn Metternich, in eine Erörterung der Friedensbedingungen einzugehen, sondern ich wollte nur wissen, ob Rußland überhaupt einwilligt zu unterhandeln?

Ja, es willigt ein, sagte Graf Stackelberg, und ich selbst bin beauftragt zu sagen, daß mein Souverain mit Vergnügen eine von dem österreichischen Hofe abgesandte vertraute Person empfangen wird, indessen muß ich hinzusetzen, daß Rußland durchaus nichts ohne die

---

*) Die ganze Rede enthielt Metternich's eigene Worte. Siehe: Lebensbilder. III. 466.

Zustimmung seines Verbündeten, des Königs von Großbrittanien, thun wird.

Dies wird freilich die Schwierigkeiten vermehren, denn Sie wissen wohl, daß der Kaiser der Franzosen gegen Großbrittanien einen glühenden Haß nährt; das Unterhandeln wird daher schwierig sein und sich sehr in die Länge ziehen.

Desto besser, Excellenz, sagte Graf Stackelberg mit einem feinen Lächeln, Oesterreich wird dadurch Zeit gewinnen, zu überlegen, sich im Stillen zu rüsten, und die Erfolge der Verbündeten werden in ihm den Entschluß reifen, sich der edlen und gemeinsamen Sache Deutschlands und Europa's anzuschließen, und ihr die Entscheidung zu geben. Ich wiederhole Ew. Excellenz nur, daß, im Fall die Friedensunterhandlungen nicht zu einem Resultat führen sollten, und Oesterreich sich den kriegführenden Mächten anschließen will, Rußland dem neuen Bundesgenossen seine Armee und Großbrittanien ihm zehn Millionen Pfund Sterling anbietet.

Sprechen wir zuerst vom Frieden, denn ein vortheilhafter Frieden ist immer sicherer, als ein zweifelhafter Krieg, sagte Metternich lächelnd. Ich werde meinem Herrn, dem Kaiser Franz, von Ihren Vorschlägen Mittheilungen machen, und ich zweifle keinen Augenblick, daß dieser eine vertraute und zuverlässige Person an den Kaiser Alexander senden werde.

Und wird diese Person nur beauftragt sein, vom Frieden zu sprechen? fragte Graf Stackelberg, indem er aufstand und seinen Hut nahm.

Mein lieber Graf, sagte Metternich lächelnd, eine vertraute und zuverlässige Person kann eben von vielen Dingen sprechen, und man kann ihr Vieles anvertrauen, sogar seine geheimsten Wünsche und Hoffnungen. Freilich darf Frankreich aber davon nichts wissen, denn, wie ich Ihnen sagte, Oesterreich will für jetzt nur den Frieden, und das werde ich den französischen Gesandten allein wissen lassen, — was unsere Träume und Wünsche für die Zukunft anbetrifft, so wird die vertraute Person dem Kaiser Alexander darüber ihre Mittheilungen machen.

Und seien Ew. Excellenz überzeugt, daß er dieselben mit Freuden entgegennehmen wird, sagte Graf Stackelberg, dem Grafen Metternich zum Abschied seine Hand darreichend. Mögen wir jetzt nur vom

Frieden verhandeln, Rußland hofft dennoch auf die Stunde, wo Oesterreich seine Hand zum Kampf ihm darreicht, und an seiner Seite den Vergeltungskrieg gegen den Weltunterdrücker siegreich zu Ende führen wird. Dies ist für heute mein Lebewohl, Excellenz in einer Stunde reise ich ab, um bei meinem Kaiser Ihre vertraute Person anzumelden. Leben Sie wohl! —

Graf Metternich begleitete den Gesandten bis an die Thür seines Kabinets, und ging dann, als er wieder allein war, langsam und sinnend in demselben auf und ab.

Rußland hofft auf die Stunde, wo Oesterreich ihm seine Hand zum Kampfe darreicht, wiederholte er leise. Ich hoffe nicht darauf, aber ich sehe sie kommen, und all' mein Streben kann nur darauf gerichtet sein, sie so weit als irgend möglich hinaus zu schieben. Ist der Stern des Glückes für Napoleon wirklich erloschen, so müssen wir freilich bedacht sein, von Trümmern seiner zusammenstürzenden Herrlichkeit nicht mit zerschlagen zu werden, sondern uns vorher gegen ihn verschanzt zu haben. Noch aber ist die rechte Stunde nicht gekommen, noch ist es nicht an der Zeit, die Maske abzunehmen, und ihn unter unserer Freundeslarve das Antlitz eines Feindes sehen zu lassen. Wir rüsten jetzt noch für ihn, aber wenn wir gerüstet und kampfbereit sind, wird es sich ja zeigen, wohin wir das Schwert zu wenden haben! — Nun, Herbert, was giebt es schon wieder?

Excellenz, der Herr Staatskanzleihofrath von Hudelist bittet um Audienz.

Eintreten, schnell eintreten, befahl Metternich, und er eilte dem Gemeldeten bis an die Thür entgegen.

Nun, fragte er rasch und hastig, was giebt es, Herr Hofrath? Sie kommen zu so ungewohnter Stunde, daß ich befürchte, Sie bringen Schlimmes.

Und warum könnte die ungewohnte Stunde nicht auch Gutes und Angenehmes bringen? fragte Hudelist mit seinem grinsenden Lachen.

Weil der Hofrath von Hudelist es nicht liebt, sich zum Boten guter Neuigkeiten zu machen.

Wahrhaftig, Ew. Excellenz haben auf dem Grunde meines Herzens gelesen, lachte Hudelist. Ich liebe es in der That nicht, als

Bote des Glückes zu erscheinen, denn das Glück macht die Menschen scheinheilig und langweilig, und giebt keine Emotionen. Aber schlimme und unheilvolle Nachrichten zu überbringen, das ist ein pikantes Vergnügen, denn man kann dabei den Character der Menschen studiren, und hinter der Maske ihres freundlichen hübschen Angesichts oft die häßliche boshafte Fratze schauen. Indeß würde ich zu diesem Zweck niemals zu Ew. Excellenz kommen, denn Ihnen gegenüber würde es mir schmerzlich sein, als des Unglücks Bote zu erscheinen, ich würde es lieber mit Ihnen theilen, statt es zu verkünden.

Und was sollte aus Ihrem eigenen Ehrgeiz werden, wenn ich Unglück hätte? fragte Metternich. Wenn ich fiele, wären Sie auch in großer Gefahr zu stürzen, und Sie werden mir deshalb niemals Ihre Hand versagen, um gemeinschaftlich mit mir weiter zu wandern. Nun also, sagen Sie, was giebt es?

Nichts weiter, Excellenz, als daß ich Sie warnen wollte. Der Kaiser, fortwährend von seiner Gemahlin bestürmt, beginnt zu schwanken, und die geheime, stets nur unterdrückte Lust, dem verhaßten Schwiegersohn endlich statt des schwiegerväterlichen Lächelns die Zähne zu zeigen, statt des freundschaftlichen Händedrucks ihm die Faust entgegen zu ballen, und Revanche zu nehmen für die Scene am Nachtfeuer von Austerlitz, für die Vermählung seiner Tochter mit dem Advocatensohn, für die Demüthigungen in Dresden, diese Lust erwacht jetzt mächtiger als je. Ich sage Ihnen, die antifranzösische Partei ist im Begriff zu siegen, die Erzherzöge werden Sie und mich verdrängen, wenn Sie nicht jetzt einen entscheidenden Schlag thun, und dem Kaiser unwiderleglich beweisen können, daß die Erzherzöge wirklich gegen ihn conspiriren, und daß sie mit aller ihrer Franzosen=Feindschaft doch nur ihre eigenen Zwecke zu fördern trachten. Sie wissen, der Kaiser ist mißtrauisch gegen alle, und in diesem Moment mißtrauet er Ew. Excellenz ebenso sehr wie den Erzherzögen, dem Glück Frankreichs ebenso sehr als dem Unglück der Verbündeten. Die Kaiserin Ludovica hat ihn eifersüchtig gemacht auf Ihre Macht und Ihren Einfluß, und um Ihnen zu beweisen, daß er allein der Beherrscher Oesterreichs und der Lenker seines Staates sei, könnte der Kaiser leicht Ihnen ein Contrecoup machen, sich mit der antifranzösischen Partei verbinden, und

Frankreich den Krieg erklären, damit es vor aller Welt klar sei, daß die österreichische Politik von Ihm allein geleitet werde. Deshalb also, Excellenz, bin ich gekommen, Sie zu warnen, und Sie zu beschwören: endlich die Entscheidung herbeizuführen. Die Erzherzöge sind Ihnen, sind dem Frieden und Glück Oesterreichs gleich gefährlich, es ist daher die höchste Zeit, daß sie bei Seite gedrängt werden.

Und das ist Alles, was Sie mir zu sagen haben, lieber Staatskanzleihofrath? fragte Metternich ruhig.

Nein, nicht Alles, Excellenz. Ich vergaß, daß Roschmann mir gestern Abend gesagt hat, er hoffe in dieser Nacht einen letzten entscheidenden Schritt von dem Erzherzog zu erlangen, und er werde um elf Uhr heute Vormittag bei Ew. Excellenz erscheinen, um Bericht zu erstatten. Ich möchte deshalb mit Erlaubniß Ew. Excellenz mich auch hier einfinden.

Sie haben meine Erlaubniß, mein lieber Staatskanzleihofrath. Mein Gott, wie lang und unbestimmt doch dieser Titel ist, und wie sehr ich wünsche, Ihnen denselben durch einen kürzeren, gediegeneren zu ersetzen. Nun, vielleicht geben uns die Mittheilungen des Herrn von Roschmann Gelegenheit dazu, und — was giebt es schon wieder, Herbert?

Excellenz, eine Botschaft vom Polizei-Präsidenten von Hager. Er sendet Ew. Excellenz dies Paket.

Herbert überreichte auf goldenem Teller dem Minister ein kleines versiegeltes Paket, und verließ dann auf den Wink seines Herrn leis' auf den Zehen wieder das Kabinet.

Metternich öffnete mit seiner gewohnten lächelnden Gelassenheit das Paket, und begann die Papiere durchzusehen, die es enthielt. Hudelist hielt seine kleinen, boshaft blitzenden Augen unverwandt auf das schöne, jugendliche und geistreiche Gesicht des Grafen geheftet, und je länger er ihn anschauete, desto mehr umwölkte sich seine Stirn, desto gehässiger ward das hämische Lachen seiner dicken aufgeworfenen Lippen.

Herr von Metternich, der eben, wie zufällig, seine schönen tiefblauen Augen zu ihm hinwandte, ließ einen Moment die Papiere sinken, in denen er bisher so eifrig gelesen.

Worüber lachen Sie? fragte er.

Ich lachte, weil ich mir im Geist mein Fratzengesicht neben Ihrem göttergleichen Antlitz dachte, und weil es mir vorkam, als wenn wir beide zusammen eine Scene aus dem alten Göttersänger, dem Homer, aufführten. Ew. Excellenz ist der Götterjüngling Achill, wie er unter den Ueppigkeiten in Lykomedes Frauensaal nach den Waffen greift, ich bin Thersites, dessen Koboldshäßlichkeit nur noch strahlender die Schönheit des Götterjünglings hervorhebt. Ach, Excellenz, wie vieler Orden und Titel wird es bedürfen, um meine Fratze den Frauen einigermaßen angenehm zu machen, während Ihre Schönheit keiner Titel und keines Ministeramtes bedarf, um überall zu siegen.

Sie wollen mich schon im Voraus trösten auf den Fall, daß ich besiegt werden, und den Erzherzögen weichen müßte? fragte Metternich lächelnd. Ich bedarf indessen dieser Tröstung nicht, und hoffe mehr als je, daß ich es sein werde, der seine Feinde zum Weichen bringt. Sehen Sie hier die Sendung des Polizei-Präsidenten. Meine List ist gelungen, und meine verkleideten Polizei-Commissarien haben ihre Räuberthat glücklich ausgeführt. Sie haben den englischen Agenten Mr. King, den Freund des Herrn Erzherzog Johann, im Wald bei Prerau überfallen und ihn seiner Papiere beraubt.

Und unter diesen Papieren —

Unter diesen Papieren befindet sich dieses Schreiben hier. Erkennen Sie die Handschrift?

Hudelist war mit einem einzigen Sprung, einer Tigerkatze gleich, neben dem Minister und schaute begierig auf das dargereichte Blatt hin.

Die Handschrift des Erzherzogs Johann, rief er freudig.

Ja, sagte Metternich ruhig, es ist ein eigenhändiges Schreiben des Erzherzogs Johann an den Kaiser von Rußland. Er beschwört darin den Kaiser, sich des unglücklichen Tyrols anzunehmen, und ihm seine thätige Hülfe angedeihen zu lassen! — Da hätten wir also schon ein Document, das gegen den Erzherzog Johann zeugen wird, denn ich denke nicht, daß unser Kaiser seinen vielgeliebten Herrn Bruder zu diesem Schritt ermächtigt hat. — Aber hören Sie nur! Da schlägt die Pendule elf Uhr, und wenn ich nicht irre, vernehme ich im Vorzimmer die Stimme des Herrn von Roschmann, der verlangt mir gemeldet zu werden! —

Das feine Ohr des Grafen Metternich hatte ihn nicht getäuscht, Herbert öffnete abermals die Thür und meldete den Kreishauptmann von Roschmann. Dieser trat mit freudestrahlendem Antlitz in das Kabinet des Ministers ein.

Excellenz, rief er jubelnd, ich habe mein Wort gelöst, und Se. Majestät, und Ew. Excellenz werden hoffentlich mit mir zufrieden sein. Ich habe nach unsäglichen Mühen und Schwierigkeiten mein Ziel erreicht, ich bringe überzeugende Beweise von der Schuld des Erzherzogs Johann.

Endlich! sagte Metternich gelassen, während Hudelist in ein lautes höhnisches Lachen ausbrach und sich vergnügt die Hände rieb.

Und worin bestehen diese überzeugenden Beweise? fragte Metternich.

Zuerst habe ich hier die Papiere des Erzherzogs, die er, auf meinen dringenden Rath, einer Person, der er glaubte unbedingt vertrauen zu dürfen, zur Aufbewahrung übergab.

Diese Papiere enthalten Wichtiges?

Ja, Excellenz, denn sie geben den unwiderleglichen Beweis von der oppositionellen Stellung des Erzherzogs zu seinem kaiserlichen Bruder. Es sind einzelne Aufsätze, Memoires und Denkschriften über die Zustände Oesterreichs und ich versichere Sie, daß der Erzherzog darin ein sehr scharfer Kritiker des Kaisers ist, und mit schneidendem Tadel und beißender Ironie seine Fehler und Mißgriffe rügt. Hätten diese Arbeiten einen gewöhnlichen Sterblichen und nicht einen Erzherzog zum Verfasser, so würde man ihm den Prozeß darüber machen, und ihn wegen Hochverraths ein paar Jahre auf eine Festung bringen. Außerdem enthalten diese Papiere die geheime Correspondenz des Erzherzogs mit seinen Freunden, und es ist anzuerkennen, daß der Herr Erzherzog von seinen eigenen Briefen immer Abschrift genommen hat, um den Briefwechsel vollständig wie ein Frag'- und Antwortspiel zu besitzen. Dadurch wird der Kaiser eine vollständige Uebersicht nicht allein der weitverzweigten Verbindungen des Erzherzogs erhalten, sondern er wird auch sehen, mit welcher Energie und Kraft der Erzherzog sich zu allen seinen Freunden gegen die Regierungsart des Kaisers ausspricht, und in welcher vollständigen Uebereinstimmung er sich darin mit allen seinen Freunden befindet. Ich versichere Sie, es ist in dieser

Correspondenz hinlänglicher Zündstoff dazu da, mehr als zwanzig von den mächtigen und gefährlichen Feinden Eurer Excellenz um ihre Aemter und Stellungen zu bringen.

Das ist allerdings ein herrlicher Fund, den Sie da gemacht haben, sagte Metternich, und der Erzherzog muß in der That viel Vertrauen zu der Person gehabt haben, der er so wichtige und gefährliche Papiere anvertraute. Wer ist diese Person, wollen Sie mir dieselbe nicht nennen, damit ich ihr meine Dankbarkeit bezeuge?

Verzeihung, Excellenz, ich habe ihr geschworen, ihren Namen nur dem Kaiser zu nennen.

Und Sie haben Recht, man muß selbst den ärgsten Dieben und Fripons sein Wort halten, sagte Metternich lächelnd. Sprechen wir also nicht weiter davon! Aber sagten Sie nicht vorher, Sie hätten noch andere Beweise als diese Papiere?

Ja, Excellenz, rief Roschmann triumphirend, ja, ich habe einen schlagenden, unwiderleglichen Beweis von den gefährlichen und hochverrätherischen Plänen des Erzherzogs! Meinen Bitten, meinen Vorstellungen ist es endlich gelungen, den Erzherzog zu bewegen, daß er einen Aufruf an die Tyroler richtet, daß er ihnen befiehlt zu den Waffen zu greifen, und um ihre Befreiung zu kämpfen. Hier ist dieses kostbare Papier, von des Erzherzogs eigener Hand geschrieben, und das, wie er glaubt, jetzt schon auf dem Wege nach Tyrol ist.

Lassen Sie sehen, sagte Metternich, hat der Erzherzog das wirklich selbst geschrieben?

Roschmann hielt das Papier dem Minister dar, aber ohne es aus seiner Hand zu lassen. Ja, sagte Metternich nach einer Pause, in welcher er die Schriftzüge mit prüfendem Auge betrachtet hatte, ja, das ist wirklich des Erzherzogs eigene Handschrift. Lesen Sie doch, Herr von Roschmann, lassen Sie uns den Aufruf des Erzherzogs an die Tyroler hören. Da Sie dies allerliebste Schriftstück, wie ich sehe, als der erste Minister des Erzherzogs gegengezeichnet haben, so gebührt es Ihnen auch, diesen Aufruf zu proclamiren. Lesen Sie also!

Roschmann verneigte sich lächelnd und las: „Tyroler! Die Zeit des Lohnes für so viele Anstrengungen und Leiden ist endlich gekommen. Die gute alte Zeit wird für mein geliebtes, mehrmals wider

meinen Willen und ohne meine Schuld verlassenes Tyrol wiederkehren! Der Tag der Erlösung ist da! Ermannt Euch! Euer Vaterland die Welt und die Nachwelt sehen auf Euch! Sie vertrauen Eurem Heldensinn. Glaubet dem Ueberbringer, der Euch von uns auch mündliche Kunde bringen wird. Seid einig und besonnen; Gott wird unser Unternehmen segnen, und bald werde ich in Eurer Mitte sein! Handelt im herrlichen Verein als Männer; es gilt für Gott und Euer geliebtes Tyrol. Erzherzog Johann. — Auf Sr. Kaiserlichen Hoheit allergnädigsten Befehl. v. Roschmann."*) — Nun, fragte Roschmann mit flammenden Augen, als er zu Ende gelesen, nun, was sagen Ew. Excellenz zu dieser Proclamation? Wird sie Sr. Majestät gefallen?

Ich sage, daß Sie da ein Meisterwerk zu Stande gebracht haben, und daß der Kaiser Ihnen dankbar sein wird.

Und ich, rief Hudelist hohnlachend, ich sage, daß jedes Wort der Proclamation zu einem Haken gekrümmt werden soll, an dem man einen von den guten Freunden des Erzherzogs, oder einen von den aufrührerischen, tumultuirenden Tyrolern aufhängen wird. Diese Papiere und dieser Aufruf sind der Sturz der antifranzösischen Partei, und wir werden jetzt tabula rasa machen können mit allen unsern Feinden. Ich gratulire Ihnen, mein lieber Herr von Roschmann, Sie haben sich herrlich ausgebildet, Sie sind der vortrefflichste Spion und faux frère geworden, und selbst Judas Ischarioth könnte Sie um Ihr Talent beneiden. Sie sehen, mein Lieber, wie klug Sie gethan, meinen Lehren und Ermahnungen zu folgen, denn Sie sind nun ein gemachter

---

*) Siehe: Internader. Tyrols Landesvertheidigung. II. 168. (Dieser Aufruf des Erzherzogs Johann ward damals im Frühling 1813 unterdrückt, und der ganze Aufstand in Tyrol niedergehalten. Als aber im Herbst, da der Krieg auch zwischen Oesterreich und Frankreich ausgebrochen war, es in die Pläne Metternich's paßte, daß auch in Tyrol der Aufstand zum Ausbruch käme, benutzte man diesen selben Aufruf des Erzherzogs Johann und sandte ihn nach Tyrol, um die Tyroler zu den Waffen zu rufen. Aber, obwohl in dem Aufruf der Erzherzog verkündete, „bald werde ich in Eurer Mitte sein" durfte der Erzherzog auf besondern strengen Befehl des Kaisers nicht nach Tyrol gehen, und er sah dies geliebte Land erst nach dem Tode des Kaisers (1835) wieder.)

Mann. Es ist wahr, die Moralisten werden Sie verabscheuen, und wenn Sie auch freilich von ihrem Standpunkt aus verdienten an's Kreuz geschlagen zu werden, so wird man statt dessen Kreuze an Sie hängen, und Ihnen Ehrenstellen und Titel geben!

Und man wird auch Sie nicht vergessen, mein lieber Staatskanzleihofrath, sagte Metternich, man wird eingedenk sein, daß Sie es eben waren, der den Herrn von Roschmann so trefflich unterrichtete, daß Sie sein Meister und Lehrer gewesen. Ich werde mich beeilen, den Kaiser darauf aufmerksam zu machen, und Se. Majestät wird erfreut sein, eine willkommene Gelegenheit zu haben, Sie nach Verdienst und Würdigkeit zu fördern und zu belohnen.

Aber wie wird Se. Majestät erst Ihnen dankbar sein, Excellenz, rief Hudelist emphatisch. Welche neue Ehren und Würden wird Se. Majestät ersinnen, um seinem Minister es zu lohnen, daß er ihn endlich von seinem lästigen und mit seiner Weisheit so aufdringlichen Herrn Bruder befreit hat, der wahrlich ebenso sehr der Feind des Kaisers selber, als der Eurer Excellenz ist. Glauben Sie mir, Herr Graf, daß es mein eifrigstes Bestreben sein wird, dies dem Kaiser zu beweisen, und ihm die hohen Verdienste Eurer Excellenz, die Sie sich auf's Neue erworben, in das rechte Licht zu stellen.

Ich bitte, daß Sie sich diese Mühe sparen, mein lieber Hudelist, sagte Metternich ernst. Ich habe mich in dieser ganzen Angelegenheit weder von persönlichem Ehrgeiz, noch von persönlicher Feindschaft bestimmen lassen, sondern habe nur nach meiner innigsten Ueberzeugung gehandelt, daß zum Wohl Oesterreichs diese stets kriegslustige, stets aufreizende und opponirende Partei, an deren Spitze die beiden Erzherzöge Carl und Johann stehen, bei Seite geschoben werden mußte, wenn wir endlich nach Außen und nach Innen zu dauerndem Frieden und zu geregelten Zuständen kommen wollten. Es läßt sich nicht regieren, wenn im Hintergrunde ewig diese unruhigen, mißvergnügten und ehrgeizigen Prinzen ihr Spiel treiben, und das zu negiren suchen, was ich im Dienst des Kaisers und Oesterreichs gethan habe. Nicht ich will gewinnen bei dieser Katastrophe, sondern nur Oesterreich und der Kaiser sollen dabei gewinnen; wir werden nicht von den Erzherzögen allein befreit, sondern auch von diesem unruhigen, stets revolti-

renden Tyrol, das mit seinen fortwährenden Aufständen und Empörungen gegen seine gesetzliche Regierung allen übrigen Völkern Oesterreichs ein schlimmes und gefährliches Beispiel giebt! Dies allein sind die Gründe, welche ich im Auge hatte, und welche mich in dieser Angelegenheit leiten. Ihnen Beiden danke ich, daß Sie mich in meinen Plänen so treu und wirksam unterstützten, und seien Sie überzeugt, daß ich keine Gelegenheit versäumen werde, Ihnen meine Dankbarkeit zu beweisen. Jetzt aber dürfen wir dem Kaiser nicht länger Ihre wichtigen Mittheilungen entziehen, Herr von Roschmann, und Ihr edler und würdiger Freund, der Herr von Hudelist, wird Ihnen gewiß sofort eine Audienz bei Sr. Majestät verschaffen! Eilen Sie also! Wir stehen vor der Krisis, und wir wollen sie benutzen, Sie, Ihrem persönlichen Ehrgeiz zur Befriedigung, ich, zum Wohl des Staats und des Kaisers!

Er grüßte die beiden Herren mit einem Lächeln, und einem gnädigen Kopfneigen, aber er reichte ihnen nicht die Hand dar, er grüßte sie nicht mit der Vertraulichkeit eines Freundes, sondern mit der vornehmen Miene eines Protectors.

Er ist ein schlauer Fuchs, brummte Hudelist, als er mit Roschmann durch den Vorsaal dahin schritt. Stellt sich auf eine hohe Tugendleiter, von der er vornehm auf mich hinunter sehen möchte! Denkt, ich lasse mich täuschen durch seine hochadligen Alluren und seine schönen Minauderien. Ich kenne ihn ganz genau, weiß recht gut, was für ein ehrgeiziger Affe er ist, und wie er gezittert hat für seine Ministerstelle. Jetzt, da er sich wieder sicher fühlt, jetzt hat er Alles nur gethan um Oesterreichs und des Kaisers willen, behandelt mich als sein Werkzeug, das er belohnen kann, während er gar keines Lohnes bedarf.

Er ist ein gar hochmüthiger, stolzer Herr, sagte Roschmann, giebt sich das Ansehen ein Tugendspiegel zu sein, der —

Gegen Sie ist er's auch, unterbrach ihn Hudelist bissig, schweigen Sie still, Sie Judas Sie. Sind ein prächtiger Kerl, Sie, an dem ich wahrhaftig meine Freud' habe, als wenn ich der Teufel selber wäre, dem Sie Ihre Seele verschrieben. — Aber seien Sie ruhig, Mann, ich schenk' Ihnen Ihre Seele wieder, und die verpfändeten Wechsel dazu!

Sie haben sie ausgelöst mit den Papieren da, die wir jetzt dem Kaiser überbringen wollen. Ich werd' Sie auch dem Kaiser noch besonders loben, werd' ihm sagen, daß Sie ein gar geschickter Verräther sind und sich Ihren Judaslohn ehrlich durch Ihre Schurkerei an dem Erzherzog Johann verdient haben.

---

## II.

## Die Feuerprobe.

Zwei Stunden später trat Roschmann mit freudestrahlendem Gesicht in das Zimmer seiner Tochter ein. Triumph, rief er Camilla entgegen, Triumph, ich bin am Ziel. Jetzt ist es vorbei mit aller Noth und allen Aengsten. Jetzt werde ich endlich ausruhen können von aller Sorge, und ein ehrenvolles, behagliches Leben führen. Nein, sieh mich nicht so traurig an, Camilla. Zeige mir endlich, daß Du eine gute Tochter bist, daß Du den Befehl Deiner theuren hingeschiedenen Mutter erfüllen, daß Du treu an mir hangen, und in Gehorsam und Liebe zu mir leben willst.

Erfülle ich nicht den Befehl meiner Mutter? fragte Camilla. Lebe ich nicht so, bin ich Dir nicht gehorsam, indem ich schweige? Hange ich Dir nicht mehr an, als irgend einem Andern, mehr als meiner Ehre, meinem Gewissen selbst? Sei zufrieden, Vater, ich erfülle den Befehl meiner Mutter, ich bin Dir treu und gehorsam.

Aber mit welchem Gesicht, und welchen Augen, rief Roschmann ungeduldig. Wie bist Du verändert seit den drei Tagen, daß Du meine Geheimnisse weißt, und mir die Papiere des Erzherzogs gegeben hast.

Ich habe sie Dir nicht gegeben, rief sie heftig, Du hast sie geraubt.

Hui, wie die Augen auf einmal blitzen, als möchten sie sich in Dolche verwandeln, die mich durchbohren sollten, und wie die Wangen glühen, die jetzt seit zwei Tagen so bleich sind! Gleichviel ob mir die Papiere gegeben, oder ob ich sie genommen habe; ich sprach nicht da-

von, sondern von Deinem Gesicht, von Deinem ganz veränderten Aussehen und Wesen.

Man kann in zwei Tagen die Qualen und Schmerzen einer Ewigkeit in sich durchleben, sagte Camilla mit kalter ruhiger Stimme. Ich beklage mich nicht, achte also nicht auf mein Aussehen!

Aber der Erzherzog wird darauf achten, rief Roschmann heftig, und wenn Du mich vielleicht auch nicht verräthst mit Deinen Lippen, so wirst Du mich verrathen mit Deinem Gesicht, mit Deinen bleichen, eingefallenen Wangen, mit Deinen stieren, glanzlosen Augen. Der Erzherzog wird wissen wollen, was das Alles zu bedeuten hat, wer Dir Kummer bereitet hat, Du wirst ihm antworten mit Thränen und Schluchzen, und er wird Verdacht schöpfen.

Fürchte Dich nicht, sagte sie gelassen, ich werde nicht weinen, und meine Thränen werden Dich nicht verrathen. Oh, wenn ich weinen könnte, mir wäre wohl. Aber ich habe in diesen zwei fürchterlichen Tagen auch nicht eine Thräne vergossen, der Schmerz ist milde, der noch weinen kann! Thränen sind ein Thau des Himmels, der sich mit dem heiligen Schmerz erschließt.

Ich bitte Dich, laß die empfindsamen Klagen, rief Roschmann. Sei jetzt nur vernünftig und folgsam, raffe Dich zusammen, füge Dich in das Unvermeidliche, und denke, daß Du im Geiste Deiner Mutter Deinem Vater das Opfer Deiner Liebe und Deines sogenannten Gewissens bringst. Ich verspreche Dir, daß dies das letzte Opfer sein soll, und daß, wenn diese Krisis überstanden ist, ich niemals wieder Ansprüche an Dein Gewissen machen, sondern Alles dazu thun will, um Dir ein schönes genußvolles Leben zu bereiten. Oh, Camilla, welche herrliche Zukunft leuchtet uns, eine Zukunft voll Ehre, Auszeichnung, Glanz und Geld! Wir werden reich werden, nicht mehr nöthig haben, ein stilles beschränktes Leben zu führen, sondern unsern Neigungen gemäß hier in Wien ein angesehenes Haus machen können, denn ich werde Einfluß und Macht haben uns dies Alles zu verschaffen. Der Kaiser selbst hat es mir so eben verheißen, er hat mit seinem kaiserlichen Wort mir versprochen, daß er immer eingedenk sein werde der großen Dienste, die ich ihm geleistet, und daß es seine Sorge sein solle, mich kaiserlich zu belohnen. Aber nicht blos mich erhebt

seine kaiserliche Gnade, sondern auch Dich, meine Tochter Camilla, auch Dich will sie umleuchten. Ich bringe Dir eine Freudenbotschaft, Camilla. Der Kaiser will Dich sehen, der Kaiser erwartet Dich morgen zur Audienz.

Mich? fragte Camilla entsetzt. Mich will der Kaiser sehen? Was weiß der Kaiser von mir, wer hat ihm von mir geredet?

Ich, Camilla, ich Dein Vater, welcher Dich liebt, welcher glücklich ist, die kaiserliche Gnade auch Dir zugewendet zu haben.

Was hast Du ihm gesagt von mir, das im Stande wäre, mir seine Gnade zuzuwenden?

Ich habe ihm gesagt, daß Du meine gute Tochter, daß Du eine glühende Patriotin bist, deren Herz mit treuer Hingebung an dem Kaiserhause hängt, und dafür will der Kaiser Dir danken, dafür will er Dich belohnen.

Das ist nicht wahr, sagte Camilla, deren große dunkle Augen mit einem durchbohrenden Ausdruck auf ihrem Vater ruhten. Du hast dem Kaiser etwas Anderes gesagt, ich sehe es in Deinen Mienen, Du hast mich hineingezogen in Deine fürchterliche Wirksamkeit, Du hast mir einen Antheil an Deinem Thun beigemessen. Oh, leugne es nicht, Vater, ich lese es in Deinen Mienen, Du hast mich beschuldigt Theil zu haben an Deiner Verrätherei.

Nun ja denn, rief ihr Vater mit rauhem Lachen, ich habe Dich, wie Du es nennst, zu meiner Mitschuldigen gemacht, das heißt, ich habe Dich dem Kaiser als eine begeisterte Patriotin geschildert, die freudig Theil genommen an allen meinen Plänen, und mir geholfen hat dies fürchterliche Complott zu zerstören, welches Oesterreich in Gefahr bringen, Tyrol dem furchtbarsten Unheil entgegenführen mußte, wenn es zur Ausführung kam. Da Du den Kaiser sehen, seinen Dank und seine Belohnung empfangen sollst, so mußt Du auch wissen, um was es sich handelt. Gerade heraus also: Ich habe dem Kaiser gesagt: Du sendetest ihm die Papiere des Erzherzogs. Dir habe er sie anvertraut, Du aber fühltest Dich in Deinem Gewissen gedrungen, sie Deinem Herrn und Kaiser zu übergeben.

Camilla stieß einen Schrei aus und wankte bleich, einer Ohnmacht nahe, einige Schritte zurück. Sie mußte sich an der Lehne ei=

nes Sessels halten, um nicht umzusinken, und keuchend, wie Todesröcheln ging der Athem aus ihrer Brust hervor. So, die Hand krampfhaft um die Lehne des Stuhls gelegt, das bleiche blutlose Angesicht ihrem Vater zugewandt, starrte sie ihn an mit flammenden Zornesblicken, mit Mienen voll zerschmetternder Verachtung.

Dann nach einer langen Pause hob sie ihre rechte Hand langsam zum Himmel empor und mit lauter feierlicher Stimme rief sie: Dort oben, vor dem Throne Gottes werde ich Dich zur Rechenschaft ziehen, für diese furchtbare Beleidigung und Schmach, welche Du mir angethan. Dort oben bin ich nicht mehr Deine Tochter, die Dir Gehorsam und Unterwürfigkeit schuldig ist, dort werde ich Dich anklagen, daß Du mein Leben gebrochen, meine Seele zerschmettert hast. Aber so lang ich noch lebe, bist Du mein Vater, und ich fluche Dir nicht, ich verrathe Dich nicht!

Tant de bruit pour une omelette! lachte Roschmann achselzuckend. Es fehlt nur noch, daß Du mich darüber anklagen wollest, Dein Glück gemacht, Dir die Gnade des Kaisers zugewandt zu haben. Du bist eine Thörin, Camilla, mit Deinen schwärmerischen Begriffen von Ehre und Tugend und Gewissen. Wer in der Welt seinen Weg machen, und zu Ehr' und Ansehen kommen will, der muß sich den Umständen fügen, muß sie zu seinem Vortheil ausbeuten, und nicht strenge sein mit seinen Anforderungen an sich und Andere. Die Welt ist eine perfide Schöne, der man ihre Gunst ablisten muß, und wer sich nicht ein wenig vor ihr beugt, und von ihren Kunstgriffen lernt, dem wird sie niemals ihre Gunst zuwenden. Beuge Dich also, mein Kind, füge Dich der Nothwendigkeit, denke, daß man ohne Perfidie nichts erreichen kann, daß das Leben ein fortgesetzter Kampf ist, und daß man durch eine geschickte Kriegslist oft weiter kommt, als durch das muthigste Dreinhauen. Der Kaiser will, Dank meiner Kriegslist, einen Theil der Gnade, die er mir zugewandt, auch Dir übertragen, benutze sie zu Deinem und unserm Vortheil. Nimm mit einem freundlichen Lächeln seinen Dank und die schönen Brillanten entgegen, die er Dir ohne Zweifel als funkelndes Gnadengeschenk darbringen wird. Du weißt, ich habe in meiner Noth sogar zu Deinem Schmuck meine Zuflucht nehmen und ihn verkaufen müssen. Ich war Dir also Ersatz

schuldig und diesen Ersatz wirst Du morgen aus den Händen des Kaisers empfangen.

Du irrst, Vater, sagte Camilla stolz und ruhig, ich werde diesen Ersatz nicht empfangen, denn ich werde nicht zum Kaiser gehen.

Wie? Du weigerst Dich, dem Befehl des Kaisers zu gehorsamen?

Ich weigere mich. Ich werde nicht zum Kaiser gehen, ich werde für das Verbrechen, dessen Du mich vor ihm beschuldigt, keinen Sündenlohn empfangen.

Aber was soll ich dem Kaiser sagen, wie Dich entschuldigen?

Sage ihm, was Du willst, mir gilt es gleich.

Aber ich beschwöre Dich, Camilla, nimm doch Vernunft an, laß endlich diese überspannten Tugendbegriffe fahren. Sei klug und besonnen, wie Du es immer warst. Sieh, wir stehen jetzt vor der Entscheidung, und nichts mehr ist daran zu ändern und zu bessern. Heute Abend noch wird Alles beendigt sein, werden die thörichten und hochfliegenden Pläne des Erzherzogs vernichtet werden. Er meinte es wohl treu und redlich, aber er verwechselte die Mittel mit dem Zweck, und er hätte, um Tyrol zu befreien, das Bestehen der ganzen österreichischen Monarchie in Frage gestellt, Oesterreich in einen Krieg mit Frankreich verwickelt, der uns mit der höchsten Gefahr bedrohte. Indem ich dies dem Kaiser meldete, indem ich anscheinend seine Pläne verrieth, habe ich Oesterreich, habe ich Tyrol, habe ich endlich vor allen Dingen den Erzherzog Johann selber gerettet. Wäre der Plan des Erzherzogs zur Ausführung gekommen, hätte ich es zugelassen, daß der Erzherzog, wie er es beabsichtigte, heute Nacht abgereist wäre, so war er und mit ihm Tyrol verloren. Denn Baiern ist gewaffnet, und hätte den Aufstand jedenfalls niedergeschlagen. Dann aber wäre der Erzherzog zum Rebellen geworden, den der Kaiser nicht retten und begnadigen konnte, wenn er sich nicht vor Frankreich und Baiern als der Mitverschworene an dem Aufstand der Tyroler verdächtigen wollte. So aber wird das Ungewitter rasch vorübergeführt, ohne daß es irgend Jemand zerschmettert. Heute Abend werden wir Eingeweihte uns bei Hormayr versammeln zur letzten entscheidenden Berathung. Sobald der Erzherzog dort ist, wird der Herr Polizeidirector Hager mit sei-

nen Leuten kommen, uns Alle zu verhaften, sich unserer Papiere zu bemächtigen, und uns als Gefangene fortzuführen.

Dich auch? Du willst Dich auch verhaften lassen?

Ich muß es, um nicht beim Erzherzog und seinem Günstling Hormayr Verdacht zu erregen, um nicht vor der Welt als Verräther zu erscheinen. Dies ist auch der Grund, Camilla, weshalb ich Dir heute Alles so rückhaltlos und offen bekenne, denn ich bedarf Deiner. Es muß durchaus den Anschein haben, als wäre ich gleich den Uebrigen verhaftet, und in irgend eine Festung abgeführt. Ich muß daher eine Zeit lang verschwinden und mich versteckt halten. Das Versteck, dessen ich bedarf, ist bereit. In dem kleinen Hause, das ich in der Leopoldvorstadt besitze, habe ich es längst schon eingerichtet, und da werde ich unter dem bescheidenen Charakter eines Handwerkers einige Monate in Stille und Verborgenheit zubringen. Nur in dem Schweigen und unter dem Schatten der Nacht werde ich zuweilen hierher kommen, um Dich zu sehen, und mit Dir mich zu besprechen. Triff darnach Deine Vorkehrungen, Camilla, erwarte mich jeden Abend, und sorge dafür, daß ich mindestens einige kalte Pasteten und Delicatessen finde, die den armen Handwerker entschädigen für die schlechte Kost seiner mühseligen Tage.

Es soll Alles so geschehen, wie Du es willst, sagte Camilla kalt.

Nur zum Kaiser willst Du morgen nicht gehen?

Nein, das kann, das werde ich nicht.

Thörichter Eigensinn, rief ihr Vater achselzuckend. Das sind die überspannten Mädchenbegriffe, welche Du von deiner Mutter —

Still, unterbrach sie ihn hastig. Sprich nicht von ihr, von der Heiligen, welche das Märtyrerthum ihres Lebens überwunden hat, und ausruht von ihren Qualen und Thränen. Möge ihr Geist fern von uns sein in dieser Stunde, damit sie nicht sieht, was ich leide und durch wen ich leide.

Wärst Du weniger romantisch und mehr praktisch, so würdest Du nicht durch mich leiden, sondern durch mich zu Ehr' und Ansehen kommen, durch mich ein kaiserliches Gnadengeschenk erhalten, und vielleicht sogar der Kaiserin vorgestellt werden. Du willst nicht, gut, ich lasse Dir auch diese Laune hingehen, und werde Dich heute Abend,

wenn ich zum Kaiser komme, mit pötzlicher Krankheit entschuldigen. Ein Glück, daß der Kaiser mich noch heute zu sprechen begehrte, um mir meine Verhaltungsbefehle wegen des Erzherzogs Johann und wohin er geführt werden soll, zu geben.

Auch der Erzherzog soll verhaftet werden? fragte Camilla bebend.

Es werden Alle verhaftet, welche an der geheimen Versammlung Theil nehmen. Aber fürchte nichts, seine Haft wird nicht streng und nicht lang andauernd sein. Es kommt dem Kaiser nur darauf an, seinen lieben Herrn Bruder in flagranti zu finden, und ihm jedes Ableugnen unmöglich zu machen. Doch still, da hält ein Wagen vor der Thür. Wer kann das sein?

Er sprang zum Fenster hin, und blickte hinunter auf die Straße.

Es ist der Erzherzog Johann, sagte er dann, hastig zurücktretend. Er kommt ohne Zweifel, um Abschied von Dir zu nehmen.

Ich werde ihn nicht annehmen, ich kann ihn nicht sehen, rief sie heftig.

Du wirst ihn annehmen, sagte Roschmann gebieterisch. Du wirst ihn freundlich willkommen heißen, und seine Abschiedsworte entgegennehmen, ohne durch irgend ein Wort, eine Miene seinen Verdacht zu erregen!

Eben öffnete sich die Thür, ein Diener trat ein, und meldete, daß der Erzherzog Johann Fräulein von Roschmann einen Besuch machen wolle.

Bitte Se. Hoheit einen Moment im Salon zu verweilen, flüsterte Roschmann, sage ihm, Fräulein Camilla würde sogleich bereit sein, die Gnade seines Besuches zu empfangen; wenn er nach mir frägt, sage, ich sei drüben in meinem Studirzimmer. Eile Dich!

Jetzt, Camilla, sagte Roschmann, als der Diener hinausgegangen, jetzt Fassung und Muth. Du wirst den Erzherzog hier empfangen, hörst Du, hier in diesem Zimmer. Ich werde dort in jenem Zimmer sein. Erinnere Dich, daß, wie Du gestern entdeckt hast, die Thür kleine Löcher enthält, und daß ich durch dieselben Alles sehen, Alles hören kann, was hier geschieht. Jetzt beweise, daß Du eine gehorsame Tochter bist, daß Du den Befehl Deiner sterbenden Mutter erfüllen, Dir ihren Segen verdienen willst, indem Du Deinem Vater anhängst, ihm allein Deine Treue, Deine Liebe weihst. Ich gehe, Camilla, aber ich bin

dort hinter jener Thür, ich beobachte Dich, ich höre, was Du sprichst. Bei der geringsten Unvorsichtigkeit, die Du begehst, werde ich Dich warnen, Dich erinnern an Deine Pflicht und Deinen Schwur. Nun gehe, heiße den Erzherzog mit einem Lächeln willkommen!

Er schlüpfte leise auf den Zehen durch das Gemach, drückte die Thür zu dem Nebengemach leise auf, und schlüpfte hinaus, die Thür leise wieder hinter sich schließend.

Gott, mein Gott, murmelte Camilla, gieb mir Kraft, daß ich nicht unterliege!

Geh! rief ihr Vater aus dem Nebenzimmer.

Sie schrak zusammen, und durch das Zimmer hinstürzend, öffnete sie die großen Flügelthüren, welche in den Salon führten.

---

## III.

## Der Abschied.

Ich bitte Ew. Hoheit um die Gnade, eintreten zu wollen, sagte Camilla, sich tief verneigend.

Sofort war der Erzherzog bei ihr, und ihre beiden Hände fassend, zog er sie fast mit Ungestüm aus ihrer demüthigen Stellung empor.

Endlich, endlich, Camilla, sehe ich Sie, rief er, sie zärtlich anschauend. Kommen Sie, lassen Sie uns in Ihr liebes, trautes Gemach eintreten.

Er führte sie zurück in ihr Zimmer, und schloß die Thür des Salons wieder zu. Dann schaute er mit strahlenden Augen sich rings in dem Gemach um.

Oh, wie wohl mir hier wird, rief er hochaufathmend, wie ich mich gesehnt habe nach diesem Moment des Wiedersehens, nach diesem lieben Zimmer, wo es so still ist und so heimlich, wo ich mich wie verzaubert fühle in eine schönere, bessere Welt. Hier ist mein Paradies, Camilla, hier weiß ich nichts von der Welt da draußen, nichts

von ihren Stürmen und Schmerzen! Und jetzt lassen Sie mich Sie anschauen, Camilla. Wissen Sie denn, daß ich Sie in sechs Tagen nicht gesehen habe?

Ich weiß es, Hoheit, sagte sie leise und mit einem mühsamen Lächeln. Schauen Sie mich nur an, Hoheit, diese sechs Tage sind auf meinem Gesicht verzeichnet.

Es ist wahr, Ihre Wangen sind bleich, Ihre Augen sind trübe, Camilla, als hätten sie geweint. Mein Gott, Sie zweifelten doch nicht an mir, Sie glaubten nicht, daß ich auch nur Eine Stunde Sie vergessen könnte? Nicht wahr, Sie glaubten das nicht?

Nein, Hoheit, ich zweifelte nicht an Ihnen, ich wußte, daß Sie mir nicht Ihre Gnade, Ihr freundliches Gedenken entziehen würden.

Weshalb denn dieser kalte, gemessene Ton? fragte Johann. Was soll's mit diesem fremden, ehrerbietigen Wesen? Sind wir denn nicht allein, nicht unbeobachtet hier?

Ja, Hoheit, rief sie rasch, wir sind allein.

Wir sind allein, wiederholte er glühend, indem er sanft seinen Arm um ihre Schulter legte, wir sind allein, keines Spähers Auge belauscht uns, keines Verräthers Ohr hört, was ich Dir sage. Und ich habe Dir so Vieles zu sagen, meine Geliebte, meine Braut!

Still, oh still, flüsterte sie erbebend. Vergessen Ew. Hoheit das Gelübde, welches Sie Sich selber geleistet?

Das Gelübde, Dich nicht meine Braut, meine Geliebte zu nennen, bevor nicht Tyrol befreit ist, bevor nicht von den Ruinen der alten Burg Tyrol die alte dreifarbige Fahne frei in die Luft dahin flattert, um das freie Tyrol zu grüßen? Nun, ich bin eingedenk dieses Gelübdes geblieben, und darum habe ich rastlos gearbeitet und gestrebt, um endlich dessen Erfüllung herbeizuführen. Aber in dieser einen Stunde laß es mich vergessen, was ich gelobt, in dieser Stunde kann ich Dir nicht kalt und ruhig gegenüber stehen. Es ist die Stunde unseres Abschieds, Geliebte, und für einen Moment löst sich das Siegel von meinen Lippen, und sie rufen Dich, wie mein Herz Dich immer ruft: meine Geliebte, meine Braut! Ja, Du bist es, Geliebte! Für Dich habe ich gearbeitet, Dich will ich erobern, indem ich Tyrol erobern will, für Dich will ich ausziehen in den Kampf.

Und über mich wird Ihr Blut kommen, wenn Sie in diesem Kampfe verwundet und vernichtet werden, rief Camilla mit schneidendem Wehelaut.

Gott wird mich schützen, meine Geliebte, und er wird nicht wollen, daß ich unterliege, denn meine Sache ist edel und rein. Drum zage nicht, Du Holde, Liebe, werde jetzt nicht kleinmüthig und scheu, sei freudig und muthig, und gieb mir das Lächeln Deiner Liebe als schönsten Abschiedsgruß mit. Denn ich komme, um Abschied zu nehmen, Abschied vielleicht auf lange Wochen.

Abschied vielleicht auf ewig, rief sie erschauernd. Oh, gehen Sie nicht, Hoheit, wollen Sie das Schicksal nicht versuchen, nicht —

Weißt Du nicht, daß ich gelobt habe, Tyrol zu befreien, bevor ich Dich als meine Geliebte, mein Weib vor Gott und den Menschen in meine Arme nehme? Willst Du denn nicht mein werden, Camilla? Liebst Du mich nicht mehr? Schau auf zu mir, Camilla, blicke mich an, und nun sage mir: liebst Du mich nicht mehr?

Sie schaute mit einem langen innigen Blick in sein lächelndes, strahlendes Angesicht. Ja, sagte sie feierlich, ja, ich liebe Sie! Gedenken Sie daran, wenn Sie jemals an mir zweifeln und irre werden könnten, gedenken Sie daran, daß ich in dieser ernsten und heiligen Abschiedsstunde aus der Tiefe meines Herzens es Ihnen sage: Ich liebe Sie! Ich werde Sie ewig lieben, und nie einem anderen Manne angehören, als nur Ihnen! Gedenken Sie daran, wenn Sie jemals an mir zweifeln sollten.

Wie könnte ich an Dir jemals zweifeln, Camilla? fragte Johann zärtlich. Wer zweifeln kann, der liebt nicht, und ich, Camilla, ich liebe Dich! Du weißt es, und ich habe es Dir bewiesen. Bist Du nicht die holde Mitwisserin und Theilnehmerin unserer ganzen Verschwörung? Habe ich Dir nicht alle meine Papiere anvertraut, Papiere, die so wichtig und gefährlich für mich sind, daß sie zu meinem Verderben gereichen würden, wenn der Kaiser sie sähe. Geliebte, habe ich sie Dir nicht ohne Scheu anvertraut?

Ja, Sie thaten es, flüsterte Camilla leise, ihr todesbleiches Angesicht auf die Schulter Johanns lehnend. Aber ich beschwöre Sie bei meiner Liebe, bei Allem, was Ihnen heilig ist, seien Sie vorsichtig,

schenken Sie Ihr Vertrauen nur Denen, welche Sie lange erprüft und als treu befunden haben, mißtrauen Sie lieber Allen, denn unter der Maske des Freundes birgt sich oft eines Verräthers Angesicht.

Jetzt bin ich so weit gegangen, daß selbst ein Verräther mir nicht mehr gefährlich werden kann, rief Johann freudig laut. Die Entscheidung ist da, und alles Schwanken, alles Zaudern und Ueberlegen ist von mir abgefallen. Schon fliegen meine Boten nach Tyrol und mahnen zum Aufstand, und künden den Getreuen, daß ich komme, um mit ihnen zu kämpfen für Tyrols Freiheit! Endlich werde ich meinen Namen rein waschen von der Schande, und den Schwur einlösen, welchen ich den Tyrolern geleistet: nicht eher zu ruhen und zu rasten, bis ich Tyrol befreit, bis ich ihm seine alte Verfassung, seine alten Gerechtsame wieder erobert. Oh, Geliebte, wie frei meine Brust ist, nun da die Last endlich von ihr abgefallen, da ich kein Ehrloser, kein Wortbrüchiger mehr bin!

Und weiß der Kaiser von Ihren Plänen, billigt er sie?

Wenn er sie wüßte, würde er sie sicherlich nicht billigen, schon weil sie von mir ausgehen, weil sie den Staub der Schmach von meiner gedemüthigten Stirn fortwischen sollen. Nein, der Kaiser weiß nichts von meinen Plänen, und erst die Siegesboten, die aus Tyrol zu ihm herfliegen, sollen ihm sagen, daß es sein Bruder Johann gewesen, der auf der alten Burg Tyrol die Fahne der Freiheit wieder aufgepflanzt. Dann wird er aus der Noth eine Tugend machen, dann wird er anerkennen, was er nicht mehr zu ändern vermag.

Und wenn er es nicht thut? fragte Camilla rasch. Wenn er Tyrol abermals verleugnet und aufgiebt?

Wenn er das thut, sagte Johann ernst und drohend, wenn er Tyrol verleugnet, so wird Tyrol auch ihn verleugnen. Nicht um dem Kaiser eine Provinz wieder zu erobern, kämpfe ich, sondern um Tyrol von der Knechtschaft zu befreien, um das Fremdjoch von den Schultern der hochherzigen treuen Tyroler abzuwälzen. Will der Kaiser das nicht anerkennen, will er, auch dann, wenn wir die Fremden verjagt haben, uns keine Hülfe, keine Unterstützung senden, so wird die Grafschaft Tyrol sich selbst vertrauen, und zum zweiten Male wird in Innsbruck ein Oberstatthalter von Tyrol residiren. Dieser Oberstatt-

halter werde ich sein, und ich werde die freie gefürstete Grafschaft Tyrol vertheidigen mit aller Kraft, mit allen Mitteln, die mir zu Gebote stehen.

Oh, rief Camilla angstvoll, erinnern Sie sich, daß der erste Oberstatthalter von Tyrol, der edle Andreas Hofer, mit seinem Haupte die kurze Freiheit Tyrols bezahlen mußte.

Ich erinnere mich dessen, Geliebte. Andreas Hofer starb als Märtyrer und als Held, und Oesterreich hat die Schuld noch nicht gesühnt, welche das fallende Haupt des Märtyrers auf uns gewälzt. Ich will Tyrol befreien, und dann wird Andreas Hofer aus seinem Grabe die Hand erheben, den Segen über mich sprechen und Oesterreich verzeihen.

Oh Gott, Gott, gieb, daß er die Wahrheit spricht, rief Camilla, ihre Arme zum Himmel erhebend, laß ihn glücklich sein edles Werk vollenden, beschütze ihn, und segne sein herrliches Wollen mit dem herrlichsten Vollbringen!

Gott wird Dein Gebet erhören, Camilla, rief Johann freudig. Jetzt zweifle ich nicht mehr, Dein Segen und Dein Gebet geben meinem Werke den Sieg. Nun lebe wohl, Geliebte, ich muß jetzt fort, Vieles bleibt mir noch zu thun und anzuordnen, und sobald die Nacht herein bricht, reise ich ab.

Oh bleibe, mein Geliebter, bleibe, rief Camilla außer sich, Alles vergessend. Reise nicht, verlasse Wien nicht, entsage Deinen gefährlichen Plänen, strebe nicht einem Ziel nach, das unerreichbar ist, und das nur statt des Lorbeerkranzes Dir eine Dornenkrone geben wird. Bleibe, mein Geliebter, gehe nicht nach Tyrol. Sieh, auf meinen Knieen beschwöre ich Dich, entsage Deinem Plan, denn er wird Dich in's Verderben stoßen, er wird Dein edles Haupt bedrohen.

Außer sich, das Antlitz von Thränen überfluthet, war Camilla vor ihm niedergesunken, und die gefaltenen Hände zu ihm erhebend, blickte sie mit dem Ausdruck angstvoller Liebe zu ihm auf.

Johann beugte sich nieder, um sie aufzurichten, aber sie wehrte ihn zurück.

Laß mich zu Deinen Füßen, rief sie flehend, laß mich auf meinen

Knieen vor Dir liegen, und zu Dir flehen: Gehe nicht nach Tyrol! Bleibe hier in Wien!

Ich kann nicht, Geliebte, und könnte ich es, so wollte ich es doch nicht, sagte Johann ernst. Tyrol erwartet mich, alle meine Freunde sind bereit die Waffen zu nehmen, sie vertrauen mir, sie warten auf meinen Ruf, und bei Gott, sie sollen sich nicht getäuscht sehen, nicht vergeblich auf mich gewartet haben! Sei gefaßt und ruhig, meine Camilla, laß diese bittersüße Stunde des Abschieds Deinen Geist, der sonst so kühn und stark ist, nicht verwirren. Zeige mir, daß Du mein starkes kühnes Mädchen bist, Eins mit mir im Hoffen und Wünschen, im Wollen und Vollbringen! Stehe auf, Camilla, es ziemt meiner künftigen Gemahlin nicht, vor irgend einem Menschen auf den Knieen zu liegen. Stehe auf und stelle Dich an meine Seite, denn da ist Dein Platz, da sollst Du, wenn ich heimkehre aus Tyrol, immer stehen, und die ganze Welt will ich zwingen, Dein geheiligtes Recht auf diesen Platz anzuerkennen!

Und wenn Du nicht heimkehrst? fragte sie, sich von ihren Knieen erhebend. Wenn das Glück Deine Pläne nicht begünstigt, wenn der Kaiser sie vereitelt, wenn Verräther, feige hinterlistige Verräther —

Ein starkes Klopfen an der Thür des Salons unterbrach sie, und in der heftig geöffneten Thür erschien Roschmann.

Ohne seine Tochter anzuschauen, mit ruhigem, lächelndem Gesicht näherte er sich dem Erzherzog. Verzeihung, Hoheit, sagte er, daß ich ohne Erlaubniß einzutreten wage. Ich war eben im Begriff mich in das Palais Eurer Hoheit zu begeben, als ich von meinem Diener erfuhr, daß Ew. Hoheit meine Tochter mit Ihrem Besuch beehrten, und so wagte ich es denn hierher zu kommen, um meinen Rapport abzustatten, und Ihre Befehle zu empfangen.

Giebt es denn etwas Neues? fragte Johann lebhaft. Sind Nachrichten oder Botschaften gekommen?

Zu Befehl, Hoheit. Herr Thomson, der neu angekommene englische Agent, möchte Ew. Hoheit seine Briefe vom Grafen Münster überreichen, außerdem ist so eben ein Bote vom Commandanten Eisenstecken eingetroffen. Er soll nur fragen, ob Ew. Hoheit wirklich heute

Nacht abreisen werden, und dann sogleich seinen Rückweg antreten, um die Freudenbotschaft nach Tyrol zu bringen.

Ja, ich reise diese Nacht ab, rief Johann. Sagen Sie dem Boten, er soll mir das treue geliebte Tyrol grüßen, und soll ihm sagen, daß ich komme, es zu befreien, oder mit ihm zu sterben! Sagen Sie das Ihrem Boten, und den Engländer führen Sie sogleich zu mir. Ich eile nach Hause, und in einer halben Stunde erwarte ich Sie dort mit dem Engländer. Vieles haben wir noch zu besprechen, und zu ordnen, und die Zeit ist kurz. Leben Sie also wohl, Camilla, leben Sie wohl und beten Sie für uns.

Er reichte ihr seine beiden Hände dar, und sah zärtlich und lächelnd in ihr bleiches Angesicht. Sie legte langsam und zögernd ihre kalten Hände in die seinen, und vor seinen innigen Blicken schlug sie wie erschrocken die Augen nieder.

Roschmann, sagte Johann, sein Haupt halb zu ihm wendend, und doch die Blicke immer nur auf Camilla gerichtet, erlaubt Ihre Vaterstrenge, daß ich zum Abschied mir von Camilla einen Kuß erbitten darf?

Ich denke, sie wird glücklich sein, ihn zu empfangen, sagte Roschmann lächelnd.

Und Sie, Camilla, gewähren Sie mir diesen letzten Wunsch?

Sie hob ihre Augen langsam zu ihm empor, und ein Strahl unaussprechlicher Liebe blitzte aus diesen Augen ihm entgegen. Dann neigte sie ihr Haupt ihm entgegen, und er drückte seine Lippen lange und innig auf ihre reine weiße Stirn.

Leben Sie wohl, Camilla, sagte er innig. Auf frohes, glückliches Wiedersehen!

Sie murmelte einige leise, unverständliche Worte, und über ihre todesbleichen Wangen rannen langsam, wie Perlen, ein paar Thränen nieder.

Johann schaute sie an mit einem langen innigen Blick, dann wandte er sich hastig ab.

Kommen Sie, Roschmann, sagte er, lassen Sie uns gehen. Sagen Sie Ihrem Boten Bescheid und dann kommen Sie sogleich zu mir!

Hastig, ohne nur einmal noch umzuschauen nach Camilla, verließ der Erzherzog das Gemach, und eilte in den Salon. Roschmann folgte

ihm, und wie er an Camilla vorüberging, die bleich und schwankend sich auf einen Sessel stützte, warf er auf sie einen spöttischen, triumphirenden Blick, und flüsterte leise: Verrätherin!

Camilla achtete nicht darauf, sie stand und starrte mit weit aufgerissenen Augen der enteilenden Gestalt des Erzherzogs nach, ihre Lippen öffneten sich wie zu einem Schrei, sie streckte die Arme nach ihm aus, sie — da öffnete er drüben die Thür des Salons und schritt hinaus, ihr Vater folgte ihm, und drückte die Thür zu.

Camilla's Arme sanken kraftlos herab, ihr Haupt fiel matt auf ihre Brust, und trostlos murmelte sie immer und immer wieder: Er ist fort! Er ist fort. Ich werde ihn niemals wiedersehen!

So stand sie lange unbeweglich wie in dumpfer Betäubung da, bis das Rollen eines Wagens dicht unter ihrem Fenster sie emporschrecken machte. Sie stürzte ans Fenster, und schaute hinab. Da, die Straße hinunter rollte der Wagen des Erzherzogs. Das Leder war heruntergeschlagen, und in dem halboffenen Wagen sah sie seine schlanke, stolz aufgerichtete Gestalt, sein Haupt mit dem wallenden Federhut, sah sie, wie er freundlich nach allen Seiten hin grüßte und nickte.

Jetzt bog der Wagen um die Straßenecke, jetzt sah sie ihn nicht mehr!

Camilla stieß einen Schrei aus, und auf ihre Kniee niederstürzend, rief sie: Gott, mein Gott, Du, der Du meine Leiden, meinen Jammer siehst, erbarme Dich, zeige mir ein Mittel ihn zu retten, ihn zu warnen. Meine Zunge ist gebunden, und darf nicht sprechen. Du aber, Gott, Du darfst sprechen! Flüstere in mein gequältes Herz den Namen irgend eines Menschen, der ihn warnen, der ihn retten kann! Nenne mir den Mann, der im Stande ist, ihn vor Gefangenschaft und Schmach zu bewahren, ihn —

Sie verstummte plötzlich, und wie ein heller Blitz fuhr es über ihr Angesicht hin, ihre Augen öffneten sich weit, als schauten sie aufmerksam nach einem fernen Ziel hin, ihre Mienen nahmen einen gespannten, lauschenden Ausdruck an, als horche sie auf die Stimmen, die in ihrem Herzen flüsterten. Dann sprang sie auf, und es flog wie ein Lächeln über ihr zermartertes Gesicht hin.

Ja, zu ihm muß ich gehen, rief sie, er allein kann ihn retten! Ich danke Dir, mein Gott, ich danke Dir, Du hast ihn mir genannt, den Namen seines Erretters.

Sie eilte wieder zum Fenster hin, und schaute unverwandt hinab. Der Erzherzog sagte, mein Vater solle in einer halben Stunde mit dem Engländer zu ihm kommen, flüsterte sie. Er muß also bald gehen, denn er wird sich bestreben, die Befehle Johanns pünktlich zu erfüllen, um keinen Verdacht zu erregen, und — da, da geht er, rief sie jetzt laut, da schreitet er stolzen, sicheren Schrittes die Straße hinab, und die Steine, die sein Fuß berührt, wanken nicht zurück und schreien: er ist ein Verräther! und die Leute, die ihm begegnen und ihn so freundlich grüßen, sie sehen nicht das Kainszeichen auf seiner Stirn, und fliehen nicht vor ihm, vor dem Verräther! Jedermann ehrt ihn, und achtet ihn, und ich, seine Tochter allein, ich muß ihn verrathen, ich allein weiß, daß er ein Verräther ist! — Aber ich will versuchen, sein Verbrechen zu verhindern, das Unheil abzuwenden! — Er ist fort, und wird nicht sobald zurückkehren. Jetzt also kann auch ich fort! Fort zum Polizei-Präsidenten Hager.

---

## IV.

## Die Warnung.

Der Polizei-Präsident von Hager hatte so eben eine lange Unterredung mit dreien seiner geschicktesten Agenten gehabt, und als er sie jetzt entließ, sagte er zu ihnen mit ernster gewichtiger Miene: eilen Sie also! In einer Stunde müssen die drei verschlossenen Kutschen bereit sein. In jeder derselben sitzt Einer von Ihnen. Sie halten ruhig vor meiner Thür, bis ich meinen Wagen besteige, dann fahren Sie langsam hinter mir her, und halten vor dem Hause still, vor welchem ich still halte, und aussteige. Sobald ich ausgestiegen und

in das Haus gegangen bin, lassen Sie Niemand mehr hinaus, und verhaften Sie Jeden, der hinein will! —

Jetzt, da er allein war, ging der Polizei=Präsident, die Hände auf dem Rücken gefaltet, langsam in seinem Kabinet auf und ab, und düstere Falten lagerten auf seiner Stirn.

Es ist eine unangenehme Geschichte, brummte er vor sich hin, ich wollt' ich hätte nichts zu thun damit! Erst ist so lange gehetzt, und versprochen, bis die gutmüthigen dummen Tyroler dem Ding Glauben schenkten, und auf's Neue zu hoffen, und auf's Neue zu wühlen und zu verschwören begannen. Ich selbst, verzeih' mir's Gott, ich, der Polizei=Präsident, mußte im Namen des Kaisers mit den Tyrolern und ihrem Agitator, dem Hormayr, verkehren, und sie ermahnen, sich bereit zu halten zum Befreiungskampf. Das kommt aber davon, wenn man mit so exaltirten, schwärmerischen Köpfen sich einläßt, wie der Hormayr einer ist. Sie überstürzen Alles. Statt die Tyroler langsam vorzubereiten, hat er sie revoltirt, statt sie im Namen des Kaisers auf eine mögliche baldige Befreiung hoffen zu lassen, hat er ganz Tyrol in einen offenen Revolutionskrater verwandelt, den Erzherzog Johann mit seiner unglücklichen Freiheitsschwärmerei selber in die schlimme Sache verwickelt, und uns da eine Geschichte bereitet, die ganz Oesterreich in's Verderben gebracht hätte, wenn nicht zum Glück das Gewissen eines der Verschwornen erwacht wäre, wenn der gute, pflichtgetreue Roschmann nicht vor der Gefahr gewarnt hätte! Aber die Gefahr ist groß, und sie wird den Revolutionshäuptlingen, dem Hormayr und Schneider, dem Eisenstecken und Wintersteller, und noch vielen Andern theuer zu stehen kommen. Nun meinetwegen, sie haben's verschuldet, mögen sie also auch ihre Strafe tragen. Ich bin nur froh, daß der Erzherzog mit seiner Person nicht hineingezogen wird in die unangenehme Affaire, und daß er heute Abend nicht persönlich dabei betheiligt ist.

Er schwieg und ging düster sinnend auf und ab. Ja, wahrlich, sagte er dann nach einer langen Pause, es ist mir lieb, daß der Erzherzog Johann nicht auch dabei ist. Er ist ein edler, hochherziger Mann, den man wenigstens achten und hochhalten muß, wenn man ihn auch nicht lieben, und seine Ansichten nicht billigen darf. Es ist

ihm viel Unrecht geschehn, und — Nun, was giebt's? Warum kommst Du herein, Anton?

Gnädigster Herr, meldete der Diener, es steht da draußen eine Dame, welche durchaus verlangt, den Herrn Polizei-Präsidenten zu sprechen.

Habe ich Dir nicht gesagt, Dummkopf, daß ich heute Abend Niemand mehr sprechen will?

Verzeihung, gnädigster Herr, aber die Dame sagte, sie habe dem nädigen Herrn ein sehr wichtiges Geheimniß anzuvertrauen, und Sie würden es mir niemals verzeihen, wenn ich sie nicht sofort dem Herrn Polizei-Präsidenten anmeldete, denn das größte Unglück könne daraus entstehen.

Und Du Narr ließest Dich von solcher Drohung in's Bockshorn jagen? fragte Herr von Hager lachend. Nun, Deine Schöne versteht es, sich Eingang bei der Polizei zu erzwingen. Wie heißt sie denn?

Das wollte sie mir durchaus nicht sagen.

Seltsam! Wie schaut sie denn aus? Ist sie gut gekleidet, jung und hübsch?

Sie ist ganz in schwarze Seide gekleidet, ob sie aber jung und hübsch ist, weiß ich nicht, denn sie hat einen schwarzen Schleier über ihr Gesicht gezogen, daß man nichts davon sehen kann.

Gott behüte, das wird ja ganz schauerlich, lachte der Präsident. Nun, wir werden ja sehen, was dahinter steckt! Laß Deine schwarze Frau eintreten.

Der Diener riß die Thür auf, und mit triumphirendem Ton rief er: treten Sie ein, Madame! Der Herr Polizei-Präsident erwartet Sie!

Man hörte das Rauschen eines seidenen Gewandes, und auf der Schwelle der Thür erschien eine hohe weibliche Gestalt.

Treten Sie ein, Madame, sagte der Polizei-Präsident von Hager, und Du, Anton, schließe die Thüren, und laß Niemand zu mir eintreten, so lange die Dame hier ist.

Und jetzt, Madame, wandte sich Herr von Hager an die verhüllte Dame, jetzt sind wir allein, und unbelauscht. Haben Sie also die Güte sich zu entschleiern und mir Ihren Namen zu nennen!

Wozu, mein Herr? fragte eine jugendliche zitternde Stimme unter dem dichten Schleier hervor. Was nützt es Ihnen, meinen Namen zu wissen, und ein Ihnen fremdes Antlitz zu schauen?

Es nützt mir so viel, Madame, daß ich vielleicht Ihnen glaube, wenn ich weiß wer Sie sind und ich auf Ihrem Gesichte lesen kann, während ich einer Fremden, einer namenlosen Unbekannten sicherlich nicht glauben werde, selbst wenn sie mir die fürchterlichsten Geheimnisse anvertraut.

Sie werden mir dennoch glauben, Herr Polizei-Präsident, sagte die Verhüllte, indem sie mit elastischem Schritt dicht zu Herrn von Hager hinschritt. Ja, Sie werden mir dennoch glauben, denn ich werde Ihnen Thatsachen mittheilen, deren Wahrheit Niemand besser kennt als Sie.

Nun, ich bin begierig, sagte Herr von Hager, indem er versuchte, mit seinen scharfen durchbohrenden Blicken das verhüllte Antlitz zu erspähen. Aber der Schleier war so dicht und faltig, daß sein Bemühen vergeblich war, und nur ein Paar dunkle glühende Augen sah er zwischen dem schwarzen Crepp hindurch blitzen, und jetzt kam aus dem weiten verhüllenden Seidenmantel eine zarte weiße Hand hervor, und legte sich auf seinen Arm.

Hören Sie, mein Herr, flüsterte die Verhüllte, ich will Ihnen Ihr Geheimniß sagen, dann werden Sie mir glauben. —

Sie neigte sich dichter an sein Ohr, und flüsterte: in einer Stunde wollen Sie die Häupter des projectirten Tyroler Aufstandes verhaften.

Herr von Hager stutzte, und schaute die geheimnißvolle Fremde verwundert an. Ich weiß nichts von einem projectirten Tyroler Aufstand, sagte er dann nach einer Pause.

Sie wissen davon, rief sie dringend. Sie wissen, daß sich diese Verschworenen heute Abend um neun Uhr im Hause des Herrn von Hormayr versammeln. Sie werden sich mit drei Kutschen gleichfalls dorthin begeben, werden die Herren arretiren und in jede der Kutschen einen derselben, neben einem Ihrer Agenten, einsteigen, und zwei von ihnen sofort auf eine Festung bringen lassen, der dritte aber bleibt in Wien, und ist nur zum Schein Gefangener

Wissen Sie auch wie die beiden Herren heißen, die ich arretiren lasse?

Sie heißen Herr von Hormayr, und Kreishauptmann Schneider.

Und derjenige, der nur zum Schein verhaftet wird, wie heißt der?

Sie schwieg einen Augenblick, und schwere Seufzer hoben ihren Busen. Er heißt, sagte sie nach einer Pause, mit kurzem, keuchendem Athem, er heißt Kreishauptmann von Roschmann. — Nun, mein Herr, glauben Sie mir jetzt?

Ja, sagte Herr von Hager ernst, ich glaube Ihnen. Sprechen Sie, Madame, was wollen Sie mir mittheilen.

Ich will Sie beschwören, mein Herr, rief sie dringend und heftig, beschwören bei Allem was Ihnen lieb und theuer ist: retten Sie den Erzherzog Johann!

Den Erzherzog Johann? fragte Herr von Hager erstaunt. Bedroht ihn denn Gefahr?

Ihn bedroht die Gefahr, gleich seinen Freunden von Ihnen verhaftet zu werden.

Das ist nicht wahr, rief der Polizei-Präsident entsetzt.

Es ist wahr, sagte sie fest. Haben Sie nicht Befehl, Alle zu verhaften, welche Sie bei Herrn Hormayr finden?

Ja, Alle! Aber es wird Niemand da sein, außer den drei Herren.

Sie irren. Der Erzherzog Johann wird dort sein. Man hat es Ihnen verschwiegen, vielleicht sogar weiß es der Kaiser selber nicht. Aber Herr von Roschmann weiß es, er selber hat den Erzherzog beschworen, zu dieser letzten geheimen Zusammenkunft zu kommen, bevor —

Nun, — bevor?

Bevor der Erzherzog nach Tyrol abreist!

Wie? Er wollte nach Tyrol? Ohne Befehl des Kaisers?

Ja, ohne Befehl, und vielleicht beredete man ihn, dieser Zusammenkunft beizuwohnen, um zu verhindern, daß der Erzherzog nicht früher abreiste, oder um den Kaiser zu zwingen, daß er auch seinen Bruder wie dessen Freunde straft.

Sie haben Recht, das kann der Grund sein, sagte Herr von Hager sinnend. Die Feinde des Erzherzogs sind mächtig und sie werden dies Mal Alles daran setzen, ihn zu vernichten.

Verhindern Sie es, oh, mein Herr, ich beschwöre Sie, verhindern Sie es, flehte sie angstvoll.

Aber wie? Was kann ich thun?

Eilen sie zu dem Erzherzog! Theilen Sie ihm mit, was heute Abend geschehen soll.

Das ist unmöglich, das ist wider meine Amtsehre!

Nun, so warnen Sie ihn mindestens! Verhüten Sie auf irgend eine Art, daß der Erzherzog heute Abend zur Versammlung geht, verhindern Sie es mit List oder Gewalt. Oh, mein Herr, ich beschwöre Sie, eilen Sie, den Erzherzog, ja, sich selber zu retten! Bedenken Sie, welch ein dunkler Schatten auf Ihren eigenen Namen und Charakter fallen würde, wenn Sie das Werkzeug wären, welches den edlen, den geliebten, von ganz Oesterreich angebeteten Erzherzog seiner Freiheit, seines Ansehens beraubte, bedenken Sie, daß ganz Tyrol Ihnen fluchen, daß ganz Deutschland Sie verdammen würde. Denn Tyrol betet den Erzherzog an als seinen Erlöser und Helden, und Deutschland weiß, daß Johann an diesem Hofe der einzige Mann ist, der Einzige, der den Muth hat, der französischen Partei zu trotzen, und selbst dem Grafen Metternich feindlich in den Weg zu treten. Oh, bedenken Sie dieses Alles, ich beschwöre Sie, und eilen Sie den Erzherzog zu retten!

Der Polizei-Präsident antwortete nicht sogleich, sondern ging langsam, gesenkten Hauptes im Zimmer auf und ab. Dann blieb er vor der Verhüllten stehen, und nickte ihr mit einem freundlichen Lächeln zu.

Sie haben Recht, sagte er, es würde ein dunkler Schatten auf meinen Namen fallen, wenn ich den Erzherzog Johann verhaftete, und doch würde ich nur meiner Amtspflicht gehorchen, und mein Gewissen wäre von keiner Schuld belastet. Ich hätte mindestens keinen Verrath geübt, sondern als der treue Diener des Kaisers, meines Herrn, gehandelt. Wenn Sie aber glauben, daß die Welt schon auf mich einen Stein werfen könnte, blos wenn ich meine Schuldigkeit thue, was wird sie denn sagen von Denen, welche den Erzherzog angeschuldigt und verrathen haben? Was wird sie sagen von Dem, welcher alle seine Geheimnisse, alle Pläne des Erzherzogs kannte, und sie alle verrieth und dem Kaiser hinterbrachte? Sie antworten mir nicht? Wissen Sie vielleicht

nicht, von wem ich spreche? Nun wohl, ich spreche von Anton von Roschmann, dem falschen Freund, dem treulosen Verräther, dem Judas Ischarioth, der seinen Herrn küßt, während er ihn verräth, dem heuchlerischen Patrioten, der —

Halten Sie ein, rief sie mit durchdringendem Schmerzensschrei. Er ist ein Verräther, möge Gott ihn strafen! Denken Sie nicht an ihn, sondern nur an die Rettung des Erzherzogs!

Es ist so, wie ich mir dachte, murmelte Herr von Hager in sich hinein, dann sagte er laut: nun wohl, ich will es versuchen! Ich will den Erzherzog warnen! Es gelüstet mich nicht nach dem traurigen Ruhm, einen kaiserlichen Prinzen verhaftet zu haben, ich will thun, was ich vermag, um diesen Ruhm zu vermeiden, und deshalb will ich sogleich zu ihm fahren.

Die Verhüllte stieß einen Freudenschrei aus, und ehe Herr von Hager es hindern konnte, hatte sie seine Hand ergriffen, und preßte sie an ihre Lippen, deren Gluth er trotz des Schleiers empfand.

Was thun Sie, Madame, rief er seine Hand zurückziehend, Sie —

Ich küsse die Hand meines Erlösers, meines Erretters, rief sie, ich rufe den Segen des Himmels auf den Mann herab, der den Erzherzog befreien und erretten will. Gott wird es Ihnen lohnen, mein Herr, und ich werde täglich zu ihm beten für Ihr Glück. Leben Sie wohl, die Zeit drängt! Sie müssen eilen!

Ja, Sie haben Recht, es ist schon acht Uhr, und ich habe also nurn och eine Stunde Zeit. Gehen Sie also, Madame, und haben Sie meinen Dank für Ihre Warnung und das warme Interesse, das Sie in dieser traurigen Angelegenheit nehmen. Ich weiß nicht, welche Gründe Sie dazu getrieben —

Oh, unterbrach sie ihn, glauben Sie mir, mein Herr, daß diese Gründe der reinsten und uneigennützigsten Art sind. Ich will nichts als den edlen Erzherzog Johann aus der Gefahr erretten, die ihn bedroht, nichts als ihm seine Freiheit bewahren!

Und darf ich dem Erzherzog Johann sagen, daß es eine Dame ist, welche ihn warnen läßt?

Nein, oh, nein! Wenn Sie wirklich meinen, daß meine Warnung eines Lohnes werth ist, so lohnen Sie es mir dadurch, daß

Sie zu keinem Menschen auf der Welt meiner erwähnen, weder zu dem Erzherzog noch zu Herrn von Roschmann, noch zu irgend Jemand sonst. Und jetzt, mein Herr, erlauben Sie mir zu gehen!

Sie hüllte sich dichter in ihren Mantel, und eilte nach der Thür hin.

Einen Augenblick, Madame, rief Herr von Hager, als sie eben die Hand auf den Griff der Thür legte, um sie zu öffnen. Wenn Sie wirklich wünschen von Niemand gesehen zu werden, so wäre es vielleicht besser, Sie gingen nicht dort hinaus. Ich vermuthe, daß meine Agenten jetzt schon im Vorsaal versammelt sind, außerdem wird auch Herr von Roschmann da sein.

Herr von Roschmann, rief sie entsetzt, indem sie hastig von der Thür zurückwich. Nein, ihm möchte ich nicht begegnen, ihm nicht!

Nun, so bitte ich, kommen Sie hierher, sagte Herr von Hager, indem er an die entgegensetzte Seite der Wand trat, und dort eine kleine Tapetenthür aufdrückte. Gehen Sie hier hinaus. Die kleine Treppe führt Sie hinab zu der Seitenthür des Hauses, und so sind Sie sicher, Niemanden zu begegnen.

Ich danke Ihnen, mein Herr, ich danke Ihnen, und aller Segen Gottes über Sie, wenn Sie den Erzherzog erretten, rief sie, indem sie durch die Thür schlüpfte und auf den kleinen Corridor hinaustrat.

Herr von Hager schaute ihr nach, bis die dunkle Gestalt auf der kleinen Treppe verschwunden war, dann trat er zurück und drückte leise die Thür wieder hinter sich zu.

Keine Frage, sagte er, lebhaft mit dem Kopfe nickend, es ist das Fräulein von Roschmann! Ich bin davon überzeugt. Meine Agenten berichten mir, daß der Erzherzog sehr häufig ihr seinen Besuch macht, und stundenlang bei ihr bleibt. Sie liebt ihn, das sah man wohl an der glühenden Art, mit welcher sie von ihm sprach, — sie kennt die Geheimnisse ihres Vaters, und will den Erzherzog erretten, das ist klar! Nun ich werde sie ihrem Vater nicht verrathen, darauf kann sie rechnen. Aber jetzt ist es die höchste Zeit!

Er nahm die Handklingel und schellte. Sind die Agenten schon da? fragte er den eintretenden Diener.

Ja, gnädigster Herr, sie sind da.

Trimmer soll hier herein kommen, schnell!

Nach einer Minute öffnete sich die Thür, und ein kleiner magerer Mann mit lächelndem Angesicht, und listig schielenden Augen erschien auf. der Schwelle der Thür.

Trimmer, sagte der Polizei=Präsident, ich will Ihnen heute einen Beweis meines besondern Vertrauens geben. Ich hoffe, Sie werden sich dessen würdig machen.

Ich werde für Ew. Excellenz und in Ihrem Dienst mit Freuden sterben, wenn es darauf ankommt, rief Trimmer feierlich.

Nun, so ungeheuerliche Dinge begehre ich nicht, sagte Herr von Hager lächelnd. Es kommt nur darauf an, Jemanden zu verhindern, den Weg zu gehen, den er gehen will. Wissen Sie ein Mittel Jemanden auf der Straße vielleicht eine halbe Stunde aufzuhalten?

Wenn er zu Fuß geht, zwanzig Mittel, wenn er reitet oder fährt, zehn unfehlbare.

Nun, das genügt. Kommen Sie also! Wir werden ja sehen ob er geht, reitet, oder fährt. Die Hauptsache ist, daß Sie die Person, welche wir aufhalten wollen, weder selbst zu erkennen scheinen, noch zu irgend Jemand ihren Namen nennen.

Ich bin verschwiegen wie das Grab, gnädiger Herr!

Ich .weiß es, und ich werde Ihnen Ihre Verschwiegenheit, wenn sie sich sechs Monate bewährt hat, mit einer Gehaltszulage und einer Beförderung lohnen. Kommen Sie, Sie fahren mit mir in meinem Wagen!

---

## V.

## Vergebliche Warnung.

Zehn Minuten später hielt der Wagen des Polizei=Präsidenten von Hager unweit des vom Erzherzog Johann bewohnten Palais an. Herr von Hager, gefolgt von Trimmer, verließ den Wagen, und ging eiligen leisen Schrittes dem Palais zu. — Vor demselben hielt eine

Equipage, ein kleiner dicht geschlossener Kaleschwagen, mit zwei Rappen bespannt, die unruhig ihre Köpfe hoben und senkten, und mit den Hufen auf dem Steinpflaster scharrten, während der Kutscher in vollkommenster Ruhe schlaftrunken auf dem Bock hin- und herschwankte.

Sehen Sie zu, ob Sie die Equipage kennen? flüsterte Herr von Hager.

Trimmer schlich sich zu dem Wagen hin, und kehrte nach kurzem Beschauen zu seinem Herrn zurück. Es ist die Reise-Equipage des Herrn Erzherzogs Johann, sagte er leise.

Die Reise-Equipage, murmelte der Polizei-Präsident in sich hinein. Ach, ich begreife! Er will erst zu der Zusammenkunft fahren, und von dort unmittelbar gleich seine Reise antreten. Es ist nöthig, daß ich das erfahre, und darum ist es besser, daß ich zum Erzherzog hinauf gehe. — Trimmer, sagte er dann lauter, jetzt werden Sie wahrscheinlich eins Ihrer zehn Mittel zur Anwendung bringen können. Merken Sie wohl auf! Sie bleiben hier unten und machen sich mit dem Kutscher und den Pferden zu thun. Ich gehe da hinauf! Wenn ich mit einem Herrn, den Sie nicht kennen, und niemals kennen werden, wieder hinab komme, so merken Sie auf das, was ich sage. Ich werde hier in der Hausthür stehen bleiben, und laut fragen: „Sie wollen es durchaus, gnädiger Herr?“ Sobald Sie das gehört haben, treffen Sie Ihre Vorkehrungen, denn es gilt dann, jenen Herrn auf eine Stunde zu verhindern, den Weg zu fahren, den er fahren will. Ich werde ihn dann zu seinem Wagen geleiten, und sobald er eingestiegen ist —

Sobald er eingestiegen ist, fährt er ab, sagte Trimmer mit einem vergnügten Grinsen, aber bis er ankommt, mag wohl eine Stunde und drüber vergehen!

Nun denn aufgepaßt, Trimmer!

Der Polizei-Präsident nickte seinem Agenten gnädig zu, trat in das Palais ein, und schritt durch das breite Vestibule nach der Loge des Portiers hin.

Der Herr Erzherzog hat mich herbeschieden, sagte er dem Portier zunickend, und ging mit vollkommener Ruhe die mit Teppichen belegte Treppe hinauf. Droben im ersten Vorzimmer trat ihm der Kammer-

diener des Erzherzogs entgegen, und da er den Polizei-Präsidenten in seiner Staatsuniform erkannte, malte sich ein ängstliches Erstaunen auf seinem Gesicht.

Verzeihen Sie, gnädiger Herr, bemerkte er schüchtern, aber Se. Hoheit sind im Begriff auszufahren, und haben daher befohlen, Niemand mehr vorzulassen.

Dieser Befehl gilt nicht für mich, sagte Herr von Hager vorwärts schreitend, im Gegentheil, Se. Hoheit haben mich gerade um diese Stunde herbefohlen, da sie mir noch einige Aufträge ertheilen wollen. Se. Hoheit ist doch in seinem Kabinet, nicht wahr?

Ja, erlauben der Herr Polizei-Präsident nur, daß ich Sie Sr. Hoheit melde!

Ist nicht nöthig, sagte Herr von Hager, indem er den Kammerdiener von der Thür des zweiten Vorsaals, durch welche er eben an ihm vorbei schlüpfen wollte, zurückdrängte, und selbst zuerst durch dieselbe dahinschritt. Sie hören ja, der Erzherzog erwartet mich, und ich habe zum Antichambriren keine Zeit. Jetzt, mein Lieber, gehen Sie, öffnen Sie da die Thür zu dem Kabinet des Erzherzogs, und rufen Sie meinen Namen hinein. Das ist Alles, was Sie zu thun nöthig haben.

Sie standen jetzt dicht vor dieser Thür, und indem der Kammerdiener sie jetzt weit aufriß, rief er mit lauter Stimme: Der Herr Polizei-Präsident von Hager!

Wie? rief eine Stimme innerhalb des Kabinets, der Polizei-Präsident —

Ich selbst, Ew. Kaiserlichen Hoheit zu Befehl, sagte Herr von Hager, indem er in das Kabinet trat, und sich tief verneigte. Ich bitte Ew. Hoheit um fünf Minuten Audienz!

Der Erzherzog winkte dem Kammerdiener hinauszugehen, und als dieser die Thür geschlossen, wandte er sich mit vollkommener Ruhe an den Polizei-Präsidenten.

Sie sind in voller Uniform, fragte er, Sie kommen also im Dienst zu mir?

Nein, ich bitte vielmehr Ew. Hoheit zu glauben, daß ich nicht im Dienst hierher komme, sondern aus freiem Antrieb, und lediglich

dazu bewogen durch die tiefe Verehrung und Bewunderung, die ich für Ew. Hoheit empfinde.

Ein leises spöttisches Lächeln umspielte die Lippen des Erzherzogs. Ich weiß, daß Sie mich lieben, sagte er, Sie beweisen es mir ja täglich, indem Sie mich niemals unbewacht, niemals ohne Aufsicht lassen, sondern mich überall mit Ihren Getreuen umgeben, die mich vor jedem Fehltritt behüten, und sorgsam jeden meiner Schritte beschützen sollen.

Oh, gnädiger Herr, jetzt nur keinen Spott; glauben Sie mir nur, daß ich es ehrlich meine, daß ich als redlicher Mann zu Ihnen komme, um Sie zu warnen.

Mich zu warnen? fragte Johann erstaunt.

Ja, Sie zu warnen, Hoheit, Sie zu beschwören: Gehen Sie heute Abend nicht zu Herrn von Hormayr.

Nicht zu Hormayr? Wer sagt Ihnen denn, daß ich dorthin gehen will?

Gleichviel, Hoheit, wer es mir gesagt hat; aber ich weiß, daß es so ist, und im Namen aller Derer, die Sie lieben, die auf Sie hoffen, im Namen Ihrer eigenen Sicherheit, Ihrer eigenen Freiheit beschwöre ich Sie, gehen Sie heute Abend nicht zu Herrn von Hormayr. Ihnen droht Gefahr, wenn Sie es thun!

Das heißt, auch meinen Freunden droht Gefahr, rief Johann lebhaft. Antworten Sie mir, Hager, ist es nicht so? Meinen Freunden droht Gefahr?

Leider, Hoheit, ist es so! Die Gefahr ist dringend, ich kann und darf Sie von Ihren Freunden nicht abwenden, aber gerade darum flehe ich zu Ew. Hoheit, gehen Sie heute Abend nicht zu Herrn von Hormayr! Bleiben Sie heute Abend, und — diese Nacht, diese ganze Nacht zu Hause! Alles wird dann gut werden, und die Gefahr ist überstanden.

Und Sie glauben wirklich, ich könnte so elend, so feig und jammervoll sein, mich selber zu sichern, und meine Freunde ungewarnt zu lassen? rief Johann mit blitzenden Augen und bebenden Lippen. Sie meinen, ich sollte mich hier verstecken und verbergen, während meinen Freunden Gefahr droht?

Ew. Hoheit können die Gefahr, welche jene Herren bedroht, nicht mehr abwenden!

So kann ich sie mindestens mit Ihnen theilen, rief Johann ungestüm, und das will ich, das werde ich! Ich habe Herrn von Hormayr versprochen zu ihm zu kommen, und ich halte Wort! Leben Sie wohl, Herr von Hager!

Er warf den schon bereit liegenden Mantel über seine Schulter, setzte den Hut auf und schritt stolzen, trotzigen Angesichts der Thür zu.

Aber vor dieser Thür stand Herr von Hager, und schaute dem Erzherzog mit flehender Jammermiene entgegen.

Seien Sie gnädig, Hoheit, rief er, seine Hand auf den Arm des Erzherzogs legend, sehen Sie meine Angst, meinen Schmerz. Bleiben Sie, Hoheit, gehen Sie nicht hinaus.

Was legen Sie Ihre Hand auf meinen Arm? fragte Johann rauh. Wollen Sie mich etwa verhaften?

Nein, Hoheit, nein, nicht hier! Oh, hier sind Sie sicher, darum beschwöre ich Sie, bleiben Sie!

Sie haben also keinen Befehl mich zu verhaften?

Nein, Hoheit, haben Sie aber die Gnade mich zu verstehen, und meine Worte wohl zu beachten: Keinen Befehl, Euere Hoheit hier zu verhaften!

Ich verstehe Sie vollkommen, Herr! Geben Sie die Thür frei! Lassen Sie mich hinaus. Ich will zu meinen Freunden gehen! Wenn Sie diese verhaften wollen, so sollen Sie auch mich verhaften! Geben Sie die Thür frei! Ich befehle es Ihnen.

Ew. Hoheit befehlen, seufzte Herr von Hager, ich muß also gehorchen!

Er trat zurück, und der Erzherzog, ohne ihn nur eines Blickes zu würdigen, schritt aufgerichteten Hauptes, stolzen Ganges an ihm vorüber, in den Vorsaal hinein.

Herr von Hager folgte ihm bleich, mit düstern Mienen, mit gesenktem Haupt. Schweigend durchschritten sie die Vorsäle, dann den Corridor und gingen die Treppe hinunter.

Jetzt, wie sie durch das Vestibule nach der großen Hauptthür dahinschritten, sah man neben dieser einen Moment das lauernde

spähende Gesicht Trimmer's erscheinen, und sogleich wieder verschwinden. Herr von Hager, der bis jetzt hinter dem Erzherzog gegangen war, that jetzt rasch einige Schritte vorwärts, und eben wie Johann in die Hausthür trat, stand der Polizei-Präsident neben ihm, und wagte es noch einmal seine Hand auf des Erzherzogs Arm zu legen.

Sie wollen es also durchaus, gnädiger Herr? fragte er mit lautem, flehendem Ton.

Ja, ich will es, will es durchaus, sagte der Erzherzog, vorwärts schreitend.

In diesem Moment schlüpfte auf der andern Seite des Wagens dort, wo die vor dem Palais brennenden Laternen einen dunklen Schlagschatten hinwarfen, eine zusammengebückte dunkle Gestalt fast unter dem Bauch der Pferde bis zu ihren Vorderfüßen hin; der Kutscher achtete nicht darauf, er hatte sein Antlitz seinem Herrn zugewandt, um seine Befehle zu empfangen. Jetzt hob sich die Gestalt rasch empor, hielt den Kopf des Sattelpferdes am Zügel fest, fuhr mit der Rechten rasch empor zu dem Ohr des Thieres und schien ihm dieselben zu streicheln und zu kratzen. Dann senkte sich die Gestalt hastig wieder nieder, und machte einen Sprung seitwärts über die Straße hin.

Eben ward der Wagenschlag heftig zugeworfen, und die gebieterische Stimme des Erzherzogs rief: Zu Herrn von Hormayr.

Der Wagen brauste dahin, die Straße hinunter.

Herr von Hager schaute ihm traurig nach, und schritt dann wieder zu seinem entfernt stehenden Wagen hin.

Nun? fragte er Trimmer, der neben dem Schlag stand und ihm beim Einsteigen behülflich war. Wird er dahin fahren, wohin er befahl?

Nein, gnädiger Herr, lachte Trimmer. Er wird nicht da ankommen, denn in zwei Minuten wird der Kutscher die Pferde nicht mehr halten können, sie werden durchgehen, und Gott weiß, wo sie anhalten. Ich habe dem Sattelpferd ein großes Stück Schwamm in das Ohr geschoben. Es brannte erst mit einem Fünkchen, sobald es besser in Brand gerathen, wird das Thier rasend, und kein Zügel hält es mehr. Sie können überzeugt sein, daß jener Herr, den ich aber wirklich nicht erkannt habe, nicht vor der Thür anhält, vor welcher sein Kutscher still halten sollte, aber ob er auf seiner Höllen-

fahrt nicht einen Arm, oder ein Bein bricht, das freilich kann ich nicht verbürgen!

Und das darf auch jetzt nicht unsere Sorge sein, sagte Herr von Hager. Ich zweifle aber nicht, daß Sie nach sechs Monaten Ihre Gehaltszulage und Ihre Beförderung erhalten werden, und ich kann Ihnen schon heute sagen, daß ich mit Ihnen zufrieden bin. Aber horch, da schlägt es neun Uhr. Meine Agenten werden uns erwarten! Rasch also nach Hause!

Im schnellsten Galopp fuhr der Wagen nach dem Polizeigebäude zurück. Drei Kutschen hielten vor der Thür, und aus jeder derselben schaute neugierig einer der Agenten hervor, und blickte auf den vierten eben anhaltenden Wagen hin.

Ich bin es, sagte der Polizei=Präsident, sich aus dem aufgezogenen Wagenfenster lehnend. Sind Sie alle Drei bereit?

Ja, gnädiger Herr, wir sind bereit, sagten alle Drei wie aus einem Munde.

Nun denn, wir brechen auf, rief Herr von Hager. Folgen Sie meinem Wagen. Und sich zu seinem Kutscher wendend, befahl er: Zu Herrn von Hormayr!

Ja, zu Herrn von Hormayr, murmelte Trimmer vergnügt in sich hinein. Zu Herrn von Hormayr! Wir werden aber sicherlich ankommen, und unsere Pferde werden nicht durchgehen!

---

## VI.

## Die Rettung.

Trimmer hatte richtig prophezeiht. Kaum fünf Minuten waren vergangen, als die Pferde vor der Equipage des Erzherzogs in rasendem Lauf durch die Straßen dahin brausten. Vergebens hatte der Kutscher anfangs versucht, mit aller Kraft seiner beiden starken Arme die Zügel anzuhalten, und die Pferde zum Stehen zu bringen, der



17. L. Mühlbach, Erzherzog Johann II. Abthlg. 5. Buch 6. Kapitel.

brennende Schwamm in dem Ohr des Sattelpferdes machte das Thier rasend vor Schmerz; keines Zaumes und keiner Zügel achtend, laut wiehernd und den Kopf bäumend schoß es vorwärts und riß das Handpferd zu gleich rasender Eile mit sich fort. Wie ein donnerndes Unwetter rollte der Wagen durch die Straßen, und wie von Windesflügeln getragen flogen die Thiere dahin. Nichts hielt sie auf, nichts war ihnen ein Hinderniß. Vergebens hatten anfangs hier und da einige beherzte Leute versucht, den Thieren in die Zügel zu fallen, die Pferde hatten das Hinderniß mit unwiderstehlicher Gewalt mit sich fortgerissen, unter ihre Füße gestampft, geschleift oder zur Seite geschleudert. Geschrei und Kreischen erschallte hinter ihnen her, und schien die Thiere nur noch mehr anzufeuern und zu beleben.

Jetzt im fliegenden Lauf machten sie den Wagen an einer Straßenecke anprallen, daß der Kutscher, von seinem Sitz wie mit unsichtbaren Armen in die Luft gehoben, weit fortgeschleudert ward auf das Straßenpflaster. Dann flogen sie weiter, immer weiter durch die Gassen und Straßen, weiter im beflügelten Lauf, nicht achtend des Wagens, den sie mit sich fortführten, als sei es eine Nußschaale, die hinter ihnen leicht und unfühlbar dahin rollte.

Fast betäubt von dem Geräusch, dem Schreien und Heulen, dem Donnern des Wagens, der furchtbaren Schnelle saß der Erzherzog in dem Wagen, der ihn wie in einem fliegenden Gefängniß dahin führte. Den Wagen zu verlassen, und mitten in dieser furchtbaren Fahrt hinaus zu springen, wäre eine Tollkühnheit gewesen, die sicherlich ein gefährliches Resultat haben konnte, als das Verbleiben und Ausharren in dem Wagen.

Endlich doch wird die Kraft und Wuth der Thiere erlahmen, sagte Johann leise vor sich hin, oder sie werden gegen irgend ein Hinderniß anrennen, das sie zum stehen zwingt, oder sie laufen, je nachdem ihr Weg sie führt, in die Donau; dann ist es Zeit den Wagen zu verlassen, und an's Ufer zu schwimmen. Es kommt nur darauf an, auf alle Eventualitäten vorbereitet zu sein.

Und um sich auf die Eventualität des Schwimmens vorzubereiten, warf der Erzherzog Mantel und Hut ab, und legte die Hand auf den

Griff der Wagenthür, um in jedem Moment bereit zu sein, den Schlag zu öffnen und hinaus zu springen.

Die Zeit verging; mehr als eine Stunde mochte in dieser wilden Hetzjagd verflossen sein, und noch immer schien die Kraft der rasenden Thiere nicht erschöpft, noch immer ging es mit unverminderter Schnelligkeit vorwärts, im wirren Zickzack durch hundert Straßen und Gäßchen. Jetzt waren sie die Mödlinger-Straße hinabgeschossen, nun schwanden die Häuser an beiden Seiten der Straße, und das offene freie Feld umgab sie. In ruhiger Klarheit schauten die Sterne vom dunklen Firmament hernieder, in unermeßlicher Oede und Stille lag die Erde ringsum.

Gott, oh mein Gott, rief Johann verzweiflungsvoll, die Zeit verrinnt, und ich bin gefangen, bin der Willkürherrschaft dieser wüthenden Thiere dahin gegeben, kann nicht hinaus, kann nicht zu den Freunden hin! Kann sie nicht warnen, nicht ihre Gefahren mit ihnen theilen! Giebt es denn da droben niemals für mich Erbarmen und Milde, bin ich denn dazu bestimmt, immer nur der Spielball des Zufalls, der Sclave der Verhältnisse zu sein? Wodurch verdiene ich denn solche Schmach, solchen Hohn der Erbärmlichkeit? Was habe ich denn verschuldet, Schicksal, daß mich immer Dein Zorn trifft, Dein Spott mich in den Staub demüthigt? Warum muß ich —

Ein furchtbares Krachen und Schleudern des Wagens machte ihn verstummen, mit knatterndem Geräusch klirrten die in tausend Stückchen zerschlagenen Fensterscheiben um ihn her, der Wagen krachte und ächzte in allen seinen Fugen, aber er stand, — die rasende Fahrt war beendet, der Erzherzog drückte die Thür auf und sprang zur Erde.

Vor ihm auf dem Wege sah er zwei Männer, die sorglich mit den Pferden seines Wagens beschäftigt schienen, und über den zusammengestürzten Thieren ganz vergessen hatten nachzusehen, ob auch Menschen in dem Wagen sich befinden möchten.

Ich glaub' halt, sie sind alle beide todt, sagte einer der Männer, der neben den Thieren an der Erde kniecte. Hol' mal die Laterne vom Wagen, Crispel, und zünd's Licht an, daß wir schauen, was es ist.

Crispel, der junge Bauernbursche, sprang auf, näherte sich der schwarzen dunklen Masse, die da quer vor dem Wagen stand, und

bald hörte man ihn mit dem Feuerstein und Schwamm helle Funken schlagen, bis der Schwamm sich entzündete, und er das kleine Talglicht in der schmutzigen Laterne anbrennen konnte.

Der Erzherzog, der betäubt, athemlos einige Minuten neben dem Wagen gelehnt und nach Kraft, nach Athem gerungen hatte, trat jetzt schwankenden zitternden Ganges näher und bot den Bauersleuten seinen Gruß.

Ihr seid es also, meine wackeren Freunde, sagte er, denen ich meine Rettung und Erlösung verdanke? Ihr habt die wilden Thiere zum Stehen gebracht?

Verzeiht, Herr, wir haben's halt eigentlich nit gethan, sondern der Zufall hat's gemacht, sagte der ältere Bauer, der neben den Pferden kniete. Wir kamen mit dem Wagen voll Sandsteine daher gefahren, als auf einmal quer über das Feld etwas daher gerast kam, und ehe wir's sehen und denken können, was es ist, da rennt's halt gegen den Wagen an, daß die schwere Last bald umgeworfen ward, und der Crispel da wie 'ne Feder vom Wagen 'nunter fliegt. 'S waren halt Eure beiden Pferde gewesen, die mit den tollen Köpfen gerade gegen die Steine auf unserm Wagen angerannt sind, und jetzt liegen's da, und sind todt, wie ich glaub', der Schlag ist zu heftig gewesen.

Todt! rief Johann. Und wie weit bin ich von Wien entfernt?

In einer halben Stunde kann man drinn sein, gnädiger Herr, wenn man tüchtige Pferde hat.

Und ich habe keine Pferde, rief Johann. Sagt, Freunde, giebt's kein Mittel, mich rasch zur Stadt zu fördern? Ist kein Gehöft in der Nähe, wo man für gute Bezahlung Pferde und Wagen bekommen könnte?

Für gute Bezahlung kann man halt Alles bekommen, sagte der Bauer bedächtig. Den Wagen hat der Herr ja selbst, und es fehlen ihm halt nur die Pferde. Crispel, nimm mal die Latern', und laß uns schauen nach dem Wagen, ob er in Ordnung ist, und es aushalten wird, damit nach der Stadt zu fahren.

Crispel nahm gehorsam die Laterne, und beleuchtete damit den Wagen von allen Seiten, während der alte Bauer hinter ihm her ging,

und mit seinen nervigten Armen an dem Wagen rüttelte und schüttelte, die Räder und die Achsen untersuchte, und das Gestell einer sorgsamen Prüfung unterwarf.

'S ist ein Wunder Gott's, Herr, sagte der alte Bauer dann bedächtig, der Wagen ist ganz gesund und heil geblieben, muß ein wakkerer Stellmacher sein, der ihn gebaut hat. Wird halt die Fahrt nach der Stadt heim ganz gut aushalten.

Aber was hilft es mir, rief Johann ungeduldig, was hilft mir der Wagen, da ich keine Pferde habe?

Die Pferde habe ich, Herr, sagte der Bauer. Schaut, es sind sechs Pferde vor unserm Wagen, denn die Last ist gar groß. Wir könnten wohl zwei Pferde abspannen, und vor Euren Wagen legen, und der Crispel könnt' Euch damit zur Stadt fahren. Ich könnt' hier warten, bis er mit den Pferden wieder kommt, und die anderen Viere abfüttern währenddeß. Es kommt nur darauf an, was Ihr gute Bezahlung nennt? Wir sind arme Bauersleut', und müssen halt was verdienen. Es ist ein tüchtig Stück Weges zur Stadt, und wer weiß, wie weit hinein Ihr wohnt. Was meint Ihr für eine Bezahlung, Herr?

Seid Ihr's zufrieden, wenn ich Euch zehn Ducaten gebe?

Zehn Ducaten! rief der Bauer erstaunt. Das ist beinah' halt zu viel, Herr, zehn Ducaten —

Ich gebe sie Euch, und noch zwei dazu, wenn Ihr so rasch als möglich fahrt.

Rasch, Crispel, schirr das todte Gethier ab, und leg' das schöne Geschirr vorn auf den Kutscherbock. Ich hol' die zwei Vorderpferde von unserm Gespann. Es sind halt ein paar tüchtige Rappen, gnädiger Herr, und sie werden Ihnen keine Schand' machen.

Eine Viertelstunde später konnte der Erzherzog wieder seinen von den Glasscherben gereinigten Wagen besteigen, und in frischem Trab fuhr ihn Crispel mit seinen zwei tüchtigen Rappen gen Wien zu. Jetzt nach einer halbstündigen Fahrt hatten sie die Stadt erreicht und Crispel hielt seine Gäule an, um zu fragen, wohin er den Herrn fahren solle, und wo er wohne?

Können Deine Pferde noch tüchtig laufen, und ein paar Extratouren machen, wenn ich Dich dafür extra bezahle? fragte Johann.

Ja, Herr, sie können's, und Ihr habt gar nit nöthig, noch extra zu zahlen. Wohin soll's gehen?

So fahrt zuerst Innere Brauhausgasse Numero vier!

Der Wagen rollte weiter; Johann lehnte sich in die Kissen zurück, athemlos vor Erwartung und banger Sorge. Ich muß durchaus erfahren, was den Freunden geschehen ist, murmelte er, ich muß zu Hormayr hin. Vielleicht finde ich sie noch beisammen, vielleicht hat Hager mich nur erschrecken, und von meiner Reise zurückhalten wollen. Ich muß Hormayr sprechen.

Endlich hielt der Wagen an, Johann eilte in das Haus, und die zwei Stiegen hinauf. Tiefe Stille herrschte hier auf dem weiten Flur. Trübe und düster brannte die in der Mitte der Wand aufgehangene Oellampe, und beleuchtete mit matten Streiflichtern die ringsum befindlichen Thüren. Diese Thüren hier gehörten zur Wohnung Hormayr's, dort neben jenem blinkenden Messingschild, das seinen Namen enthielt, hing die Klingel. Aber der Draht war zerrissen und hing lose hernieder, alles Klingeln wäre vergeblich gewesen. — Der Erzherzog klopfte also lange und anhaltend an der Thür; — aber kein Ton von innen gab ihm Antwort, Alles blieb öde und still.

Nun wandte sich der Erzherzog hinüber auf die andere Seite zu den drei Thüren, welche zu der Wohnung eines andern Hausmiethers führten, und zog heftig die Klingel.

Wer ist da? fragte eine zitternde, ängstliche Stimme von innen.

Jemand, der wissen möchte, ob Herr von Hormayr hier wohnt, und ob weder er noch seine Leute zu Hause sind?

Die Thür ward vorsichtig ein wenig geöffnet, und durch die Spalte flüsterte eine Stimme: Herr von Hormayr ist vor einer Stund' verhaftet und fort gebracht. Drei Ober- und drei Untercommissare der Polizei waren hier, vierzig Soldaten standen die Stiegen hinauf, drei Wagen standen vor der Thür.*) Fortgeführt haben's den Herrn von Hormayr mit sammt seinem Diener.

---

*) Siehe: Lebensbilder. II. 443.

Haben sie noch Mehrere verhaftet? Waren noch Andere bei Herrn von Hormayr? Sind die mit ihm verhaftet? fragte Johann dringend.

Aber die Stimme gab keine Antwort mehr, die Spalte in der Thür schloß sich, und man hörte von innen den Riegel vorschieben.

Zu Roschmann also, sagte Johann, indem er die Stiegen eilig hinab schritt. Vielleicht finde ich ihn daheim.

Er sprang in den Wagen, gab dem Kutscher die neue Adresse an, und abermals rollte der Wagen im eiligen Lauf dahin. Jetzt hielt er an vor Roschmanns Wohnung; der Erzherzog eilte die Stiege hinauf und schellte heftig.

Wer ist da? fragte eine Stimme von innen, und der erste Strahl eines freudigen Lächelns flog über Johanns bleiches düsteres Antlitz hin. Er hatte die Stimme erkannt, die Stimme Camilla's.

Ich bitte, öffnen Sie! rief er athemlos. —

Die Thür sprang auf; ja es war Camilla, welche da stand. Ein lauter jubelnder Schrei tönte von ihren Lippen, als sie den Erzherzog erblickte, ein Ausdruck seligen Entzückens verklärte ihr Angesicht, und mit einer Gluth und Innigkeit, wie nie zuvor, begrüßte sie den Erzherzog, und zog ihn, seine beiden Hände fassend, und mit strahlenden Augen ihn ansehend, hinein in den Salon.

Du bist da, mein Geliebter! sagte sie, mit einem glückseligen Lächeln zu ihm aufschauend. Ich sehe Dich wieder, schaue wieder in Deine Augen, welche mein Himmel sind, höre wieder Deine Stimme, welche meine herrlichste Musik ist. Oh, mein Gott, ich danke Dir, Du bist barmherzig gewesen. Er ist frei! Er ist bei mir!

Und mit leidenschaftlicher Innigkeit schlang sie ihre beiden Arme um die hohe schlanke Gestalt Johanns, und lehnte ihr Haupt an seine Schulter.

Er drückte einen Kuß auf ihr schönes duftiges Haar, und preßte sie zärtlich an sich.

Wo ist Dein Vater, Camilla? fragte er dann nach einer Pause.

Sie schrak zusammen, und ein Beben durchrieselte ihre ganze Gestalt. Mein Vater? fragte sie, ihr Haupt von seiner Schulter auf-

richtend; ihre Wangen waren schon wieder bleich geworden, und der Glanz ihrer Augen war erloschen.

Mein Vater ist verhaftet! sagte sie endlich mühsam, und ließ ihr Haupt matt und schwer auf ihre Brust niedersinken.

Also verhaftet! Auch er verhaftet! rief Johann schmerzlich. Wer brachte Dir diese Nachricht, Camilla?

Er selbst, sagte sie traurig, und immer noch das Haupt gesenkt. Er war hier mit den Polizei-Agenten, die ihn transportiren sollten. Man hatte ihm erlaubt, sich einige Kleidungsstücke mitzunehmen, dann führten sie ihn fort in den Wagen, der unten vor der Thür hielt.

Und Du weißt nicht, wohin sie ihn geführt haben?

Nein, ich weiß es nicht, flüsterte sie mit einer Stimme, die in Thränen erstickte.

Und Hormayr und Schneider?

Sind auch verhaftet und fortgeführt, hauchte sie leise.

Verhaftet, Alle verhaftet, rief Johann verzweiflungsvoll, alle meine Vertraute, meine Freunde verhaftet, und ich allein mußte durch einen elenden Zufall frei bleiben, konnte ihr Schicksal nicht mit ihnen theilen, soll die Schmach auf mich nehmen frei zu sein, während sie gefangen sind, soll straflos bleiben, während sie gestraft werden für mein Vergehen! Nein, nimmer soll das geschehen, nimmer! Ich muß fort, Geliebte, muß sogleich nach Hause.

Also Sie reisen nicht? fragte sie freudig. Sie bleiben in Wien?

Ja, ich bleibe, sagte er trübe. Jetzt, in dieser Nacht wenigstens, darf ich nicht abreisen, denn man würde meine Abreise für eine Flucht halten, — nein, jetzt muß ich bleiben und abwarten, was geschieht. Ich muß in mein Haus zurückkehren. Vielleicht sind dort die Häscher und erwarten meine Rückkehr, vielleicht finde ich sie, wie sie in meinem Zimmer umherwühlen nach meinen Papieren. Ein Glück, daß die geborgen sind. Denn, nicht wahr, Camilla, sie sind hier sicher geborgen, und Niemand wird sie hier auffinden können?

Nein, Niemand wird sie hier auffinden können, wiederholte sie tonlos.

Oh, verzage nicht, Geliebte, rief Johann, nicht diese düstere Traurigkeit, diesen herzzerreißenden Klageton. Hege keine Furcht,

Camilla, bange nicht um mich und auch nicht um Deinen Vater. Er wird bald zu Dir zurückkehren, ich werde sie zwingen, ihn frei zu geben; ja, ich werde es sein, der Dir den geliebten Vater wieder zuführt, und bis dahin, Camilla, sei mein muthiges, mein starkes Mädchen. Bis Dein Vater heimkehrt, stehst Du unter meinem Schutz, und das Auge des Geliebten wird über Dir wachen mit Vaterzärtlichkeit.

Oh, sagte sie leise, ich zittere nicht für ihn, ich denke nur an Sie, nur an die Gefahren, die Sie bedrohen.

Gefahren ängstigen und schrecken nur, so lange sie eben bedrohen; sobald man von ihnen umringt ist, haben sie ihr Schreckniß verloren. Ich fühle mich jetzt muthig, stark und freudig fast. Das Ungewitter, das so lange drohte, kommt jetzt zum Ausbruch, und nun wird mir die Brust frei, und die schwüle Atmosphäre erleichtert sich. Ich muß nach Hause und sehen, was es dort giebt. Lebe wohl, Camilla, denke an mich, bete für mich, und bewahre mir meine Papiere wohl auf! Lebe wohl!

Er küßte ihre bleiche kalte Stirn, und stürzte fort, wieder hinunter zum Wagen, und hieß Crispel, so rasch die Pferde laufen könnten, nach seinem Hôtel fahren. —

Das große Einfahrtsthor des Hôtels war weit geöffnet, und in demselben standen die Diener des Erzherzogs und schauten spähend zu beiden Seiten der Straße hinab, als ein Wagen rasch daher gerollt kam.

Ist er's? fragte der fremde Mann, der in einen Mantel gehüllt neben den Dienern stand.

Nein, er ist's nicht, es sind zwei Rappen vor dem Wagen, und er hat Braune, sagte der Kammerdiener des Erzherzogs, der neben dem Fremden stand.

Aber die Rappen hielten dennoch vor der Einfahrt, und jetzt beleuchteten die Laternen den Wagen, — ja, es war mindestens der Wagen des Erzherzogs.

Der Kammerdiener sprang vorwärts, und riß den Schlag auf.

Ew. Hoheit sind doch nicht beschädigt? fragte er angstvoll. Es hat Ew. Hoheit doch kein weiteres Unglück getroffen?

Ihr wißt also schon, was mir widerfahren ist? fragte Johann, indem er ausstieg.

Leute von der Straße brachten den Kutscher auf einer Tragbahre hierher. Dadurch erfuhren wir das Unglück.

Ist der arme Joseph schwer verletzt?

Nein, Hoheit, nur einige Contusionen und Beulen, und der linke Fuß ist verrenkt. Aber wir haben uns fürchterlich um Ew. Hoheit geängstigt. Die ganze Stadt weiß schon von dem Unglück, und auch Se. Majestät der Kaiser haben schon hergeschickt.

Ah, der Kaiser hat also geschickt? fragte Johann, indem er in das Vestibule vorschritt. Wen hat er geschickt?

Ew. Hoheit halten zu Gnaden, Se. Majestät haben mich geschickt, sagte der Fremde, sich tief verneigend.

Ah, Sie sind es, Herr Ruttner, meines Herrn Bruders vertrauter Kammerdiener, rief Johann lächelnd. Sie haben mir eine Botschaft vom Kaiser zu bringen, nicht wahr?

Zu Befehl, Hoheit!

Kommen Sie! Folgen Sie mir. — Ihr da, sagt dem Haushofmeister, er solle dem Mann, der mich hierhergefahren, funfzehn Dukaten auszahlen!

Der Erzherzog schritt rasch die Stiege hinauf, und durch die Vorgemächer nach seinem Kabinet hin.

Jetzt, Ruttner, sagte er, als der kaiserliche Kammerdiener leise die Thür des Kabinets hinter sich zugedrückt hatte, jetzt sprechen Sie. Was für einen Befehl sendet mir Se. Majestät?

Se. Majestät ersucht den Herrn Erzherzog, morgen früh um acht Uhr bei Se. Majestät sich zu einer geheimen Audienz einzufinden.

Das ist Alles, was Sie mir zu sagen haben, Ruttner? fragte Johann, den alten vertrauten Diener, den er selber seit seiner Kindheit kannte, mit forschenden Blicken anschauend.

Nein, Hoheit, noch ein paar Worte habe ich zu sagen, flüsterte der alte Diener verlegen. Se. Majestät läßt Ew. Hoheit dringend ersuchen, diese Nacht Ihr Palais nicht zu verlassen, und auch morgen früh nicht eher auszugehen, oder Besuche zu empfangen, als bis Ew. Hoheit zur Audienz bei Sr. Majestät gewesen.

Das heißt, Se. Majestät giebt mir Hausarrest, sagte Johann lächelnd. Sie drücken sich zu milde aus, Ruttner, der Kaiser hat nicht mich „ersucht“ zu Hause zu bleiben, sondern er hat es mir befehlen lassen, und er hat gesagt, wenn ich nicht vernünftig wäre, und mich mit meinem Ehrenwort verpflichtete, mein Palais nicht zu verlassen, so werde man vor meine Thür Wachen aufstellen lassen. Nun, Ruttner, hat er das nicht gesagt?

Wozu fragen Ew. Hoheit danach, und weshalb brauchte ich solche herbe Worte zu sagen, da es deren nicht bedarf, da Ew. Hoheit die Bitte Sr. Majestät gewiß einem Befehl gleich erachten, und Ihr Palais gewiß nicht heute Nacht mehr verlassen werden! Nicht wahr, Ew. Hoheit haben die Gnade, mir für Se. Majestät Ihr Wort darauf zu geben, daß Sie in Ihrem Palais bleiben, und es nur morgen früh acht Uhr verlassen, um zum Kaiser zu kommen?

Ja, Ruttner, ich gebe Ihnen mein Wort darauf. Ich werde hier bleiben, und mein Haus nur morgen früh verlassen, um zum Kaiser zu kommen. Ah, es wird ein hübsches, freundliches Wiedersehn zwischen mir und meinem Herrn Bruder sein.

---

## VII.

## Die feindlichen Brüder.

Die große Pendule auf dem Marmorkamine im Kabinet des Kaisers hatte eben halb acht Uhr geschlagen. Kaiser Franz schaute lächelnd zu ihr hin, und sagte vergnügt: die Stund' ist da! Jetzt wird die Comödie anfangen. Ah, da klopft es an der Tapetenthür! Das wird meine Frau Gemahlin sein!

Er eilte den Riegel zurückzuschieben, und die Thür zu öffnen. Es war wirklich die Kaiserin Ludovica, welche jetzt in der geöffneten Thür erschien. Sie war in einem reizenden Negligée. Ein weites faltiges Gewand von veilchenblauem Sammet umhüllte ihre Gestalt,

ein Spitzenhäubchen mit Veilchenbouquets garnirt bedeckte ihr schönes Haar, das in dicken Locken zu beiden Seiten der Stirn niederquoll, das kleine Spitzenfichü, das sie lose um den Hals geschlungen, ward von einem, aus Amethisten und Brillanten gebildeten Veilchen zusammengehalten, und auf den weißen Atlaspantoffeln, welche ihre kleinen reizenden Füße einschlossen, waren Veilchen gestickt.

Dieser Morgenanzug, ganz ihrer Jugend und ihres Standes würdig, paßte indessen wenig zu ihrem Gesicht, zu dem schwermuthsvollen Ausdruck ihres ganzen Wesens. Man sah es diesem bleichen gramdurchfurchten Antlitz an, wie viel Schmerzen ihre Seele gemartert hatten, wie viel sie gelitten in diesem letzten Jahre der Enttäuschungen, des Schwankens und Hinhaltens. Ihre Wangen waren eingefallen, aber auf ihnen waren jene unheimlichen, schönen Rosen aufgeblüht, welche als die Blumen des Todes aus der kranken Menschenbrust aufblühen. Ihre Stirn war bleich und von durchsichtiger Klarheit, unter den edel geschweiften schwarzen Augenbrauen hervor strahlten ihre schwarzen Augen mit jenem fast überirdischen Feuer, als wären sie nie von einer Thräne getrübt worden, ihre Lippen waren von der schönsten Purpurröthe, aber das Lächeln, welches dieselben umspielte, hatte etwas so Schmerzliches, Resignirtes, daß es Jedem, der es sah, Thränen in die Augen und Seufzer auf die Lippen rufen mußte.

Der Kaiser indeß sah es nicht, oder ward nicht gerührt davon. Er begrüßte seine Gemahlin mit einem raschen Kopfnicken und einem vergnügten Lachen.

Schauen's, wie pünktlich Sie zum Rendezvous Sich einfinden, sagte er, man sollt' denken, Sie kämen halt nit aus Neugierde, sondern wirklich zu einem Liebesrendezvous mit mir!

Ew. Majestät sagten mir gestern Abend, daß Sie wünschten, ich möchte heute Morgen um halb acht Uhr Ihnen meinen Besuch in Ihrem Kabinet machen, sagte Ludovica mit ernster Ruhe. Ohne diesen Wunsch, der, wenn der Kaiser ihn ausspricht, für Jedermann ein Befehl ist, wäre ich sicherlich nicht so vermessen gewesen, hierher zu kommen in das Allerheiligste Ihrer Majestät.

Ja, es ist wahr, sagte Franz, Ew. Majestät erzeigen mir jetzt niemals mehr die Ehre, mich in meinem Kabinet zu besuchen. Sie

können's mir also immer noch nicht verzeihen, daß ich den Grafen Stadion damals nicht zum Minister machte, denn wenn mir recht ist, sind Sie seit jener Affaire noch nicht Einmal wieder hierher gekommen. Ew. Majestät meinen also noch immer, ich hätte damals großes Unrecht gethan, und boudiren mich, weil ich meinen Herren Brüdern nicht das Schwert in die Hand gegeben, sondern sie zur Ruh' verwiesen habe. Gott, Sie sind deshalb noch immer böse auf den lieben theuren Franzl, wie Sie mich an jenem Morgen nannten, aber mich seitdem niemals wieder genannt haben.

Ich werde mir niemals erlauben, den Kaiser von Oesterreich, meinen Herrn Gemahl, mit einer Anrede zu bezeichnen, welche nur der Vertraulichkeit, der Liebe und Freundschaft erlaubt ist, und welche sich daher für mich nicht geziemt, sagte Ludovica ruhig und kalt. Jener Morgen, dessen Ew. Majestät erwähnen, hat genau die Grenzlinie bezeichnet, bis zu welcher ich Ew. Majestät gegenüber treten darf, ich denke nicht, diese Grenzlinie jemals wieder zu überschreiten.

Das heißt, Sie wollen niemals wieder mir Ihre Freundschaft und Liebe schenken, niemals wieder vertraulich mit mir sprechen? fragte der Kaiser mit dem harmlosesten und gutmüthigsten Ton. Sie wollen mir auch Ihren Rath nit mehr geben in der Politik, und haben mich ganz und gar aufgegeben, weil Sie vermeinen, es ist Hopfen und Malz an mir verloren, und ich sei's halt nit werth, daß Sie mir den Weg zeigen, den meine Politik gehen müßte?

Ich bitte Ew. Majestät um Verzeihung, sagte Ludovica kalt, sprechen wir nicht von Politik.

Aber machen wir Politik, nit wahr? lachte der Kaiser. Ja, ja, ich weiß es wohl, daß meine Frau Gemahlin im Geheimen gegen mich arbeitet, daß meine friedfertige Politik ihr ein Gräuel ist, und daß sie mit allen kriegführenden Mächten geheime Verbindungen unterhält. Ja, ja, Ew. Majestät sind eine kleine Verschwörerin, und es ist ein wahres Glück für den Bonaparte, daß Sie nicht an meiner Statt Kaiser von Oesterreich sind.

Und daß die Kaiserin von Oesterreich keinen Einfluß auf ihren Gemahl hat, rief Ludovica, sich plötzlich aus ihrer ruhigen, fast gebeugten Haltung mit blitzenden Augen und flammender Zornesröthe

aufrichtend. Wäre das der Fall, hätte ich Einfluß auf Sie, oder wäre Einer Ihrer Brüder Kaiser von Oesterreich, wehe dann dem Thronenräuber Bonaparte. Denn alsdann würde Oesterreich, das jetzt in Schaam und Demuth sein Haupt senkt, das jetzt schweigt, weil es nicht sagen darf, was es denkt, dann würde Oesterreich stolz gehobenen Hauptes, mit freudestrahlenden Blicken, lorbeergeschmückt einherschreiten, und jubelnde Kriegslieder würden erschallen überall, und jauchzend würde es wiedertönen von einer Grenze bis zur andern: „Heil uns, Heil! Die Zeit der Schmach ist vorüber. Wir haben das Schwert, und tragen es dem Feinde entgegen, dem verruchten Feind, dessen Ketten wir so lange haben tragen müssen als einen Schmuck; wir wollen kämpfen gegen den Despoten, der uns, der Deutschland in den Staub getreten, und an dem wir die Menschheit, Deutschland und Oesterreich rächen wollen! Ein heiliger Kreuzzug ist's gegen den gottgezeichneten Tyrannen, und nie wollen wir uns versöhnen lassen, nie ihm vergeben, als bis sein Thron vernichtet, bis unsere Schmach gerächt ist." — Das, Majestät, fuhr Ludovica hochathmend, und wie aus ihrer Begeisterung erwachend, ruhiger fort, das würde Oesterreich sagen, wenn es sprechen dürfte, wenn —

Wenn ich mich von meiner Frau Gemahlin beherrschen ließe, unterbrach sie der Kaiser, oder wenn, wie Sie sagten, einer von meinen Herren Brüdern Kaiser von Oesterreich wäre. Es thut mir leid, Frau Kaiserin, aber ich fürcht' halt, dieser letzte Wunsch wird Ihnen nicht erfüllt werden, denn wenn Sie auch selbst das Glück hätten, mich zu verlieren, und Witwe zu werden, so würde doch mein Sohn, nicht aber einer meiner Herren Brüder, Kaiser von Oesterreich werden!

Gott gebe Eurer Majestät ein langes und gesegnetes Leben, sagte Ludovica sanft. Haben Ew. Majestät die Gnade mich anzuschauen, um zu wissen, daß nicht Ich es bin, die den Witwentrauerflor tragen wird. Ew. Majestät werden Ihre dritte Gemahlin begraben, und noch viele glückliche Jahre an der Seite einer vierten leben können! Ich beklage mich nicht, Majestät, denn eine Krone ist oft so schwer zu tragen, daß die Erde dagegen leicht ist.

Nun, nun, sagte Franz gutmüthig, sprechen's mir nit vom Sterben; so lang wir leben, haben wir halt nichts zu schaffen mit dem Tod.

Sie, Frau Kaiserin, werden die bösen Tage auch noch überwinden, und das Leben wieder leicht nehmen! Aber jetzt muß ich Ihnen doch sagen, weshalb ich Sie hab' zu mir bitten lassen. Ich weiß, wie sehr Sie meinen Herren Brüdern, besonders dem lieben Johann, zugethan sind, und wie viel Antheil Sie an seinem Geschick nehmen. Nit wahr, Sie meinen, er sei ein gar guter Patriot, ein Mann voll edler Rittertreue, voll Edelmuth und Geist, ein hochherziger General, der niemals seine Fahne verlassen, niemals den Eid der Treue brechen könnt', den er seinem Kaiser, den er Oesterreich geleistet? Nit wahr, Frau Kaiserin, das ist Ihre Meinung vom lieben Hannes?

Ja, das ist meine Meinung, rief Ludovica lebhaft, edel, tapfer, treu und gut ist der Erzherzog Johann, und mit treuester Hingabe, mit muthiger Resignation dient er Oesterreich und seinem Kaiser.

Ich dank' Ihnen für die gute Meinung, die Sie von meinem Herrn Bruder haben, sagte Franz lächelnd. Grad' deshalb ließ ich Sie herbitten: Ich wünschte, daß Sie Zeuge wären bei der Zusammenkunft, die ich jetzt eben mit meinem Herrn Bruder haben werde. Hören's, da schlägt es acht Uhr, und da mein Bruder ein so ausgezeichneter Soldat ist, so wird er auch pünktlich sein, und zur rechten Zeit sich hier einstellen!

Eben öffnete der Kammerdiener Nuttner die Thür des Vorsaals. Majestät, sagte er leise, Se. Hoheit der Herr Erzherzog Johann fahren so eben in den Hof ein.

Gut, sagte der Kaiser, ich erwart' ihn, und er kann sogleich hier eintreten!

Nehmen's Platz, Frau Kaiserin, wandte der Kaiser sich dann an Ludovica, indem er auf den Fauteuil hindeutete. Es wird eine recht unterhaltende Scene geben, und Sie werden recht viel zu hören haben. Ah, da hör' ich seinen Schritt im Vorsaal! Geben's Acht, Frau Kaiserin, jetzt geht der Vorhang auf und das Stück beginnt.

Und der Kaiser, in der Mitte des Zimmers stehend, wandte sein Antlitz, das jetzt einen düstern und strengen Ausdruck annahm, der Thür zu.

Jetzt öffnete sich diese Thür und der Erzherzog trat ein. Ernst und ruhig that er einige Schritte vorwärts, verneigte sich zuerst vor

der Kaiserin, welche ihm lebhaft zunickte, und ihm ihre schmale weiße Hand zum Kuß darreichte, und wandte sich dann dem Kaiser zu.

Franz ließ ihn ruhig seine Verbeugung machen, ohne ihm die Hand zu reichen, ohne ihn auch nur mit einem Wort, einem Neigen des Hauptes willkommen zu heißen.

Ich habe Ew. Liebden hierher berufen, weil ich Ihnen einige wichtige Fragen vorzulegen habe, sagte er hart und strenge.

Ich werde die Ehre haben, die Fragen Eurer Majestät zu beantworten, erwiederte Johann mit ruhiger fester Stimme.

Der Wahrheit gemäß?

Der vollen Wahrheit gemäß. Ich gebe Ew. Majestät mein Ehrenwort darauf.

Nun also, rief der Kaiser, indem er hastig auf Johann zutrat, und ihm mit durchbohrenden Blicken in's Gesicht sah. Antworten Sie: ist es wahr, daß Sie diese Nacht nach Tyrol aufbrechen wollten, um sich dort an die Spitze des dortigen Aufruhrs zu stellen, und das Schwert zu erheben, um Tyrol von der Oberherrschaft Baierns zu befreien?

Ja, Majestät, es ist wahr!

Ist es wahr, daß Sie dieses Vorhaben ausführen wollten, ohne dazu meine Einwilligung erhalten, oder auch nur gefordert zu haben?

Ja, Majestät, das ist wahr!

Ist es wahr, daß Sie im steten geheimen Verkehr mit den aufrührerischen Tyrolern gewesen sind, daß Sie Boten von Tyrol erhalten, und dahin gesandt haben? Daß Sie vor zwei Tagen einen von Ihrer eigenen Hand geschriebenen Aufruf zur Erhebung der Waffen nach Tyrol gesandt haben?

Ja, Majestät, es ist wahr.

Ist es ferner wahr, daß Sie ohne meine Erlaubniß mit den verbündeten Mächten, welche sich zum Krieg wider Frankreich vereinigt haben, Sich in Einvernehmen gesetzt, und von ihnen ihre Mitwirkung zur Befreiung von Tyrol gefordert, daß Sie an den Kaiser von Rußland deshalb geschrieben, einen geheimen Agenten Englands zu diesem Zweck bei sich empfangen haben?

Ja, Majestät, es ist wahr!

Ist es wahr, daß Sie einer geheimen Gesellschaft angehörten, deren Zweck es war, den Geist des Aufruhrs und der Kriegswuth in Oesterreich zu entflammen, den Haß gegen Bonaparte so anzuschüren, daß die österreichischen Völker sich ohne meinen Ruf erheben, und wie es in Preußen dem König geschehen, mich mit moralischer Gewalt zwingen sollten, Frankreich den Krieg zu erklären?

Ja, Majestät, es ist wahr!

Ist es ferner wahr, daß Sie bei Sich mit Ihren Mitverschworenen geheime Zusammenkünfte hatten, daß Sie in allen meinen Provinzen Ihre geheimen Agenten hatten, welche Gelder und Waffen vertheilten, und eine Verschwörungsarmee sammelten?

Ja, Majestät, das ist wahr!

Es freut mich, Sie fortwährend wie ein Papagei Ihr: „Ja, Majestät, das ist wahr" krächzen zu hören, rief der Kaiser. Bleiben Sie dabei auch ferner, Herr Bruder! Sie gestehen also Alles zu, Sie gestehen, daß Sie ein Revolutionair, ein Deserteur sind, der heimlich ohne Erlaubniß und Befehl seines Kaisers, seine Fahne verlassen und nach Tyrol gehen wollte, um dort die Fahne des Aufruhrs zu erheben, und, ein Rebell mit Rebellen, zu kämpfen gegen ihren rechtmäßigen Herrn.

Nein, ich gestehe das nicht zu, rief Johann. Nein, ich bin kein Rebell, und auch die Tyroler sind nicht Rebellen, wenn sie gegen ihren unrechtmäßigen Herrn kämpfen wollen.

Wer ist denn ihr unrechtmäßiger Herr?

Der König von Baiern ist es. Denn Tyrol ist das rechtmäßige Besitzthum Oesterreichs, es hat vor Jahrhunderten sich unter Oesterreichs Oberherrschaft gestellt, es ist nicht erobert, nicht mit Gewalt oder List an Oesterreich gekommen, sondern es ist sein durch alte Erbverträge und durch den freien Willen der Tyroler Stände.

Und doch, mein Herr Bruder, obwohl Sie das Alles wissen, rief Franz mit zorniger Stimme und blitzenden Augen, doch wollten Sie Oesterreich, den rechtmäßigen Besitzer von Tyrol, seines Eigenthums berauben, wollten Sich aneignen, was Ihrem Kaiser gehört.

Ich, Majestät?

Ja, Sie, mein Herr! Haben Sie's nicht Ihren Mitverschworenen

gelobt, daß Sie Tyrol seine Freiheit und Unabhängigkeit erkämpfen, und es als eine selbstständige Festung vertheidigen wollten bis zu Ihrem letzten Blutstropfen? Haben Sie nicht gewagt zu sagen, Sie würden dies thun, auch wenn ich es nicht billigte, auch wenn ich Sie desavouirte. Haben Sie nicht dem Eisenstecken und Wintersteller gelobt, Sie würden im Nothfall in Tyrol bleiben als der zweite Oberstatthalter der Grafschaft Tyrol, wie der Andreas Hofer der erste gewesen?

Ja, das habe ich gesagt, und das würde ich wiederholen, sobald Tyrol durch mich befreit ist, rief Johann. Genug jetzt der Vorwürfe, und der Beschuldigungen. Ja, ich habe ohne Ew. Majestät Wissen und Willen, ohne Ihre Erlaubniß Tyrol befreien wollen. Ich habe die Schmach auslöschen wollen, die auf Ihnen und auf mir ruht seit dem Jahre 1809, ich habe endlich den Schwur einlösen wollen, den Sie dem treuen biedern Volk geleistet, als Sie seiner bedurften, und den Sie sofort vergaßen, sobald es Ihnen bequem war. Im Namen der Ehre, der Würde, und Heiligkeit eines Fürstenwortes wollte ich die große Schuld sühnen, welche Ew. Majestät gegen ein Volk auf Sich geladen, das sich für Sie fast verblutet hat, und das Sie achtlos von sich gestoßen, als Sie seines Blutes nicht mehr bedurften.

Und um dies liebe ausgezeichnete Volk würdig zu belohnen, wollten Sie es in Ihrer Großmuth ganz unabhängig machen von dem Kaiser von Oesterreich, versprachen den aufgehetzten Bauern, daß Sie sie frei machen wollten, von jedem Druck, und jeder Steuer, daß Sie ihnen ihre alte Verfassung wiedergeben wollten, und forderten von ihnen zum Dank dafür nur eine Kleinigkeit, nur, daß man Sie zum Herrn, zum freien souverainen Herrn von Tyrol mache.

Majestät, das ist eine Verleumdung, das ist nicht wahr!

Ja, es ist wahr, mein Herr König von Rhätien, rief Franz höhnisch. Schauen's, Frau Kaiserin, schauen's doch den Herrn da an. Ist ein gar mächtiger und hoher Herr, der eine ganz neue Königskrone auf dem Kopfe trägt. König von Rhätien! Ein schöner Titel das! Oben auf den Bergspitzen von Tyrol, Kärnthen und Krain, da hängt seine Krone, und im Mond da liegt sein Königreich. Begrüßen's ihn doch, Frau Kaiserin, den edlen, ritterlichen König von Rhätien. Er ist schon anerkannt, und England hat schon den Gesand=

ten bezeichnet, den es bei ihm accreditiren will. König von Rhätien, wirklich, es klingt allerliebst, wie ein Mährchen aus Tausend und eine Nacht.

Und es ist auch ein Mährchen, rief Johann leidenschaftlich. Nie ist von diesem Königreich Rhätien im Ernst gesprochen worden, es waren Träumereien und phantastische Pläne einiger Freunde —

Ach, Ew. Liebden gestehen also doch zu, daß davon die Rede war, rief Franz mit grausamer Schadenfreude, das Königreich Rhätien ist Ihnen also doch kein wesenloses Ding, von dem Sie nichts kennen und nichts wissen. Es giebt in Ihrem Kopf eine Karte, wo das neue Königreich Rhätien verzeichnet ist, und auf Ihrem Kopf sollte die Krone von dem neuen Lande sitzen. Wissen Sie, mein Herr Bettelkönig von Rhätien, wissen Sie, daß ich Ihnen diesen Kopf vor die Füße legen könnte? Wissen Sie, daß ich Sie als Landesverräther und Rebell mit ewiger Gefangenschaft bestrafen, und Sie in eine Festung stecken könnte, wie ich's mit Ihren saubern Freunden und Mitschuldigen gethan habe?

Ich weiß, daß Ew. Majestät das können, sagte Johann ernst, und ich hoffe, daß Sie es thun werden. Ich wußte, als ich hierher kam, daß Ew. Majestät meine Freunde und Vertrauten haben gefangen nehmen lassen, und ich kam, um mich Ew. Majestät selber als Gefangenen zu stellen. Wenn Hormayr, Roschmann und Schneider Strafe und Gefangenschaft verdient haben, so bin ich doppelt schuldig, denn ich habe sie zu Allem verleitet, was sie gethan, ich stand an der Spitze unsers Bundes. Majestät, ich fordere Gerechtigkeit, fordere meinen Antheil an der Strafe meiner Freunde!

Schön, wirklich schön und rührend, sagte Franz spottend. Er fordert seinen Antheil an der Strafe, der liebe König von Rhätien. Will auch verhaftet und auf eine Festung gebracht werden, wie seine Helfershelfer, damit die Kunde davon durch ganz Deutschland fliege, damit sie vor allen Dingen nach Tyrol eile, und die treuen Tyroler erfahren, daß es nicht in der Macht des lieben Hannes gestanden, seinen heiligen Schwur zu erfüllen, und zur Befreiung Tyrols daher zu marschiren, damit die Tyroler zu ihm beten, als zu einem Märtyrer, den die Bosheit und die Schlechtigkeit des Kaisers von Oester-

reich geheiligt hat. Nein, mein Herr, Sie werden diesen Triumph nicht haben, Sie werden nicht zum Märtyrer, zum Opferlamm Ihrer Treue und Herrlichkeit, und meiner Tyrannei werden! Ihr Haupt soll mir geheiligt sein, mein Herr König von Rhätien, ich werde Sie nicht bestrafen!

So dürfen Ew. Majestät auch diejenigen nicht bestrafen, welche nichts weiter gethan, als daß sie meine Befehle ausgeführt, daß sie, als meine Diener, mir gehorsam gewesen sind.

Ich werde sie bestrafen, rief der Kaiser mit blitzenden Augen, ja, ich werde sie bestrafen, werde sie büßen lassen für Ihre Schuld, für Ihr Verbrechen. Mit Jahren voll Qual und Elend, in Kerkern voll Moderduft, wohin kein Laut dringt, sollen sie mir büßen für den Gehorsam und die Treue, die sie Ihnen bewiesen haben. Oh, ich werde die aufrührerischen Köpfe, die sich immer an meine Herren Brüder hängen, schon zur Ruhe zwingen, werde die Bewunderer des Herrn Erzherzogs Johann schon zum Schweigen bringen. Sie haben Ihnen ja ewige Treue geschworen, nun gebe ich ihnen Gelegenheit es zu beweisen, indem ich sie büßen lasse für Ihre Schuld.

Aber Sie sollen auch mich büßen lassen, Majestät, rief Johann außer sich. Wenn Sie meine Freunde, meine Diener Verbrecher nennen, so bin ich der größere Verbrecher, und ich fordere meine Strafe. Wenn Ew. Majestät sie mir nicht freiwillig gewähren wollen, nun, so werde ich Ew. Majestät dazu zwingen, so werde ich selbst vor Gericht mich des Verbrechens anschuldigen, dessen Sie mich hier in der Stille anklagen, und werde Urtheil und Recht begehren für mich und meine Freunde.

Sie werden das nicht thun, rief der Kaiser mit zitternden Lippen, bleich vor Zorn und Aufregung. Wagen Sie es, thun Sie einen solchen Schritt, und ich lasse Ihre drei Freunde mit ihrem Kopfe büßen für Ihr wahnsinniges Thun!

Majestät, Sie sind entsetzlich, murmelte Johann, vor den starren zornigen Blicken des Kaisers zurückweichend.

Gnade, Majestät, Gnade, rief Ludovica, zu dem Kaiser hineilend und halb ein Knie vor ihm beugend. Er ist der Sohn Ihres Va-

ters, er ist Ihr Bruder, Majestät! Treiben Sie ihn nicht zur Verzweiflung, oh, mein Gemahl, vergessen Sie es nicht, er ist Ihr Bruder!

Nein, Ich werd's nicht vergessen, daß er mein Bruder ist, sagte der Kaiser. Ich will daran gedenken auch in dieser Stunde noch. Er hat einen Aufruf mit seiner eigenen Handschrift nach Tyrol geschickt, hat den Tyrolern verheißen, daß er nach Tyrol kommen würde, um mit ihnen zu kämpfen. Nun wohl, mit seiner eigenen Handschrift soll er jetzt widerrufen, soll den Tyrolern sagen, daß sie von einem Betrüger hinter's Licht geführt, daß man fälschlich seine Handschrift nachgeahmt, und sich seines Namens bedient habe. Er soll den Tyrolern schreiben, daß er niemals den verrätherischen Plan gehegt, sie zum Aufstand zu reizen, zum Treubruch an ihrem rechtmäßigen Herrn, dem König von Baiern, zu verleiten. Das soll er schreiben, und seinen Namen darunter setzen, alsdann will ich ihm vergeben, und seine Mitschuldigen minder strenge bestrafen und büßen lassen. Sagen's ihm das, Frau Kaiserin, widerrufen soll er!

Nein, rief Johann glühend, sagen Sie es mir nicht, Majestät, begehren Sie nicht von mir, daß ich einer neuen Schmach, einer neuen Demüthigung mich unterziehe. Nein, ich widerrufe nicht!

Nun, ich will noch milder sein, sagte der Kaiser, ich will Ihnen zeigen, Frau Kaiserin, daß ich Alles thun will, was ich vermag, um den Frieden meines Hauses zu erhalten, und die Verbrechen meiner Brüder zu beschönigen. Er will nicht widerrufen, gut, so soll er Abbitte thun, soll einen reuigen Brief schreiben, eine schriftliche Erklärung abgeben, daß er einsähe, er habe gefehlt, daß er aber den Plan nicht entworfen, sondern nur geduldet habe, daß Hormayr der Anstifter des Ganzen gewesen, und er, der Erzherzog, von diesem nur überredet und verleitet worden sei.*) Das soll er mir schriftlich bekennen, und ich will's zufrieden sein, und ich will es dem Hormayr nicht entgelten lassen, sondern er soll mit den Andern gar bald befreit werden. Das ist mein letztes Wort, Frau Kaiserin, sagen's ihm das! Er soll bekennen, daß er verführt worden.

---

*) Historisch. Siehe: Lebensbilder. II. 445.

Er wird das niemals bekennen, rief Johann, er wird nicht zu so unwahrer und knabenhafter Entschuldigung seine Zuflucht nehmen. Habe ich gefehlt, so that ich es als freier selbstständiger Mann, als der Herr meines Willens und meiner Handlungen. Man kann mich dafür strafen, aber man soll mich nicht erniedrigen. Ich widerrufe nicht, ich bereue nicht, und bekenne mich nicht als einen Irregeleiteten und Verführten!

So werden Ihre Freunde, so werden Hormayr, Roschmann und Schneider, so werden Wallmoden und Nugent, und die Tyroler Häuptlinge büßen müssen für Sie, denn ich wiederhole es Ihnen, ich werde nicht Sie in Ihrer eigenen Person strafen, sondern in der Person Ihrer Freunde. Bedenken Sie das, Herr König von Rhätien. Bereuen Sie nicht, bekennen Sie sich nicht als einen Irregeleiteten, und Roschmann und Hormayr werden in langer Kerkernacht büßen, was Sie verbrochen haben.

Mögen Ew. Majestät thun, was Sie vor Gott und Ihrem Gewissen glauben verantworten zu können. Ich aber, ich darf nicht anders handeln. Ich appellire an Sie Frau Kaiserin, ich frage Ihr edles und großmüthiges Herz: Darf ich das thun, darf ich mich darstellen als den Bereuenden, Irregeleiteten? Darf ich so meine Principien, meine Ueberzeugungen verleugnen, und als leichtsinnigen Knabenstreich darstellen, was der Ausfluß meiner reinsten Hingabe an die Sache des unglücklichen Vaterlandes war? Darf ich das thun, selbst wenn ich das Schicksal meiner Freunde und Diener dadurch mildern könnte? Können Sie mir dazu rathen?

Nein, sagte Ludovica ernst und feierlich, ach nein, ich kann Ihnen nicht dazu rathen. Und Sie, mein Gemahl, Sie selber werden in Ihrem gerechten Herzen das fühlen und begreifen, Sie werden jetzt Gnade üben. Sie haben Ihren Bruder Ihren Zorn fühlen lassen, jetzt aber, jetzt ist es Zeit, daß Sie ihn auch Ihre Milde, Ihre Vergebung, Ihre Liebe fühlen lassen.

Meine Liebe? fragte der Kaiser. Ich liebe meinen Herrn Bruder nicht, liebe ihn so wenig, wie alle meine Brüder. Was haben sie auch gethan, daß ich sie lieben sollte? Immer sind sie mir im Wege gewesen, immer sind sie Schuld und Ursache von meinem Unglück und

meiner Demüthigung gewesen. Meine Herren Brüder und Vettern, die sind's, die mich überall hinderten, mir überall Niederlagen bereitet haben. Auch im Unglücksjahr 1809, von dem der Erzherzog Johann vermeint, sich seine Märtyrerkrone geholt zu haben, die er jetzt mit der Krone eines Königs von Rhätien vertauschen will, auch im Jahre 1809 waren meine Brüder und Vettern an allem Unglück Schuld. Der Erzherzog Maximilian war's, der Wien an die Franzosen übergab, und in Nacht und Nebel mit den Truppen floh, während er nur ein paar Stunden zu warten brauchte, um Hülfe und Ersatz, die schon unterwegs waren, zu erhalten. Der schmachvolle und beklagenswerthe polnische Feldzug war das Meisterstück des Erzherzogs Ferdinand, Ihres Herrn Bruders, Frau Kaiserin. Das Unglück gleich zu Anfang, die schlechte Verbindung zwischen Regensburg und Landshut hat der Erzherzog Ludwig verschuldet, und Schlimmeres noch that der Erzherzog Johann. Er in seinem Dünkel und seinem Hochmuth hielt's nicht für nöthig, den Befehlen des Generalissimus zu gehorchen, in dem verbrecherischen Geist der Insubordination, der ihn von jeher leitete, mißachtete er die Befehle seines Chefs, und durch seine Schuld allein haben wir die Schlacht von Wagram verloren. Die Hauptschuld an Allem aber trägt der Herr Generalissimus, der Erzherzog Carl selber, er war's, der gleich in den ersten vier Wochen den ganzen Kriegsplan mißlingen machte, der den ganzen Krieg widerwillig und matt betrieb, den Sieg von Aspern nicht zu benutzen wußte, der demüthige Briefe an den Sieger schrieb, und in Znaym einen Waffenstillstand schloß, ohne mich nur um meine Einwilligung gefragt zu haben.*) Und man will verlangen, daß ich dafür die Erzherzöge lieben soll, sie, die mir immer nur Herzeleid und Kummer bereiten, die immer Krieg schreien, wenn ich den Frieden als nöthig erachte, die immer sich auf die Seite meiner Gegner stellen, und meiner Regierung überall geheim und öffentlich feindlich entgegentreten! Sie haben das Unglück von 1809 verschuldet, und sind noch nicht zur Besinnung gekommen. Jetzt, weil der Napoleon in Rußland Unglück gehabt hat, jetzt meinen die Herren Erzherzöge sogleich, es sei für sie die rechte

*) Lebensbilder. II. 431.

Zeit, ihre alte Scharte auszuwetzen und den Napoleon zu überwältigen. Und weil sie das meinen, so denken sie, muß es auch geschehen, gleichviel ob ich, der Kaiser, es will, ich muß wollen. Zu zwingen gedenken sie mich! Jeder von ihnen will nach seinen eigenen Ansichten handeln, und nicht nach denen seines Monarchen. Jeder will einen Staat im Staate bilden und sich zum Mittelpunkt unruhiger, ehrgeiziger Köpfe machen! Jeder will populair, geliebt und gefeiert werden auf meine Kosten! Und dafür soll ich die Herren Erzherzöge lieben? Nein, bei der heiligen Jungfrau, ich liebe sie nicht. Merken's sich das, Herr König von Rhätien, ich liebe Sie nicht, ich hab' Sie niemals geliebt, und werd' Sie auch niemals lieben!

Ich werde es nicht mehr wagen, um die Liebe Ihrer Majestät zu werben, sagte Johann ernst, aber ich fordere Gerechtigkeit, fordere noch einmal meine Bestrafung.

Oh sein's ruhig, rief Franz, Ihre Bestrafung soll Ihnen werden, wenn auch nicht so, wie Sie meinen, und erhoffen. Ich werd' Sie nicht in ein Gefängniß stecken, Sie nicht bei Wasser und Brod büßen lassen für Ihre Schuld, ich werd' Sie auch nicht degradiren, Sie nicht Ihrer Ehren und Würden berauben. Ich werd' nur ein aufmerksames Auge auf Sie haben, ich werde Sie frei schalten und walten lassen, aber ich werde diejenigen strafen, mit denen Sie umgehen, ich werde Sie immer und immer wieder strafen in Ihren Freunden. Ich weiß, es hängt sich alles liberale Gesindel an Sie an, und entwirft mit Ihnen gar herrliche Pläne für die Größe Oesterreichs und die Befreiung Deutschlands nicht blos vom Napoleon, sondern auch von aller Fürstengewalt. Machen Sie immer Ihre Pläne, ich gönn' Ihnen das Spielwerk, aber ich werde diejenigen bestrafen, die es gewagt haben, mit Ihnen zu spielen. Merken's sich das, ich werde Sie bei Tag und Nacht beobachten lassen und Jeder, der mit Ihnen spricht, der ist gefährdet, und Jeder, dem Sie Ihre Freundschaft, Ihr Vertrauen schenken, der ist verloren, der wird gefangen und bestraft werden, und auf Ihr Gewissen, nicht auf Ihre Person, falle das Unglück Derer, die Sie in's Verderben gestürzt haben. Hüten Sie sich also, hüten Sie sich davor, Freundschaften zu schließen, und Anhänger zu werben, denn Sie verderben diejenigen, denen Sie die Hand drücken, Sie über-

liefern diejenigen der Gefangenschaft, die Sie zu Ihren Anhängern machen. — Sie verlangen Strafe! Oh ja, sie soll Ihnen werden. Sie haben so sehnlich den Krieg mit Frankreich gewünscht. Nun, es ist möglich, daß es bald zum Kriege kommt, aber das schwöre ich Ihnen, Sie und alle meine Herren Brüder werden nicht Theil haben an dem Krieg, Sie werden sich keine Lorbeeren erwerben, nicht die alte Scharte auswetzen und Schlachten gewinnen. Sie werden daheim bleiben, Alle mitsammen, und ich werde der Welt beweisen, daß Oesterreich auch siegen und Schlachten gewinnen kann, ohne die Herren Erzherzöge als Feldherren und Generäle zu haben. Sie verlangen Strafe! Oh ja, ich will Sie strafen. Nicht an Ihnen selber, sondern an allen den Freunden, die auf den Festungen sitzen und deren Zahl sich noch alle Tage vergrößern wird. Strafen auch will ich Sie an den Tyrolern. Wehe ihnen, wenn die Revolution jetzt bei ihnen ihr schändlich Haupt erhebt, wenn die Tyroler sich auflehnen gegen ihren rechtmäßigen Herrn, den König von Baiern. Ich werde ihnen nicht beistehen, ich werde die aufrührerischen Tyroler dem gerechten Zorn ihres Herrn überlassen, und auf Ihr Haupt wird das Blut der hingerichteten Empörer kommen! — Nun, mein Herr Bruder, sind Sie nun zufrieden? Habe ich Sie nun hinlänglich bestraft?

Ja, Ew. Majestät haben mich bestraft, sagte Johann tonlos und mit vor Zorn und Schmerz zitternden Lippen.

Und mein Herr Bruder wird zugestehen müssen, daß er Strafe verdient hat, sagte Franz, er wird sogar bekennen müssen, daß ich sehr milde gegen ihn gewesen. Denn ich kenne alle Ihre Umtriebe, ich kenne alle Ihre Verbindungen und Absichten, kenne Ihre Vertrauten, und die Pläne, die Sie mit ihnen entworfen. Ich habe Ihren Briefwechsel mit Ihren Freunden gelesen, und wahrhaftig, darin ist Stoff, um mehr als zwanzig dieser Freunde wegen respectwidriger Ausdrücke gegen ihren Monarchen, wegen hochverrätherischer Pläne auf die Festung zu bringen, und zu langer Kerkerhaft zu verurtheilen. Aber ich will sie nicht alle wissen, ich will vorläufig nur die thätigsten und schlimmsten Ihrer Freunde, den Hormayr und den Roschmann strafen. Die Namen der Andern will ich vergessen, und ich will Ihnen einen Beweis davon geben!

Und der Kaiser trat zu seinem Schreibtisch und nahm von demselben ein offenes Portefeuille mit Papieren und Briefschaften, die er dem Erzherzog darreichte.

Hier, sagte er, nehmen Sie Ihre Papiere wieder an Sich. Ich will keinen Gebrauch davon machen, ich will sie vergessen!

Ein Schrei des Entsetzens tönte von Johanns Lippen, mit beiden Händen packte er das Portefeuille und riß es an sich, und stürzte zu dem Fenster hin, um mit prüfendem Auge das Portefeuille und den Inhalt zu betrachten. Dann sanken seine Arme, die noch immer das Portefeuille hielten, nieder, ein qualvolles Stöhnen drang aus seiner Brust hervor, und leise murmelte er: es sind meine Papiere! Es ist keine Täuschung! Sie sind es!

Auf einmal raffte er sich empor, und mit den Papieren in den Händen, aufgerichteten Hauptes schritt er zu dem Kaiser hin.

Im Namen Gottes und Ihres eigenen Gewissens, sagte er feierlich und laut, im Namen unserer Mutter, die uns Beide unter ihrem Herzen getragen, frage ich Sie, nicht den Kaiser, sondern Sie, meinen Bruder: von wem haben Sie diese meine Papiere erhalten, wer gab sie Ihnen?

Sie verlangen, daß ich Ihnen die Wahrheit sage? Sie bestehen darauf, sie zu wissen? fragte der Kaiser, dessen Augen unheimlich leuchteten.

Ich beschwöre Sie, mir die Wahrheit zu sagen. Wer gab Ihnen diese Papiere?

Nun denn, Sie sollen die Wahrheit wissen, mein Herr Bruder. Ich erhielt dieses Portefeuille und diese Papiere von einer Dame, einer edlen Patriotin, welche ihren Kaiser und ihr Vaterland mehr liebte als ihren eigenen Vater sogar, von einem hochherzigen Mädchen, die es für ihre heiligste Pflicht erachtete, ihren Kaiser zu warnen, und ihm die Beweisstücke der Gefahr, die ihn bedrohete, zu überliefern.

Sagen Sie mir ihren Namen, rief Johann fast gebieterisch.

Nun, ich will Ihnen den Willen thun, sagte der Kaiser ruhig. Sie heißt: Camilla von Roschmann.

Johann taumelte zurück, als habe ein Blitzstrahl ihn getroffen, das Portefeuille entsank seinen Händen, und fiel zur Erde nieder, die

großen weit aufgerissenen Augen waren starr auf den Kaiser gerichtet, die blutlosen, bleichen Lippen waren halb geöffnet, wie zu einem Schrei, große Schweißtropfen traten auf seine Stirn, welche zuweilen zuckte und sich zusammenzog, wie im innern Krampf der Qual.

Die Kaiserin vermochte es nicht, dies Bild der Schmerzen zu ertragen, sie selber fühlte sich von Entsetzen erfaßt, fühlte ihr Herz beben, und indem sie sich abwandte, rollten zwei Thränen langsam über ihre bleichen Wangen nieder.

Der Kaiser blieb ungerührt. Mit vollkommener Ruhe ertrug er das schreckensvolle Anstarren seines Bruders, der für ihn nur ein strafwürdiger Rebell, ein gefährlicher Aufwiegler war, den er strafen mußte, aber mit dem er kein Mitleid haben durfte.

Camilla von Roschmann? flüsterte Johann nach einer fürchterlichen Pause. Sie gab Ihnen die Papiere?

Ja, sie, Camilla von Roschmann.

Ein Zittern durchflog jetzt des Erzherzogs Gestalt, der starre Blick belebte sich, das Blut schoß in dunkeln Gluthströmen in seine Wangen, und mit lauter Stimme rief er: nein, und abermals nein! Camilla von Roschmann that das nicht!

Der Kaiser zuckte die Achseln, ging gelassen wieder zu seinem Schreibtisch hin, und nahm von demselben ein rothes Maroquin=Etui, das er öffnete, und dem Erzherzog darreichte.

Sehen Sie da, sagte er. Camilla von Roschmann wird heute Mittag zu mir kommen, um meinen Dank und ihre Belohnung zu empfangen. Sie hat es verweigert, mit einem Jahrgelde belohnt zu werden. Ich belohne sie also, indem ich ihr diesen Brillantschmuck gebe. Oeffnen Sie jenes Medaillon dort, es enthält mein Portrait. Lesen Sie die Umschrift! Sie lautet: Für Camilla von Roschmann von ihrem wohlgewogenen Kaiser Franz!

Es ist so, murmelte Johann, das von großen Brillanten umgebene Medaillon, das an einer doppelten Reihe von Zahlperlen befestigt war, mit prüfenden Blicken betrachtend. Ja, es ist so! da steht es: „Camilla von Roschmann.“ — Majestät, sagte er dann heftig und mit rascher gepreßter Stimme, Sie haben mich Ihre Strenge heute fühlen lassen, verschärfen Sie dieselbe noch, zerschmettern Sie mein Herz,

meine Seele ganz und gar. Ich will Ihnen ein Mittel dazu angeben. Lassen Sie mich zugegen sein, wenn Camilla von Roschmann diese Belohnung empfängt!

Ach, rief der Kaiser, Sie wollen Zeuge sein, um das arme Kind nachher bei ihrem Vater zu verklagen, und sie ihren Landsleuten, den Tyrolern, als eine Verrätherin zu bezeichnen. Ich verbitte mir das, mein Herr. Das junge Mädchen hat, indem sie mir die schändlichen und staatsverbrecherischen Pläne verrieth, nur ihre Pflicht gegen ihren Kaiser und gegen Oesterreich erfüllt, sie hat sogar ihre kindliche Liebe aus Pflichtgefühl unterdrückt, und um ihren Vater zu retten, hat sie ihn mir verrathen. Ich habe ihr aber dafür auch gelobt, daß ich ihren Vater, den Sie und Hormayr verführt haben, nicht allzuhart will büßen lassen, sondern ihn um seiner Tochter willen milde behandeln werde. Ich stelle das Mädchen unter meinen persönlichen Schutz, Niemand soll ihr etwas anhaben. Aber da Sie so sehr wünschen, das Mädchen zu sehen, so will ich Ihnen dazu behülflich sein. Statt, daß sie hieher kommt, um hier mein Geschenk entgegen zu nehmen, will ich es ihr senden, und Sie sollen als mein kaiserlicher Gesandter es ihr überbringen; um der jungen Dame zu beweisen, wie hoch ich sie ehre, sende ich meinen eigenen Herrn Bruder zu ihr. Das ist beinahe eben so viel Ehre, als wenn ich sie hierher kommen lasse, und ihr eine Audienz gebe, wozu es mir heute auch an Zeit fehlt. Da, nehmen Sie den Schmuck, mein Herr Bruder, und fahren Sie damit zu Fräulein Camilla von Roschmann. Sagen Sie ihr nochmals, daß ich ihr sehr dankbar bin, daß sie mir und dem Staat einen wirklichen Dienst geleistet hat, und daß ich ihr zum Andenken daran diesen Schmuck sende. Da, nehmen Sie das Etui, und eilen Sie meinen Auftrag auszurichten. Sie sind entlassen, Herr Erzherzog!

Der Erzherzog nahm das Etui, und ein Blitz zorniger Freude flammte über sein Antlitz hin; er bückte sich nieder, und raffte das Portefeuille mit den Papieren auf, dann verneigte er sich tief vor der Kaiserin und wandte nun sein bleiches entstelltes Antlitz dem Kaiser zu.

Ich danke Ew. Majestät für gnädige Strafe, murmelte er mit einem schmerzlichen Lächeln, und sich umwendend, ging er schwankenden Schrittes, wie ein Trunkener der Thür zu.

Es ist nicht gut, daß Ew. Majestät ihn gehen lassen, flüsterte die Kaiserin, als Johann die Thür hinter sich zugedrückt hatte. Er sah so zornig und verzweifelt aus, daß man ihn nicht allein lassen sollte. Oh, Majestät, es wäre fürchterlich, wenn er in seiner Verzweiflung Hand an sich selber legte!

Ah bah, rief der Kaiser achselzuckend, der Selbstmord liegt nicht in meiner Familie, sondern nur die Epilepsie. Und wenn er von der Aufregung wirklich die Krämpfe bekommt, so muß er sich trösten mit dem Herrn Generalissimus, und Gott danken, daß er bis hierher von der Familienkrankheit so lange verschont geblieben.

Die Kaiserin schauerte in sich zusammen, und erhob sich aus ihrem Lehnsessel.

Ich bitte Ew. Majestät um Erlaubniß, mich in meine Gemächer zurückziehen zu dürfen, sagte sie. Ich fühle mich von dieser traurigen Scene im tiefsten Herzen angegriffen und erschüttert, und bedarf der Ruhe.

Ja, gehen's immerhin, Frau Kaiserin, rief Franz, das Stück ist ja ohnedies zu Ende, der Vorhang ist gefallen, und die Zuschauer können nach Hause gehen.

Ew. Majestät wissen wohl, daß ich nicht blos Zuschauerin war, sondern auch eine Rolle zu spielen hatte in dieser traurigen häuslichen Tragödie, sagte Ludovica leise. Ew. Majestät verstehen es, hinzurichten, ohne daß dabei nach außen hin auch nur ein Tropfen Blut vergossen wird. Und ich sage Ew. Majestät, wie es vorher der Erzherzog Johann, Ihr unglücklicher, aber edler Bruder gethan: ich danke Ew. Majestät für gnädige Strafe.

Sie machte dem Kaiser eine kalte ceremonielle Verbeugung und verließ dann langsam und stolz durch die geheime Tapetenthür das Gemach.

Der Kaiser begleitete sie nicht. Er blieb mitten in dem Zimmer stehen, und schaute mit einem ruhigen, lächelnden Blick der schönen stolzen Gestalt nach, bis sie verschwunden war.

Immer empfindsam und schwärmerisch, sagte er dann achselzuckend. Hinrichtungen, bei denen kein Tropfen Blut vergossen wird! Unsinn!

Dann rief er mit lauter Stimme: Herr von Hudelist!

Die Thür, welche aus dem Kabinet des Kaisers in das Conferenzzimmer führte, öffnete sich, und Hudelist hinkte herein.

Nun? fragte der Kaiser. Haben's Alles gehört?

Ja, Majestät, rief Hudelist, dessen hochrothes Gesicht vor grimmiger Freude strahlte, ja, ich habe Alles gehört. Ich danke Ew. Majestät für die hohe Gnade, daß ich dort im Conferenzzimmer Zeuge dieser erhabenen Scene war, in welcher Ew. Majestät, dem Zeus gleich, die Titanen zerschmetterte!

Ich war Ihnen halt wohl diese Genugthuung schuldig, sagte Franz, ihm freundlich zunickend. Sie haben sich mir in dieser Sach' als ein treuer, kluger Diener bewährt, und mir manchen guten Rathschlag gegeben. Ich bin sehr zufrieden mit Ihnen, haben mich immer gewarnt vor den gefährlichen Umtrieben in Tyrol, haben immer ein aufmerksames Auge gehabt auf die Herren Brüder, und ihre schlimmen Absichten und Pläne mir allzeit ausgekundschaftet. Ich will Ihnen das nie vergessen, und ernenne Sie jetzt zum Dank zu meinem wirklichen Staatsrath. Herr Graf von Metternich hat schon meine Ordre deshalb erhalten, und er wird Ihnen noch heute das Patent zustellen. Und da mir Graf Metternich außerdem gesagt hat, daß es Ihr Wunsch ist, Ordensritter zu werden, so ernenne ich Sie zum Theresienritter.

Oh, Majestät, Ihre Gnade macht mich zum Glücklichsten der Sterblichen, rief Hudelist, auf seine Kniee niederstürzend und mit der Demuth eines Sclaven das Gewand des Kaisers an seine Lippen ziehend. Mein ganzes Leben wird nicht ausreichen, Ew. Majestät meine grenzenlose freudige Dankbarkeit zu beweisen!

Bleiben's mir treu und dienstbar wie bisher, das ist Alles, was ich verlange. Zuerst, stehen's auf, Hudelist, es ziemt sich nicht für einen so vornehmen Herrn, wie Sie's jetzt sind, vor einem Sterblichen zu knien. Sie sind Theresienritter und Staatsrath! Das ist ein gar mächtiger Herr, denn er ist täglich um die Person des Kaisers und hat über alle Geschäfte zu referiren. Bitt' um Ihre Protection, Herr Staatsrath von Hudelist!

---

# VIII.

## Die Trennung.

Camilla war allein in ihrem Zimmer. Sie hatte so eben ihre Toilette vollendet, und erwartete den Wagen, um in die Kaiserburg zu fahren. Denn ihre Weigerung war vergeblich gewesen. In der Frühe des Morgens war ein kaiserlicher Kammerherr zu ihr gekommen, und hatte im Namen des Monarchen nochmals den Befehl gebracht, pünktlich heute Mittag bei Sr. Majestät zu erscheinen. Der kaiserliche Kammerherr hatte zugleich gemeldet, daß er genau um die festgesetzte Stunde mit einer kaiserlichen Equipage eintreffen würde, um Fräulein von Roschmann abzuholen.

Camilla hatte sich also dem kaiserlichen Befehl fügen und unterwerfen müssen, und sie erwartete jetzt die Ankunft des Kammerherrn, um sich mit ihm in die Kaiserburg zu begeben.

Sie hatte sich geschmückt, aber nicht wie zu einer freudigen Veranlassung, sondern wie zu einem Trauerfest. Ein schwarzes Sammetgewand, eng anschließend und bis zu dem Halse hinaufreichend, umhüllte ihre ganze Gestalt, und ihre schöne Büste. Durch ihr glänzendes schwarzes Haar, das in langen Locken zu beiden Seiten ihrer bleichen Wangen niederrollte, hatte sie eine Schnur köstlicher Zahlperlen geschlungen, an welcher auf der Stirn ein kleines Diadem von Brillanten sich erhob. Eine ähnliche Schnur hing über ihren Hals und hielt auf der Brust ein Kreuz von großen Brillanten fest. Der Schmuck der Waldraster Madonna war jetzt wieder in Camilla's Besitz übergegangen, denn Dank der Vermittelung Hudelist's und seiner eigenen schlimmen Künste, hatte Roschmann jetzt hinlänglich Geldmittel gehabt, um die verpfändeten Schätze wieder einzulösen, und sie seiner Tochter wiederzugeben.

Der Kaiser soll sehen, daß ich genug von diesen elenden Steinen und Keinodien besitze, sagte Camilla, indem sie jetzt mit raschen heftigen Schritten auf und ab ging, genug um diesen Flitterstaat verachten

zu können. Ich werde ihm sagen, daß ich keinen Theil habe an der Verrätherei meines Vaters, denn er weiß es ja, daß mein Vater ein Verräther ist; vor ihm, vor dem Kaiser, habe ich nicht nöthig zu schweigen, vor ihm nicht! Und ich will auch nicht schweigen, ich will auch alle meine Indignation, meinen Schmerz und meine Verachtung frei aussprechen, ich —

Ein Wagen hielt mit lautem, donnerndem Rollen vor ihrer Thür an, Camilla trat an das Fenster und schaute hinab.

Es ist eine kaiserliche Equipage, flüsterte sie, hastig wieder zurücktretend. Die Stunde ist also gekommen, und es giebt kein Entrinnen mehr, ich muß zum Kaiser gehen. Ich muß gehorchen!

Heftige Schritte näherten sich jetzt vom Salon her, die Thür ward mit Ungestüm aufgerissen, und auf der Schwelle erschien der Erzherzog Johann.

Er, murmelte Camilla, zusammenschreckend, mein Gott, Er zu dieser Stunde!

Und mit niedergeschlagenen Augen that sie einige Schritte vorwärts, dem Erzherzog entgegen.

Er hatte die Thüre des Salons hinter sich zugeschlossen, und kam langsam vorwärts geschritten. Sie sah nicht seine bleichen, verwilderten Mienen, seine zitternden Lippen, aber sie fühlte die flammenden durchbohrenden Blicke, mit denen er sie anschaute, und sie hob langsam und schüchtern jetzt das Auge zu ihm empor.

Jetzt, wie sie ihn anschauete, tönte ein Schrei des Entsetzens von ihren Lippen. Jetzt sah sie ihn, sah dies schmerzzerrissene Angesicht, sah diesen Blick voll zerschmetternder Verachtung, voll tödtlichen Hasses, und er traf ihr Herz wie ein Dolchstoß.

Weshalb sind Sie geschmückt? fragte er mit rauhem Ton. Was bedeutet es, daß Camilla von Roschmann sich schmückt wie eine Fürstin, während ihr Vater im Gefängniß schmachtet?

Sie schwieg und blickte nur flehend, und mit einem Ausdruck schmerzlichen Staunens zu ihm auf.

Zu welchem Feste haben Sie Sich geschmückt? fragte er lauter, gebieterischer. Wohin wollten Sie gehen? Antworten Sie mir, wohin wollten Sie gehen?

Sie schüttelte traurig ihr Haupt. Ich darf es Ihnen nicht sagen, Hoheit!

Sie dürfen nicht, rief er hohnlachend. Nun wohlan, so will ich es Ihnen sagen. Sie wollen zu meinem Herrn Bruder, dem Kaiser Franz! Nun, antworten Sie nur, ich will es, ich befehle es. Ist es wahr, daß Sie zum Kaiser wollen?

Ja, sagte sie sanft, es ist wahr. Der Kaiser hat mir befohlen, zu ihm zu kommen.

Der Kaiser hat seinen Willen geändert, rief er rauh. Er will Ihnen den Weg ersparen, und er sendet mich zu Ihnen als seinen Boten. Ich, Mademoiselle, ich bin beauftragt, Ihnen den Dank des Kaisers zu bringen, Ihnen zu sagen, daß er sehr gerührt ist von Ihrer Treue und Ihrem Patriotismus, daß er Ihnen Ihr heroisches Opfer niemals vergessen wird.

Sie schüttelte heftig ihr Haupt. Der Kaiser hat mir für nichts zu danken, sagte sie ungestüm. Ich habe nichts gethan, wofür ich seinen Dank verdiente.

Doch, Mademoiselle, Sie haben Sich sehr verdient gemacht um den Kaiser, und mein gnädiger Herr Bruder ist dankbar. Er übersendet Ihnen durch mich ein Zeichen seiner Dankbarkeit.

Er zog unter seinem Mantel das Etui hervor und hielt es ihr dar. Nehmen Sie, Mademoiselle, sagte er mit seiner ironischen Kälte voll verhaltenen glühenden Zornes. Es ist das Gegengeschenk des Kaisers.

Er drückte an dem Charnier, daß der Deckel aufflog, und der funkelnde und blitzende Inhalt sichtbar ward.

Camilla schaute nicht einmal darauf hin, sie hob nicht die Hand auf, um das Etui in Empfang zu nehmen, ihre Blicke voll unendlicher Liebe, unendlicher Trauer ruhten unverwandt auf dem Erzherzog.

So nehmen Sie doch, Mademoiselle, rief Johann, wild mit dem Fuß stampfend, so nehmen Sie das Ehrengeschenk des Kaisers.

Nein, sagte sie ruhig, nein, ich nehme es nicht an, ich habe kein Recht auf dieses Geschenk.

Doch, Sie haben ein Recht auf dasselbe, und der Kaiser macht kein Hehl daraus, daß er Ihnen verpflichtet ist. Sehen Sie doch, wie hoch er Sie ehrt und auszeichnet. Sehen Sie, hier in dem Medaillon

da steht es mit goldenen Lettern: „Für Camilla von Roschmann von ihrem wohlgewogenen Kaiser." Sie sehen, der Schmuck gehört Ihnen, nehmen Sie ihn also!

Nein, wiederholte sie sanft, nein, ich nehme ihn nicht. Wenn man dem Kaiser gesagt hat, daß er mir Dank schuldig ist, so hat man ihn getäuscht, wenn man ihm berichtet hat, ich sei ihm eine treu ergebene Unterthanin, so hat man ihn hintergangen. Ich habe keinen Anspruch auf irgend eine Belohnung des Kaisers.

Heuchlerin, rief Johann mit der ganzen Gewalt seines ausbrechenden Zornes, Heuchlerin, Du lügst. Du wolltest jetzt eben zum Kaiser fahren, um dieses Geschenk in Empfang zu nehmen, und jetzt verleugnest Du es. Du hast nicht einmal den Muth, Dich zu Deinen Thaten zu bekennen, für den Kaiser hast Du Dich geschmückt, und jetzt vor mir verleugnest Du ihn, Dich selber, Dein —

Johann, rief sie mit schmerzlicher Gewalt, Du zweifelst an mir, Du glaubst —

Ich glaube nicht, ich weiß, unterbrach er sie ungestüm. Mademoiselle, ich bin nicht blos gekommen, um Ihnen das Geschenk des Kaisers zu bringen, ich bin auch hier, um mir meine Papiere wieder von Ihnen zurück zu fordern. Seit ich weiß, daß Sie mit dem Kaiser in Verbindung stehen, halte ich sie nicht mehr bei Ihnen in Sicherheit. Haben Sie also die Güte, Mademoiselle, und geben Sie mir die Papiere zurück, gleich auf der Stelle.

Die Papiere, sagte sie bleich und bebend, die Papiere wollen Ew. Hoheit wieder haben?

Ja, die Papiere. Sie haben mir freilich geschworen, sie treu zu bewahren, ihr Dasein Niemanden zu verrathen, sie von keinem menschlichen Auge sehen zu lassen, Sie haben mir bei Allem, was Ihnen heilig ist gelobt, lieber zu sterben, als irgend Jemand die Hand an diese Papiere legen zu lassen, aber es ist besser, ich nehme sie zurück. Geben Sie sie mir also, Mademoiselle, geben Sie mir meine Papiere, und nehmen Sie dafür das Geschenk des Kaisers entgegen. Nun, was zaudern Sie, Mademoiselle? Sie haben mir ja gesagt, daß der Versteck, in dem Sie mein Portefeuille mit den Papieren verbargen, sich hier in diesem Zimmer befindet. So öffnen Sie ihn also, vor mir

haben Sie ja nicht nöthig, ihn zu verbergen, es sind ja meine Geheimnisse, meine Papiere, welche darin enthalten sind. Oeffnen Sie also den Versteck, und geben Sie mir meine Papiere! Rasch, Mademoiselle, Sie sehen ja, daß ich warte.

Ich weiß nicht, sagte sie verwirrt, athemlos vor innerer Angst, ich weiß nicht, — ich glaube, der Schlüssel ist verlegt, und —

Lügnerin, schrie Johann, sieh her, und bekenne Deine Schande!

Und mit einer heftigen Bewegung riß er das Portefeuille unter seinem Mantel hervor, und hielt es ihr dar.

Sieh her, Verrätherin, kennst Du dies?

Sie stieß einen herzzerreißenden Schrei aus, und taumelte zurück. Das Portefeuille, murmelte sie entsetzt, sein Portefeuille mit den Papieren?

Ja, mein Portefeuille mit den Papieren, die Du mir bei Allem, was Dir heilig ist, geschworen, zu bewahren. Aber Dir ist nichts heilig, und darum gabst Du sie hin für elenden Sündenlohn, darum verkauftest Du sie an den Kaiser.

Er glaubt es! schrie sie entsetzt. Mein Gott, mein Gott, er glaubt es!

Ja, Du verkauftest meine Geheimnisse, rief er mit der vollen Gewalt des Zorns. Du verkauftest Deinen Vater, weshalb also solltest Du zaudern, auch mich zu verkaufen? Du heucheltest mir Liebe, um mir meine Geheimnisse abzulocken, um Dich an mein Herz heran zu schleichen, mir wie ein Vampyr meine Geheimnisse und mein Herzblut auszusaugen, und dann hinzugehen und mich dem Kaiser zu verrathen!

Er glaubt es, oh, er glaubt es! wiederholte sie noch einmal aber leise, tonlos; wie zerbrochen von Schmerz sank sie vor dem Erzherzog auf ihre Kniee nieder.

Er achtete gar nicht darauf. Sein ganzes Wesen war in Aufruhr, seine Augen flammten vor Zorn, eine dunkle Gluth brannte auf seinen vorher so bleichen Wangen, und ein kalter Schweiß bedeckte seine Stirn.

Ja, fuhr er fort, verrathen hast Du mich, uns Alle, verrathen hast Du Dein Vaterland, wie Judas den Heiland verrieth um dreißig Silberlinge. Weißt Du, was Du gethan? Hast Du bedacht, welchen Jammer, welche Last von Unglück und Schmach Dein Verbrechen er=

zeugen mußte? Weißt Du, daß Du Deinen eigenen Vater in's Gefängniß gebracht hast, daß er mit jahrelanger Kerkerhaft den Verrath seiner Tochter wird büßen müssen? Du hast es gethan, um Deinen Vater zu retten vor meinen Verführungen, sagte mir der Kaiser, und er hat Dir zum Dank für Deinen Patriotismus gelobt, Deinen Vater nur milde zu strafen, und ihn bald wieder in Freiheit zu setzen.

Oh, oh, er glaubt es! wiederholte sie immer wieder, und zu seinen Füßen liegend, ganz zerschmettert und zerbrochen, neigte sie ihr Haupt, einer Verurtheilten gleich, die bereit ist, den tödtlichen Streich zu empfangen.

Baue nicht auf die Versprechungen des Kaisers, fuhr Johann fort. Er verzeiht niemals, er hat niemals Erbarmen und Gnade für Diejenigen, welche ihn beleidigt, welche sich gegen ihn und seine Politik aufgelehnt haben. In seinen Augen ist Dein Vater ein Verbrecher, und als Verbrecher wird er ihn bestrafen, gleichviel, was er Dir versprochen hat. Du trägst die Schuld an dem Unglück Deines Vaters, und auf Dein Haupt möge es zurückfallen! Du bist schuld an dem Unglück Hormayrs, denn auch er, mein theuerster, mein bester Freund, auch er ist gefangen und wird die Strafe des Hochverräthers zu erleiden haben. Jeder seiner Seufzer möge Dich anklagen, jede seiner qualvollen Stunden werde ein Vorwurf für Dich! Du bist schuld, wenn jetzt der so lange vorbereitete Aufstand in Tyrol, dessen Ausbruch man nicht mehr verhindern kann, mit Gewalt unterdrückt wird. Auf Dein Haupt komme das Blut der Märtyrer, die man jetzt wieder um der Treue und der Liebe zu ihrem Vaterlande willen als Aufrührer, Empörer und Hochverräther hinrichten wird, auf Dein Haupt die Thränen der verlassenen Weiber und Kinder, die Schmerzensseufzer der Eingekerkerten. Du, Du allein, verrätherisches Weib, Du trägst die Schuld an dem neuen blutigen Unglück Tyrols, und endlich bist Du schuld, daß ich jetzt dastehe als ein elender, unglücklicher Mann, dem auf Erden keine Hoffnung, keine Aussicht, kein Wunsch mehr geblieben. Du hast Alles zerschmettert, was ich erhoffte und erstrebte, hast alle meine Pläne zerstört, hast mir meinen Glauben an die Zukunft, mein Vertrauen zu der Menschheit zerstört. Wie ein Schulknabe bin ich gescholten und verhöhnt worden, — Du trägst die Schuld daran!

Meine letzte Hoffnung auf Glück hast Du zerschmettert, hast mich verrathen, hast mich betrogen, hast mein Herz gebrochen! Das Alles hast Du gethan, Du, die ich so sehr liebte, daß ich Dir grenzenlos vertraute, daß ich auf Dich hoffte, wie auf den letzten Stern meines Lebens! Es ist vorbei, Alles vorbei! Geh' hin, Verrätherin, und freue Dich Deines Triumphes. Dein Plan ist geglückt, Du hast uns Alle verrathen und elend gemacht. Auf Dein Haupt unser Unglück und unsere Schmach! Im Namen Tyrol's, im Namen meiner Freunde, im Namen meiner Liebe, die Du unter die Füße getreten, fluche ich Dir, und rufe den Zorn Gottes hernieder auf Dein schuldiges Haupt! Das ist mein Lebewohl für immerdar!

Er warf das Etui mit den Brillanten zu ihren Füßen hin, und wandte sich nach der Thüre hin.

Johann, rief sie mit einem Schmerzensschrei, bleibe, verlaß mich nicht! Höre mich! — Sie flog von ihren Knieen empor, und stürzte ihm nach, und umklammerte seinen Arm, und zog ihn zurück von der Thür.

Aber er schleuderte mit wildem Ungestüm ihre Hände fort, und stieß sie zurück in das Zimmer. Berühre mich nicht! schrie er wild. Falle nieder auf Deine Kniee, und bete zu Gott, daß er Dir vergeben möge! Ich vergebe Dir nicht!

Nun riß er die Thür auf, und stürzte fort. Sie stand mitten im Zimmer, und lauschte auf seinen enteilenden Schritt, dann stürzte sie zum Fenster hin und blickte hinab. Sie sah, wie er auf die Straße hinaus trat, wie er hinein sprang in die Kutsche, wie die Lakaien die Thür schlossen, und ein lautes Stöhnen und Schluchzen drang aus ihrer Brust hervor.

Nun rollte der Wagen donnernd dahin. Er ist fort, schrie sie, ich werde ihn niemals wieder sehen!

Sie taumelte vom Fenster zurück, ihre wirren Blicke schweiften durch das Zimmer, als suchten sie da noch immer nach ihm, als könne sie es nicht fassen, daß er sie wirklich verlassen, wirklich aufgegeben habe! Jetzt hafteten ihre Blicke auf dem Bilde ihrer Mutter, es schien ihr zu winken, ihr zuzulächeln, sie zu rufen.

Camilla stürzte zu ihm hin, und vor dem Bilde auf die Kniee sinkend, rief sie: Meine Mutter, ich habe meinen Schwur erfüllt. Ich

habe Alles verlassen und hingegeben um meines Vaters willen! Er hat mein Herz gebrochen, wie er das Deine gebrochen hat. Jetzt habe Erbarmen! Jetzt gieb, daß mich der Schmerz tödtet, wie er Dich getödtet hat!

Während Camilla so zu dem Bilde ihrer Mutter flehte, rollte die Equipage des Erzherzogs durch die Straßen dahin; die Leute, welche sie erkannten, blieben stehen, und zogen ehrerbietig den Hut, aber der Erzherzog dankte ihnen nicht, er lehnte sich nicht, wie er es sonst pflegte, an das offene Fenster und grüßte mit einem freundlichen Lächeln und einem Winken der Hand die vorübergehenden Bekannten.

Die Fenster seines Wagens waren emporgezogen, nicht ein Mal erschien sein Angesicht hinter den Scheiben, und als der Wagen vor seinem Palais hielt, und die Diener den Schlag öffneten, lag der Erzherzog bleich wie ein schon Gestorbener, besinnunglos in den Kissen. Man trug ihn in seine Gemächer, man rief die Aerzte. Es gelang ihnen endlich, ihn wieder zum Leben zu erwecken, er schlug die Augen wieder auf, aber sein Blick war wirr, er öffnete die Lippen wieder, er sprach und lachte, aber seine Worte waren ohne Zusammenhang und Sinn, und nur das Delirium des Nervenfiebers sprach und lachte aus ihm.

---

## IX.

## Der Triumph der Diplomatie.

Ich komme, um Ew. Excellenz zu danken und Ihnen zu gratuliren, rief Hudelist, mit freudestrahlendem Gesicht in das Kabinet des Grafen Metternich eintretend. Zuerst meinen Dank! Ew. Excellenz haben gnädigst Wort gehalten, Sie haben meinen unausstehlich langen Titel zu einer Abkürzung verholfen, und meinem leeren Knopfloch endlich eine würdige Decoration verschafft. Se. Majestät hat mir soeben gesagt, daß er mich auf Ihren Vorschlag zum Theresienritter ernennt.

Ich gratulire, mein Herr Staatsrath, sagte Metternich mit einem leichten Kopfnicken. Es ist immer Etwas um ein decorirtes Knopfloch,

und man glaubt nicht, wie viele Mängel und Gebrechen sich mit einem Ordenskreuz und einer Viertelelle Band zudecken lassen. Ich gratulire nochmals von Herzen, aber ich bin neugierig zu erfahren, weshalb Sie mir gratuliren wollen.

Zu Ihrem Siege will ich Ihnen gratuliren, Excellenz, zu dem Triumph, den Sie heute feiern, nicht blos über den Erzherzog Johann, sondern über alle Prinzen des kaiserlichen Hauses. Sie sind jetzt Alle bei Seite geschoben und unwirksam gemacht, der Kaiser sieht jetzt endlich ein, daß die Prinzen seine beständigen Feinde und Gegner gewesen, er mißtraut ihnen Allen; Keiner von ihnen wird mehr Einfluß haben, am allerwenigsten aber der Erzherzog Johann. Der ist auf immer abgethan und beseitigt, der Kaiser wird ihm niemals wieder vertrauen und ihm das Königreich Rhätien niemals vergeben.

Und dazu gratuliren Sie mir? fragte Metternich achselzuckend. Beklagen sollten Sie mich vielmehr, daß es mir nicht hat gelingen wollen, den Erzherzog mir zum Freund und Bundesgenossen zu erwerben. Er ist ein hochherziger, ehrenfester und edler Charakter, und ich würde mich durch seine Freundschaft beglückt, durch seine Mitwirkung in dem Dienst des Vaterlandes gehoben und begeistert gefühlt haben, und mit vereinten Kräften würden wir Beide Großes vollbracht haben. Denn der Erzherzog ist nicht blos ein edler Charakter, sondern auch ein hochbegabter Mensch, ein ebenso tiefsinniger Gelehrter, als ein praktischer Geschäftsmann; er wäre der ausgezeichnetste Kriegsminister gewesen, und zugleich der tapferste General, und die Künste und die Industrie würden unter seine Leitung einen neuen Aufschwung genommen haben.

Wahrhaftig, Excellenz, rief Hudelist verdrießlich, wenn man Ihre Lobeshymnen hört, müßte man fast bereuen, so viele Anstrengungen gemacht zu haben, um Ihnen den Gegner und Feind aus dem Wege zu räumen, und diese ganze große Intrigue mit dem Königreich Rhätien und der furchtbaren Tyroler Verschwörung ist dann von unserer Seite eine Nichtswürdigkeit, der man sich zu schämen hat.

Ich sage auch nicht, daß man sich derselben freuen und Lob dafür erwarten soll, sagte Metternich achselzuckend. Viele Dinge muß man geschehen lassen, weil sie nothwendig sind, aber man kann sie deshalb auch nicht gut, nicht lobenswerth finden. Herrn von Roschmanns

Judasdienst war auch eine Nothwendigkeit, aber der Himmel bewahre mich davor, daß ich dieselbe billigen, oder auch nur entschuldigen könnte. Er hat gehandelt wie ein ganz erbärmlicher, ehrloser Mensch, ein nichtswürdiger Verräther, und wenn ich ihn auch als Werkzeug, das sich gut gebrauchen ließ, belohnen und beloben muß, so werde ich ihn als Mann doch von Grund meines Herzens verachten.

Ja, es ist wahr, lachte Hudelist, er hat seine Judasrolle mit wunderbarem Geschick gespielt, und es verstanden, den Erzherzog Johann immer tiefer in die Netze zu verstricken, die er gezogen. Man muß es dem Roschmann nachrühmen, daß er es verstanden, aus einer Mücke einen Elephanten zu machen, und die phantastischen Träume des Erzherzogs in hochverrätherische Wirklichkeit zu verwandeln. Und zum Dank dafür muß sich der liebe Judas nun wie ein Verbrecher erst einige Wochen verkriechen, ehe er die Früchte seiner Thaten ernten kann.

Nun, das ist wenigstens doch eine kleine Strafe für seine Verrätherei, ich gönne sie ihm von Herzen, und ich wünschte, es wäre auch nachher nicht nöthig, ihn zu belohnen und aus seiner Dunkelheit wieder an das Tageslicht hervorzuziehen.

Der Kaiser wird sich aber das nicht nehmen lassen, rief Hudelist mit einem höhnischen Grinsen. Der gute edle Kaiser hat sich wirklich von Roschmanns Künsten täuschen lassen, und glaubt alles Ernstes, daß Roschmann lediglich aus Pflichtgefühl und Liebe zu seiner Person ihm Alles verrathen habe, er hält Alles, was Roschmann ihm gesagt, für lauter und ächt. Ich war dabei, als Roschmann von ihm seine letzten Instructionen erhielt, ehe er hinging, um seine bisherigen Freunde verhaften zu lassen. Der Kaiser dankte dem Roschmann und sagte: „Lassen Sie sich durch nichts irre machen, Roschmann. Niemals vergesse ich, welchen schwierigen und gefährlichen Dienst Sie mir geleistet haben. Wenn alle Welt w i d e r Sie ist, so werde ich f ü r Sie sein.*) Und das Allerschlimmste ist, man darf den guten Monarchen nicht enttäuschen, und ihm nicht sagen, daß der Roschmann ein erbärmlicher Kerl ist, der Alles selbst angezettelt und in Gang gebracht hat, was er jetzt als das Verbrechen Anderer darstellt.

---

*) Des Kaisers eigene Worte. Siehe Lebensbilder II. 444.

Nein, man darf den Kaiser nicht enttäuschen, sagte Metternich gedankenvoll. Ich beklage es, aber es ist so. Wenn ich meine Pläne durchführen, meine Stellung behaupten wollte, mußte ich befreit werden von diesen unruhigen Prinzen, die stets mein Wollen hemmten, meine Wege durchkreuzten. Sie oder ich, das war die Losung, und da der Kaiser mir die Leitung der Staatsgeschäfte anvertraut hat, so mußten sie, die Prinzen, mir Raum geben, damit ich nicht gehemmt werde in der Durchführung meiner ohnedies schon gar schwierigen Stellung. Es ist meine Ueberzeugung als redlicher Mann und Politiker, daß es für Oesterreich zum Unheil gewesen wäre, wenn wir jetzt schon durch das Ausbrechen des Tyroler Aufstandes wären gezwungen worden, einen entscheidenden Schritt zu thun, und entweder uns für den Aufstand und gegen Frankreich zu erklären, oder ihn mit offener Gewalt niederzuschmettern, als Frankreichs erklärte Freunde alle geheimen Unterhandlungen mit den Verbündeten abzubrechen, und den Krieg gegen sie als Frankreichs Bundesgenosse aufzunehmen. Beide Eventualitäten vermeiden wir durch diesen kleinen Staatsstreich. Wir machen dadurch unsere jetzigen, etwas mißtrauisch gewordenen Bundesgenossen sicher, können mit der Hülle dieses kleinen Staatsstreichs allerlei bedecken, und gewinnen Zeit, in der Stille mit Denen zu verhandeln, die jetzt noch unsere Gegner sind, die wir aber vielleicht bald schon unsere Freunde und Bundesgenossen nennen werden, wenn Ihre und meine vereinten Bemühungen die Pläne gereift haben, deren Saamen aus den Schneesteppen Rußlands zu uns herübergeflogen ist, und die nun vielleicht bald als volle reife Frucht uns zur That befähigen werden. Lassen Sie uns daran arbeiten, mein lieber Staatsrath und Ritter von Hudelist, lassen Sie uns, unseren Principien getreu, stets nur das Wohl Oesterreichs und unseres Kaisers im Auge haben, und deshalb bemüht sein, Oesterreich, so lange es in unserer Macht steht, vor den Gefahren und unberechnenbaren Wechselfällen eines Krieges mit Frankreich zu behüten.

Ja, thun wir das, Excellenz, sagte Hudelist, an meinem Eifer und meiner Bereitwilligkeit soll es nicht fehlen, und meine Schuld soll es nicht sein, wenn der Herr Graf von Metternich sich nicht bald in einen Fürsten Metternich verklärt. Aber jetzt bitte ich Ew.

Excellenz mich beurlauben zu dürfen. Ich kam nur, um Ew. Excellenz meinen Dank zu sagen und jetzt will ich gehen, um dem guten Judas Roschmann in seinem Versteck einen Besuch zu machen, ihm seine eingelösten Wechsel als Trost und Schmerzensgeld in seiner Einsamkeit zu überreichen.

Gehen Sie, sagte Metternich freundlich, aber hüten Sie sich wohl, dem Herrn von Roschmann von mir einen Gruß zu sagen. Uebrigens, mein lieber Staatsrath, werden Sie heute noch von mir hören. Sie wissen, ich bin ein ziemlich guter Schauspieler, und ich gedenke heute mit den Gesandten von Frankreich, Baiern und Würtemberg eine allerliebste scène dramatique aufzuführen. Ich habe sie zu diesem Zweck herbeschieden, und die Herren werden bald hier sein.

Welch ein Jammer für mich, daß ich nicht dabei sein kann, Excellenz, und als dankbares entzücktes Publikum Ihnen mein Bravo Bravissimo zurufen darf. Aber ich füge mich der Nothwendigkeit, und bitte Ew. Excellenz, mir zum Abschied die schöne Hand reichen zu wollen, die mit so wundervoller Grazie die Geschicke Oesterreichs zu lenken versteht.

Leben Sie wohl, mein lieber Staatsrath, sagte Metternich, indem er seine weiße zarte Hand in Hudelist's große dunkelrothe Hand mit den gekrümmten Fingern legte und ihn bis zur Thür geleitete.

Kaum aber hatte Hudelist das Zimmer verlassen, als Metternich hastig zu dem Marmortisch eilte, und aus dem kostbaren goldenen Necessaire, das auf demselben stand, eine der Flaschen hervorzog, deren Inhalt sich über die Hand goß, und mit dem batistenen Taschentuch eifrig die Hand zu waschen und abzureiben begann.

Der große und geistreiche Falstaff hat gesagt: wer Pech anfaßt, besudelt sich, sagte Metternich leise vor sich hin, während er jeden einzelnen seiner schlanken Finger eifrig mit der köstlich duftenden Flüssigkeit abrieb, aber mich dünkt, dieser Mensch, der Hudelist, ist noch schlimmer als Pech und wer ihn anfaßt, verunehrt sich. Wahrhaftig, mich dünkt, meine ganze Hand riecht nach Schwefel und brennt wie Feuer, als wenn der Teufel in eigener Person sie berührt hätte, und eben erst hier aus dem Zimmer ausgefahren wäre. Puh, die Luft ist noch ganz trübe und dumpfig davon hier, und ein wahres

Glück ist es, daß meine allerliebste theure Fürstin Bagration mir nicht heute Morgen einen Besuch macht. Sie würde behaupten, daß sie Recht hat, wenn sie mich immer einen eingefleischten Teufel nennt, der alle Weiberseelen verführt, und für sich gewinnt, und daß —

Die Thür des Vorsaals ward eben geöffnet, und der Diener meldete, daß der Baron von Lebzeltern um eine Audienz bitte.

Metternich befahl mit ungewohnter Lebhaftigkeit, ihn eintreten zu lassen, und ging dem Baron bis an die Thür entgegen.

Endlich, rief er, Herrn von Lebzeltern seine Hand entgegenstrekkend und sie herzlich drückend, endlich sind Sie da! Ich habe Sie seit vierundzwanzig Stunden mit der größten Ungeduld erwartet, und bin doch jetzt von Ihrem Kommen wie von einer unerwarteten Neuigkeit überrascht. Nun, reden Sie, Baron. Sie haben den Kaiser Alexander gesprochen?

Ja, Excellenz, ich habe den Kaiser Alexander mehrmals gesprochen, insgeheim, ganz ohne Zeugen, und auch im Beisein seines Ministers, des Grafen von Nesselrode, der sich bei dem Kaiser in Kalisch befindet.

Er nahm Sie gnädig auf, und ging darauf ein, Oesterreich als vermittelnde Macht anzuerkennen?

Der Kaiser äußerte mir sein Bedauern, daß Oesterreich es nicht lieber vorgezogen, sich die geraubten Provinzen wieder zu erobern, und durch seinen offenen Beitritt zur Coalition der Verbündeten den Krieg sofort zu einem entscheidenden zu machen. Ich setzte ihm offen und ausführlich die Beweggründe auseinander, welche Ew. Excellenz leiteten und Sie bestimmten, vorläufig noch sich zu bestreben, sich den Frieden mit Frankreich zu erhalten. Der Kaiser hörte mir aufmerksam zu. Er lächelte, als ich ihm sagte, Oesterreich wolle den Frieden mit aller seiner Kraft zu vermitteln suchen, und daß Ew. Excellenz eine neue Recrutenaushebung für nöthig halten, um durch vollständige Bewaffnung die Herstellung des Friedens um so sicherer zu erreichen. Er erklärte sich darauf einverstanden, daß Oesterreich das Geschäft eines Friedensunterhändlers beginne, und es so lange fortführe, bis die Bewaffnung vollendet, und Oesterreich vollkommen gerüstet und befähigt sei, einen entscheidenden Schritt zu thun und aus seiner Vermittlerrolle in

die eines thätig Eingreifenden und Handelnden überzugehen. Der Kaiser ist demzufolge ganz damit einverstanden, daß Ew. Excellenz die Friedensunterhandlungen mit Frankreich, England und Rußland beginnen, und so lange fortführen, als es Ew. Excellenz nothwendig erscheint. Er ermächtigt Ew. Excellenz, dies Frankreich anzuzeigen, und demselben zu versichern, daß Rußland gern geneigt sei, die österreichische Vermittelung anzunehmen, und den Frieden, so viel es sich mit seiner eigenen Ehre und den Interessen seiner Alliirten vereinigen lasse, zu ermöglichen.

Vortrefflich, rief Metternich. Das ist Alles, was wir vor der Hand gebrauchen, um unsern mißtrauischen Alliirten zu beruhigen und uns vorläufig die Ruhe zu sichern. — Und jetzt, Herr Baron, jetzt, da Sie mir die Uebereinkunft mitgetheilt, die wir in Betreff der Friedensunterhandlungen getroffen, jetzt bitte ich Sie, mir zu sagen, was Sie mit dem Kaiser insgeheim besprochen haben, und was für Offerten er uns macht auf den Fall, daß wir den Frieden nicht vermitteln, sondern uns selbst auf eine oder die andere Weise entscheiden müssen.

Excellenz, der Kaiser Alexander wünscht den Beitritt Oesterreichs auf das Lebhafteste, und will Alles thun, um denselben zu ermöglichen. Er kennt die Finanznoth Oesterreichs, und beeilte sich daher, Ew. Excellenz auf den Fall, daß Oesterreich sofort als Rußlands Alliirter dem Kriege beitreten will, für Oesterreich zehn Millionen Subsidien zu zahlen. Er wird ferner Oesterreich in Polen und Galizien Terrain zu verschaffen suchen, und sich ihm mit seinen Truppen nahen, während Oesterreich, unter dem Vorwande, seine Grenzen zu schützen, ein Armeecorps so weit als möglich nach Galizien vorschiebt. Der Kaiser ermächtigte den Grafen Nesselrode, diese geheime Uebereinkunft auf dem Papier festzustellen.

Und das ist geschehen?

Ja, Excellenz, ich habe die Ehre, Ihnen diese geheime Uebereinkunft, vom Grafen Nesselrode und von mir unterzeichnet, zu überbringen.

Und der Baron von Lebzeltern zog ein Papier aus seinem Busen hervor, und reichte es dem Minister dar.

Metternich nahm es, und nachdem er es entfaltet, betrachtete er zuerst die beiden Unterschriften, und das große russische Staatssiegel, das dem Namen des Ministers beigefügt war, dann begann er mit lauter Stimme zu lesen:

„Geheime Uebereinkunft zwischen Oesterreich und Rußland, geschlossen durch den Grafen Nesselrode und den Baron von Lebzeltern zu Kalisch am siebenten März 1813.“

„Die Armee Sr. Majestät des Kaisers von Rußland wird ihre Corps vorschieben nach den rechten und linken Flanken des österreichischen Corps, welches gegenwärtig auf dem rechten Ufer der Weichsel die Linie einnimmt, die ihm in dem letzten Waffenstillstand gesichert worden.“

„Der russiche General, welcher die vorbenannten Corps commandirt, wird gegen den österreichischen commandirenden General den Waffenstillstand aufkündigen, und diese Aufkündigung ausdrücklich dadurch motiviren, daß die Alliirten sich in der Unmöglichkeit befänden, auf ihren Flanken und in ihrem Rücken einen Heerd der Bewegung und Insurrection zu haben, wie es die polnische Armee unter dem Befehl des Fürsten Poniatowski unzweifelhaft ist.“

„Diese Aufkündigung wird in den ersten Tagen des April statt haben.“

„Die beiden russischen Corps werden sich in einer Stärke annähern, welche der des österreichischen Corps gleich kommt, einer Stärke von dreißigtausend Mann.“

„Der Generallieutenant von Frimont wird Befehl erhalten, seinen Rückzug auf dem rechten Ufer der Weichsel vorzubereiten und auszuführen; er wird Posten in Krakau, Opatowica und Sandomir beibehalten.“

„Wenn der Rückzug beinahe vollbracht ist, werden die österreichischen und russischen Generäle auf's Neue einen Waffenstillstand auf unbestimmte Zeit und mit vierzehntägiger Aufkündigung abschließen, demzufolge die Oesterreicher die Städte Krakau und Sandomir und den Posten von Opatowica mit einem hinreichenden Rayon als Brückenkopf auf dem linken Ufer des Flusses vor diesen drei Punkten erhalten.“

„Die gegenwärtige Transaction soll auf immer ein Geheimniß zwischen den beiden kaiserlichen Höfen bleiben, und darf von einer oder der andern Seite nur allein dem König von Preußen mitgetheilt werden.“ Gezeichnet „Graf von Nesselrode und Baron von Lebzeltern.“*)

Vortrefflich, sagte Metternich freudig, jetzt können wir der Zukunft mit Ruhe entgegen sehen, und sind auf beiden Seiten gedeckt. Ich danke Ihnen, mein lieber Baron, Sie haben meine Idee auf das Schönste ausgeführt, und Se. Majestät wird sehr mit Ihnen zufrieden sein. Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, daß wir das strengste Geheimniß über diesen hochwichtigen Gegenstand bewahren müssen, Sie haben das hier mit Ihrer eigenen Unterschrift garantirt, und als Mann von Ehre werden Sie Ihr Wort halten. Alles kommt darauf an, daß wir den feinen Spürnasen der französischen Diplomaten diese Uebereinkunft mit Rußland verborgen halten. Noch muß ein undurchdringlicher Schleier jeden unserer Schritte verdecken, und unser Liebesbündniß mit Rußland muß gleich dem Bunde des Zeus und der Io uns Beide vor den Augen Frankreichs mit einer Wolke umhüllen und uns unsichtbar machen. Aber vielleicht ist die Zeit nicht mehr fern, wo wir selber diese Wolke zerreißen, und uns in unserer wahren Gestalt zeigen können. Bis dahin bleiben wir officiell die Freunde Frankreichs.

Ein leises Klopfen an der Thür der Antichambre ward hörbar, und der Kammerdiener des Grafen trat ein.

Ew. Excellenz, meldete er, der französische Gesandte, Graf von Otto, wünschte dem Herrn Minister seinen Besuch zu machen.

Führen Sie Se. Excellenz in den kleinen Salon, und melden Sie, daß ich sogleich erscheinen werde. Sobald die Gesandten von Würtemberg und Baiern anlangen, lassen Sie sie eintreten!

Ja, ja, mein lieber Baron, flüsterte Metternich, sich lächelnd an Herrn von Lebzeltern wendend, man muß mit doppelten Rudern steuern, damit man zur Rechten und zur Linken ausbiegen kann. Wie heißt es doch in Gretry's allerliebster Oper: „Hat man doppelt angespannt, kommt man leichter durch den Sand.“ Sie sehen, ich habe

---

*) Diese merkwürdige Uebereinkunft findet sich in: Hormayr Lebensbilder III. 474.

doppelt angespannt, und mit der geheimen Uebereinkunft, die Sie mir so eben gebracht, und mit der Freundschaft Frankreichs und der Rheinbundfürsten auf der andern Seite hoffe ich Oesterreich glücklich durch den hemmenden Sand hindurch zu fahren. Addio, mein lieber glückgekrönter Unterhändler! Ich muß zu meinem Gesandten!

Er warf dem Baron von Lebzeltern mit den Fingerspitzen einnen Kuß zu, und während dieser in den Vorsaal zurückging, eilte Metternich durch die Tapetenthür in den kleinen Salon, in welchem der Graf Otto ihn erwartete.

Mit einem strahlenden Lächeln schritt er zu dem französischen Botschafter hin, um ihn mit herzlichen und zärtlichen Worten zu begrüßen, und ihm zu danken, daß er die Güte gehabt, seiner Einladung so pünktlich Folge zu leisten.

Fast zu pünktlich, sagte Graf Otto ernst, es fehlen noch zehn Minuten an der Stunde, welche Ew. Excellenz festgesetzt hatten. Aber ich wünschte vor der Ankunft der beiden andern Herren Gesandten mir noch einige Minuten des Alleinseins mit Ew. Excellenz zu erobern. Ich muß mir erlauben, an Ew. Excellenz eine Frage richten.

Ich bitte, Herr Graf, fragen Sie, und seien Sie im Voraus meiner ehrlichen und aufrichtigen Antwort gewiß.

Nun denn, Excellenz: ist es wahr, daß der Kaiser von Oesterreich in einem Kabinetsbefehl demnächst eine neue Recrutirung der Armee anbefehlen wird?

Gewiß ist es wahr, Herr Graf, Oesterreich bedarf der Truppen, um seinen kriegführenden Bundesgenossen wirksam zu unterstützen.

Das heißt, rief Graf Otto, Oesterreich will sein Heer verstärken und verdoppeln, es bereitet sich auf einen Krieg vor, indem es mit gewaltiger Macht einschreiten wird, und sagt doch zugleich, daß es den Frieden vermitteln will.

Ja, es will den Frieden vermitteln, sagte Metternich ruhig, einer bewaffneten Vermittelung aber wird man mehr Gehör schenken, denn Rußland und England werden sofort erkennen müssen, daß der gerüstete Vermittler jeden Tag in ihren kriegsbereiten Feind sich umwandeln kann.

Vorausgesetzt, daß dieser gerüstete Vermittler sich nicht in den kriegsbereiten Feind Frankreichs umwandelt, rief Graf Otto ungestüm.

Ach, Herr Graf, welch ein Verdacht, sagte Metternich achselzuckend. Wir können niemals wieder der Feind Frankreichs werden. Unsere eigenen Interessen verbieten es uns. Unsere Allianz mit Frankreich ist uns so nothwendig, daß, wenn Sie dieselbe heute brechen, wir uns morgen bemühen würden, sie mit Ihnen unter denselben Bedingungen wieder herzustellen. Frankreich hat uns viel Unheil zugefügt, aber unser Interesse befiehlt uns, die Vergangenheit zu vergessen. Unsere jetzige Allianz war ja nicht das Resultat eines Kriegs, oder eine Friedensbedingung wie die von Tilsit; sie ist das Ergebniß einer reiflichen Ueberlegung, sie wurde durch allmälige und freiwillige Annäherungen vorbereitet. Nehmen Sie dieselbe daher als Thatsache an, und betrachten Sie es als eine unbestreitbare Wahrheit, daß wir die treuen und unablösbaren Bundesgenossen Frankreichs sind, und mit unsern jetzigen Vermittelungs-Versuchen nur Ihr Bestes im Auge haben.*)

Ich danke Ihnen, Excellenz, Sie haben mich vollkommen beruhigt, rief Graf Otto freudig. Jetzt erlaube ich mir nur noch eine Frage: ist es wahr, daß Herr von Lebzeltern von seiner Sendung an den Kaiser Alexander zurückgekehrt ist?

Ah, ich mache Ihnen mein Compliment, sagte Metternich lächelnd, Ihre Polizei bedient Sie wundervoll! Ja, Herr von Lebzeltern ist seit einer Stunde zurückgekehrt, und stattete mir eben seinen Bericht ab.

Und wollen Ew. Excellenz mir das Resultat seiner Sendung mittheilen?

Gewiß, mein lieber Graf. Das Resultat ist, wie wir es erwartet hatten. Rußland nimmt Oesterreichs Vermittelung für den Frieden an. Der Kaiser von Rußland bedauert, daß Oesterreich den günstigen Zeitpunct zur Wiedereroberung seiner Verluste nicht habe benutzen wollen; er achtet aber unsere Beweggründe, und versichert, er selber habe keinen andern Zweck als die Wiederherstellung der Ruhe von Europa, und den Abschluß eines allgemeinen Friedens. Da aber

---

*) Diese ganze Rede enthält nur Metternich's eigene Worte. Siehe: Lebensbilder III. 470.

Oesterreichs System so bestimmt entschieden sei, versichert der Kaiser Alexander, keinen weitern Versuch zu wagen, um uns diesem System abwendig machen zu wollen.

Und Rußland hat in der That keinen derartigen Versuch gemacht?

Ihrem schlauen Blick entgeht nichts, sagte Metternich lächelnd. Ja, Rußland hat dennoch einige Versuche gemacht, ich will es nicht leugnen! Es hat uns sogar an unserer schwächsten Seite angegriffen; es will uns zehn Millionen Rubel zahlen, wenn wir das System ändern wollen. Wir haben aber dies Anerbieten mit Verachtung zurückgewiesen, obwohl unsere Finanzen in der größten Zerrüttung sind. Nichts kann und soll uns unsern Bundesgenossen Frankreich abwendig machen. Wir unterhandeln jetzt noch um den Frieden, wenn aber die Alliirten die Friedensbedingungen, welche wir ihnen im Einvernehmen mit Frankreich machen werden, nicht annehmen, so wird der Krieg, was er bis jetzt nicht war, so wird er auch ein österreichischer Krieg. Wir werden dann die Russen angreifen, aber nicht mit dreißigtausend Mann, wie im vorigen Jahre, sondern mit der ganzen Macht der Monarchie.*)

Eben wurden die Thüren weit geöffnet, und der Kammerlakai rief mit dröhnender Stimme: Ihre Excellenzen die Herren Gesandten von Baiern und Würtemberg!

Die beiden Herren traten in den Saal. Metternich schritt ihnen Beiden mit lächelndem Angesicht entgegen, und nachdem er den würtembergischen Gesandten mit einem herzlichen Händedruck begrüßt hatte, wandte er sich dem baierischen Gesandten, dem Graf Rechberg, zu.

Mein lieber Graf, rief er, ihn zärtlich umarmend. Ich habe Ihnen heute eine gute und glückliche Nachricht mitzutheilen, und deshalb ersuchte ich die beiden Herren Gesandten um Ihren Besuch. Ja, Gutes habe ich Ihnen zu melden, und Frankreich sowohl wie die Rheinbundsfürsten sollen heute den Beweis haben, daß Oesterreich ihr ehrlicher und treuer Bundesgenosse ist. Es existirte eine große, mächtige und umfassende Verschwörung, welche die Erhebung der Waffen in ganz Oesterreich beabsichtigte. In Tyrol sollte der Aufstand zum Ausbruch kommen und sich von dort aus über die ganze Monarchie ver-

*) Metternich's eigene Worte. Siehe: Lebensbilder III. 468.

breiten. Aber unsere Augen waren offen und wir sahen und beobachteten. Heute war der Tag, an welchem nach dem Plane der Verschwörer der Aufstand in Tyrol beginnen sollte. Ich wünsche Ihnen von Herzen Glück, lieber Graf Rechberg, Sie können heute Gutes nach München berichten. Der Aufstand in Tyrol ist unterdrückt, und zu dieser Stunde befinden sich bereits alle Anstifter und Rädelsführer desselben in unserer Gewalt. Sie können nach München melden, daß Sie jetzt wieder Herr bei Sich zu Hause und einer großen Gefahr entgangen sind. Der Hof Ihres Kronprinzen Ludwig mit seinen Kindern ist jetzt in Innsbruck eben so sicher wie in Salzburg. Die Brandstifter sind heute Nacht auf die Festung gebracht, Hormayr vor Allen. Der politische Dilettantismus wird sich schnell und stark abkühlen, selbst in der haute volée, selbst in den Prinzen. Noch einmal, ich gratulire von Herzen! Jetzt werden Sie Alle doch meinen Gesinnungen Gerechtigkeit widerfahren lassen, und der Treue und Aufrichtigkeit Oesterreichs Glauben schenken! *)

---

*) Metternich's eigene Worte. Siehe: Lebensbilder II. 240.

## Sechstes Buch.

---

# Oesterreichs Erhebung.

I.

## Die Ursulinerin.

Zum ersten Male heute nach langer Krankheit hatte der Erzherzog Johann sein Zimmer verlassen können, und war, gestützt auf den Arm seines Cavaliers, hinunter gegangen in den Garten, der im ersten frischen Grün des Frühlings prangte. Dort inmitten eines Flieder-bosquets, dessen eben aufgebrochene Blüthen einen köstlichen Wohlgeruch verbreiteten, hatte der alte Werner, des Erzherzogs langjähriger Kammerdiener, einen Teppich ausgebreitet, und den bequemen, mit weichen Kissen versehenen Lehnsessel des Prinzen bereit gestellt.

Es war in den ersten Tagen des Mai, der Frühling, der dies Jahr früher wie sonst den Winter vertrieben, hatte den Garten wunderbar geschmückt, und alle Blüthen gezeitigt. Im buntesten Schmuck der Blumen prangten die zierlichsten Beete inmitten der sanften smaragdgrünen Rasenflächen, die großen hochgewachsenen Fliederbüsche schüttelten ihre Zweige, daß der Duft ihrer violetten schweren Blüthendolden den ganzen Garten erfüllte; dazwischen standen die Obstbäume so übergossen mit Blüthen, daß es aussah, als ob der Schnee des Winters sich zu ihnen geflüchtet habe, und dem Frühling zum Trotz, sie noch nicht lassen wolle. Weiterhin, am Ende des großen Rasenplatzes mit den Blumenbeeten, sah man malerische Gruppen von Bäumen, deren grünes frisches Grün und verschiedenartiges junges Laubwerk eine reizende Abwechselung gab. Die Vögel huschten lustig von Baum zu Baum, und ließen hier und dort ihr fröhliches Gezwitscher ertönen, während die Bienen summend sich in die Fliederbüsche senkten, die bunten schillernden Schmetterlinge von Blume zu Blume flatterten, oder sich schaukelnd auf den Kelchen der Narcissen, ihre Flügel öffneten und schlossen, und selig zu ruhen schienen im Strahl der warmen Frühlingssonne.

Erzherzog Johann achtete auf das Alles nicht; er saß auf seinem Lehnstuhl, und starrte zum Himmel empor, ihm zur Rechten stand sein Cavalier, schweigend, wie er selber, und mit herzlich gelangweilten Blicken den Garten überschauend; hinter dem Lehnstuhl befand sich der alte Kammerdiener, und blickte traurig nieder auf seinen geliebten Herrn, den er gekannt, als er noch ein kleiner Knabe gewesen, und den er in guten und schlimmen Tagen niemals verlassen hatte. Wie er den geliebten Herrn jetzt so bleich und stumm da sitzen sah, seufzte er tief auf, und seine Augen füllten sich mit Thränen.

Johann wandte sein Haupt langsam zur Seite, und schaute zu dem alten Mann empor.

Werner, fragte er, warum seufzest Du? Warum sehe ich Thränen in Deinen Augen?

Es ist nichts, gnädiger Herr, stotterte der alte Mann, ich dachte nur, — es that mir nur so weh, daß Ew. Hoheit sich gar nicht Ihrer Genesung freuen, und gar nicht wie sonst auf den schönen Frühling achten!

Es ist wahr, sagte Johann, indem seine trüben Blicke langsam über den Garten dahin schweiften, Alles ist wieder grün geworden, der Frühling ist wieder erwacht, und nur — Er schwieg, und schloß die Augen, und strich langsam mit der Hand über sein Antlitz hin.

Ich bin wirklich sehr lange krank gewesen, fuhr er nach einer Pause fort. Als ich den Garten hier zum letzten Mal sah, war er noch mit Schnee wie mit einem weißen Leichentuch bedeckt. Freilich, es sind seitdem zwei Monate vergangen, denn es war am achten März, als ich erkrankte. Oh, ich werde diesen Tag nie vergessen, es war mein Todestag —

Hoheit, rief der alte Werner entsetzt, Ihr Todestag? Der gute allmächtige Gott sei gepriesen, Ew. Hoheit leben ja noch, Sie sind genesen und uns und der Welt wiedergeschenkt.

Es ist wahr, ich versprach mich, sagte Johann, trübe vor sich hinstarrend, der achte März war mein Genesungstag, denn wenn man aus einem süßen verzaubernden Traum zur Wahrheit und Wirklichkeit erwacht, so ist man genesen, und von der Lüge wie von einer Krankheit geheilt. Ja, der achte März war mein Genesungstag! —

Er versank wieder in sich selbst und starrte wieder zum Himmel empor, und sah doch nicht, wie er glänzte im herrlichsten Blau, und fühlte nicht die schöne balsamische Luft, und das Fächeln des Windes, der ihm die brennend heißen Schläfe kühlte.

Auf einmal schien er wie aus einem Traum zu erwachen, und wandte sich hastig an den Cavalier, der zur Rechten seines Fauteuils stand.

Herr von Rosenau, sagte er, erzählen Sie mir ein wenig von der Politik und dem Kriege! Bis jetzt haben Sie es mir immer verweigert, weil der Arzt es streng verboten hatte, mir auf solche Dinge Antwort zu geben. Aber jetzt bin ich ja ein Genesener, darf schon wieder umher gehen in der Welt, und muß daher auch wissen und erfahren, wie es aussieht in der Welt. Also sagen Sie, wie steht's mit der Politik? Hat der Krieg seinen guten Fortgang gehabt?

Herr von Rosenau zuckte die Achseln. Es steht noch Alles, wie es gestanden hat, sagte er, und wenig Neues ist geschehen.

Wie denn, wenig Neues ist geschehen? Mein Gott, hat denn die Welt still gestanden? Befinden wir uns noch immer am achten März, und habe ich nur geträumt, daß ich krank gewesen? Welches Datum schreiben wir denn heute?

Hoheit, wir schreiben heute den vierundzwanzigsten Mai. Und wenn ich sagte, wenig Neues ist geschehen, so meinte ich eigentlich, wenig Gutes ist geschehen.

Sprechen Sie, rief Johann ungeduldig, Sie sehen, ich bin gesund, ich kann jetzt Alles hören.

Es ist wahr, sagte Herr von Rosenau, der Arzt hat uns ermächtigt, wenn Hoheit wieder politische Nachrichten begehrten, Ihnen dieselben nicht mehr vorzuenthalten.

Nun also, reden Sie. Sie haben mir nichts Gutes zu melden, nun so melden Sie das Schlimme. Die Feindseligkeiten sind zu Ende, nicht wahr? Oesterreich, das den Frieden vermittelte, hat sein Werk vollendet, und die Alliirten haben die Waffen wieder niedergelegt, und sind nach Hause gegangen. Nicht wahr, das sind Ihre Neuigkeiten?

Verzeihung, Hoheit, so gar schlimm steht es nicht. Nein, die Alliirten haben ihre Waffen nicht niedergelegt. Oesterreich ist mit seinen Friedensvermittelungsversuchen bis jetzt gescheitert.

Der Krieg geht also vorwärts? fragte Johann, dessen Augen jetzt strahlten, und dessen Wangen sich leise rötheten.

Ja, Hoheit, er geht vorwärts, aber freilich nur langsam. Es scheint, die Alliirten trauen immer noch nicht ihrer eigenen Kraft, und hoffen immer noch auf den Beitritt Oesterreichs, um Napoleon mit überlegener Gewalt angreifen zu können.

Und Oesterreich vermittelt noch immer? Metternich hofft noch immer den Frieden zu erhalten, und uns von der Theilnahme an dem Kriege fern zu halten?

Vielleicht, Hoheit, vielleicht aber auch das Gegentheil. Der Herr Fürst von Schwarzenberg ist als Abgesandter Oesterreichs nach Paris zurückgekehrt, — aber zugleich ist der Graf Stadion in das Hauptquartier der Verbündeten gesandt.

Stadion? fragte Johann lebhaft. Graf Philipp Stadion ist wieder berufen worden? Ach, Sie thaten Unrecht zu sagen, daß Sie nichts Gutes zu melden hätten. Wenn Stadion wieder zu den Geschäften gebraucht wird, so fürchtet man den Zorn Napoleons nicht mehr, und meint es redlich mit der Annäherung an die Verbündeten. Und wo ist Napoleon? Noch immer in Frankreich?

Nein, Hoheit, er befindet sich bei seiner Armee, ist mit ihr schon Ende April von Frankreich nach Leipzig aufgebrochen, und ist, wie ein gestern hier angelangter Courier meldet, auf dem Wege dahin mit den Alliirten am zweiten Mai zusammengetroffen. Es ist zu einer blutigen Schlacht gekommen, bei der auf der einen Seite das russische und preußische Heer unter Witgenstein und Blücher, auf der andern Seite das französische Heer unter dem Kaiser Napoleon selbst kämpfte. Man ist hier und dort mit Begeisterung und Heldenmuth in die Schlacht gegangen, und fast den ganzen Tag hindurch blieb der Kampf unentschieden, schwankte der Sieg herüber und hinüber, dreimal ward Blücher aus Groß-Görschen vertrieben, dreimal vertrieb er Napoleon aus Lützen, aber immer gewannen Beide ihre Positionen wieder.

Und zuletzt, nicht wahr, zuletzt blieb Napoleon doch der Sieger? fragte Johann glühend.

Ja, Hoheit, so ist es. Napoleon ist zuletzt doch der Sieger gewesen in der Schlacht bei Lützen. Die Verbündeten sind über die

Elster zurückgegangen, und Napoleon hat sein Hauptquartier weiter vorgerückt nach Pegau hin.

Napoleon hat gesiegt, seufzte Johann traurig, abermals gesiegt, und an diesem Siege wird die Begeisterung Deutschlands zerschellen, dieser Sieg wird den Grafen Stadion wieder aus dem Hauptquartier der Verbündeten zurückrufen. Napoleon hat gesiegt, — ach, Sie haben Recht, das ist keine gute Nachricht, sondern eine gar schlimme, die trifft mein Herz wie ein Dolchstoß. Armes Deutschland! An dieser Schlacht bei Lützen werden Deine jungen Frühlingsblüthen verdorren, und Alles wird wieder zu elender Winterkälte erstarren. Ich mag nichts mehr hören von den Politik, Rosenau, ich bin doch ein kranker Mann, das fühle ich an den Schmerzen, die da in meinem Herzen wühlen. Lassen wir's genug sein für heute, genug mit der Schlacht bei Lützen.

Er lehnte sein Haupt zurück in die Kissen, und schloß die Augen. Gehen Sie, lieber Rosenau, sagte er dann matt, ich möchte ein wenig ruhen und mich von der Sonne durchwärmen lassen. Sie sollen nicht wie ein Gefangener an meinen Krankenstuhl gefesselt sein. Gehen Sie also, und erholen Sie sich ein wenig in der Gesellschaft froher und glücklicher Menschen von dem Zusammensein mit einem armen, traurigen Kranken. Leben Sie wohl! Der gute alte Werner wird meinen Schlummer bewachen!

Er nickte matt mit dem Kopf und drückte sein Haupt tiefer in die Kissen. Herr von Rosenau schlich leise auf den Zehen von dannen, während der alte Kammerdiener vorsichtig hinter der Lehne des Fauteuils hervortrat, und die Stelle des Cavaliers einnehmend, mit liebevollen Blicken den schlummernden Erzherzog betrachtete, und sorgsam jede Mücke und jede Fliege von dem bleichen Angesicht des Kranken fern hielt.

Tiefe Stille herrschte rings umher, die Bienen selbst schienen leiser zu summen, der Wind, der sonst so schäkernd mit den Fliederdolden und dem frischen Baumlaub gekos't hatte, schien seinen Athem anzuhalten, als wolle er den Schlummer des bleichen Mannes nicht stören, der da, von seinem alten Diener bewacht, so matt und schwach in den Kissen lag.

Wie bleich sein Gesicht war, wie zerfallen die sonst so kräftige, jugendliche Gestalt! Wie schmerzlich seine Lippen selbst im Traum noch zuckten, und welche tiefe Seufzer zuweilen seiner Brust entströmten. Einmal doch, einmal lächelte er im Traum, und seine Lippen murmelten leise: „oh, da ist sie! Ich sehe sie wieder!" dann verblaßte das Lächeln wieder, und wie im jähen Schreck zusammenzuckend, erwachte der Erzherzog.

Hastig richtete er sein Haupt empor, und schaute spähend umher. Nicht wahr, sagte er, wir sind allein, Werner, Niemand belauscht uns jetzt?

Nein, gnädigster Herr, Niemand ist hier außer Ihrem alten treuen Diener, entgegnete Werner, indem er halb vor dem Erzherzog niederkniete und dessen Hand an seine Lippen drückte.

Ja, Du bist mir treu, ich weiß es, sagte Johann leise, Du und der gute alte Doctor Flemming, das sind die einzigen Getreuen, die mir geblieben sind, die Einzigen, denen ich trauen darf, die Einzigen von Allen, die mich umgeben. Und doch habt Ihr Beide mir jetzt einen schlimmen Dienst erwiesen, Werner, Ihr habt mich so treu gepflegt und bewacht, daß der Tod mir nichts anhaben konnte. Ach, ich danke es Euch nicht, mir wäre besser gewesen, zu sterben.

Nein, nein, lieber allergnädigster Herr, rief der alte Werner mit zitternder Stimme, nein, sprechen Sie nicht so. Sie sind noch so jung, Hoheit, Sie dürfen noch nicht sterben, denn das Leben hat Ihnen noch so Vieles zu bieten, noch so viel Glück und Freude zu gewähren.

Ich bin noch so jung und habe doch schon so viel gelitten, seufzte Johann, und bin so müde, ach so müde vom Leben. Aber ich will nicht klagen, will Dein altes treues Herz nicht kränken, Werner. Du hast es gut mit mir gemeint, und der liebe Doctor auch, und oft mitten in meinen Phantasieen habe ich doch das Bewußtsein davon gehabt, daß zwei treue Freunde bei mir wachten, und das hat mir wohlgethan. Ich war wohl recht sehr krank, Werner?

Ja, recht sehr krank, Hoheit, sechs Wochen lang meinte der Doctor nicht für Ihr Leben einstehen zu können, denn es war ein hitziges Nervenfieber von der schlimmsten Art. Dreimal täglich ließ sich Se.

Majestät durch seinen eigenen Adjutanten nach Ihrem Befinden erkundigen, und alle Morgen kam der Leibarzt Sr. Majestät und hatte mit dem Leibarzt Eurer Hoheit, dem lieben Doctor Flemming, eine Conferenz. Aber er konnte nur Alles gut heißen, und billigen, was der Doctor Flemming angeordnet hatte, und oft hörte ich den kaiserlichen Herrn Leibarzt, wenn er sich verabschiedete, zu unserm Doctor sagen: Sie sind viel gescheidter als ich, und der Herr Erzherzog kann sich gratuliren, einen so gescheidten Arzt an seiner Seite zu haben. Ich weiß nichts Anderes anzuordnen, es ist Alles vortrefflich. Aber strenge war der Herr Doctor, sehr strenge. Niemand durfte in das Krankenzimmer, als er, der Chirurg und ich; die Adjutanten und Hofcavaliere, und den Haushofmeister, die durchaus die Nachtwache mit übernehmen wollten, hat er erst mit Bitten, dann mit Scheltworten zurückgewiesen, und als Ew. Hoheit Adjutant sagte, es sei seine Pflicht und sein Recht, beim Herrn Erzherzog zu wachen, da rief der alte Flemming zornig: „Hier ist jetzt kein Erzherzog, sondern nur ein kranker Mann, für dessen Leben ich einstehen soll, und den ich mir durch die Etiquette nicht ermorden lassen will.“ Und so trieb er sie Alle mit Scheltworten hinaus, und verschloß die Thür, und Niemand durfte zu mir herein, außer mir und der — Er stockte und wandte sich verlegen ab.

Sprich weiter, Werner, sagte Johann lächelnd. Niemand durfte zu mir, außer Dir und der Frau, die mich gepflegt hat, nicht wahr, das wolltest Du sagen?

Wie, Ew. Hoheit wissen es also? fragte Werner erstaunt.

Ja, ich weiß, daß eine Frau hier war, sagte Johann sinnend, und noch jetzt, wenn ich schlafe, sehe ich sie oft, wie sie leis' mit schwebendem Schritt durch das Zimmer schlüpft, sehe ihre Augen, diese großen, wunderbaren Augen, welche auf mir ruhen, und meine Schmerzen sänftigen, fühle, wie sie ihre weiche, leichte Hand auf meine Stirn legt, und damit das brennende Fieber lindert. Jetzt eben noch, als ich eingeschlafen war, sah ich sie wieder, neigte ihr bleiches Gesicht mit dem sanften, schmerzlichen Lächeln sich über mich, und mir war's, als drückten ihre Lippen einen Kuß auf meine Stirn, aber diese Lippen waren kalt wie die einer Leiche, und ich erwachte vor Schreck. Jetzt,

Werner, jetzt sage mir Alles, was Du von dieser Frau weißt. Wie hieß sie? Was brachte sie her? Warum sehe ich sie jetzt nicht mehr? Warum ist sie verschwunden, seit ich mein volles Bewußtsein wieder erlangt habe?

Hoheit verzeihen, das sind viele Fragen auf Einmal, sagte der alte Werner lächelnd. Ich will aber gewiß Ew. Hoheit Alles sagen, was ich weiß, doch ich muß gleich damit anfangen, daß ich durchaus nicht weiß, wie die Frau hieß, und was sie ist. Sie trug beinahe das Costüm einer Ursulinerin, aber ich glaube doch nicht, daß sie eine eingekleidete Nonne war, sondern vielleicht eine Novize, die erst ihr Probejahr macht. Am zweiten Tage Ihrer Krankheit brachte der Doctor Flemming sie her, und er sagte, dies sei die beste Krankenpflegerin in ganz Wien, und Niemand als sie allein solle den Erzherzog pflegen, ihr allein könne er mit voller Zuversicht das Leben seines geliebten Kranken anvertrauen, und von ihr allein sei er überzeugt, daß sie alle seine Vorschriften pünktlich befolgt. Dann trieb der Doctor, wie gesagt, alle die Hofbeamten Eurer Hoheit aus dem Krankenzimmer fort, und dann erst, als Niemand mehr darin war, führte er die Novize hinein.

Du warst dabei? fragte Johann hastig.

Ja, Hoheit, ich war dabei; ich saß in einer Ecke auf einem Lehnstuhl, und der Doctor glaubte, daß ich schliefe, denn ich hatte die beiden Nächte bei Eurer Hoheit gewacht, und war wohl etwas matt. So trat der Doctor denn herein und sagte: Niemand ist hier als der Werner, der schläft aber, und wenn er auch wachte, so haben Sie von ihm nichts zu fürchten, er ist verschwiegen und treu. Kommen Sie also, treten Sie ein, mein gnädiges Fräulein!

Wie? Er nannte sie „gnädiges Fräulein?“

Ja, Hoheit, und darum denke ich eben, daß sie keine Nonne oder Novize war, sondern nur die Tracht angelegt hatte, um hierher zu kommen. Auch nahm sie die Haube und den Schleier, und das schwarze Ueberkleid Abends, sobald sie sicher war, daß Niemand mehr in das Krankenzimmer kommen könne, immer ab, und darunter kam denn ein anderer Anzug zum Vorschein, wie ihn wohl vornehme Damen zur Morgentoilette zu tragen pflegen, ein dunkles Seidengewand,

das hoch bis zum Halse empor ging, und dort von einer kleinen schwarzen Tüllkrause umgeben war. Ihr schönes schwarzes Haar war auch nicht abgeschnitten, wie dies bei den Nonnen der Fall ist, sondern es lag in einem vollen prächtigen Scheitel zu beiden Seiten ihrer Stirn, und war hinten in dicken Flechten aufgesteckt.

Ja, so habe ich sie gesehen, murmelte Johann vor sich hin, so stand sie vor mir, wenn ich aus meinen Phantasieen erwachend, die Augen aufschlug, und ich glaubte dann, ich träumte immer noch weiter, denn im Wachen wie im Schlafen sah ich sie, nur sie! Aber erzähle weiter, sagte er dann laut, Du sagtest, als Alle das Zimmer verlassen hatten, und nur Du halb schlafend in der Ecke saßest, da sei der Doctor Flemming gekommen, und habe sie eingeführt! Was sagte sie, was that sie, als sie zuerst in mein Zimmer trat?

Sie blieb anfangs an der Thür stehen, und sie zitterte so heftig, daß sie sich an die Wand anlehnen mußte, um nicht niederzufallen. Dann raffte sie sich zusammen, und schritt vorwärts gerade zu Ihrem Lager hin, da blieb sie stehen, und schaute Sie an, und dabei rannen ihr die Thränen wie helle Perlen über die Wangen nieder. Aber sie sagte kein Wort, sondern faltete ihre Hände, und sank neben dem Bett auf die Kniee nieder, und die großen Augen unverwandt auf Euere Hoheit gerichtet, bewegte sie ihre Lippen und schien leise zu sprechen, aber Niemand als der liebe Gott konnte ihre Worte verstehen. Dann neigte sie sich über Ihre Hand, die aus dem Lager niederhing, und küßte sie, und stand dann wieder auf. — Doctor, sagte sie, und ihre Stimme klang so feierlich, daß mir ein Schauer über's Herz hinlief, Doctor, bei Allem was Ihnen heilig ist, beschwöre ich Sie, mir zu sagen: „glauben Sie, daß er genesen kann?“ — „Ja, sagte der Doctor, seine Jugendkraft, meine Mittel und Ihre Pflege können sein Leben erretten.“ Sie schwieg einen Augenblick und seufzte tief auf, dann sagte sie: „ich habe so eben Gott gelobt, bei ihm auszuharren, und ihn zu pflegen, so lange er mein bedarf. Keine Macht der Erde soll mich von dieser Stelle vertreiben, ich bleibe hier bis er genesen ist, denn er wird nicht sterben! Gott ist gerecht und gütig, er wird dem Erzherzog das Leben lassen, um ihn hiernieden das Glück kennen zu lehren, nachdem er so viel Unglück erfahren

Nun sagen Sie mir, was ich zu thun habe, und fordern Sie Alles von mir, was Sie von jeder andern Krankenpflegerin fordern würden." — Das, gnädigster Herr, war ihr erster Eintritt in das Krankenzimmer, und sie hat es seitdem nicht wieder verlassen. Wenn der Doctor durchaus von ihr verlangte, daß sie schlafen und sich ausruhen solle, so legte sie sich auf das Canapee dicht neben Ihrem Bett. Aber sie schlief doch nicht, denn so oft Ew. Hoheit sich nur bewegten, oder etwas forderten, oder auch nur im Schlaf klagten oder seufzten, so sprang sie sofort empor, und war neben Ihnen, und sprach zu Ihnen so sanft und liebevoll, daß Einem die Thränen in die Augen traten, wenn man es hörte.

Ja, ihre Stimme war wie Musik, sagte der Erzherzog leise, ich höre sie immer noch, wenn ich Nachts ruhelos auf meinem Lager liege, ich höre sie, wie sie flüstert: „oh schlafen Sie, schlafen Sie! Der Schlaf ist der Engel Gottes, der alles Unglück vergessen macht. Schlafen Sie!" Und dann legte sie ihre Hand auf meine Stirn, und sah mich an mit ihrem milden liebevollen Blick. Mir war's dann, als ob wirklich ein Engel Gottes an meiner Seite stände, und als ob das Unglück und der Schmerz keine Gewalt über mich haben, so lange sie bei mir war, und unter ihren Blicken schlief ich, selig behütet, ein.

Ja, Hoheit, es war wirklich, als ob sie ein Zaubermittel besäße, mit welchem sie den bösen Feind des Fiebers austrieb, und die wilden, tobenden Phantasieen beschwichtigte. Oft war das Fieber so heftig, daß Ew. Hoheit ras'ten und tobten, und fürchterliche Dinge sprachen, Dinge, von denen es gut war, daß der Herr Kaiser sie nicht hörte, und daß Niemand da war, der ihm Ihre Worte wiederholen konnte. Dann ging sie hin, und ließ die Portièren vor den Thüren niederfallen, damit auch die Diener im Vorzimmer kein Wort hören sollten, und wenn sie das gethan, kehrte sie zu Ihnen zurück, und legte ihre Hand auf Ew. Hoheit Stirn, und fing an zu singen, gar lustige, neckische Lieder, obwohl ihr die Thränen dabei immer über die Wangen rollten, und es manchmal war, als ob ihr der Ton in der Kehle erstickte, aber sie überwand Alles, und sang weiter. Ew. Hoheit verstummten dann mitten im Toben und Wüthen, und lächelten, und hörten ihr zu mit einem seligen Angesicht, und sie sang im=

mer weiter, und Ew. Hoheit lagen still und horchten, bis Sie allmälig unter den lieblichen Tyrolerliedern, die sie mit Thränen und doch so reizend sang, eingeschlafen waren. Ein ander Mal, das war gar rührend und feierlich, ein anderes Mal waren Ew. Hoheit auch gar heftig erregt, Sie weinten und schalten in Ihren Phantasien, und sprachen von einem fürchterlichen Unglück, das Ew. Hoheit betroffen, und jammerten und klagten, daß Ihr Herz gebrochen sei, und sie richteten sich von Ihrem Lager auf, mit einem so zornigen und wilden Gesicht, wie ich es nie an Ew. Hoheit gesehen. Sie hoben die geballte Faust empor, und schrieen mit wüthender Stimme: „wehe über Dich, Camilla, wehe über die Verrätherin. Mein Fluch komme über Dich und zerschmettere Dein schuldig Haupt? Möge Gott Dir vergeben, ich kann es nicht.“ Und als Ew. Hoheit mit blitzenden Augen und fürchterlicher Stimme so sprachen, da sank sie neben Ihrem Bett auf ihre Kniee nieder, und ihre Hände zum Himmel emporhebend, rief sie mit lauter, flehender Stimme: „vergieb ihm, mein Gott, vergieb ihm, denn er weiß nicht, was er thut.“

Mein Gott, murmelte Johann, der bleich und wie zerschmettert sein Haupt in die Kissen lehnte, mein Gott, wer war sie? Was wußte sie von meinem furchtbaren Schicksal?

Werner in seiner eigenen Erregung hatte die Frage des Erzherzogs gar nicht beachtet, und ganz seinen Erinnerungen hingegeben, fuhr er fort: Und wie sie drei Mal mit lauter Stimme so gebetet hatte, da wurden Ew. Hoheit still, und es ging ein Zittern durch Ihren ganzen Leib, und Sie falteten die Hände und riefen: Camilla, ich that Dir Unrecht. Ich erkenne es jetzt! Ich that Dir Unrecht, ich —

Schweig, oh schweig, ächzte Johann, die Augen schließend, und die Hände krampfhaft in einander pressend, Deine Worte tödten mich.

Verzeihung, Hoheit, sagte Werner traurig, Ew. Hoheit befahlen mir, Ihnen Alles zu sagen —

Und ich will auch Alles hören, rief Johann, sich mit einer ungeheuren Kraftanstrengung emporraffend, ja, ich will Alles hören! Sprich, Werner, was sagte ich weiter, und was that sie?

Ew. Hoheit weinten und klagten, und riefen immer wieder:

„Camilla, ich that Dir Unrecht, vergieb mir! Nimm den Fluch von mir! Er glüht in meinem Kopf wie Feuer! Nimm den Fluch von mir, Camilla! Oh, wie das brennt in meinem Kopf! Camilla, ich muß sterben, wenn Du mir nicht vergiebst!" — Wie Ew. Hoheit das sagten, da richtete sie sich auf, und hob den Schirm von der Lampe empor, daß das Licht gerade auf ihre Gestalt fiel, und gar wundersam hell ihr Antlitz beleuchtete, und Ew. Hoheit schrieen laut auf und starrten auf sie hin, und schrieen: „bist Du es? Kommst Du, um mir zu fluchen?" — Nein, rief sie laut und freudig, nein, ich komme, um Dich zu segnen! — Und nun legte sie ihre Hand auf Ew. Hoheit Stirn, und die großen strahlenden Augen aufwärts hebend, fuhr sie fort: Gott, mein Gott, flüstere in sein Herz meine Vergebung und meine Liebe. Segne ihn mit Deinem herrlichsten Segen, heile und erquicke sein großes schönes Herz, und wenn er in der Großmuth seines Herzens vielleicht Reue empfindet, so tröste ihn, und lasse es ihn empfinden, daß ich ihm niemals gezürnt, daß ich ihn ewig geliebt habe, auch dann noch, als er mir fluchte.

Das sagte sie? fragte Johann aus seinem Lehnsessel sich emporhebend, und Werner in athemloser Spannung, mit bebenden Lippen, mit keuchendem Athem anstarrend.

Ja, Hoheit, das sagte sie, und wie ich sie da so stehen sah, strahlenden Angesichts, die großen leuchtenden Augen zum Himmel emporgeschlagen, die Lippen umspielt von einem himmlischen Lächeln, da dachte ich wirklich, sie sei ein Engel, den der liebe Gott expreß auf die Erde gesandt, um Ew. Hoheit zu pflegen, und zu erretten, und ich faltete die Hände, und betete vor Rührung und vor Freude. Sie aber neigte sich jetzt nieder über Ew. Hoheit und drückte einen Kuß auf Ihre Stirn, einen langen innigen Kuß, und dabei flüsterte sie: Lebe wohl, auf ewig wohl! Und fühle es: Ich vergebe Dir, ich liebe Dich!

Es war also kein Traum, rief Johann, es war Wirklichkeit! Ich hörte alle diese Worte, ich fühlte diesen glühenden Kuß auf meiner Stirn, und mir ward auf einmal wunderbar leicht und helle. Eine selige Ruhe strömte von meiner Stirn in mein Herz, und mir war, als ob plötzlich das Feuer in meinem Kopf erloschen sei, und

als ob mein Blut auf einmal wieder ruhig und sanft, nicht mehr wie sonst so wild und brennend, durch meine Adern strömte. Ein himmlischer Frieden erfüllte mein ganzes Wesen, und wie ein Neugeborener, Neubelebter konnte ich sanft und still und schmerzlos mich ausstrecken und schlafen, wie ich in all diesen langen, furchtbaren Wochen nicht geschlafen hatte.

Ja, Ew. Hoheit schliefen wirklich ein, und als am andern Morgen der Doctor kam, da sagte er, in dieser Nacht wäre die Krisis gewesen, und jetzt seien Ew. Hoheit gerettet, und würden sicherlich genesen.

Und sie? fragte Johann athemlos. Was sagte sie dazu?

Sie sagte nichts, Hoheit, ihr Antlitz aber übergoß sich mit einer Purpurröthe, sie taumelte und ward wieder todtenbleich, und wäre der Doctor nicht gewesen, der sie in seinen Armen auffing, so würde sie auf die Erde gefallen sein, denn sie war ohnmächtig geworden. Der Doctor und ich, wir trugen sie auf das Canapee, und der Doctor ließ ihr zur Ader, aber es wollte anfangs gar kein Blut kommen. Der gute alte Doctor war ganz in Verzweiflung und packte meinen Arm, und flüsterte: Der Erzherzog wird leben, aber sie wird sterben.

Das sagte er, schrie Johann, indem er in den Lehnstuhl zurücksank. Er sagte, sie würde sterben!

Ja, Hoheit, das sagte er, aber grad' in dem Augenblick fing doch das Blut an zu fließen, sie schlug die Augen auf, und lächelte den Doctor an, und flüsterte: „sagte ich es Ihnen nicht, Doctor, ich wollte leben, bis er genesen würde?" — „Sie sollen aber noch länger leben," rief der Doctor ganz wüthend. „Sie sollen nicht so ganz unsinnig auf Ihre eigene Gesundheit einstürmen. Sie sollen schlafen, essen, etwas für sich selber thun, Sie sollen Sich pflegen, damit Sie nicht krank werden. Denn ich sage es Ihnen, wenn Sie jetzt krank werden, und den Erzherzog verlassen, und ihn nicht mehr pflegen, so wird Alles vergebens sein, und er wird einen Rückfall bekommen, und dann wird nichts mehr im Stande sein ihn zu retten, dann hat ihn der liebe Gott selber aufgegeben." — Sie stieß einen leisen Schrei aus, und sagte hastig: Doctor, geben Sie mir etwas zu essen! Etwas recht Stärkendes und Kräftigendes. Ich will mich pflegen, und ich

will heute auch den ganzen Tag schlafen, Werner soll die Pflege ganz allein übernehmen, ich will da liegen auf dem Canapee und den ganzen Tag mich nicht rühren, nur essen und schlafen, und mich stärken. Und dabei schlang sie einen Arm um des Doctors Nacken, und küßte ihn, und bat so schmeichelnd, er solle nicht mehr böse auf sie sein, daß er endlich ganz heiter ward, und sagte, er wolle ihr vergeben, wenn sie ein gutes folgsames Kind sein, und schlafen wolle. — Sie that es, Hoheit, sie schlief wirklich ein, und blieb den ganzen Tag auf dem Canapee, und erlaubte mir, daß ich Sie bedienen durfte, und aß, und trank auch ein bischen Wein. Aber man sah doch, sie that das Alles nur, weil sie's dem Doctor versprochen hatte, und ihre Augen waren immer auf Ew. Hoheit gerichtet, und wenn Ew. Hoheit etwas forderten, so zuckte sie zusammen, als wollte sie aufspringen, sank dann seufzend in die Polster zurück, und flüsterte: ich habe es ja versprochen, daß ich mich pflegen will. Aber als die Nacht kam, da sprang sie empor, und athmete hoch auf, und sagte: Gott sei gelobt, daß ich wieder bei ihm sein darf! Und sie trat an Ihr Lager, und schaute Sie an mit einem solchen seligen Ausdruck, daß mir alten Mann die Thränen in die Augen traten.

Ich kenne diesen Ausdruck, murmelte Johann, ich kenne diese Augen, die Einem so tief ins Herz hineinschauen, daß man sich wie verzaubert hält, und sein ganzes Wesen wie aufgelöst in Glück und Wonne fühlt. Oh, ich kenne das, und es war mein ganzes Glück, wie's jetzt mein ganzes Unglück ist! — Aber sprich weiter, Werner. Warum blieb sie nicht bei mir, warum verließ sie mich?

Sie blieb bei Eurer Hoheit und pflegte Sie mit derselben Liebe und Sorgfalt wie bisher, nur in den Stunden, wenn Ew. Hoheit wachten, und mit offenen Augen um sich schauten, und Alles, was Sie umgab, beobachteten, und Alle zu erkennen schienen, nur dann zog sie sich zurück, und saß hinter Ihrem Bett auf dem Lehnstuhl und ruhete sich. Auch trug sie von diesem Tage an immer ihre Nonnentracht, und legte sie auch Nachts nicht mehr ab, und wenn Ew. Hoheit sie in Ihrem Halbschlummer so scharf anschaueten, so zog sie leise den weißen Schleier tiefer über ihre Haube nieder, daß er ihr ganzes Angesicht beschattete.

Sie wollte nicht von mir gesehen werden? fragte Johann hastig. Sie fürchtete, daß ich Sie erkennen möchte?

Ich weiß nicht, Hoheit, ob sie das fürchtete, sagte Werner sanft, ich meine aber, ein solcher Engel hätt' wohl nicht nöthig das Erkennen zu fürchten, und könnte rein und klar jedem Menschen, ja dem lieben Gott selber in's Antlitz schauen.

Warum verließ sie mich, wenn sie nicht fürchtete, von mir erkannt zu werden? fragte Johann fast rauh. Warum blieb sie nicht, da ich ihrer am meisten bedurfte, da ich die einsamen, trostlosen, fürchterlichen Stunden wachend auf meinem Lager lag, und mich sehnte nach diesem Angesicht, das ich in meinen Phantasien gesehen, und das meine Seele erquickt und gestärkt hätte. Ich frage Dich, Werner, warum verließ sie mich?

Warum, Hoheit? fragte Werner leise. Während Ew. Hoheit in Gefahr waren, hatte sie sich immer aufrecht gehalten, schien sie keines Schlafs, keiner Nahrung und Stärkung zu bedürfen, aber ihr Gesicht war freilich täglich bleicher geworden, und ihre Augen größer und strahlender, und ihre Gestalt neigte sich täglich mehr, und ward schlanker und mächtiger. Wenn sie mir zuweilen die Hand gab, oder mir etwas darreichte, so fühlte ich, daß ihre Hände wie Feuer brannten. Zuweilen hustete sie leise, und drückte dann hastig das Taschentuch an ihre Lippen; wenn sie's zurück zog, so sah ich, daß es geröthet war von ihrem Blut. Aber sie klagte niemals, und wenn der Doctor sie besorgt und beinah traurig ansah, so lächelte sie, und sagte, sie befinde sich ganz wohl, und ihr fehle gar nichts. Aber ihre Wangen fielen täglich mehr ein, und man sah es täglich mehr, daß es ihr schwer ward, sich aufrecht zu halten. Einmal in der Nacht, als ich im Lehnstuhl saß und schlief, wachte ich auf von einem Geräusch, als ob etwas zur Erde fiel. Ich eilte vor, und — da lag sie besinnungslos am Boden, und ihr ganzes Gewand war von Blut überströmt. Ich trug sie rasch in das andere Zimmer und legte sie auf den Divan, und holte den Doctor, der im Nebenzimmer schlief. Er schüttelte traurig sein Haupt. „Sie hat einen Blutsturz gehabt, sagte er, wenn der zum zweiten Mal kommt, stirbt sie." — Wir dachten Beide, sie sei noch bewußtlos, aber sie hatte es gehört, denn

sie schlug die Augen auf, und sagte ruhig: er wird zum zweiten Mal kommen, und bald. Warum gönnen Sie es mir nicht, Doctor? Ich hatte geschworen, nicht eher zu sterben, als bis er in der Genesung sei. Ich habe meinen Schwur erfüllt, jetzt darf ich sterben. — Der Doctor antwortete nichts, er weinte, wie ein Kind. — Nachher wollte sie wieder aufstehen, und zu Ew. Hoheit gehen, aber ihre Füße trugen sie nicht mehr, sie sank besinnungslos auf das Lager zurück. — Eine Stunde darauf, mitten in der Nacht, ließ der Doctor eine Tragbahre kommen, und darauf legte er sie ganz eingehüllt in Betten und Tücher, und so trugen sie sie fort. Ich weiß nicht, wohin, aber es war mir, als ob mein Herz bräche, wie sie so bleich und kalt, mit geschlossenen Augen, fortgetragen ward, und ich konnte nichts als weinen und beten.

Sie stirbt, oh, großer Gott, sie stirbt, schrie Johann, laßt mich zu ihr, ich will —

Mehr sagte er nicht, er war ohnmächtig geworden.

In diesem Augenblick näherte sich vom Hause daher ein alter Herr mit hastigem Schritt dem Bosquet, vor welchem der Erzherzog saß. Werner winkte ihm, und rief ihm ängstlich zu, seine Schritte zu beeilen.

Se. Hoheit sind ohnmächtig geworden, Herr Doctor, sagte er angstvoll. Ich fürchte, es hat ihn zu sehr angegriffen.

Der Doctor prüfte aufmerksam seinen Puls und legte seine Hand auf die Stirn, die noch feucht war von Schweiß. Es ist nichts, sagte er, es wird vorübergehen. Eine kleine Schwäche, weiter nichts. Sie erzählten ihm also Alles, lieber Werner?

Ja, Herr Doctor, ich erzählte ihm Alles, und er ist jetzt auf Alles vorbereitet, er weiß auch wie krank sie ist.

Es ist gut. Er wird diesen ersten Schrecken überwinden, und morgen führe ich ihn zu ihr. Es ist die höchste Zeit. Sie lebt nur noch durch die Kraft ihres Geistes, und sie soll ihn sehen, damit sie stirbt, während sie sich glücklich fühlt. Sie hat diese Belohnung wohl verdient, und der Erzherzog würde es uns nie verzeihen können, wenn wir ihm nicht Gelegenheit gaben, seiner Retterin zu danken!

---

## II.

## Die Entscheidung.

Nun, Metternich, rief Franz dem Grafen Metternich entgegen, der eben in das Kabinet des Kaisers eintrat. Sie kommen ja heut mit gar trübseligem Gesicht, als hätten Sie uns eine rechte Hiobspost zu melden.

Majestät, es ist auch eine Hiobspost, sagte Metternich seufzend, die Verbündeten haben abermals eine Schlacht verloren. Der Courier, der uns diese Nachricht bringt, ist soeben angelangt. Vorgestern am einundzwanzigsten Mai hat Napoleon bei Bautzen die Alliirten in mörderischer Schlacht besiegt, und ist am Abend als Sieger in Bautzen eingezogen.

Der Kaiser antwortete nicht, sondern ging einige Male hastig im Zimmer auf und ab, und schlug mit der Fliegenklappe, die er hastig vom Tisch genommen, hier und da laut schallend eine Fliege an die Wand fest.

Dann auf einmal warf er dies Beruhigungsinstrument seiner innern Aufregungen bei Seite, und brach in ein lautes Lachen aus.

Wissen's was, Metternich, sagte er, ich freu' mich halt über die Nachricht, daß die Alliirten abermals eine Schlacht verloren haben. Das ist doch endlich eine Abkühlung für die Herren in Preußen, die so begeistert waren, und so närrische Dinge fabelten von Freiheit und Völkerglück, und von Deutschlands Erhebung. War's eine recht mörderische Schlacht?

Ja, Majestät, es war eine sehr mörderische Schlacht, sie hat den Alliirten mehr als funfzehntausend Todte und Verwundete gekostet.

Und was hat sie dem Bonaparte eingebracht?

Majestät, gar nichts, als die Gelegenheit, ein prahlerisches Siegesbulletin zu machen. Er hat eben so große Verluste, und vielleicht noch größere gehabt als die Alliirten, aber er hat nicht Einen Gefangenen, nicht Eine Kanone, nicht Eine Fahne gewonnen.

Das freut mich, freut mich halt von Herzen, rief Franz lebhaft. Es wird ihm beweisen, daß die Tage von Austerlitz und Jena halt nicht wieder kommen. Wissen's, das ist eine prächtige Nachricht, die Sie mir da bringen. Eine große Schlacht ist geliefert, die Alliirten haben sie verloren, und der Bonaparte hat nichts dabei gewonnen. Daß die Alliirten sie verloren, das ist mir halt eine wahre Herzerquickung, wegen der übermüthigen Gesellen, die da in Preußen das große Wort führen, und vermeinen, daß sie eigentlich die Herren und Gebieter von Preußen wären. Ich kann diese Menschen, den Stein, den Gneisenau und Scharnhorst, den Hardenberg und Niebuhr, ich kann sie halt nit leiden, und ich bin's von Herzen zufrieden, daß sie für ihren Uebermuth so'n Dämpfer erhalten. Ist eine gerechte Abkühlung und eine wohlverdiente Züchtigung dieser eigenmächtigen, vorlauten Menschen, die ihren eigenen König als Freiwilligen gepreßt haben. Alles wollten sie besser wissen, Alles sollte nach ihrem Kopfe gehen, das ganze Volk haben sie aufgewiegelt, daß es ein unsinniges Kriegsgeschrei erhob, und nach den Waffen griff, noch ehe es wußte, ob es auch der Wille seines Königs sei, und ob er den Krieg erklären wolle. Sogar einen bis dahin ehrenwerthen und tapfern General, wie den York, haben sie verleitet zur Insubordination, und zu schwerem Verbrechen. Das kann ich Ihnen sagen, Metternich, wäre der York m e i n General gewesen, ich würde ihm ohne Gnade den Kopf vor die Füße gelegt haben, um meinen andern Generälen ein warnend Beispiel zu geben, wie man Aufrührer und Rebellen, die gegen den Befehl ihres Kriegsherrn sündigen, bestrafen muß, selbst wenn sie vermeinen, zum Wohl des Vaterlandes zu handeln. Das Vaterland geht die Generäle gar nichts an, sondern nur nach dem Befehl ihres Fürsten haben's sich zu richten. Der König hätt' im Namen der Disciplin den General durchaus nicht begnadigen dürfen, und daß er's dennoch gethan, daran sind die sogenannten edlen Patrioten, der Stein, der Scharnhorst und Consorten Schuld, und darum gönn' ich ihnen die verlorene Schlacht von Bautzen, und freu' mich darüber, daß die unausstehliche deutsche Begeisterung ein bissel abgekühlt wird.

Besonders gut und heilsam ist diese Abkühlung den übermüthigen Russen, sagte Metternich. Rußland ist für Oesterreich weit ge-

fährlicher, als Frankreich, und seine wachsende Macht bedroht uns dauernder, als die augenblickliche Eroberungssucht Frankreichs. Gegen Rußland müssen wir immer auf unserer Huth sein, dies war auch der Gedanke, der mich bis dahin in allen meinen Unterhandlungen leitete. Wir haben Frankreich für den Augenblick, Rußland für die Zukunft zu fürchten, Beide mußten daher erst geschwächt und von ihrem Uebermuth geheilt, Beide mußten gedemüthigt werden, und Oesterreich dadurch in die glückliche Lage kommen, daß in Seiner Hand die Entscheidung lag, daß es den Ausschlag gab nach dieser oder jener Seite hin. Dieser Moment ist jetzt gekommen, Majestät, und jetzt kommt es darauf an, daß Ew. Majestät sich fest und unwiderruflich entscheiden. Wollen Ew. Majestät mir erlauben, daß ich vor Ihrer Entscheidung die Sachlage ein wenig näher erörtere?

Thun's das, sagte Franz, indem er seine Fliegenklappe nahm, es genirt Sie doch nicht, wenn ich dabei ein bissel auf und ab gehe?

Nein, durchaus nicht, Majestät, ich weiß doch, daß Ew. Majestät die Gnade haben, mir ein aufmerksames Ohr zu schenken. Wir haben bisher unterhandelt und erwogen, denn es war für uns die dringendste Nothwendigkeit, uns den Frieden zu erhalten, so lange als dies irgend thunlich war. Uns fehlten die Mittel, um an dem Kriege einen thätigen und entscheidenden Antheil zu nehmen, wir mußten uns diese Mittel erst allmälig schaffen und aufbauen, wir mußten Zeit gewinnen, um unsere Finanzen zu ordnen, unsere Armeen zu verdoppeln, und uns vorzubereiten auf alle Eventualitäten. Von Frankreich sicherten wir uns die Ruhe und den Frieden, indem wir am zwölften März des vorigen Jahres eine Allianz mit ihm abschlossen.

Verwünschte Allianz, rief der Kaiser, indem er mit Macht ausholte und eine große Brummfliege an der Wand todtschlug. Ich wollt' halt, ich könnt' sie breit schlagen, wie den Brummer da.

Auf der andern Seite, fuhr Metternich ernsthaft fort, mußten wir bedacht sein, uns den Alliirten anzunähern, und von ihnen nicht deshalb, weil wir die Bundesgenossen Frankreichs waren, auch als die Feinde betrachtet zu werden, gegen die sie wie gegen Frankreich zu gleicher Zeit den Krieg eröffnet hatten. Wir übernahmen daher die Rolle eines Vermittlers, stellten uns zwischen die Parteien und suchten den

Ausbruch des Krieges so lange als möglich hinzuhalten. Als dies durch die Erbitterung beider Parteien nicht mehr möglich war, suchten wir uns die durch die französische Allianz gebundenen Hände ein wenig mehr frei zu machen, und übergab daher Ew. Majestät Gesandter in Paris, der Fürst Schwarzenberg, dem Minister des Kaisers Napoleon am dreizehnten April dieses Jahres eine Verbalnote, in welcher er die Stellung Oesterreichs und Frankreichs dahin zu regeln suchte, daß Oesterreich sich insofern von Frankreich trennte, als es auch an dem wieder ausbrechenden Kriege nicht Theil nahm, sondern fortfuhr, den Frieden zu vermitteln, und zugleich sich bewaffnete, um seinen Vorschlägen mehr Gewicht zu geben. Wir schlossen vorher insgeheim mit Rußland eine Militair-Convention ab, die uns in Polen und Galizien den Rücken deckte, und wir versicherten zu gleicher Zeit Frankreich, daß wir fortführen, seine Interessen als die unsrigen zu betrachten. Ew. Majestät hatten die Gnade, an den Kaiser Napoleon einen eigenhändigen Brief zu schreiben, in welchem Ew. Majestät dem Herrn Schwiegersohn versicherten, daß Ew. Majestät nur deshalb neutral bleiben, um des Kaisers Napoleons Dynastie, die sich mit der Ihrigen verzweigt habe, auf unerschütterlichen Grundlagen festzustellen.*)

Bautz, da liegt die ganze Dynastie, rief Franz, indem er einen furchtbaren Schlag an die Wand that, und dann mit lachendem Gesicht die zur Erde gefallenen Opfer betrachtete. Schauen's, Metternich, da liegt die ganze Dynastie, der große Brummer, und Madame Fliege mit noch so 'ner kleinen Mücke daneben. Ein tüchtiger Schlag hat sie allmitsammen getödtet, und der ganzen Fliegenwirthschaft ein End' gemacht.

Aber um solchen entscheidenden Schlag thun zu können, mußten Ew. Majestät freilich im Besitz einer tüchtigen Waffe sein, sagte Metternich lächelnd.

Ja, da haben's freilich recht, gut und brauchbar müssen die Waffen sein, wenn sie sicher und tödlich treffen sollen.

Und deshalb bedurften wir der Zeit, Majestät, um unsere Waffen gut und brauchbar zu machen. Unser bisheriges Verfahren hat

---

*) Schlosser, Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts. Vol. VII b. 971.

uns vortreffliche Dienste geleistet, Oesterreich hat sich, wie der Kaiser Napoleon neulich zornig zu dem Grafen Bubna gesagt hat, Oesterreich hat sich hinter dem Vorhang der böhmischen Gebirge gerüstet," und unsere Rüstungen sind jetzt, Dank der Einheit in den militärischen Operationen, und der weisen Fürsorge des Fürsten Schwarzenberg, so weit vorgeschritten, daß wir bald eine entschiedenere Haltung annehmen können. Die Verbündeten werden heute, wie ich bestimmt weiß, bei Napoleon auf einen Waffenstillstand antragen, der bis in die Mitte des Juli dauern soll.

Der Bonaparte wird nicht ein solcher Narr sein, den Alliirten nach zwei gewonnenen Schlachten einen Waffenstillstand zu bewilligen, damit die Alliirten Zeit gewinnen, neue Verstärkungen heranzuziehen, und sich auf's Neue zu rüsten.

Majestät, Napoleon bedarf selber der Zeit, um neue Verstärkungen heranzuziehen, und sich auf's Neue zu rüsten. Er hat deshalb den Vicekönig Eugène nach Italien geschickt, um dort eine neue Armee zu organisiren, und er wird aus diesem Grunde schon einen Waffenstillstand bewilligen, um so mehr, da er hofft, daß Oesterreich sich in dieser Zeit entscheiden, und in dem wiederbeginnenden Kampf mit seiner ganzen Macht als Frankreichs Bundesgenosse an dem Krieg Theil nehmen werde.

Dank schön, rief der Kaiser, indem er einen mächtigen Schlag that, hei, da klebt die ganze Bundesgenossenschaft an der Wand, und ist breit geschlagen wie ein polnischer Eierkuchen.

Majestät, der französische Gesandte war so eben bei mir, und er überbrachte mir die Vorschläge seines Kaisers, welche ich die Ehre haben soll, Ew. Majestät vorzutragen.

Nun, was ist's denn? Was hat der Bonaparte mir für Vorschläge zu machen? Will er mir die Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit antragen? Sie hat ihn freilich auf den französischen Thron gebracht, und hat ihm dazu verholfen, mein Schwiegersohn zu werden, aber sie kann ihm auch dazu verhelfen, daß er vom Thron herunter muß, wenn ich mir die Freiheit nehm', daran zu denken, daß es nichts ist mit der Gleichheit und Brüderlichkeit, und daß er immer nur der

Sohn des Advocaten ist. Na, was bietet er mir also an, der Herr Kaiser Napoleon?

Majestät, er bietet Oesterreich, wenn es jetzt thätig und mit ganzer Waffenmacht an dem Kriege Theil nehmen will, nicht nur Illyrien, sondern auch Schlesien an, und macht den Vorschlag, daß man Rußland ganz Polen anböte.

Das heißt, er will ganz Preußen zerreißen?

Ja wohl, Majestät, Preußen, welches den Krieg in Deutschland begonnen, soll nun, nach der Ansicht Napoleons, auch die Kriegskosten zahlen, es soll ganz und gar von der Erde verschwinden. Das Königreich Westphalen soll sich bis zur Oder vergrößern, und soll statt Cassel jetzt Berlin zu seiner Hauptstadt erhalten. — Der Kaiser Napoleon hofft eben auf die alte Feindschaft zwischen Oesterreich und Preußen, und will daraus Vortheil ziehen.

Ja, Vortheil möcht' er halt immer ziehen, sagte Franz erbittert, aber er möcht' ihn auch immer für sich allein behalten. Verschenkt wie ein großmüthiger Herr Preußen, das er noch nit hat, und denkt damit uns zu ködern, daß wir ihm die Castanien aus der Asche holen. — Aber haben's keine Nachrichten vom Grafen Stadion, der mit den Verbündeten verhandelt, und beim Kaiser Alexander gar wohl gelitten ist, wie ich hör'? Machen die Verbündeten uns gar keine Vorschläge?

Ja, Majestät, sie machen ihre Vorschläge. Der König von Preußen hat den General von Scharnhorst, der bis jetzt an seiner Wunde in Prag darnieder lag, beordert, hierher nach Wien zu gehen, Ew. Majestät zu beschwören, jetzt eine Wahl zu treffen, und den Ausgang des Krieges und den Sieg dadurch zu entscheiden, daß Ew. Majestät sich offen als der Bundesgenosse der Alliirten erklärten. Ich erfuhr indeß noch rechtzeitig von dieser Sendung Scharnhorst's und habe ihm einen Vertrauten entgegen gesandt, der ihn ersucht, nicht nach Wien zu kommen, sondern in der Nähe zu bleiben, und Ew. Majestät Antwort dort zu empfangen. — Auch von dem Grafen Stadion ist ein Courier angelangt. Der Kaiser Alexander wünscht lebhaft, daß Ew. Majestät sich jetzt erklären mögen, er bietet Ew. Majestät wiederholt eine englische Subvention von zehntausend Pfund

Sterling, und garantirt Oesterreich den Wiederbesitz aller seiner verlornen Provinzen; die Uebermacht der Alliirten wird, wenn auch jetzt Oesterreich den Feinden Napoleons beitritt, so groß sein, daß der endliche Sieg unzweifelhaft den Verbündeten werden muß.

Schauen's, rief der Kaiser freudig, so könnt' sich zuletzt das Ding einmal umkehren, und der Bonaparte müßt' einmal auch zu Kreuz kriechen, und könnt' bei mir die Rolle spielen, die ich damals am Wachtfeuer von Austerlitz spielen mußt'. Wollt' mich ja auch absetzen, der liebe Bonaparte, und wollt' auch von uns sagen, wie er's in Spanien und Neapel gesagt: „die Dynastie Habsburg hat aufgehört zu regieren." Schauen's, schauen's jetzt könnt's am Ende kommen, daß ich behülflich wär', ihn abzusetzen, und das ich sagen könnt': „die Dynastie Napoleon hat aufgehört zu regieren." Ich kann Ihnen gestehen, Metternich, daß es mir großes Vergnügen machen würde, das zu sagen. Ich mag den König von Preußen nit leiden, und das ganze Preußenthum ist mir zuwider mit seinen unausstehlichen Phrasen von deutscher Freiheit und Volkssouveränetät; aber den Bonaparte, den kann ich erst gar nit leiden, und der ist mir erst recht verhaßt, denn er ist ein Sohn der Revolution, und hat die Frechheit gehabt, sich trotz seiner niedrigen Herkunft auf einen Thron zu setzen, und sich als unsers Gleichen zu betrachten. Ja, ich hass' den Bonaparte, und ich bin's ganz zufrieden, wenn wir offen als seine Feinde auftreten, und uns mit den Alliirten vereinigen. Aber 's geht ja nit, Metternich. Die abscheuliche Allianz bindet uns ja die Hände. Wir können ja halt nit, wie wir wollen! Können ja nit zuschlagen auf den großen Brummer mit zwei Beinen, wie ich da losschlag' auf den Brummer mit sechs Beinen.

Und der Kaiser that einen gewaltigen Hieb nach der großen Fliege, die da in gemüthlicher Ruhe an der Wand gesessen.

Ja, der ist todt, rief der Kaiser, der zappelt nit einmal mehr. Aber der große Brummer, der große zweibeinige, der lebt noch, und ich kann ihm nichts anhaben, so lange er die Allianz hat. Metternich, schaffen's mir die Allianz zurück! Das ist das Erste, und das Wichtigste. Schaffen's mir die Allianz zurück. Nachher kann ich mich halt

in allen Satteln richten. Aber zuerst muß ich die Allianz wiederhaben!*)

Ich werde Ew. Majestät Befehl erfüllen, sagte Metternich nach einer Pause; wenn mir Ew. Majestät die Ermächtigung dazu geben, so werde ich selbst nach Dresden zu dem Kaiser Napoleon gehen, und ich zweifle nicht, daß der Kaiser in seinem ungebeugten Stolz und Uebermuth selbst die Allianz auflösen wird, sobald er bemerkt, daß Oesterreich sie als eine lästige Fessel betrachtet.

Ich gebe Ihnen die Ermächtigung dazu, sagte Franz rasch. Ja, schaffen's mir die Allianz zurück, und ich will mit klingendem Spiel aus dem Lager Bonaparte's in das der Verbündeten übergehen. **)

Majestät, ich hoffe immer noch, daß es gelingen könnte, den Frieden zu vermitteln und Europa die Ruhe wiederzugeben, die es so sehr bedarf. Napoleon ist geneigt, auf Friedensbedingungen einzugehen, und schlägt selber vor, in Prag einen Congreß zu veranstalten, um über den Frieden zu unterhandeln.

Er wird doch halt nit zu Stand' kommen, ich sag's Ihnen im Voraus, er wird nit zu Stand kommen. Bonaparte giebt nit eher Ruhe, ehe wir seinem Adler gründlich die Flügel beschnitten haben, und das wollen wir denn auch thun. Schicken's also einen Boten an den Scharnhorst, den Sie auf Antwort warten lassen. Sagen's ihm, er soll ruhig heimkehren, und melden: der Beitritt Oesterreichs sei ganz gewiß.***) Ich selbst will jetzt einen Beweis davon geben, daß es mir Ernst ist mit der Sach', und daß ich in nähere Verbindung mit den Alliirten treten will. Ich werd' nach Böhmen gehen, um

---

*) Des Kaisers eigene Worte. Siehe: Lebensbilder II. 626.

**) Metternich begab sich nach Dresden, und es gelang ihm in der That, von dem Kaiser Napoleon die Aufhebung der Allianz zu erwirken. Diese merkwürdige Scene ist geschildert in: Napoleon in Deutschland von L. Mühlbach. Dritte Abtheilung: Napoleon und Fürst Blücher.

***) Siehe Pertz: Leben des Freiherrn von Stein. Th. III. S. 367. Scharnhorst, der bei Groß-Görschen verwundet worden, und dennoch diese Reise nach Wien unternahm, kehrte krank nach Prag zurück und starb dort an den Folgen seiner Verwundung.

den Verbündeten näher zu sein. Der Kaiser von Rußland und der König von Preußen haben ganz nah an unserer Grenze ihr Hauptquartier aufgeschlagen, der Bonaparte ist auch nit weit davon in Dresden, und so will ich denn auch an unsere Grenzen gehen, damit wir Alle hübsch nah beisammen sind, und damit, wenn wir die Händ' nach einander ausstrecken, unsere Händ' sich auch finden können. Ich werd' nach Böhmen, nach Schloß Gitschin gehen, und Sie, Metternich, werden mich mit Ihrer ganzen Sippschaft von Diplomaten und Unterhändlern begleiten.

Ich unterwerfe mich ganz den Befehlen Ew. Majestät, sagte Metternich, indem er sich tief verneigte, ich werde mich zur Abreise bereit halten.

Auch die Frau Kaiserin Ludovica soll mich begleiten, fuhr der Kaiser fort. Kann ihr wohl die Freude gönnen, daß sie jetzt dem Kriegsschauplatz nahe kommt, und ein bischen Ersatz hat für den Aerger, den ich ihr all die Zeit her hab' bereiten müssen. Hat sie mit mir damals in Totis sein müssen, wo wir den unglücklichen Wiener Frieden machten, so soll sie auch mit mir in Gitschin sein, wo wir halt nit Frieden, sondern Krieg mit Bonaparte anstiften wollen. Aber Eins muß ich Ihnen sagen, Metternich: meine Herrn Brüder, die dürfen mir ihre Händ' nit wieder drein mischen, und mir mit ihrer Weisheit und ihrem Unverstand nit wieder die ganze Sach' ruiniren. Meine Herren Brüder und Vettern haben den Krieg von 1809 allein auf ihre Schultern genommen, und haben ihn verloren. Jetzt wollen wir mal versuchen, ob wir den Krieg halt nit gewinnen können, wenn meine Herren Brüder und Vettern halt gar nichts damit zu thun haben. Es ist deshalb mein erster und unumstößlicher Wille, daß die Herren Erzherzöge Carl und Johann sowohl, wie die Vettern Ludwig und Ferdinand kein Commando bekommen, wenn es wirklich zum Krieg kommt, sondern daß sie allmitsammen zu Hause bleiben. Der Herr Erzherzog Carl hat genug zu thun, seine Krämpfe abzuwarten, der Herr Erzherzog Johann muß sich von seiner Krankheit erholen, und da er ein gar gelehrter Herr ist, so kann er die Zeit benutzen, und studiren. Aber die Herren auf der Bibliothek sollen ihm nit gar so viele Bücher ausliefern, und ihm nit immer alle Bücher geben, die

er fordert, denn allzuviel Wissen macht Kopfweh. Studiren kann er, aber mit Maßen soll's geschehen!*)

Nun, Metternich, besorgen's Alles. Wir gehen nach Gitschin, meine Herren Brüder bleiben hier in Wien zurück, und der Fürst Schwarzenberg wird, wenn's zum Krieg mit Frankreich kommt, mein Generalissimus. Jetzt, noch einmal, schaffen's mir die Allianz zurück, damit ich mich in allen Satteln richten kann.

---

## III.

## Das Wiedersehen.

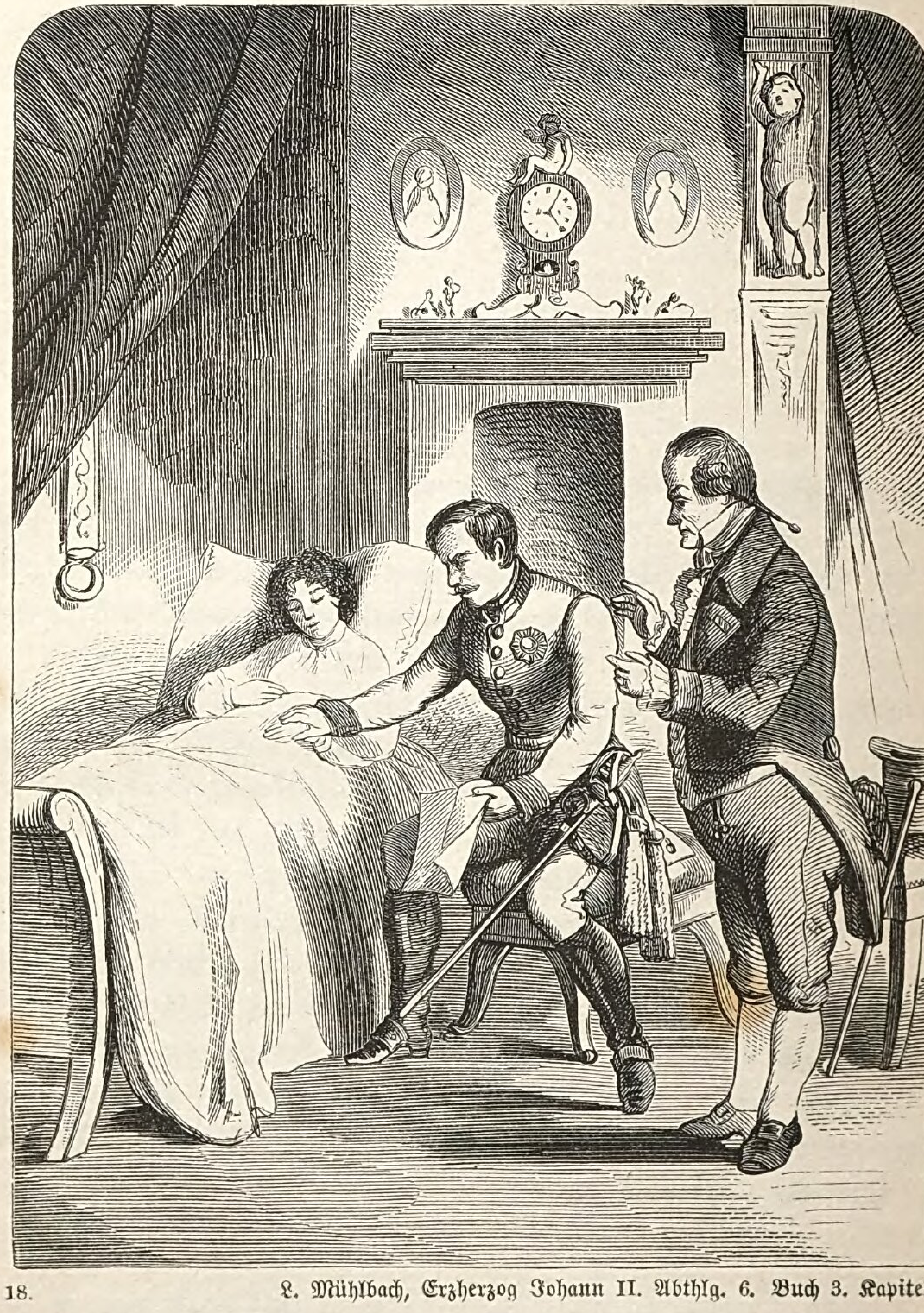
Es ist gut, daß Sie kommen, Doctor, rief der Erzherzog Johann dem eintretenden Doctor Flemming entgegen, ich habe gestern drei Mal nach Ihnen geschickt, aber man sagte mir, Sie wären den ganzen Tag bei einem Patienten und kämen erst in der Nacht zurück.

Man hat Ew. Hoheit die Wahrheit gesagt, ich war bei einer Patientin, die meiner gar sehr bedurfte, und die ich nicht einen Augenblick allein lassen konnte.

Bei einer Patientin? fragte Johann erbleichend. Ich weiß nicht, weshalb mich das erschreckt, und warum mein Herz so angstvoll hämmert. Aber ich wollte Sie so gern sehen, um auch von einer Ihrer Patientinnen Nachricht zu haben. Doctor, verbergen Sie mir nichts? Thun Sie nicht, als verständen Sie mich nicht! Sie wissen es, daß ich von der Frau sprechen will, der ich nächst Ihnen mein Leben verdanke, von der namenlosen Unbekannten, die mit eines Engels Geduld und Liebe an meinem Bett gewacht hat. Doctor, ich beschwöre Sie bei Allem was Ihnen heilig ist: sagen Sie mir, wie es ihr ergeht, sagen Sie mir, wo sie ist? Denn ich muß zu ihr, ich muß sie sehen, heute noch, in dieser Stunde noch!

---

*) Des Kaisers eigene Worte. Siehe: Kaiser Franz und Metternich. Ein Fragment.



18. L. Mühlbach, Erzherzog Johann II. Abthlg. 6. Buch 3. Kapitel.

Wenn Ew. Hoheit so aufgeregt und stürmisch sind, werden Sie sie gar nicht sehen, sagte der Doctor achselzuckend, ich werde Ihnen dann nicht sagen, wo sie ist, denn Sie sind immer noch Patient, und ich habe die Verantwortung für Sie.

Nun, ich will ruhig und geduldig sein, aber glauben Sie es mir, mein alter Freund, das beste Beruhigungsmittel für mich ist, daß Sie mich zu ihr lassen, daß ich sie sehen, und zu ihr sprechen kann! Sehen Sie, ich bin ganz gelassen, fühlen Sie meinen Puls, Doctor, er geht sanft und leise.

Hm, es ist wahr, er geht ziemlich gut, murmelte der Doctor, während er den Puls des Erzherzogs mit sorgsamer Aufmerksamkeit prüfte. Achtzig Schläge in der Minute, das ist wenigstens keine allzu große Fieberstimmung, und wie war die Nacht, Hoheit?

Ich habe nicht geschlafen, ich werde kein Auge wieder schließen können, ehe ich *sie* gesehen habe. Doctor, wenn Sie mich nicht tödten wollen, so lassen Sie mich zu ihr!

Und wenn ich es thäte, Hoheit, würden Sie die Kraft haben, ruhig und gelassen zu sein, Ihr stürmisches Herz zu bezwingen, ja, den Schmerz selbst zu überwinden?

Ich werde diese Kraft haben, Doctor, denn das Leben hat mich gewöhnt, mein Herz zu bezwingen, und Schmerzen zu überwinden. Ein unerwartetes Glück würde mich vielleicht niederwerfen, das Unglück und der Schmerz aber findet mich gefaßt.

Der alte Werner hat Ew. Hoheit gestern erzählt, wie sie, die Ursulinerin, zu Ihnen gekommen, und Sie gepflegt hat?

Ich weiß Alles, Alles, sagte Johann ungeduldig.

Ew. Hoheit wissen auch, daß sie zuletzt schwer erkrankte, und daß ich sie deshalb mitten in der Nacht von hier fortbringen mußte?

Ich weiß es, oh ich weiß es!

Hoheit, ihre Krankheit ist eine von denjenigen, denen die Aerzte mit traurigem und demüthigem Herzen gegenüberstehen, weil sie wohl die Erkenntniß derselben, aber nicht die Mittel haben, sie zu heilen. Als ich die Kranke von hier fortbrachte, wußte ich schon, daß sie unrettbar verloren sei, daß der Tod sie als seine sichere Beute gepackt hatte.

Doctor, Sie wollen mir doch nicht sagen, daß sie gestorben ist? rief Johann, seine beiden Hände auf den Arm des Doctors legend und ihn in athemloser Angst anstarrend.

Nein, Hoheit, sagte der alte Mann feierlich, nein, noch lebt sie. Sie lebt, weil ihre starke kraftvolle Seele noch nicht scheiden will, sie lebt, — weil sie nicht sterben will, ehe sie Ew. Hoheit gesehen hat!

Der Erzherzog sagte kein Wort, sondern stürzte nur nach dem Tisch hin, und griff nach der Handklingel

Was wollen Sie thun? fragte der Doctor, seine Hand aufhaltend.

Das Anspannen bestellen.

Ist nicht nöthig, Hoheit, Ihre Kutsche steht schon vor der Thür, und erwartet Sie. Ich komme, um Eure Hoheit abzuholen, denn es ist die höchste Zeit. Sie hat gestern einen zweiten Blutsturz gehabt. Der Körper ist erschöpft, und selbst ihr kräftiger Geist kann ihn nicht mehr aufrecht halten.

Kommen Sie, sagte Johann, lassen Sie uns gehen. Starren Sie mich nicht so an, Doctor, Sie sehen ja, daß ich ganz ruhig bin.

Hoheit, bevor wir gehen, habe ich indeß noch Eine Frage an Sie zu richten. Wissen Sie, zu wem Sie gehen? Kennen Sie den Namen Derjenigen, welche Sie gepflegt hat, welche, — ich sage das aus voller Ueberzeugung — welche Sie vom Tode errettet hat?

Ich weiß ihn, sagte Johann mit zitternden Lippen, glauben Sie mir, ich weiß ihn.

Verzeihen Ew. Hoheit, daß ich es wage, in Ihre Geheimnisse einzudringen, aber ein Arzt muß auch zuweilen ein Beichtvater sein dürfen, muß die Schmerzen der Seele kennen, wenn er die Schmerzen des Körpers verstehen soll. Ich kenne daher ein wenig von den Geheimnissen meiner Kranken. Sie hat mir zugestanden, daß Ew. Hoheit sie zuletzt im Zorn verließen, daß —

Oh, sprechen wir nicht, eilen wir, rief Johann bebend, sehen Sie denn nicht, daß die Zeit verrinnt? Wenn sie stürbe, ehe ich sie wieder gesehen, ehe ich auf meinen Knieen ihre Vergebung erfleht —

Oh, Sie zürnen ihr also nicht mehr, Sie glauben also wieder an sie — das wollte ich nur wissen! Jetzt, Hoheit, kommen Sie,

eilen wir! Sie haben Recht, die Zeit verrinnt, und jede Minute bringt sie dem Tode näher. Wollen Ew. Hoheit mir die Gnade erzeigen, sich auf meinen Arm zu stützen?

Oh, ich bin stark, sagte Johann mit einem traurigen Lächeln ich kann mich schon aufrecht halten. Kommen Sie!

Er eilte mit beflügeltem Schritt durch die Gemächer dahin, nur zuweilen stand er still, um Athem zu schöpfen, um das furchtbare Klopfen seines Herzens sich beruhigen zu lassen; der alte Doctor, auf die goldene Krücke seines Stockes gestützt, folgte ihm mit bedächtigen Schritten, die großen blauen Augen unverwandt, und mit scharfem Aufmerken auf die Gestalt des Erzherzogs geheftet.

Wenn Ew. Hoheit so fortfahren, werden Sie bewußtlos niedersinken, ehe wir die Treppe erreicht haben, sagte er kopfschüttelnd, als der Erzherzog eben schwindelnd nach einem Stuhl griff, um sich aufrecht zu halten.

Ich werde langsamer gehen, murmelte Johann, geben Sie mir Ihren Arm, ich will folgsam sein wie ein Kind!

Er lehnte sich auf den Arm des Doctors, und schritt auf ihn gestützt, langsam die Treppe hinunter, und zu der bereit stehenden Kutsche hin.

Jetzt, Hoheit, sagte der Doctor, als der Lakai die Wagenthür hinter ihnen geschlossen hatte, jetzt lehnen Sie Ihr Haupt in die Kissen zurück, schließen Sie die Augen und sprechen Sie kein Wort, bis wir an Ort und Stelle sind. Sie müssen Sich durchaus schonen und Ihre Seele beruhigen.

Schweigend fuhren sie dahin, nicht einmal schlug Johann die Augen auf, nicht einmal öffnete er die Lippen, um zu sprechen. Aber man sah es an seinen todtesbleichen Wangen, an den großen Schweißtropfen, die auf seiner Stirn standen, an dem Zucken seines Angesichts, wie sehr seine Seele arbeitete und litt.

Endlich hielt der Wagen und die Lakaien öffneten den Schlag. Der Erzherzog stieg aus; er folgte dem Doctor, der ihm voranschritt, um, wie er sagte, ihm den Weg zu zeigen, in das Haus, und schien es gar nicht zu bemerken, daß es das wohlbekannte Haus Roschmanns

war, welches er so oft betreten, welches noch vor wenig Monaten sein Glück, seine Hoffnung, seine Zukunft umschlossen hatte.

Man schien die Kommenden schon erwartet zu haben, denn die Thür des Vorzimmers war geöffnet, und sie schritten hinein in die stille, schweigende Wohnung.

Niemand kam ihnen entgegen, Niemand hieß sie willkommen, auch in dem Salon, in den sie jetzt eintraten, war Niemand zugegen.

Doctor, flüsterte der Erzherzog, seinen Arm schwer auf die Schulter des Arztes legend, Sie haben mich getäuscht. Das Schweigen des Todes herrscht in diesen Räumen, sie ist nicht mehr hier, sie ist todt! Oh, mein Gott, sie ist todt!

Nicht mehr im Stande, seine Bewegung zu bemeistern, sank der Erzherzog auf einen Stuhl nieder, und wehrte den Thränen nicht, die aus seinen Augen stürzten.

Weinen Sie, Hoheit, sagte der alte Doctor gerührt, die Thränen werden Sie erleichtern, und Sie werden dann ruhiger und gefaßter zu ihr eintreten können. Ich habe Sie nicht getäuscht. Sie lebt, und erwartet Sie. Ich gehe jetzt zu ihr hinein, um sie auf Ihren Besuch vorzubereiten, aber ich kehre bald zurück.

Leise auf den Zehen schlich der Arzt durch den Salon nach der Thür, die zu Camilla's Zimmer führte. Als er sie öffnete, hörte man da drinnen eine Stimme mit wunderbarem hellen Klang fragen: Kommt er? Oh, sagen Sie, kommt er?

Johann schauerte in sich zusammen, und griff mit der Hand nach seinem Herzen, das zu zerspringen drohte. Oh, diese Stimme, murmelte er, ist es nicht, als ob man die eines Engels hört? Werde ich nicht vor ihr stehen, als ein Verdammter? ein —

Die Thür that sich wieder auf, und Doctor Flemming kehrte zurück. Hoheit, sagte er laut und feierlich, Camilla erwartet Sie. Jetzt nehmen Sie alle Ihre Kraft zusammen. Wenn Sie ihr Leben, das nur noch nach Minuten zählt, nicht verkürzen wollen, so müssen Sie sanft und ruhig sein, denn jede heftige Aufregung würde sie auf der Stelle tödten. Gehen Sie zu ihr, Hoheit. Sie hat gewünscht, Sie ohne Zeugen sehen zu dürfen, ich gehe also nicht mit Ihnen hinein, und auch die Wärterin ist hinaus gegangen. Niemand als Gott wird

Zeuge sein Ihrer letzten Unterredung, denn ich sage Ihnen, Hoheit, es ist die letzte. Nun treten Sie ein!

Noch nicht, warten Sie noch einen Moment, flüsterte Johann, sich mit dem Taschentuch die Stirn trocknend, und es sich an die Augen drückend. So! Nun öffnen Sie die Thür! Ich bin bereit!

Mit festem Schritt trat er in das Gemach ein, dessen Thür der Doctor hinter ihm schloß. Leise auf den Zehen ging er vorwärts nach dem Divan hin, auf welchem sie lag.

Aber war sie das wirklich? Diese eingefallene gebrochene Gestalt, deren Dürre und Gebrechlichkeit man erkannte trotz des weiten faltigen Gewandes, das sie umhüllte, war das die einst so reizende, volle und doch zarte Gestalt Camilla's? Diese bleichen, abgemagerten, durchsichtigen Hände, die sich zitternd ihm entgegenstreckten, waren das dieselben Hände, deren Schönheit er noch vor wenig Monaten bewundert hatte? Dieses abgezehrte Angesicht mit den farblosen eingefallenen Wangen, war das Camilla's Angesicht? Ja, sie war es, war es dennoch! Er sah es an dem wunderbaren innigen Blick dieser großen schwarzen Augen, an dem Lächeln dieser holden Lippen, deren Purpurröthe die Krankheit nicht zerstört, sondern gehoben hatte, ja es war Camilla!

Er sank vor ihrem Lager auf die Kniee, faßte ihre beiden Hände, legte sie langsam über sein Antlitz, und so, sein Haupt begraben in ihren Händen, weinte er bitterlich.

Weinte sie auch? Nein, ihre Augen strahlten in seliger Freude, ihr Antlitz leuchtete wie in Verklärung, und nie, selbst nicht in den Tagen ihres Glückes, hatte ein schöneres und glücklicheres Lächeln ihre Lippen umspielt, als in diesem Moment.

Oh, mein Gott, er liebt mich wieder, rief sie freudig, er liebt mich wieder und er glaubt wieder an mich!

Ja, sagte er, sein Haupt emporrichtend und sie mit einem vollen Blick der Liebe anschauend, ja, ich glaube an Dich. Möge Gott mir verzeihen, daß ich je an Dir zweifeln konnte!

Er glaubt an mich, wiederholte sie, ich werde nicht sterben belastet mit seinem Fluch. Oh, mein Geliebter, lege Deine Hand auf mein Haupt, nimm den Fluch von mir, und segne mich!

Johann legte seine Rechte auf ihr Haupt. Der Segen meiner Liebe komme über Dich, sagte er feierlich, und der Fluch, den einst meine Lippen über Dich ausgesprochen, er falle auf das Haupt dessen, der uns Beide verrieth. Ich kenne seine Namen nicht, ich weiß nicht, wer es ist. Aber Du wirst ihn mir sagen, Camilla, ja, Du wirst mir die Wahrheit sagen. Später, oh, später. Jetzt laß mich Dich anschauen, laß mich diese Augen wiedersehen, die mich behütet in meiner Krankheit, die den Dämon des Wahnsinns aus meinem Haupt vertrieben haben. Oh, wie diese Augen glänzen, wie schön Dein Lächeln ist. Nicht wahr, Du liebst mich, Camilla, und Du wirst nicht so grausam sein, mich jetzt zu verlassen, jetzt, da wir uns wieder gefunden haben? Nein, Camilla, nein, Du wirst mich nicht verlassen, Du darfst nicht. Du hast mir nicht das Leben erhalten, damit ich um Dich weine, damit ich das Leben verwünsche? Nein, Du wirst leben, für mich leben!

Für Dich, flüsterte sie lächelnd, indem ihre zitternde Hand seine Stirn streichelte, und das Haar, das dieselbe bedeckte, sanft zur Seite schob. Für Dich leben. Es war ein schöner Traum, ein Gedanke so voll Wonne und Glückseligkeit, daß er alle Schmerzen, die nachher kamen, überstrahlt hat. Ich danke Dir, mein Geliebter, danke Dir für das Glück, daß ich Dich lieben durfte.

Und verzeihst Du mir, Camilla, fragte er unter Thränen, verzeihst Du mir, daß ich in dem Wahnsinn meines Schmerzes an Dir zweifeln konnte?

Ich habe Dir niemals gezürnt, sagte sie, leise ihr Haupt schüttelnd, selbst nicht in jener fürchterlichen Stunde, als Du kamst mich anzuklagen. Ach, ich sah es ja an Deinem Zorn, wie sehr Du mich geliebt hattest, wie furchtbar zerschmetternd es Dich traf, daß ich Dich verrathen hatte.

Nein, Du hattest mich nicht verrathen, sagte er schaudernd, nein, Du thatest es nicht. Dein großes reines Herz war solches Verbrechens unfähig. Du hast mich nicht verrathen. Aber ich muß wissen, wer es gethan. Nenne mir seinen Namen, Camilla, den Namen des Verräthers, der Dir meine Papiere stahl, der sie dem Kaiser brachte, und sagte, Du hättest sie ihm gegeben. — Oh, ich habe in diesen letzten

qualvollen Wochen Zeit gehabt, darüber nachzudenken, und ich ahne den furchtbaren Zusammenhang. Ein Verräther war unter uns, und schlich sich in unsere Geheimnisse ein, um sie zu verkaufen und mich dem Kaiser zu verdächtigen. Aber wer that es? Wer übte so schwarzen Verrath? Camilla, habe Erbarmen, gieb mir ein Zeichen Deiner Liebe, sage mir, ob Du den Namen des Verräthers kennst?

Ich kenne ihn, sagte sie leise, aber ich habe mit einem heiligen Schwur gelobt, daß, so lange ich lebe, ich niemals seinen Namen aussprechen, und Dir verrathen will. Ich muß mein Wort erfüllen. Aber wenn ich todt bin, dann sollst Du ihn erfahren, damit Dein Verdacht nicht einen Unschuldigen trifft, damit Du Dein Vertrauen nicht wieder dem Schuldigen zuwenden kannst. Ja, die Todte darf sprechen, die Todte darf Dir die Wahrheit sagen, denn sie ist frei von allen irdischen Banden, von allen Gelöbnissen und Rücksichten. Höre, Geliebter, höre. Sobald ich gestorben bin, wird der gute Doctor Flemming Dir einen Brief übergeben, den ich an Dich geschrieben habe, und in dem ich Dir das unselige Geheimniß aufgezeichnet habe, das meine Lippen Dir nicht sagen dürfen. Ich wünsche, daß Du diesen Brief hier an meiner Leiche empfängst, sogleich, wenn meine Seele ausgerungen hat, daß —

Sie stockte, und der Athem ging schwer und keuchend aus ihrer Brust hervor.

Oh, mein Gott, sie stirbt, sie stirbt! rief Johann verzweiflungsvoll, und er wollte sich von seinen Knieen erheben, wollte den Arzt rufen, aber ihre Hand, die auf seinem Arm ruhte, drückte ihn leise nieder, und ihre Lippen flüsterten kaum hörbar: Bleib! Oh bleib!

Johann sank wieder auf seine Kniee nieder, und zog ihr Haupt an seine Brust, als wolle er es da bergen und behüten, daß der Tod es nicht finden solle!

Sie schlug langsam wieder die Augen auf, und selbst in diesem Moment noch leuchtete ihr Blick voll Zärtlichkeit und Liebe für ihn, der trostlos, schmerzbeladen zu ihr niederschaute.

Es geht zu Ende, sagte sie, ich muß rasch sprechen, ehe der Tod kommt, mich abzurufen. Ich wünsche, daß der Doctor Dir hier meinen Brief giebt, und daß Du ihn dann sogleich liesest, hier, neben

mir, während mein Geist vielleicht noch Dich umschwebt, während das Herz, das Dich so sehr geliebt hat, noch nicht erkaltet ist. Willst Du mir das versprechen?

Ich verspreche es Dir, Camilla, ich werde, um Dir zu gehorchen, meinem Schmerz gebieten, ich werde Deinen Brief lesen.

Du wirst ihn lesen, flüsterte sie mit versagender Stimme. Du wirst den Namen dessen erfahren, der Dich verrathen hat. Jetzt noch die letzte Bitte einer Sterbenden: mein Geliebter, vergieb ihm! Ueberlaß die Strafe Gott! Schwöre es in meine sterbende Hand, daß Du keine Rache an ihm nehmen, daß Du ihn nicht strafen willst um seines Verbrechens willen! Du zauderst, mein Geliebter? Oh, bedenke, daß es meine letzte Bitte ist, daß ich im Grabe keine Ruhe finden werde, wenn Du sie mir verweigerst! Johann, wenn Du mich liebst, so schwöre, schwöre, daß Du keine Rache üben, ihn nicht tödten willst.

Ich schwöre es, sagte er, feierlich seine Hand erhebend, ich schwöre, daß ich keine Rache üben, daß ich Gott die Strafe anheim geben will.

Oh, nun kann ich in Frieden sterben, flüsterte sie mit einem seligen Lächeln. Er, mein Geliebter, er glaubt wieder an mich, er liebt mich wieder. Es war nur ein böser Traum, Alles, Alles, was ich gelitten habe. Jetzt bin ich erwacht, und das Glück ist wieder da, und die Liebe! In dieser Stunde des Glücks verzeihe ich denen, die mir Böses thaten, verzeihe auch dem, der mein Herz gebrochen, mein Leben zerschmettert hat. Sag's ihm, wenn Du ihn einst wiedersiehst, daß Camilla ihm verzeiht, daß sie zu Gott und zu ihrer Mutter geht, um zu ihnen zu beten, daß auch sie ihm vergeben wollen. Nein, keine Rache, keine Strafe! Vergebung, oh, Vergebung! Ach, welch eine kalte Hand sich da auf mein Herz legt, — das ist der Tod, — er kommt, um mich zu holen.

Nein, nein, rief Johann wild, ich lasse Dich nicht, ich will mit Dir sterben! Der Tod soll uns vereinen! Nimm mich mit Dir, Camilla, oh, nimm mich mit!

Er drückte ihr Haupt an seine Brust, er rief sie mit aller Angst der Liebe, der Verzweiflung, und als sie schwieg, als sie keine Antwort gab auf alle seine wirren schmerzvollen Worte, als die furcht-

bare, grauenhafte Gewißheit ihn überkam, da stürzten seine Thränen, Bächen gleich, aus seinen Augen nieder, und bethaueten ihr Angesicht.

Waren es diese Thränen, die den schon entflohenen Geist noch einmal zurückriefen in seine Hülle?

Camilla schlug noch einmal die Augen auf, und die Liebe, die ewige, unsterbliche Liebe, belebte noch einmal ihren Blick. Lebe wohl, hauchte sie leise, ich geh' zu Gott! Weine nicht! Ich bleibe bei Dir! Lebe wohl!

Nun ward ihr Blick, der immer noch auf ihn gerichtet war, starr und glanzlos; nun flog ein leises unmerkliches Zucken durch ihre ganze Gestalt hin, nun ging der Athem schwerer, keuchender aus ihrer Brust hervor, — verstummte dann ganz, — setzte schwer und röchelnd noch einmal an, — dann ward Alles still, — die Gestalt dehnte und streckte sich, — die Augen waren ohne Leben —

Sie ist todt! Oh, sie ist todt! schrie Johann zusammensinkend, und mit seinem lauten qualvollen Schluchzen das Schweigen des Todes unterbrechend.

Ja, sie ist todt, sagte der alte Doctor, der den Ruf des Erzherzogs gehört hatte, und in das Gemach eingetreten war. Ja, sie ist todt, wiederholte er, indem er sich über die Leiche beugte. Gönnen Sie ihr die Ruhe; ihr Herz hat ausgelitten. Keine Klagen mehr, Hoheit! Raffen Sie Ihr Herz zusammen, seien Sie groß und stark, seien Sie des Engels würdig, der jetzt von uns gegangen ist, und der auf Erden nichts geliebt hat, als Sie allein. Auf, Hoheit, richten Sie Ihr Haupt empor! Trocknen Sie Ihre Thränen! Camilla will nicht, daß Sie weinen!

Ich weine auch nicht mehr, sagte Johann, sich langsam erhebend und die Thränen aus seinen Augen fortschüttelnd.

Hier, Hoheit, hier ist der Brief, den Camilla mir befohlen hat, Ihnen sogleich nach ihrem Tode zu übergeben! Camilla beschwört Sie, ihn sogleich zu lesen.

Ja, ich will ihn lesen! Ich habe ihr gelobt, daß ich es thun will, rief Johann, indem er seine Thränen trocknete, und den Brief nahm, welchen der Doctor ihm darreichte.

Und er las ihn! Neben der Leiche sich niedersetzend, ihre erkaltende Hand in der seinen haltend, las er diesen Brief, der ihm Kunde gab von Allem, was sie gelitten, von allen ihren Schmerzen, ihrer Qual und ihrer Verzweiflung, der ihm das ganze Gewebe der Intriguen und des Verraths enthüllte, und ihm Alles sagte, was ihre Lippen hatten verschweigen müssen. — Zuweilen während des Lesens stieß Johann einen Schrei des Entsetzens aus, und sein flammender Zornesblick flog im Zimmer umher, als suche er da den Verräther, dem Camilla zum Opfer gefallen, dann wieder bedeckte eine tödliche Bläſſe seine Wangen und seine Augen füllten sich mit Thränen.

Jetzt, als er zu Ende gelesen, drückte er einen innigen Kuß auf das Papier, und schob es in seinen Busen. Dann neigte er sich über die Leiche, und betrachtete lange dieses schöne Angesicht, das noch verklärt war von dem letzten Strahl des schwindenden Lebens, oder von dem ersten Strahl der aufgehenden Unsterblichkeit.

Lebe wohl, sagte er leise, lebe wohl! Mein Herz ist mit Dir gestorben, und meine Liebe wird mit Dir eingesargt. Aber ich darf noch nicht sterben. Ich muß leben, denn ich habe noch auf Erden zu thun! Ich muß meinen Freund befreien! Ich danke Dir, Camilla, daß Du mir gesagt hast, wo man ihn gefangen hält. Ich werde leben, um ihn zu befreien.

---

## IV.

## Munkàts.

Der Commandant der Festung Munkàts, Major Czapka, hatte so eben seinen abendlichen Rundgang durch die Festung vollendet; er hatte mit eigenen Augen sich überzeugt, daß alle Wachen auf ihrem Posten, alle Brücken aufgezogen, alle Thüren geschlossen, mit Ausnahme der kleinen Seitenthür, welche für den Verkehr der Festungsbewohner mit der Stadt bis zur Nachtzeit geöffnet blieb, aber vor

welcher nichtsdestoweniger eine Schildwache aufgestellt war, nur um jedem Aus- und Einpassirenden den Erlaubnißschein sich vorzeigen zu lassen.

Major Czapka kehrte jetzt von seinem Rundgang wieder in sein Wohnzimmer zurück, und sich in den großen mit kostbarem Schnitzwerk verzierten Lehnstuhl werfend, der in der Fensternische der ungeheuern Mauern stand, ließ er seine Augen mit einem unendlich traurigen, düstern Blick in dem weiten Gemach, das indeß mehr einem feierlichen Empfangssaal als einem Wohnzimmer glich, umher gleiten. Dieser Saal war es indeß wohl werth, daß man die Blicke auf ihn heftete, und die Sammler von Alterthümern und künstlichen Geräthschaften würden entzückt gewesen sein von dieser Einrichtung. Die Wände waren bis zur Hälfte ihrer Höhe mit Tafelwerk von Eichenholz verziert, während die andere Hälfte mit seidenen Tapeten von brauner Farbe ausgeschlagen war. Von der mit kunstvoller Stuccatur versehenen Decke hing ein Kronleuchter von Bergcrystall hernieder, in dessen in der Mitte herabhängender großer, aus einem Krystallstück geformter Kugel das verglimmende Abendroth des Himmels eben im wundervollsten Farbenspiel reflectirte. An der breiten, den Fenstern gegenüber befindlichen Wand hing ein ungeheurer runder Spiegel von venetianischem Glas, eingefaßt in einen Rahmen von Eichenholz, dessen wunderbares Schnitzwerk voll phantastischer Thiergestalten und Blumen dem größten Bildhauer würde Ehre gemacht haben. Zu beiden Seiten dieses Spiegels hingen in eben so kostbar geschnitzten Rahmen zwei Bilder, die Portraits zweier Krieger von strengem martialischem Aussehen, die rechte Hand drohend an das Schwert gelegt, die linke keck in die Seite gestemmt, und mit den dunklen blitzenden Augen jedem Beschauer gewissermaßen eine Herausforderung in's Angesicht werfend. Unter dem Spiegel, an dem Eichengetäfel der Wand, stand ein Kanapee von geschnitztem Eichenholz mit schweren hohen Rücken- und Seitenlehnen, der ungepolsterte Sitz überzogen mit dunkelrothem Sammet, dessen zum Theil abgeschabte und schabhafte Fläche von dem Alter des schönen Meuble Kunde gab. Zu beiden Seiten in einem Halbkreis standen drei Lehnstühle, in Form und Schönheit dem Kanapee gleich, und zwischen denselben befand sich ein großer run-

der Tisch, dessen Verzierung und kunstvolles Schnitzwerk ganz in Uebereinstimmung stand mit den Fauteuils und dem Kanapee. Weiterhin an den beiden schmalen Wänden des Saals standen zwei jener großen wunderbar geschnitzten und mit Elfenbein, Perlmutter und Silberfiligran und silbernen Thier- und Menschenköpfen verzierten Schränken, wie die Holzbildhauer des Mittelalters sie als seltene Monumente ihres Fleißes und ihrer Kunstfertigkeit hinterlassen haben. In den drei Nischen der Fenster, die zwischen den riesenhaften Pfeilern sich befanden, und deren jede gewissermaßen ein kleines Gemach für sich selber bildete, standen wieder zwei Lehnstühle mit einem Tisch in der Mitte, ähnlich dem großen vor dem Kanapee, nur in kleineren Dimensionen.

Major Czapka, wie gesagt, ließ seine Blicke langsam über dieses Gemach hingleiten, dessen Ameublement heutzutage ein Fürst oder ein reicher Banquier mit Tausenden bezahlen würde, welches aber dem armen Major unendlich altmodisch und häßlich erschien, dann wandte er seine Augen den Fenstern zu, und blickte hinaus, oder vielmehr hinunter auf die Landschaft, die sich in allem Reiz der blühenden Sommerszeit zu den Füßen der hoch oben auf einem Felsen belegenen Festung ausbreitete. Dort unten, eine halbe Meile von der Festung entfernt, im blühenden Kranz von Eichen- und Ahornbäumen lag das Städtchen Munkàts mit seinen schmucken Häusern und seinen großen palastähnlichen Fabrikgebäuden, in denen das Eisen und der Salpeter, die beiden kostbaren Erzeugnisse dieser Gegend, verarbeitet wurden. Durch dies anmuthige Gewirr von Häusern, Baumgruppen und zierlichen Gärten, deren Bosquets und Blumenbeete man von hier oben aus der Vogelperspective beobachten konnte, schlang sich in fröhlichen Windungen, einem breiten silbernen Bande gleich, ein Fluß, die Laterza, dahin, und auf seinem silberklaren kräuselnden Wasser schaukelten sich leicht bewimpelte Boote, glitten die langen holzbeladenen Kähne mit den breiten, vom Winde gebauschten Segeln majestätisch dahin. Nur da drüben, am Ende der Stadt, wo, einer großen sich bäumenden Riesenschlange gleich, eine fast siebenhundert Fuß lange Brücke die beiden Ufer der Laterza verband, mußten sie ihre Segel einziehen und ihre hohen Maste niederlegen, um langsam und demüthig unter dem

hohen Brückenbogen durchzuschleichen, während die kleinen Boote mit ihren bunten Wimpeln lustig durch die Brücke dahinschossen. Weiterhin jenseits des Flusses breitete sich eine große Wiese mit ihrem smaragdnen Grün aus, und inmitten derselben, innerhalb eines Geheges, sah man eine Schaar von jungen ungesattelten Pferden in tollen Sprüngen und jubelnder Freiheitslust sich ergötzen. Noch weiter abwärts, am Ende des Horizonts, stiegen die hohen feuerdampfenden Essen der Alaunsiederei von Podhering auf und hüllten zuweilen mit ihren schwarzen dicken Dampfwolken das stolze Schloß des Grafen Schönborn ein, als wollten sie das Schloß mit einem Trauerschleier umgeben, damit die alten Ahnen im Rittersaal nicht sehen sollten, daß der Enkel der stolzen Aristokraten so weit sich herabgelassen, mit Fabrikwesen und Industrie seine schönen aristokratischen Hände zu beschmutzen.

Es war in der That eine anmuthige, lachende Gegend, aber der Major Czapka betrachtete sie mit demselben verdrießlichen und mißbilligenden Blick, mit welchem er sein eigenes schönes Gemach betrachtet hatte.

Drunten am Fuß des Felsens ritt eben auf ungesatteltem Pferde ein Bauernbursch vorüber; mit den eingeklemmten Knieen spornte er sein feuriges Roß, an den wallenden Mähnen hielt er, statt des Zügels, sich fest, und wie er dahinbrauste, sang er ein ungarisch Lied voll so übermüthiger Lust, so schmetternder Kraft, daß die Töne sich emporwirbelten bis zu der Festung und wie mit leisen Geisterfingern an das Fenster klirrten, hinter welchem der Commandant der Festung saß.

Ich wollt', ich wär' der Bauernbursch, der da so lustig durch die Welt hinreitet, murmelte er zwischen den Zähnen hervor, ich wollt', ich wär' der ärmste Pferdeknecht im großen kaiserlichen Gestüt da unten; es wär' immer noch besser als hier oben Commandant zu sein, Commandant, das heißt, Gefangener der Gefangenen, das heißt, ein elender, gelangweilter Soldat, der nichts zu thun hat, als die Schildwachen zu inspiciren, sich von den Gefangenen verwünschen zu lassen, und selber sein langweiliges erbärmliches Dasein zu verwünschen, das nicht einmal Aussicht auf Abwechselung und Aenderung hat. Denn wenn auch, wie sie jetzt sagen, der Krieg mit dem Napoleon wieder beginnt, hierher wird er doch nicht kommen, sondern in Deutschland

werden sie's dies Mal mit dem Bonaparte ausfechten, und wir hier in Ungarn werden nicht einmal den Donner der Kanonen hören können.

Er ließ wieder seine unruhigen umherirrenden Blicke nach der Stadt hinüberschweifen, ein Seufzer hob seine breite Brust, und er drehte unmuthig an dem dicken schwarzen Schnurrbart, dessen lange Spitzen bis über das Kinn, zu beiden Seiten des Mundes, herniederfielen.

Wollt', ich könnt' heute Abend da unten sein in der Adelsressource, sagte er grollend vor sich hin, haben heute Abend ihr Comitatskränzchen, und tüchtig wird da gezecht und gewürfelt werden. Ich war sonst immer dabei, und hab' mir wohl zehn Dukaten in solcher lustigen Nacht zusammengeknöchelt. Und jetzt, seit der neue Gefangene hier ist, muß ich hier oben sitzen, wie ein Lämmergeier auf einsamem Horst. Es ist zum Tollwerden in der Oede und Stille hier! Und ich darf nicht drauf hoffen, daß heut eine einzige Menschenseele von Munkàts heraufkommt, um mir Gesellschaft zu leisten, denn sie wollen heute Alle im Kränzchen jubiliren, und Keiner denkt dran, sich meiner Verlassenheit zu erbarmen. Na, das wird halt ein schöner Abend werden, und wundern soll mich's gar nicht, wenn ich zuletzt so menschenscheu und bärbeißig werde, wie der Gefangene von Numero Vier. Was fang' ich nur an? Womit beschäftige ich mich?

Ein starkes Klopfen an der Thür unterbrach ihn in seinem trübseligen Selbstgespräch; auf sein gebieterisches Herein! öffnete sich die Thür, ein alter invalider Unterofficier, der die Ehre hatte, dem Herrn Major als Kammerdiener anzugehören, erschien auf der Schwelle, und marschirte in das Zimmer.

Halten zu Gnaden, Herr Major, sagte er mit dem tiefsten militairischen Respect, vor dem Major Front machend, halten zu Gnaden, es ist ein Herr da, der Ew. Gnaden besuchen will.

Der Major fuhr auf, und sein düsteres Gesicht begann sich zu erheitern. Mich besuchen? fragte er. Was ist's für ein Herr? Wie schaut er aus? Wie nennt er sich?

Er nennt sich gar nicht, Herr Major, aber recht vornehm schaut er aus, obwohl er nur Civil trägt. Er sagt, er habe dem Herrn

Major Grüße und Briefe zu überbringen vom Herrn Bischof Verhovacz und vom Grafen Nugent.

Jesus Maria, und einen solchen Herrn läßt Du Esel draußen stehen und führst ihn nicht sogleich ohne Weiteres zu mir herein! schrie der Major, indem er mit mächtigen Schritten das große Gemach durcheilte, die Thür aufriß und in den Vorsaal stürzte.

Wo ist denn der Fremde? fragte er den Unterofficier, der mit seinem krummen Bein hinter ihm herhinkte.

Draußen, Ew. Gnaden, vor der kleinen Pforte. Hat keinen Passirschein, kann nicht eingelassen werden, wenn's Ew. Gnaden nicht selber thun!

Der Major war schon in den Corridor hinausgeeilt, sprang jetzt in mächtigen Sätzen die steinerne Wendeltreppe herab und zu der kleinen Pforte hin, vor welcher die Schildwache mit ernster Majestät auf- und niederschritt.

Der Major öffnete diese Thür, schritt über den kleinen öden, von den hohen Festungsmauern umragten Hof hin, und drückte jetzt die Thür in der Mauer auf, die hinaus in's Freie führte.

Draußen vor derselben stand ein Herr in Civiltracht, aber der schöngepflegte Schnurrbart gab seinem etwas bleichen, kränklichen Gesicht doch einen kriegerischen Ausdruck, und die Medaille in seinem Knopfloch bezeugte, daß er nicht blos im Kriege gekämpft, sondern auch tapfer gewesen. Er grüßte den Major mit einem mehr herablassenden und stolzen, als zuvorkommenden Wesen, aber sein Blick hatte etwas unendlich Mildes, Freundliches, und der Ausdruck seiner Züge war edel und gewinnend.

Sie wollten mich sprechen, mein Herr? fragte der Major, den Fremden anschauend.

Ich wollte Sie besuchen, mein Herr, sagte der Fremde lächelnd, und da man, wie ich sehe, nicht ohne Passirschein diese Schwelle überschreiten darf, so sind hier zwei Briefe, welche Sie vielleicht als Passirschein betrachten wollen.

Er überreichte dem Major zwei versiegelte Schreiben; dieser beeilte sich, sie anzunehmen, und öffnete das erste der Schreiben.

Vom Herrn Bischof Verhovacz, rief er freudig, indem er rasch die wenigen Zeilen, die das Papier enthielt, überlas. Dann brach er auch das Siegel des zweiten Schreibens, und entfaltete es.

Von meinem früheren General, dem Grafen Nugent, sagte er, den Brief aufmerksam lesend. Dann steckte er die beiden Briefe in seine Uniform, und reichte dem Fremden seine Hand dar.

Mein Herr Baron, sagte er, wer von so bedeutenden und angesehenen Männern so warm empfohlen wird, der kann sicher sein, überall die ehrenvollste Aufnahme zu finden. Der Herr Bischof empfiehlt Sie mir als einen der edelsten Patrioten, einen vertrauten Freund des Herrn Erzherzogs Johann, und der Graf Nugent schreibt mir, er schätze sich glücklich, sich den Freund des Herrn Barons von Eichen nennen zu dürfen. Er habe niemals einen tapferern Soldaten, einen größern Gelehrten und einen angenehmern Gesellschafter gekannt, als den Herrn Baron. Treten Sie ein, mein Herr, Sie haben mir da statt eines Passirscheines deren zwei gebracht, und ich schätze mich sehr glücklich, Sie willkommen heißen zu dürfen.

Sie wollen mir also erlauben, einige Stunden in Ihrer schönen Bergfeste bei Ihnen zuzubringen? fragte der Baron.

Im Gegentheil, ich bin glücklich, wenn Sie mir erlauben, Sie hier einige Stunden festzuhalten. Hier herauf, mein Herr Baron, die Wendeltreppe ist freilich steil, aber wir sind bald oben. Ich gehe voraus, um Ihnen den Weg zu zeigen.

Der Baron folgte ihm mit leichtem elastischem Schritt, und ging hinter dem Major her, nach dem Wohnzimmer hin.

Jetzt, mein Herr, sagte der Major, als sie dasselbe erreicht, und die hohen schweren Flügelthüren von Eichenholz sich hinter ihnen geschlossen hatten, jetzt heiße ich Sie noch einmal willkommen, und ich gestehe Ihnen, Sie kommen mir grade heute, wie ein Retter in der Noth. Ich litt eben an der furchtbarsten aller Krankheiten, an der Langeweile, und Sie werden mich von derselben curiren. Der Graf Nugent schreibt es ja, Sie sind ein ausgezeichneter Gesellschafter, und ich gestehe Ihnen, daß das für mich eine größere Empfehlung ist, als Ihre Gelehrsamkeit.

Nun, ich mache auch kein Fait von der Gelehrsamkeit, mein lieber Herr Major, sagte der Baron lachend. Ich suche mich auf alle mögliche Art zu amüsiren, mit Büchern und mit Menschen, das ist mein eigentlicher Lebenszweck, und wenn ich mich zuweilen mehr mit Büchern, als mit Menschen beschäftigt habe, so geschah es nicht aus Durst nach Gelehrsamkeit, sondern weil die Bücher unterhaltender waren, als die Menschen.

Ich wollte, ich könnte das auch finden, sagte der Major lachend, dann würde ich mich hier niemals langweilen, denn Bücher kann man immer sich als Gesellschafter verschaffen, während es schwieriger ist, Menschen hier herauf zu bekommen. Aber ich gestehe Ihnen, ein einziger Mensch ist mir lieber, als ein Dutzend Bücher, vorzüglich, wenn der Mensch ein gutes Glas Tokayer liebt, und die Würfel nicht verachtet.

Ich bin ein solcher Mensch, sagte der Baron lächelnd, und ich gestehe Ihnen, daß Tokayer und Würfel mich schon manche Nacht gekostet haben.

Des Majors Antlitz strahlte im hellsten Freudenroth. Er schellte heftig und befahl dem eintretenden Kammerdiener, sogleich einige Flaschen Tokayer von der besten Sorte heraufzubringen, auch dem Koch zu sagen, daß er für ein schönes und auserlesenes Nachtessen Sorge tragen solle.

Ich muß den Empfehlungen, die Sie mir gebracht haben, Ehre machen, Herr Baron, sagte der Major vergnügt. Briefe vom Bischof Verhovacz und dem Grafen Nugent, das bedeutet so viel, als daß Sie ein Feind des Bonaparte sind, und nichts sehnlicher wünschen, als daß der Corse mit seiner ganzen unsaubern Sippschaft endlich zum Teufel gejagt werde.

Sie haben recht, ich wünsche nichts sehnlicher, erwiderte der Baron.

Und Sie durchreisen Ungarn nicht blos zu Ihrem Vergnügen, sondern zu andern Zwecken, nicht wahr? fragte der Major, listig mit den Augen blinzelnd. Der Herr Bischof nennt Sie einen warmen Patrioten, und einen Freund des Erzherzogs Johann, das heißt also: Sie gehören zu den Unsern, Sie sind kein Friedensmann, sondern ein Kriegsheld, Sie helfen an dem großen Werk, an welchem wir Alle

arbeiten, und dessen Lenker und Leiter in Kroatien und Illyrien, in Kärnthen, Krain und Ungarn der Bischof Verhovacz und der Graf Nugent sind. Sie sehen, ich komme Ihnen mit voller Aufrichtigkeit entgegen, aber Sie müssen deshalb mich nicht für eine alte Plaudertasche halten. Ihre beiden Briefe haben mir aber die Lippen und das Herz aufgeschlossen.

Und ich will Ihr Vertrauen mit Vertrauen erwidern, sagte Baron Eichen, dem Major seine weiße aristocratische Hand darreichend. Ja, Sie haben richtig errathen, ich gehöre zu der großen und heiligen Verschwörung, welche ganz Ungarn, Siebenbürgen, die Küstenländer und Tyrol wie mit einem unsichtbaren Netz umspannt, und deren Zweck und Ziel es ist, in demselben Augenblick, wo Oesterreichs Kaiser an Frankreich den Krieg erklärt, eine gleichmäßige Erhebung in Siebenbürgen nnd den Küstenländern zu veranstalten, eine Revolution zu machen, durch welche man auf einen Schlag die Franzosen aller Orten verdrängt und sie zum Land hinausjagt. Ich habe soeben eine Rundreise durch Kärnthen und Krain, durch Illyrien und Tyrol gemacht, und bin entzückt über den Geist der Einheit und Kraft, Entschlossenheit und Tapferkeit, dem ich überall begegnet bin. Das Volk ist bewaffnet, und bildet ein großes Heer, das nur noch auf den Ruf seiner Heerführer wartet, um sofort mit seinen Waffen sich in Reih und Glied zu stellen. Dies sind die Nachrichten, die ich dem Erzherzog Johann zu überbringen habe, und die ihn unendlich glücklich machen werden. Auf seinen besondern Wunsch habe ich diese Reise unternommen, und bin ich auch hierher gekommen, um die Stimmung der Ungarn zu erforschen, und zu sehen, ob man in der Stunde der Entscheidung auf die Magyaren sowohl, wie auf die Commandanten der ungarischen Festungen rechnen könnte. Es liegt zum Beispiel viel überflüssige Munition in den ungarischen und siebenbürgischen Festungen, und im benachbarten Kroatien fehlt es nicht an Waffen, aber an Munition. Ich möchte nun wissen, und bin beauftragt zu erforschen, ob die Commandanten der ungarischen Festungen, die von dem Kriegsschauplatz soweit entfernt sind, daß sie sicher sind in die Affaire nicht mit hineingezogen zu werden, das Heer der Aufständischen in Kärnthen und Kroatien mit Pulver und Blei zu un=

terstützen? Sie sehen, mein Herr, ich bin aufrichtig, und ich richte im Namen des Grafen Nugent unmittelbar an Sie diese Frage.

Und ich gebe Ihnen mit Freuden meine Antwort. Ja, sobald General Graf Nugent von mir zum Bedarf der Aufständischen, die für den Kaiser von Oesterreich gegen die Franzosen kämpfen, Munition begehrt, so werde ich keinen Augenblick anstehen, ihm abzuliefern, was ich an Pulver und Blei in der Festung vorräthig habe.

Bravo, Herr Major, Sie sind ein wackerer Patriot, und das Vaterland wird mit Ihnen zufrieden sein.

Das Vaterland, nun ja, aber es fragt sich, ob es auch der Kaiser sein wird. Er hat eben erst den Aufstand in Tyrol niedergeschlagen, und die Häupter desselben verhaften lassen, obwohl sie nur für ihn und für Oesterreich kämpften; wenn er jetzt Frieden macht, so wird er auch den Aufstand in Kärnthen und Krain und Illyrien niederschlagen und verleugnen, und man wird mich dann vor ein Kriegsgericht stellen. Nun meinetwegen. Ich habe Ihnen mein Wort gegeben, und es bleibt dabei! General Nugent mag seine Leute mit Wagen und Quittungsscheinen hersenden, ich liefere ihnen Munition.

Sie sind ein wackerer Mann; ich danke Ihnen im Namen des Generals Nugent, rief der Baron, dem Major herzlich die Hand drückend.

Ich wollte nur, ich könnte mich selbst meinem früheren General als Soldat stellen, seufzte Major Czapka, ich wollte, ich könnte Theil nehmen an dem Krieg, aber diese Hoffnung ist vergeblich. Muß schon hier aushalten, und mich langweilen, während die Kameraden im Felde jubeln, und Lorbeeren erwerben. Muß während deß hier oben sitzen, und den Gefangenwärter spielen, und Verbrecher und Hochverräther bewachen.

Das ist freilich ein trauriger Dienst, sagte der Baron mitleidsvoll.

Ja freilich, ein sehr trauriger, besonders jetzt, seit der neue Gefangene Numero Vier hier ist, brummte der Major. Strenge Ordre gekommen, ihn zu bewachen, soll mit meinem Kopf für ihn haften. Schönes Geschäft für einen alten Soldaten, wie ich es bin. Aber halt, da kommt der Tokayer! Vergessen wir jetzt die leidige Politik, und stoßen wir an. He, Thomas, hierher auf meinen Lieblingsplatz

in der Fensternische setze den Wein. Hast Du dem Koch meinen Befehl gebracht.

Ja, Ew. Gnaden! Das Souper wird in einer halben Stunde bereit sein.

Vortrefflich. Ihr servirt drausen den Tisch und tragt ihn hier herein. Und jetzt scheer' Dich fort, und sorge, daß der Wein hübsch kalt, und die Pastete hübsch warm ist. Fort mit Dir!

Nun kommen Sie, Herr Baron, nun lassen Sie uns anstoßen! Schauen's, wie der köstliche Wein funkelt und duftet. Heben Sie Ihr Glas in die Höhe! Stoßen wir an. Auf das glückliche Gedeihen Ihrer Unternehmungen!

Ein herrlicher Toast, und ich danke Ihnen von Herzen, sagte der Baron, sein Glas erhebend. Auf das glückliche Gedeihen meiner Unternehmung! Und jetzt auf das Wohl des Grafen Nugent!

Auf das Wohl des Grafen Nugent! Er lebe hoch! Nun aber, mein lieber Herr Baron, nun lassen wir's genug sein mit den politischen Toasten. Mir scheint, wir haben uns hinlänglich ausgesprochen über die Politik, und es könnt' nicht schaden, wenn wir jetzt auch eine Stunde dem Vergnügen widmeten. Ich bin kein Gelehrter, und kein Diplomat, ich liebe den Kaiser, und vor allen Dingen mein liebes ungarisches Vaterland, ich hasse den Bonaparte, und die verfluchte Franzosenwirthschaft, ich bin mit Leib und Seele Soldat, und versteh' mich auf's Dreinschlagen, aber von der Politik verstehe ich herzlich wenig, und schäme mich deshalb gar nicht, sondern sage es gerade heraus: Ich mag sie nicht! Der Tokayer ist süß! Versäuern wir ihn nicht mit Politik.

Nein, versäuern wir ihn nicht mit Politik, lachte der Baron. Sie haben recht, genießen wir das Leben, und seien wir froh! Sagten Sie nicht, Herr Major, daß Sie den Tokayer und das Würfelspiel lieben? Nun, wo sind denn die Würfel? Warum knöcheln wir nicht ein wenig?

Das Antlitz des Majors strahlte vor Vergnügen. Er stand eilig auf, ging zu dem schönen geschnitzten Schreibschrank hin, schob die Klappe desselben zurück, und nahm aus einem der vielen Schubfächer einen silbernen Becher mit Würfeln und ein Spiel Karten.

Welch ein wundervolles Schreibbureau Sie da haben, rief der Baron, sich dem Schrank nähernd. Wahrhaftig, dies Schnitzwerk ist von der auserlesensten Art.

Glaub's wohl, es ist ein Prachtstück, sagte Major Czapka, zudem ist es ein Monument früherer Größe Ungarns und Siebenbürgens. Es ist das Schreibbureau des großen Franz Rakoczy.

Es ist in der That bewunderungswürdig, rief der Baron näher tretend, und mit Kennerblicken das Kunstwerk betrachtend. Ah, Herr Major, rief er dann lächelnd, was sehe ich denn da? Sagten Sie mir nicht, daß Sie kein Freund von Büchern sind? Und da sehe ich auf dem Pult einen Folianten liegen von einer Größe und Dickleibigkeit, die von reichem Inhalt zeugt, und dem gelehrten Autor Ehre macht.

Ach, Baron, der Mann, der das Buch schreibt, macht durchaus keinen Anspruch auf Gelehrsamkeit. Ich selbst bin der Autor, der an dem Buch arbeitet.

Wie denn, Major, Sie schreiben Bücher? fragte der Baron, die Hand auf den Folianten legend und im Begriff, ihn zu öffnen.

Halt, Herr Baron, halt, rief der Major, das ist keine Lecture für Sie! Es ist das Buch der Gefangenen.

Das Buch der Gefangenen! Welch ein trauriger Titel.

Und fügen Sie hinzu, welch ein trauriger Inhalt. Alle Namen, die in dem Buch verzeichnet stehen, gehören unglücklichen Leuten an, die man ihrer Freiheit beraubte, die man wie wilde Thiere einkerkerte, und die doch vielleicht kein anderes Verbrechen begangen hatten, als daß sie überspannte Köpfe waren, die ihr Vaterland zu sehr liebten, und es auf ihre phantastische Weise glücklich machen wollten. Aber sprechen wir nicht mehr davon

Doch, Herr Major, sprechen wir davon. Dieses Buch interessirt mich ungemein, sagte der Baron lebhaft. Sie sagten, die Namen aller Ihrer Gefangenen ständen in diesem Buch. Aber zu welchem Zweck?

Nun, um ihren Namen, ihr Verbrechen, ihre Nummer, die Dauer ihrer Haft zu wissen, und einzelne Bemerkungen über ihr Verhalten, ihre Gesundheit und dergleichen einzutragen. Sobald ein Gefangener eingeliefert wird, verzeichne ich in dem Buch seinen Namen,

das Datum seiner Ankunft, die Ordre, mit welcher er mir übergeben ist, und nach der er gehalten werden soll.

Es werden also nicht alle Gefangenen gleich gehalten.

Ach, behüte der Himmel, wir haben deren schwere und leichte, gefährliche und harmlose Gefangene, je nachdem ihr Verbrechen gewesen, das heißt ihr politisches Verbrechen, denn Gott sei Dank, wir haben hier keine gemeinen Verbrecher, keine Straßenräuber und Diebe, sondern nur anständige Hochverräther. Einige von ihnen werden wie vornehme Herren behandelt, und sind es vielleicht auch. Sie wohnen oben im Thurm, dürfen spazieren gehen, Bücher lesen, bekommen reichliche und anständige Mahlzeit, und ich kann sie an meine Tafel einladen, viele Andere von ihnen wohnen unten in den Kasematten, oder noch tiefer unten in den feuchten Löchern, wohin kein Tageslicht scheint, wo Ratten und Kröten ihre einzige Gesellschaft sind, und das Klirren ihrer Ketten ihre einzige Musik. Ich höre zuweilen mitten in der Nacht ein Klagegeschrei, oder glaube doch es zu hören, wenn ich vielleicht am Tage die untern Gefängnisse inspicirt und die Jammergestalten, die sie enthalten, gesehen habe.

Und Sie können den Armen nicht helfen, ihnen keine Linderung gewähren? fragte der Baron, indem er, gleichsam gedankenlos, wieder nach dem Buch griff und den Deckel in die Höhe hob.

Nein, ich kann ihnen nicht helfen, so gern ich es auch möchte, sagte der Major traurig. Ich habe dem Kaiser meinen Eid geleistet, und ich muß ihn halten als treuer Soldat, ich muß den Befehlen gehorchen, die ich erhalte, und mit meinem Wissen und Willen wird nie ein Gefangener, der hinter diesen Mauern sitzt, entfliehen und sich befreien können, und wäre es mein eigener Vater oder Bruder. Es könnt' mich bis auf den Tod betrüben, aber gehorchen müßt' ich dennoch. Und so kann ich den armen Gefangenen da drunten auch nicht helfen, so große Lust ich wohl dazu hätte. Zuweilen habe ich's versucht, für sie zu bitten, und ihnen irgend eine Erleichterung zu verschaffen, zum Beispiel, wenn einige von den schwersten Gefangenen, — ich meine damit diejenigen, welche die schwersten Ketten tragen, — krank wurden, so habe ich angefragt, ob man ihnen nicht, so lange sie krank wären, die Ketten abnehmen, und statt des Strohs ihnen ein

Bett geben dürfe. Aber ich bin immer abschläglich beschieden, und habe noch außerdem einen Verweis bekommen, daß ich mich in Dinge mische, die mich nichts angehen. Ich hätte die Gefangenen nur zu beaufsichtigen, und dafür zu sorgen, daß sie nicht entkämen, sagte man mir, — nun, so habe ich mich denn beschieden, und schweige, trage nur Sorge, daß die Gefangenwärter nicht ihre Ordre überschreiten, und die Gefangenen nicht härter behandeln, als Vorschrift ist. Sehen Sie zum Beispiel, fuhr der Major fort, der in seinem geschäftlichen Eifer sogar den Tokayer und die Würfel vergessen hatte, sehen Sie hier einen Beweis von dem, was ich Ihnen vorher sagte.

Er schlug das Buch auf und mit dem Finger auf die aufgeschlagene Seite hindeutend, las er: „Gefangener in den untern Kasematten No. Neun. Verurtheilt zu zwanzig Jahren in schwerem Eisen. Nur vier Mal im Jahre warme Speisen. Auf seine Klagen soll keine Rücksicht genommen werden. Tödtlich erkrankt an Brandwunden, die ihm das Reiben der Ketten verursacht. Der Arzt verlangte das Abnehmen der Ketten. Anfrage deshalb in Wien bei der kaiserlichen Hofkanzlei. Abschläglich beschieden, einen Verweis erhalten, wegen ungebührlichen Mitleides."

Dieses Buch gereicht Ihnen zur höchsten Ehre, mein lieber Major, rief der Baron lebhaft, kein Gelehrter kann sich durch sein Werk ein größeres Denkmal setzen, als Sie es da mit Ihrer Feder gethan. Ich versichere Sie, ich könnte die Lectüre dieses Buches meinem geliebten Homer sogar vorziehen, und ich würde niemals müde werden, es zu studiren.

Der Major, fast beschämt, und vielleicht um sein freudiges Erröthen zu verbergen, wandte sich ab, und trat zu dem Tisch, um sein Glas zu füllen. Der Baron warf auf ihn einen raschen, prüfenden Blick, und da er sah, daß der Major ganz mit dem Genuß seines Lieblingsgetränkes beschäftigt war, schlug er hastig einige Seiten um, und las die an der Seite verzeichneten Namen.

Numero Vier, da ist's, murmelte er leise, während der Major sein halb geleertes Glas gegen das Tageslicht hielt, und sich des funkelnden Weines freute. Ja, hier ist Numero Vier.

Und mit einem einzigen glühenden Blick verschlang er die Worte, welche dieser Nummer beigefügt waren.

Diese Worte lauteten: Staatsgefangener, Namens Hilbert. Für Unterkommen und Verpflegung zu sorgen, ihm mit Anstand und Achtung zu begegnen. Niemand erlauben ihn zu sehen, und Niemand von seiner Anwesenheit hier Kenntniß zu geben.*)

Hilbert, sagte der Baron zu sich selber. Sollte ich mich dennoch geirrt haben? Sollte er es nicht sein? Ich muß diesen Gefangenen von Numero Vier sehen!

Er schlug das Buch zu, und ging mit freundlichem, ruhigem Angesicht zu dem Major hin.

Herr Commandant, sagte er, ihm freundlich die Hand auf die Schulter legend, als ich vor einer halben Stunde zu Ihnen kam, hegte ich für Sie die Achtung, die man einem tapfern Soldaten schuldig ist, den der General Nugent empfiehlt, und den der Bischof Verhovacz seinen Freund nennt, jetzt aber, seit ich Sie kennen gelernt, und seit ich Ihr Buch da gesehen, jetzt liebe ich Sie. Geben Sie mir Ihre Hand! Lassen Sie uns Freunde sein!

Da ist meine Hand! Ja, lassen Sie uns Freunde sein! Denn ich muß Ihnen sagen, mein lieber Herr Baron, Sie gefallen mir auch ganz prächtig, und mir ist, als ob Sie ein alter langjähriger Freund von mir wären. Bin auch fest überzeugt, daß mein Schutzpatron, der heilige Michael selber, Sie mir geschickt hat. Recht wie ein Freund in der Noth erschienen Sie mir, als ich schier verzweifeln wollte vor Langerweile, und mein Schicksal verwünschte, daß es mich zum Commandanten von Munkáts gemacht hat.

Ein Pereat der Langeweile, rief der Baron, sein Glas erhebend und neben dem Baron in der Fensternische Platz nehmend. Nichts mehr von Politik und Staatsgefangenen! Die Würfel her, Major, lassen Sie uns versuchen, wem von uns Fortuna hold ist! —

Eine halbe Stunde später glänzte das Gesicht des Majors von zwiefacher Wonne, — die Würfel waren ihm günstig und der Wein war vortrefflich gewesen, das Feuer des Tokayers machte seine Wan-

*) Wortgetreu. Siehe: v. Hormayr. Lebensbilder II. 444.

gen und seine Stirn glühen, die Gunst Fortuna's machte seine Augen vor Freude blitzen.

Der Baron saß ihm mit unverändertem, bleichem, ruhigem Gesicht gegenüber, und der Major bemerkte es nicht, daß sein Glas immer gefüllt blieb, nicht weil es, wie das des Majors, sobald es geleert war, wieder mit neuem Tokayer versehen ward, sondern weil der Baron, trotz der Lobeserhebungen, die er dem Wein zollte, sein Glas niemals austrank.

Jetzt öffnete sich die Thür, und der alte militairische Kammerdiener trat ein.

Nun Thomas, rief ihm der Major entgegen, kommst Du endlich mit dem Souper?

Halten zu Gnaden, Herr Commandant, sagte der Alte, sich militairisch an der Thür aufstellend, wir werden den gedeckten Tisch sogleich herein tragen. Vorher wollte ich nur Rapport abstatten.

Was giebt's denn? rief der Major wüthend. Hat man denn nicht eine Stunde Ruhe? Was hast Du zu rapportiren?

Der Gefangenwärter ist da und will Ew. Gnaden melden, daß Numero Vier schon wieder lärmt und schilt.

Nun, so laßt ihn lärmen und schelten, es ist sein Recht, und ich verdenk's ihm nicht, daß er es thut, rief der Major. Ich hab's schon so oft gesagt, man soll Numero Vier mit Anstand und Achtung begegnen.

Halten zu Gnaden, Herr Commandant, aber der Gefangenwärter fragt an, ob er Alles thun soll, was Numero Vier verlangt und fordert?

Dummes Zeug. Dann könnte er ja nur fordern, daß man ihn aus der Festung herauslasse, und der Esel von Gefangenwärter müßte es thun. Warum schilt und lärmt der Gefangene denn, und was fordert er?

Er fordert, daß er eine Stunde auf dem Wall spazieren gehen kann. Er sagt, ihm thäte der Kopf weh, er müsse durchaus noch frische Luft schöpfen, müsse spazieren gehen, sonst würde er krank werden, und der Herr Commandant wären dann sein Mörder. Er don=

nert mit beiden Fäusten gegen seine Thür, und schreit immerfort: Ihr Mörder, Giftmischer! Ich will hinaus! Ich muß in die Luft!

Nun, habt nur Geduld! Er wird schon ruhiger werden, wenn er nur erst ein Jahr hier ist, sagte der Major. Je länger die Gefangenschaft dauert, desto milder werden die Gefangenen. Numero Vier ist ja noch ein Neuling, kaum drei Monate hier, wird sich schon bessern. Dem Gefangenwärter sage, er solle Numero Vier melden, ich könne ihm den Willen nicht thun, es sei gegen die Festungsordnung, daß ein Gefangener nach vier Uhr noch sein Gefängniß verlasse, und jetzt sei es acht Uhr. Morgen um zehn Uhr solle er spazieren gehen, damit Basta! Und jetzt, Thomas, schaff' uns den Tisch herein, und wehe Euch Allen, wenn das Souper nicht vortrefflich ist.

Eine unausstehliche Geschichte mit dieser Nummer Vier, brummte der Major, sein Glas füllend, und es auf einen Zug wieder leerend. Macht dieser eine Mensch mir mehr Sorgen, als alle übrigen Gefangenen zusammen.

Was ist's denn mit diesem Gefangenen, den Sie Numero Vier nennen? fragte der Baron gleichgültig, indem er die Würfel in dem Becher schüttelte.

Gott weiß es, sagte der Major unwillig. Sie haben ihn von Wien hergeschickt mit strenger Ordre, ihn geheim zu halten. Mit meinem Kopf soll ich für ihn einstehen, und so lange er hier ist, so selten als möglich die Festung verlassen.

Er ist also ein sehr gefährlicher Mensch? fragte der Baron, immer noch mit den Würfeln klappernd.

Ich glaube ja, sagte der Major. Man munkelt allerlei, und in der Gegend hat sich, Gott weiß wie, das Gerücht verbreitet, der neue Gefangene, den man bei Nacht und Nebel hieher nach Munkats gebracht, sei ein hochgestellter, mächtiger und einflußreicher Mann, ein Freund des Erzherzogs Johann, und deshalb verhaftet, weil er in Tyrol eine Revolution zu Gunsten Oesterreichs und zur Vertreibung der Baiern und Franzosen habe machen wollen. Die Rusniaken hier in der Umgegend glauben fest daran, und alle Tage erhalte ich von ihnen Sendungen an Wein, Braten und Fisch, die Alle für den neuen

Gefangenen Numero Vier bestimmt sind.*) Die Rusniaken sind wüthende Franzosenhasser, und betrachten den Gefangenen, obwohl sie gar nicht wissen, wer er ist, als einen Märtyrer, der für die Sache des Vaterlandes und der Freiheit leidet.

Und Sie, Herr Major, kennen Sie ihn auch nicht? Wissen Sie auch nicht seinen Namen?

Er ist nur eingeliefert unter dem Namen Hilbert, aber ich glaube nicht, daß es sein wirklicher Name ist. Ich habe einige Proben angestellt, und habe, wenn er spazieren geht, mehrmals aus meinem Fenster ihn mit diesem Namen gerufen. Aber er hat sich niemals nach mir umgewandt, niemals auch nur gethan, als wenn der Ruf ihm gelten könne.

Und Sie ahnen nicht, wer es sonst sein könne? Ein Freund des Erzherzogs Johann, meint man? Nun, der Herr Bischof Verhovacz hat Ihnen ja geschrieben, daß ich selbst zu den Freunden des Erzherzogs gehöre. Ich müßte ihn also kennen.

Es ist wahr, Sie müßten ihn kennen, sagte der Major gedankenvoll, und —

Der Baron ließ die Würfel aus dem Becher gleiten, und zählte die Augen. Acht; eine vortreffliche Nummer! Jetzt ist an Ihnen die Reihe, Herr Major. Es handelt sich um drei Ducaten, schütteln Sie tüchtig!

Der Major schüttelte so tüchtig und eifrig, daß er gar nicht darauf achtete, daß die beiden Flügelthüren weit geöffnet wurden und die Diener den servirten Tisch hereintrugen.

Jetzt schüttete er die Würfel auf den Tisch. Zehn! rief er freudig. Ich habe abermals gewonnen.

Herr Commandant, halten zu Gnaden, sagte der alte Thomas wieder, zu seinem Herrn heranschleichend, Numero Vier ist heute so wüthend, wie noch niemals. Er treibt einen Höllenlärm und verlangt durchaus den Herrn Commandanten zu sprechen.

Mich zu sprechen? Und er meint, daß ich so ein Narr sein würde, jetzt zu ihm heraufzusteigen, während die Pastete schon servirt

---

*) Siehe: Lebensbilder II. 444.

ist, und ich einen Gast habe? Mich zu sprechen wünscht er? Allerliebst! Es fehlte mir gerade, die Wendeltreppe hinauf zu klettern.

Lassen Sie ihn doch die Wendeltreppe hinunter klettern, Herr Major, sagte der Baron gelassen. Wenn er Sie zu sprechen wünscht, so erlauben Sie es ihm doch! Laden Sie ihn ein, mit Ihnen zu soupiren. Vielleicht macht ihn das überhaupt sanfter, und Sie sagten ja, daß Sie den Gefangenen Numero Vier mit Anstand und Achtung behandeln sollen, und ihn an Ihre Tafel laden können.

Vortrefflicher Gedanke, rief der Major. He, Thomas, sag' dem Gefangenwärter, ich lasse Numero Vier ersuchen, sich zu mir zu bemühen und ein Souper mit mir einzunehmen. Aber freilich die Ordre, murmelte er leise vor sich hin. Ich soll den Gefangenen vor Niemand sehen lassen, und ich vergaß, daß ich nicht allein bin.

Es ist nur, flüsterte der Baron ihm zu, es ist nur, daß wir wüßten, ob ich ihn kenne, und ob er wirklich ein Freund des Herrn Erzherzogs ist.

Ja, das wüßt' ich gern, sagte der Major lebhaft. Lauf, Thomas, wenn der Gefangene von Numero Vier mich sprechen will, soll er sich vom Gefangenaufseher zu mir herführen lassen. Sagt ihm, ich lade ihn ein, meine Pastete mit mir zu theilen. Nun kommen Sie, Herr Baron, lassen Sie uns immerhin anfangen. Die Pastete duftet gar so köstlich.

Er nahm den Arm des Barons und führte ihn zur Tafel hin. Riechen Sie nur, riechen Sie den Götterduft, sagte er entzückt, indem er bemüht war, den Deckel der Pastete abzulösen. Ein Glück für mich, daß ich Gourmand bin, und daß ich in meiner Einsamkeit hier oben wenigstens der Tafelfreuden nicht zu entbehren habe. Mein Koch ist ein wahrer Zauberer, der die herrlichsten Gerichte in einer halben Stunde schafft; freilich hält er sich immer Vorrath, und Sie finden in seiner Speisekammer immer eine halbgebackene Pastete, die nur auf meinen Befehl wartet, um ganz vollendet zu werden. Ah, jetzt ist der Deckel offen, und jetzt wollen wir einmal den Inhalt prüfen.

Der Baron hatte dies Mal nicht Acht gegeben auf die Plaudereien des Majors, sein Gesicht hatte einen gespannten, erwartungsvollen

Ausdruck angenommen, seine Augen waren unverwandt nach der Thür hingerichtet.

Jetzt hörte man Schritte da draußen, sie kamen näher und näher, die Thür ward geöffnet, — ein Strahl der Freude überflog das Antlitz des Barons, ein schwacher Schrei tönte von der Thür her.

Nun was giebt's? fragte der Major, von der Pastete emporsehend. Ah, der Gefangene.

Er setzte den Teller, den er mit dem Inhalt der Pastete zu füllen begonnen, auf den Tisch und stand auf, um dem Gefangenen entgegen zu gehen. Er sah es daher nicht, daß der Baron hastig einen Finger auf seine Lippen legte, und daß der Gefangene, zum Zeichen, daß er diese Andeutung verstanden, zwei Mal rasch mit dem Kopf nickte.

Mein Herr Hilbert, sagte der Major, Sie verlangten durchaus eine Promenade zu machen. Es ist gegen das Reglement, nach Sonnenuntergang einem Gefangenen zu gestatten, daß er auf den Wall hinaus geht. Aber ich konnte Sie einladen, zu mir herunter zu promeniren, und das habe ich gethan. Wollen Sie mein Gast sein, so sind Sie willkommen.

Ich nehme es an, sagte der Gefangene, mit dem Anstand eines vollkommen wohlgeschulten Weltmannes sich verneigend.

Und Sie werden die Güte haben, mir eine Bedingung zu erfüllen, Herr Hilbert?

Nennen Sie sie, Herr Major.

Sie vergessen, so lange wir speisen, daß Sie Gefangener sind, und würzen uns die Speisen nicht mit Ihren Klagen und Vorwürfen?

Ich will mir Mühe geben, Herr Major. Aber eine Gegenbedingung! Sie haben nur gesagt, daß ich Hilbert heiße, aber Sie haben mir nicht den Namen dieses Herrn hier genannt. Ich bitte Sie, mich vorzustellen.

Ah, Sie haben Recht. Herr Baron von Eichen, Herr Hilbert. — Nun, fragte der Major halblaut, sich an den Baron wendend, kennen Sie ihn?

Nein, sagte der Baron laut, ich habe nicht die Ehre, den Herrn Hilbert zu kennen.

Aber indem er das sagte, begegneten seine Blicke denen des Gefangenen und schienen ihn mit einem Wink der Augenlider zu grüßen.

Und jetzt meine Herren, zu den Waffen, rief der Major. Sie, mein Herr Baron von Eichen, sollen sehen, daß man sogar in Munkàts eine Pastete gewürzig und schön machen kann. Setzen wir uns, meine Herren. Setzen wir uns, und beginnen wir den Angriff. Nun, Herr Baron, was sagen Sie zu der Festung Munkàts?

In der That, ich sehe, daß Munkàts ein ganz vortrefflicher Ort ist. Meinen Sie nicht auch, Herr Hilbert?

Ja gewiß, Herr Baron, sagte Hilbert, nur muß man, um das zu finden, entweder Menschenfeind oder Commandant von Munkàts sein.

Warum denn Menschenfeind? fragte der Major, ein großes Stück Pastete in den Mund steckend.

Weil dem Menschenfeind das Jammern und Klagen, das hier aus allen Mauern klingt und tönt, eine gar liebliche Musik sein müßte. Da ich aber kein Menschenfeind bin, so möchte ich Commandant von Munkàts sein.

Und wenn Sie's wären, Herr Hilbert, was würden Sie thun?

Die großen schwarzen Augen des Gefangenen leuchteten höher auf. Ich würde alle Gefängnißthüren öffnen, sagte er. Ich würde allen diesen beklagenswerthen Unglücklichen sagen: „Geht! Ich will Euch Euer erstes und heiligstes Menschenrecht, Eure Freiheit, nicht verkümmern. Ich will Soldat, aber nicht Gefangenwärter sein!"

Bei Gott, ich wollte, ich könnte das sagen, rief der Major. Aber es geht nicht! Es ist wider meinen Eid! Ich muß meinem Kaiser gehorchen, und da ich nicht reich genug bin, um meinen Abschied zu nehmen, so muß ich meine Pflicht als Commandant von Munkàts erfüllen, und die Gefangenen so fest halten, daß sie nicht entschlüpfen können. Ja, ja, mein Herr Hilbert, es thut mir leid, aber Sie werden es sich schon so lange hier gefallen lassen müssen, als bis Befehl kommt, Sie fortgehen zu lassen.

Und wenn der niemals kommt?

So bleiben Sie immer hier. Aber Sie haben meine Bedingung vergessen, mein Herr, Sie sollten uns die Speisen nicht ungenießbar machen mit Ihren Klagen.

Klage ich denn? Herr Baron, ich fordere Sie zum Zeugen, habe ich geklagt?

Nein, mein Herr Hilbert, Sie haben das nicht gethan, und Sie sehen auch nicht aus, wie Einer, der sich vom Schicksal beugen ließe, sondern wie Einer, der bereit ist ihm Widerstand zu leisten. Es ist immer ein schöner und erfreulicher Anblick, einen Mann zu sehen, der die Last des Lebens leicht nimmt, und dem Schicksal, das ihm Thränen auspressen will, ein lachendes Gesicht zeigt.

Oh, mein Herr, rief der Major, indem er die Gläser füllte, der Mann, der das thut, ist nicht lange im Gefängniß gewesen. Im Gefängniß verliert man diese Kraft, glaube ich, wenigstens ich habe noch keinen der Gefangenen lachen sehen.

Ich lache bisweilen, und zwar so laut, daß die Wände meines Kerkers wiederhallen, sagte Hilbert.

Und worüber lachen Sie denn?

Darüber, daß der Mensch, den man das edelste Gebilde der Schöpfung nennt, nicht einmal das Recht hat, welches der Vogel in der Luft, der Fisch im Wasser, die Kröte im Sumpf hat, zu gehen wohin er will, und zu thun, was er will. Aber halt, ich attrappire mich da auf einem Fehler, ich war wirklich im Begriff, Ihnen die Speisen zu versalzen. Nun, ich bitte um Verzeihung. Von nun an werde ich heiter sein, und ich bin es heute aus Grund meines Herzens. Ich danke Ihnen, mein Herr Major, ich danke Ihnen für die Freude, die Sie mir heute bereitet, für das Glück, hier mit Ihnen, mit dem Manne zusammen zu sein, den man lieben muß, obwohl man durch ihn leidet. Ich hebe mein Glas, und trinke aus voller Seele auf das Wohl des Mannes, der edel ist und gut, der leidet mit den Leidenden, und der Unglücklichen und Gefangenen sich erbarmt.

Hilbert nahm sein Glas, um mit dem Major anzustoßen, aber seine Augen waren auf den Baron hingewandt, und grüßten ihn mit einem Blick voll Zärtlichkeit und Liebe.

Der Baron neigte leise sein Haupt, und hob sein Glas empor, um mit den beiden Herren anzustoßen.

Jetzt will ich wirklich aller Sorgen vergessen, und die Stunde des Glückes genießen, rief Hilbert. Ich bin in der besten Gesellschaft, die Stunde ist mein! Es lebe das Glück des Augenblicks!

Eine heitere, fröhliche und ungezwungene Unterhaltung begann jetzt. Man aß und trank, man lachte, scherzte und erzählte. Der Major war entzückt, und lauschte mit unendlichem Vergnügen auf die allerliebsten pikanten Anecdoten, welche Hilbert mit sprudelndem Witz und boshafter Satyre aus der Wiener Gesellschaft erzählte, und zu denen der Baron manchen ergötzlichen Commentar gab.

Die Speisen waren schon längst verzehrt, der Tisch abgeräumt, aber noch immer saßen die drei Herren beisammen; vor ihnen stand eine ganze Batterie von Flaschen, und während sie plauderten und lachten, tranken sie.

Und der Wein begann schon seine Wirkung zu üben, und die Zungen schwerer, die Gedanken verwirrter zu machen, so daß man nicht ganz klar mehr wußte zu wem man sprach. Denn sicherlich war es die Folge des Weins, daß Numero Vier, indem er sich lebhaft mit dem Baron unterhielt, ihn „Ew. Hoheit" anredete, ein Umstand, der den Major so anhaltend lachen machte, daß er sein Gelächter nur mit einem neuen Glase Wein ersticken konnte, obwohl er doch bald darauf wieder furchtbar lachen mußte über die allgemeine Sprachverwirrung, denn der Baron nannte den Gefangenen nicht Hilbert, sondern Hormayr, und nur das schallende Gelächter des Majors schien ihn daran zu erinnern, daß er ein Versehen begangen.

Aber das Lachen und der Wein übten auf den Major doch auch ihre Wirkung, und wenn er sich auch nicht versprach, wie die beiden anderen Herren, so fühlte er doch eine seltsame Schwere in seinem Kopfe und auf seiner Zunge, und die Augenlider sanken zuweilen schwer über seine Augen nieder.

Aber der Baron erweckte ihn wieder, indem er ein heiteres Liedchen zu singen begann. Freilich verstand der gute Major die Worte nicht, denn es war, wie der Baron es ihm verkündet hatte, ein lateinisches Trinklied vom alten Virgil, aber die Melodie war sehr reizend, und der Baron sang so hübsch und kräftig, daß der Major doch mit Freuden zuhörte.

Auch Numero Vier schien aufmerksam zuzuhören, aber — er verstand das schöne lateinische Trinklied, und wenn es auch nicht gerade ein Gedicht des alten Virgil war, so waren die Worte für Hilbert doch auch von besonderem Reiz, obwohl sie weder im gehörigen Rhythmus, noch auch im poetischen Maaß eines Liedes abgefaßt waren.

Die Worte, die der Baron nach der Melodie des Integer vitae sang, lauteten aber zu deutsch: „Werden Sie diese Nacht noch heftig krank, klagen Sie über Schmerzen, lassen Sie Ihr Uebel immer heftiger werden, schmeißen Sie den Arzt zur Thür hinaus, und begehren Sie übermorgen einen Beichtvater!"

Das Lied klang so vortrefflich, daß Hilbert, eben als der Baron seine letzte Strophe gesungen, von seinem Sitz aufsprang, sein Glas erhob, und mit dem Baron anstoßend mit lauter Stimme die letzte Strophe wiederholte, nur daß er die Worte ein wenig anders setzte, und daß, wenn der Herr Major lateinisch verstanden hätte, er den Gefangenen hätte singen hören: „Uebermorgen, um zehn Uhr Morgens, da fordere ich einen Beichtvater!"

Eben wie er das letzte Wort gesungen hatte, begann draußen die große Uhr im Vorsaal mit dröhnendem Schall die Stunde anzuschlagen, im selben Moment that die Thür sich auf, der Kammerdiener erschien in derselben mit einer Laterne in der Hand und hinter ihm sah man vier Mann Soldaten mit geschultertem Gewehr stehen.

Die Patrouille, sagte der Major, sich mechanisch erhebend, und mit der Kraft seines Pflichtgefühls seinen schweren Kopf aufrecht, seine Gestalt gerade haltend. Es ist zehn Uhr, und ich muß meinen Umzug mit der Patrouille halten.

Und ich muß mich von dem Herrn Commandanten verabschieden, sagte der Baron, es ist spät geworden, und die höchste Zeit, daß ich nach Munkàts hinunter gehe.

Ich wollte, das strenge Festungs-Reglement verböte mir nicht, einen Fremden auch nur während einer einzigen Nacht in der Festung zu beherbergen, seufzte der Major.

Bei Gott, rief Hilbert, ich wollte, dieses Reglement fände auf mich Anwendung, und da ich ganz gewiß doch hier ein Fremder bin, so fänden Sie sich veranlaßt, mich keine Nacht mehr hier zu behalten.

Oh, mein Lieber, Sie sind aber kein Fremder hier, sondern Sie sind hier zu Hause, lachte der Major. He, Gefangenwärter, leuchten Sie dem Herrn Hilbert nach Numero Vier hinauf. Zwei Mann Wache hinterher. Gute Nacht, Herr Hilbert.

Gute Nacht, Herr Major. Wollen der Herr Baron mir erlauben, daß ich ihm zum Abschied die Hand drücke?

Der Baron reichte ihm statt aller Antwort seine Rechte dar und grüßte Hilbert mit einem freundlichen Lächeln und einem bedeutungsvollen Druck seiner Hand.

Leben Sie wohl, mein Herr, sagte er, und der Herr Major möge mir verzeihen, wenn ich Ihnen sage: auf Wiedersehen!

Auf Wiedersehen! wiederholte Hilbert, indem er dem Gefangenwärter folgte.

Und nun, mein Herr Commandant, erlauben Sie mir, mich von Ihnen zu verabschieden, und Ihnen zu danken für Ihre Gastfreundschaft, sagte der Baron, sich an den Major wendend.

Oh, Herr Baron, ich bin es, der zu danken hat. Sie haben mir einen frohen und glücklichen Abend verschafft, und das ist hier in der Festung ein schönes und seltenes Geschenk. — Erlauben Sie, daß ich Ihnen das Geleit bis zum Thor gebe. He, Thomas, leuchte uns!

Thomas griff hastig nach dem silbernen Armleuchter und schritt voran. Schweigend folgten ihm die Herren, und hinter ihnen her gingen die beiden Soldaten im scharfen, militairischen Schritt.

Jetzt standen sie vor der kleinen Ausgangspforte in der Mauer. Hier muß ich Ihnen leider Lebewohl sagen, seufzte der Major. Aber wollen Sie nicht auch zu mir, wie zu Numero Vier sagen: auf Wiedersehen?

Nun ja denn, sagte der Baron lächelnd. Auf Wiedersehen, aber nicht hier in Munkäts. Denn morgen mit Anbruch des Tages reise ich weiter, und ich glaube nicht, daß mich mein Weg jemals hierher zurück führt!

---

## V.

## Der Beichtvater.

Nun, Weber, wie geht's Numero Vier? fragte Major Czapka den Gefangenwärter, der eben zu dem Commandanten eintrat.

Schlimm, Herr, sehr schlimm, seufzte dieser, langsam den Kopf schüttelnd. Er sieht blaß aus wie der Tod, hat seit vorgestern nichts gegessen, und schreit und wimmert den ganzen Tag, daß es ein Jammer ist, ihn anzuhören!

Und was sagt der Arzt? fragte der Major mit sichtbarer Unruhe. Er ist doch bei ihm?

Nein, halten zu Gnaden, Herr Major, er hat den Arzt zur Thür hinausgeschmissen, und der Herr Doctor ist jetzt bei Numero Zwanzig, der's Nervenfieber hat. Numero Vier wollte durchaus nichts von ihm wissen, schrie ihm entgegen, er sei ein Quacksalber, und sei nur gekommen, um ihm den letzten Rest zu geben. Er wäre hier vergiftet, im Wein hätten der Herr Commandant ihn vergiftet, als er vorgestern Abend mit Ihnen zu Abend gegessen, und jetzt ließen Sie den Doctor kommen, blos damit der Ihr Werk vollenden, und Ihnen nachher einen Todtenschein ausstellen solle, daß der Patient am Schlagfluß oder sonst 'ner unschuldigen Krankheit gestorben sei.

Aber das ist ja ein ganz abscheulicher Mensch, rief der Major, mit großen Schritten in seinem alterthümlichen Salon auf- und abgehend. Eine nichtswürdige boshafte Verleumdung ist's. Wie sollt' denn Gift in den Wein gekommen sein? Ich hab' ja doch auch davon getrunken, und mir selbst ist er ganz vortrefflich bekommen.

Das sagt' ich ihm auch, aber darauf lachte Numero Vier so höhnisch, daß es mir ganz kalt über den Rücken lief, und schrie: der Herr Commandant wird doch sich selber kein Gift mischen! Dazu werden die Herren in Wien ihn nicht verurtheilen! Nein, mich, nur mich sollt' er vergiften, und er hat's gethan, und ich bin ein verlorner, todter Mann. Und dann fiel er wieder auf sein Bett hin, und zuckt an allen Gliedern, und wimmert und ächzt, straf' mich Gott,

beinah so furchtbar, als läg' er in den untersten Kasematten und sollt da verfaulen.

Es ist eine verfluchte Geschichte, brummte der Major. Hast Du ihm denn nicht gesagt, daß ich ganz bestürzt bin über den seltsamen Unfall, der ihn betroffen und daß ich sehr besorgt um ihn bin, und Alles thun möchte, um ihm zu helfen.

Ich hab's ihm gesagt, Ew. Gnaden, hab's ihm noch eben wiederholt, und ihm gesagt, daß Ew. Gnaden gleich selber zu ihm herauf kommen wollten, um ihm einen Besuch zu machen.

Nun, was antwortete er?

Er sagte, er ließe sich Ihren Besuch verbitten, er hätte Ihnen nichts zu sagen. Er wollte auf Erden mit keinem Menschen mehr sprechen, außer mit dem Beichtvater, und wenn Ew. Gnaden noch etwas für ihn thun wollten, so möchten Ew. Gnaden ihm den Beichtvater schicken, gleich auf der Stelle.

Gleich auf der Stelle, rief der Major achselzuckend. Wir haben ja für den Augenblick keinen Caplan hier oben. Unser alter Caplan, Gott habe ihn selig, ist ja vor vierzehn Tagen gestorben, und sein Nachfolger ist noch nicht ernannt.

Das sagte ich Numero Vier, aber er schrie: Das wäre nur eine Ausrede. Ew. Gnaden wollten nur nicht, daß er dem Beichtvater beichtete. Ew. Gnaden hätten ihn vergiftet, und Sie ließen ihn daher lieber ohne Beichte und Absolution sterben, statt hinunter zu schicken in die Stadt, und den Herrn Diaconus herauf holen zu lassen.

Oh, ich will dem Herrn Hilbert doch beweisen, daß er sich geirrt hat, rief der Major heftig. Geh zu ihm, Weber, sag' ihm, der Beichtvater sollt' in einer Stunde bei ihm sein, ich schickte soeben hinunter in die Stadt, um den Diaconus herauf kommen zu lassen. He, Thomas, Thomas!

Der Gerufene eilte herbei. Laß auf der Stelle meinen Wagen anspannen, rief Major Czapka ihm entgegen, und fahr' sogleich hinunter nach der Stadt zum Herrn Diaconus Leberecht. Sag' dem Herrn Diaconus, ich lasse ihn bitten, sogleich in meinem Wagen herauf zu fahren, einer von den Gefangenen sei schwer erkrankt und begehre seinen geistlichen Beistand. Der Herr Diaconus solle also die Güte

und Gefälligkeit haben, sogleich herauf zu kommen, ich würde ihm sehr dankbar dafür sein. Mach' fort, Thomas! In einer Stunde mußt Du mit dem Herrn Diaconus hier sein!

Thomas hinkte so schnell, als sein steifer Fuß es erlaubte, von dannen. Weber stieg die Wendeltreppe, die in den Thurm führte, wieder empor, und der Major blieb mit umwölkter Stirn wieder in seinem öden, düstern Salon, seinen eigenen Gedanken überlassen.

Es ist eine fatale Geschichte, brummte er vor sich hin, indem er in unruhiger Hast bald auf und niederrannte, bald an das Fenster trat, mit seinen scharfen Falkenaugen hinunterschaute nach der breiten Pappel-Allee, die in die Stadt führte, und sorgsam spähete, ob nicht dort der Wagen mit dem ersehnten Priester daher gerollt komme.

Ja, eine fatale Geschichte ist es, wiederholte er immer wieder. Muß er krank werden, gerade nachdem er bei mir gegessen hat. Und er ist mir noch dazu besonders empfohlen, mit meinem Kopf soll ich für ihn einstehen!

Und der Major fuhr sich mit beiden Händen an seinen Kopf, als fühle er ihn schon auf seinen Schultern wackeln.

Wenn dieser Hilbert stirbt, so bin ich ein verlorner Mann, sagte er ächzend, denn Jedermann wird dann glauben, ich habe ihm's angethan, und wer weiß, ob die Herren in Wien es mir danken würden. Wenn sie ihn hätten heimlich bei Seite schaffen und tödten wollen, so hätten sie ja nur nöthig gehabt, ihn in die untersten Kellergefängnisse zu verurtheilen. Nicht vier Wochen hätte er's da ausgehalten. Statt dessen geben sie ihm Numero Vier, das beste Gefängniß auf der Festung, befehlen ihn mit Anstand und Achtung zu behandeln, und ihn gut zu verpflegen. Und dieser Mensch begeht die Bosheit todtkrank zu werden, und zu behaupten, ich hätte ihn vergiftet. Herr Gott, ich werde noch rasend vor Zorn und Wuth, es dreht sich mir Alles im Kopf herum, ich —

Ein Geräusch, wie das ferne Rollen des Donners ließ den Major mitten in dem angefangenen Satz verstummen und zum Fenster hinstürzen.

Ein Wagen! rief er vergnügt, ja wahrhaftig, ein Wagen. Rappen! Meine Rappen! Aber sitzt Jemand drin? Ich kann's nicht

erkennen. Der Wagen ist in eine Wolke von Staub eingehüllt, aus der nur die Pferde herausschauen. Kommt der Diaconus?

Er stieß das Fenster auf und lehnte sich weit hinaus, mit unverwandten Blicken die Staubwolke anstarrend, die näher und näher daher kam. Jetzt bogen die Pferde in den Felsenweg ein, der schmal und steil zu der Festung emporführte; nun senkte die Wolke von Staub sich nieder, und der Wagen trat klar und deutlich aus derselben hervor.

Richtig, da sitzt ein Priester in meinem Wagen, sagte der Major, sich vergnügt die Hände reibend. Nun wird also Numero Vier sich wenigstens überzeugen können, daß ich es durchaus nicht scheue, ihm einen Beichtvater zu schicken, und wenn er stirbt, so werde ich an dem Priester einen unparteiischen Zeugen haben. Ah, da hält der Wagen unten am Thor! Mir wird ganz leicht und frei zu Muth, nun der Priester kommt.

Fünf Minuten später riß Thomas die Thür auf und meldete dem Herrn Major, daß der Herr Diaconus zu seinem großen Bedauern nicht selbst habe kommen können, da er schon seit vier Tagen bettlägerig sei; es sei aber zum guten Glück gerade ein alter Jugendfreund, der in Oberösterreich eine Pfarre habe, bei ihm zum Besuche anwesend, und der wolle jetzt die Güte haben, den Herrn Diaconus bis zu seiner Genesung in seinem Amte zu vertreten. Dieser Pfarrer, der zugleich ein geweiheter Priester sei, könne daher sehr wohl statt des Herrn Diaconus die Beichte des kranken Gefangenen anhören, und deshalb habe Thomas ihn mit heraufgebracht.

Da hast Du vollkommen recht gethan, sagte der Major. Laß den Herrn Priester hier eintreten, ich will ihn erst sprechen, ehe er nach Numero Vier hinauf geht.

Thomas öffnete die Thür, und der Priester trat ein. Es war ein alter Mann von ziemlich hoher Gestalt, dem aber das Alter den Rücken gebeugt und den Kopf gesenkt hatte. Der lange, schwarze Priesterrock umgab dicht anschließend seine hagere Figur und war bis zum Halse hinauf zugeknöpft. Seine beiden Hände hatte er auf einen starken, mit goldenem Knopf versehenen Rohrstock gestützt, sein Haupt bedeckte der große, an beiden Seiten aufgeschlagene Priesterhut und

beschattete sein bleiches, ernstes Gesicht, zu dessen beiden Seiten das weiße Haar in dünnen spärlichen Streifen niederfloß.

Mit langsamen feierlichen Schritten näherte sich der alte Priester, ohne indeß sein Haupt zu entblößen, dem Major, der ihn mit lebhaften Dankesworten willkommen hieß.

Danken Sie mir nicht, sagte er, sein Haupt schüttelnd, und die blauen großen Augen langsam zu dem Major aufschlagend, es ist meine Pflicht, den Kranken und Sterbenden beizustehen und ihnen den Segen der Kirche zu bringen, und ihre Beichte zu empfangen. Wo ist der Kranke, führen Sie mich zu ihm, damit seine Seele erlöst werde von ihrer Qual und sein Gewissen sich entlaste.

Aber wollen Ew. Hochwürden nicht erst ein Glas Wein zur Stärkung nehmen? Sich nicht erholen von der raschen Fahrt? fragte der Major.

Meine Seele ist gestärkt, und meinem Körper gebietet meine Seele, sagte der Priester ernst. Ich bin gekommen, um einen Sterbenden zu trösten, und wenn ich meine Pflicht gethan, so muß ich wieder eilig hinunter in die Stadt, wo vier Kranke mich erwarten, und meines Trostes bedürfen. Ich habe daher auch den Wagen meines Freundes, des Herrn Diaconus, hier herauf beschieden, er wird bald hier sein, und sobald ich die heilige Pflicht hier geübt, muß ich von dannen fahren. Ich beurlaube mich daher von dem Herrn Commandanten, denn meine Zeit ist gemessen, und ich werde nachher Sie nicht mehr aufsuchen können. Gott und die heilige Jungfrau nehme Sie in seinen gnädigen Schutz!

Er hob langsam die Rechte empor, und machte das Zeichen des Kreuzes, dann wandte er sich um und schritt der Thür zu.

Führt mich zu dem Gefangenen, gebot er Thomas, und in würdevoller Haltung durchschritt er langsam und feierlich das Vorzimmer.

Die Stimme kommt mir bekannt vor, murmelte der Major vor sich hin, und auch in seinem Blick war Etwas, das mich überraschte, als hätte ich diese blauen Augen erst kürzlich irgendwo gesehen! Wo kann denn das gewesen sein, wo habe ich diese Augen gesehen, und diese Stimme gehört?

Und der Major warf sich in einen seiner großen hohen Lehnstühle, und schloß die Augen, um durch nichts in der Außenwelt sich von seinem Nachdenken und Ueberlegen ableiten zu lassen.

Eine Zeit lang mochte er so gesessen haben, als das hastige Eintreten seines Kammerdieners ihn in seinem Nachdenken störte.

Nun, Thomas, fragte er aufschauend, ist der Priester zu Numero Vier hinaufgegangen?

Zu Befehl, Ew. Gnaden, ich habe ihm selbst den Weg gezeigt, und er ist drinn bei ihm.

Allein?

Ja, allein, Ew. Gnaden! Der Gefangenwärter wollte mit hinein aber der Herr Priester sagten, das heilige Beichtgeheimniß müsse unverletzt bleiben, und nur Gott dürfe hören, was der Kranke ihm zu sagen habe.

Ist der Wagen des Herrn Diaconus schon gekommen?

Ja, Herr Commandant, er hält drunten vor dem Festungswall. Aber es ist noch 'was Anderes gekommen.

Was denn?

Ein Courier aus Wien mit Depeschen für den Herrn Commandanten, die er selbst Ew. Gnaden übergeben soll.

So laß ihn eintreten, befahl der Commandant, dem Gefangenwärter Weber sag', er könne den Priester nachher zur kleinen Seitenpforte hinauslassen, der Weg sei da weniger steil für den alten Mann. — —

Der Priester war, wie Thomas seinem Herrn berichtet, zu dem Gefangenen Numero Vier eingetreten, und Weber hatte hinter ihm die Thür verschlossen, nachdem er dem Kranken mit lauter Stimme zugerufen, daß der Priester da sei, um seine Beichte anzuhören.

Aber der Gefangene schien die Worte gar nicht gehört zu haben. Er lag unbeweglich auf seinem Lager da, und wandte nicht einmal das Haupt nach dem Eintretenden um.

Aber als das geräuschvolle Schließen der Thür ihn überzeugt hatte, daß er allein sei mit dem Priester, richtete er sich langsam empor, und wandte sich um.

Sind wir allein? fragte er leise.

Ja, ganz allein, tönte die Antwort.

Nun sprang er empor, und eilte zu dem Priester hin, um in gewaltiger Bewegung vor ihm auf die Kniee niederzustürzen, und seine Hand an seine Lippen, an seine glühende Stirn zu drücken.

Mein Gott, was thun Sie! flüsterte der Priester. Stehen Sie auf, Hormayr, stehen Sie auf.

Nein, Hoheit, lassen Sie mich hier, lassen Sie mich auf meinen Knieen Ihnen danken, für Ihre Liebe, Ihre Güte für das große Opfer, das Sie mir bringen. Oh, mein Gott, meine Seele schwindelt vor Glück und Wonne, vor Schmerz und Entsetzen, wenn ich daran denke, daß Ew. Hoheit hier sind, hier bei mir in meinem Gefängniß, daß Sie dem Verlassenen, Eingekerkerten den Trost Ihrer Freundschaft bringen, nicht achtend der Gefahren, welche Sie selber bedrohen.

Still, still, sagte Johann leise und dringend. Stehen Sie auf, Hormayr, lassen Sie mich Sie umarmen. Ach, ich bedarf es, den warmen Herzensschlag eines Freundes an meiner Brust zu fühlen, um nicht zu verzweifeln am Leben, an der Welt und den Menschen. Freund, ich öffne Ihnen meine Arme. Wollen Sie mich warten lassen.

Hormayr sprang empor, und warf sich mit zärtlichem Ungestüm in Johanns Arme, und hielt ihn fest umschlungen, bis Johann ihn sanft zurückdrängte.

Freund, sagte er leise und hastig, wir haben jetzt nicht Zeit, unsern Gefühlen nachzuhängen. Wir müssen handeln! Hören Sie, was ich Ihnen zu sagen habe. Es ist Alles vorbereitet zu Ihrer Flucht, in dieser Stunde noch werden Sie frei. Still! sprechen Sie ganz leise, damit kein lauschendes Ohr uns versteht. Sie werden frei, und Sie werden gleich begreifen, auf welche Art.

Und mit raschen Händen zog der Erzherzog das Priestergewand aus, und nahm die kunstvoll gearbeitete Perrücke mit dem weißen Haar ab.

Nun thun Sie ein gleiches, sagte er leise. Geben Sie mir Ihre Kleider, nehmen Sie die meinen. Wir sind, Gott sei Dank, von Einer Größe und Figur. Hier habe ich Ihnen eine Schachtel mit Puder und Tusche mitgebracht. Rasch, bestreuen Sie ein wenig Ihre

Stirn und Ihre Wangen mit Puder, wie ich es gethan, malen Sie sich einige Falten, dann die Perrücke auf, den Hut tief in das Gesicht gedrückt, eine gebeugte Haltung angenommen, und Niemand wird Sie erkennen, Niemand wird einen Betrug ahnen. Sie werden glücklich die Festung passiren. Sie werden frei werden!

Und Ew. Hoheit? Was wird aus Ew. Hoheit?

Sobald Sie aus der Festung hinaus sind, fuhr der Erzherzog fort, ohne die Frage Hormayr's zu beachten, finden Sie unten den Wagen des Diaconus Leberecht. Ihn habe ich in das Geheimniß gezogen, und er hat mich unterstützt mit Rath und That. Der Wagen des Diaconus fährt Sie bis nahe nach Munkats. Dort lassen Sie halten, sagen dem Kutscher, Sie wollten noch einen Spaziergang machen und zu Fuß heimkehren. Sobald der Wagen fort ist, wenden Sie sich auf den Fußpfad links, gehen eiligst bis in das Gehölz dicht dabei. Dort werden Sie einen Diener finden, der ein Pferd hält und Ihnen ein Paket überreicht. In diesem Paket befindet sich der Anzug eines österreichischen Offiziers. Das Gehölz ist einsam und menschenleer. Sie werfen Ihre Priesterkleidung ab und ziehen die Uniform an, dann besteigen Sie das Pferd und jagen von dannen.

Und Ew. Hoheit? Was wird aus Ew. Hoheit? fragte Hormayr zum zweiten Mal.

Johann, ohne ihn zu beachten, fuhr fort: Einmal zu Pferde, einmal frei, steht es ganz in Ihrem Belieben, entweder nach Illyrien zu gehen, wo Graf Nugent Sie erwartet, oder, und ich rathe Ihnen dazu, nach Schlesien zu eilen, und in dem russischen Heer Dienste zu nehmen, wie es Graf Walmoden gethan hat, wie ich es thun würde, wenn ich nicht das Unglück hätte, kaiserlicher Erzherzog zu sein. Hier, nehmen Sie diese Papiere. Das Eine ist ein Paß, der Sie sicher nach Schlesien bringt, das Andere ist ein Couvert, in welchem sich zwei Briefe befinden, einer an den Kaiser von Rußland, der andere an den General von Witgenstein, ich habe Sie Beiden auf das Wärmste empfohlen, und ich bin gewiß, daß man Sie um Ihret- und meinetwillen gut aufnehmen wird.

Und Ew. Hoheit? Was wird aus Ew. Hoheit? fragte Hormayr zum dritten Mal.

Was aus mir wird? Ich werde einige Stunden ruhig hier oben verbleiben, ich werde mich geberden, wie mir der Diener des Commandanten erzählt hat, daß Sie sich seit vorgestern geberdet haben. Ich werde schelten und fluchen, wimmern und klagen, und endlich nach einigen Stunden, wenn Sie weit genug entfernt sind, um nicht mehr eingeholt werden zu können, dann werde ich durchaus verlangen, den Herrn Commandanten zu sprechen, und zwar ihn allein zu sprechen. Er wird also zu mir kommen, ich werde mich ihm entdecken, ihm sagen, daß es für mich eine Ehrensache war, einen Freund zu erretten, der um meinetwillen Gefängniß und Strafe zu erleiden hatte, ihn beruhigen, indem ich ihm mein Ehrenwort gebe, daß ich sogleich mich selbst zum Kaiser begebe, um Sr. Majestät Alles zu bekennen, um ihm zu sagen, daß Major Czapka ganz unschuldig ist, daß ich und ich allein Ihre Flucht bewerkstelligt habe.

Und Ew. Hoheit glauben, daß ich ein solches Opfer annehmen werde? fragte Hormayr glühend. Sie glauben, daß ich so klein und erbärmlich sein könnte zu fliehen, während Ew. Hoheit hier zurückblieben, während Sie für mich den Zorn des Kaisers auf Sich laden wollen. Niemals wird das geschehen, niemals soll gesagt werden, daß Ew. Hoheit durch mich auch nur Eine Stunde des Leidens, der Zwistigkeiten mit Ihrem kaiserlichen Herrn Bruder gehabt hätten. Oh, Ew. Hoheit wissen es so gut wie ich: der Kaiser liebt seine Brüder nicht. Der Kaiser ist eifersüchtig, besonders auf den Erzherzog Johann, weil er der edelste, der geliebteste, der genialste seiner Brüder ist. Er wird daher unerbittlich sein in seinem Zorn, er wird strafen ohne Ansehen der Person, und während ich frei wäre, würden Ew. Hoheit um mich die Qual der Gefangenschaft, das Elend und den Jammer stürmischer Familienzwiste zu erdulden haben. Oh, schütteln Sie nicht Ihr Haupt, sagen Sie nicht, daß der Kaiser das nicht thun wird. Schauen Sie Sich um in diesem Gefängniß, sehen Sie diese Kienrußzeichnung hier an den Wänden, lesen Sie diese Poesieen der Verzweiflung, des Ingrimms, des wüthenden Schmerzes, die unter den Bildern stehen, — wissen Sie, Hoheit, wer diese Zeichnungen, welche alle Qualen der Gefangenschaft versinnbildlichen, wer diese Verse voll Jammer gemacht hat? Das hat Riedel gethan, der Erzieher des

Kaisers Franz, der treueste Diener seiner Kindheit, der ihn behütet, gehegt und gepflegt hat, wie seinen eigenen Sohn. Mit Jahre langem Kerker hat der Kaiser seinem Erzieher gelohnt, weil Riedel bei dem Regierungsantritt des Kaisers Franz ihn, seinen früheren Zögling, beschworen, die Reformen des Kaisers Joseph des Zweiten wieder aufzunehmen, zu regieren nicht in dem Sinne seines Vaters, des Kaisers Leopold, sondern in dem Geist seines großen Oheims. Und Sie meinen, daß der Kaiser, der seinen Lehrer, den er einst geliebt hat, so hart gestraft, daß der seines Bruders, den er niemals geliebt hat, schonen würde? Nein, nein, Hoheit, und wenn ich ewig hier bleiben sollte, so werde ich es lieber thun, als Ew. Hoheit zu gefährden.

Hormayr, flüsterte Johann tiefbewegt. Die Zeit drängt, wir müssen eilen, ich kann mich nicht in weitläuftige Erörterungen einlassen. Hören Sie nur dies. Ich habe, seit wir uns nicht sahen, gelitten, was nur eines Menschen Brust zu leiden vermag. Schauen Sie mich an, und Sie werden die furchtbare Geschichte der letzten Monate auf meinem Antlitz lesen. Ich bin betrogen, verrathen, geschmäht und beschimpft worden, und ich habe mich nicht rächen, oh, ich habe mir nicht einmal Gerechtigkeit verschaffen können. Ich werde noch zu dieser Stunde öffentlich vor ganz Europa beschimpft, denn man hat mich und meine Brüder gewissermaßen aus der Armee ausgestoßen. Oesterreich hat jetzt endlich, vor acht Tagen, am vierzehnten August, Frankreich den Krieg erklärt, aber Fürst Schwarzenberg ist zum Generalissimus des österreichischen Heeres ernannt, und mich und meine Brüder verdammt man zu schmachvoller Unthätigkeit, verurtheilt uns daheim zu bleiben, nicht Theil zu nehmen an dem Kampf der Ehre und des Rechts. Ein strenger Befehl ist an mich ergangen, unter keinerlei Vorwand die Grenzen Oesterreichs zu überschreiten; ich bin Gefangener, wie Sie, denn ich darf nicht gehen, wohin ich will, ich darf die Grenzen Oesterreichs nicht überschreiten, und draußen, jenseits unserer Grenzen, da schlägt sich unsere Armee. Sehen Sie, das ist die Strafe des Kaisers, die er für mich ersonnen hat, weil ich Tyrol befreien wollte. Und er weiß, daß diese für mich härter ist, als jede andere, daß ich nage an dieser Qual Tag und Nacht, daß ich glücklich sein würde, wenn ich auch nur unter einem erborgten

Namen, nur als gemeiner Soldat diesen Feldzug mitmachen könnte. Er verdammt mich, in Oesterreich zu bleiben, und ich — ich gehorche, wissen Sie weshalb? Weil der Kaiser mir geschworen, daß er jede Opposition, die ich wage, für jeden Fehltritt den ich begehe, nicht mich, sondern meine Freunde bestrafen wird.

Entsetzlich, murmelte Hormayr.

Ja wohl, entsetzlich, sagte Johann. Niemand, der mir naht, ist sicher, nicht an demselben Tage verhaftet, eingekerkert, gestraft zu werden. Oh, Sie haben ja ein Beispiel an Sich selber. Hat man Sie angeklagt? Hat man Sie beschuldigt? Hat man Sie irgend einem Verhör unterworfen?

Nein, ich habe vergeblich gefordert, meine Anklage zu hören, vor meinen Richter gestellt zu werden. Man hat es mir bis heute verweigert.*)

Und man wird es Ihnen auch ferner verweigern, denn Sie werden nicht gestraft um Ihrer eigenen Schuld willen, sondern man straft in Ihnen mein Vergehen, meine Schuld. Man hält Sie hier fest als eine Geißel für mich, der Kaiser hat mir das selbst gesagt, und er hat gedroht, Ihre Gefangenschaft immer strenger zu machen, wenn ich fortfahre, ihm Grund zur Unzufriedenheit zu geben; er hat geschworen, an meinen Freunden, an Ihnen mich zu strafen. Und in den Augen des Kaisers bin ich sehr strafwürdig; denn er kennt alle unsere Pläne, alle meine Papiere sind in seinen Händen, er hat meine geheime Correspondenz gelesen, die Namen aller meiner Freunde aufgezeichnet, und sie Alle werden bestraft, verfolgt, eingekerkert werden. Schon hat die Hetzjagd in Tyrol begonnen, schon sind dort mehr als vierzig meiner treuesten Anhänger und Diener verhaftet worden.**) Und wissen Sie, wer das Alles gethan, wer uns Alle verrathen, alle unsere Pläne dem Grafen Metternich, dem Kaiser mitgetheilt hat? Wissen Sie, wer die Häscher zu Ihnen geführt hat? Hören Sie, und fassen Sie Ihr Herz zusammen, daß es ruhig weiter schlägt. Roschmann war der Verräther.

*) Hormayr Lebensbilder II. 442.

**) Hormayr Lebensbilder II. 445.

Oh, meine Ahnung, seufzte Hormayr erschauernd. Ich warnte Ew. Hoheit, ich mißtraute ihm.

Und ich glaubte ihm, ich liebte ihn, sagte Johann traurig. Und er betrog mich, er raubte mir Alles, nicht blos die Freundschaft, sondern auch die Liebe, er hat mein Herz gefoltert mit Schmerzen, für die es keinen Ausdruck giebt, die meine Kraft für immer gebrochen und da drinnen in meiner Brust Narben zurückgelassen haben, welche nimmer heilen können. Ja Roschmann hat mich betrogen, verrathen, Sie, mich, uns Alle verrathen, Roschmann hat jetzt dem Kaiser ein Verzeichniß aller Derjenigen überreicht, die mit uns im Bunde gewesen, die Theil gehabt an der Verschwörung in Tyrol. Und der Kaiser hat Roschmann jetzt als seinen Commissarius und General-Intendanten nach Tyrol gesandt, um den ausbrechenden Aufstand niederzuschlagen, alle Häupter desselben, alle meine Freunde zu verhaften!

Fluch und Schande komme über ihn, sagte Hormayr, die geballte Faust zum Himmel emporstreckend, möge sein Name gebrandmarkt, möge er von Gott gezeichnet werden zum abschreckenden Beispiel für die Menschen, zum —*)

Schweigen Sie, bat Johann. Ueberlassen wir die Strafe Gott und seinem Gewissen. Ich will keine Rache an ihm üben, ihm nicht fluchen, denn ein Engel hat für ihn meine Verzeihung angefleht, und ich habe sie zugesagt. Ein Engel, den er geopfert, wie er uns geopfert hat. Wissen Sie, wer der Engel war?

Camilla, flüsterte Hormayr. Ich ahnte es wohl, daß Ew Hoheit Sie liebten.

Ja, ich liebte sie, und sie starb aus Liebe zu mir, aus Gram um ihn, und um mich. Oh, beklagen Sie mich nicht, es giebt Schmerzen,

*) Dieser Wunsch Hormayrs ging in Erfüllung. Roschmann, von dem alle Welt wußte, welche Verrätherrolle er gespielt hatte, ward, trotzdem daß er sich fortgesetzt der Gnade des Kaisers erfreute und glänzend befördert ward, doch von aller Welt gemieden und geflohen, und als wolle Gott selber ihn zeichnen, verdorrte ihm die rechte Hand, die er einst zum falschen Zeugniß wider seine Freunde aufgehoben. Von der allgemeinen Verachtung getroffen, mußte er endlich seine Dienstentlassung nehmen, lebte im Stillen jüdischen Geldspeculationen, war darin unglücklich, fiel darob in partielle Geisteszerrüttung, in welcher er 1818 in Wien starb. Siehe: Lebensbilder II. 450.

die zu heilig sind, als daß auch nur die Hand eines Freundes sie berühren darf. Ich sage Ihnen dies Alles ja nur, um Sie zu beschwören, daß Sie entfliehen, daß Sie sich dem Zorn des Kaisers entziehen, daß Sie mich befreien sollen von dem marternden Bewußtsein, Sie für mich eingekerkert und gefangen zu wissen. Oh, Freund, wenn Sie mich wahrhaft lieben, so eilen Sie, legen Sie diese Verkleidung an, entfliehen Sie! Oh, ich beschwöre Sie, entfliehen Sie!

Nein, Hoheit, ich darf nicht, ich kann nicht. Es ist wider meine Ehre, ich kann Ew. Hoheit nicht um meinetwillen in Gefahr und Ungemach bringen.

Sie wollen mir also diesen letzten, diesen einzigen Trost nicht gönnen, wenigstens einen meiner Freunde, den liebsten, den besten, mir gerettet zu haben? Sie fühlen also nicht, daß ich leide? Oh, Freund, ich bin ein geschmäheter, zurückgestoßener, in allen seinen Gefühlen verrathener Mann; ich habe gekämpft gegen Metternich und sein Princip, und ich bin besiegt worden von ihm, er triumphirt, und ich trete beschämt bei Seite; ich habe Tyrol geschworen, es zu befreien, und Metternich läßt meine Freunde und Anhänger verhaften, läßt den Aufstand, den ich entzündet, niederschlagen. Gönnen Sie mir den Trost, ihm einen meiner Freunde entzogen zu haben. Retten Sie sich, fliehen Sie, wenn Sie mich lieben, — fliehen Sie, fliehen Sie nach Schlesien, sagen Sie dem Kaiser —

Plötzlich legte Hormayr seine Hand auf Johanns Arm, und blickte lauschend nach der Thür hin. Ich höre Schritte, flüsterte er. Ich höre die Stimme des Commandanten, das Marschiren von Soldaten. Es kommt näher und näher. Um Gotteswillen beschwöre ich Sie, legen Sie Ihre Verkleidung wieder an. Man kommt hierher.

Und mit fliegender Hast half er dem Erzherzog seinen Priesterrock wieder anzuziehen, schob er ihm die Perrücke wieder über den Kopf.

Kaum war's gethan, da klirrten draußen die Riegel, da ward die Thür geöffnet, und der Commandant, Major Czapka, erschien in derselben, gefolgt von acht Soldaten, die mit geschultertem Gewehr draußen auf dem Gange neben der geöffneten Thür sich aufstellten.

Ihre Beichte hat sehr lange gedauert, sagte er mit hartem, trocknem Ton. Ist sie jetzt beendet?

Ja, Herr Commandant, sie ist beendet, sagte Hormayr ruhig.

Und wie es scheint, hat Sie der ehrwürdige Priester von Ihrer Krankheit befreit, und Sie vom Tode der Vergiftung errettet?

Ja, dieser edle und würdige Mann hat mich errettet, sagte Hormayr, die Hand des Priesters ergreifend und sie an seine Lippen drückend. Ihm danke ich es, daß ich wieder muthig und freudig bereit bin, das Leben und die Gefangenschaft zu ertragen.

Das ist mir lieb für Sie, Herr Hilbert, sagte der Major trocken, denn ich glaube, Sie werden noch ziemlich lange Gefangener bleiben. Aber ich werde zum Glück nicht mehr die schwere Verpflichtung zu ertragen haben, Sie bewachen zu müssen. Es ist Befehl von Wien gekommen, Sie sogleich von hier weiter zu transportiren.

Wohin? rief der Erzherzog lebhaft, in diesem Moment ganz und gar seiner Verkleidung vergessend. Wohin führt man ihn?

Der Major wandte sich zu dem Priester hin, und ein einziger scharfer Blick seiner Augen traf sein Gesicht. Ich habe Befehl, das dem Gefangenen nicht zu sagen, sondern ihn darüber in Ungewißheit zu lassen, sagte er.*) Machen Sie sich bereit, Herr Hilbert. Sie aber, ehrwürdiger Herr, erlauben Sie mir, Sie selbst bis zum Thor der Festung zu bringen, wo der Wagen des Herrn Diaconus Sie erwartet.

Ich folge Ihnen, mein Herr Commandant, sagte der Priester ruhig. Leben Sie wohl, Hilbert, und möge der Segen Gottes mit Ihnen sein.

---

*) Man führte Hormayr von Munkats nach der Festung Brünn. Dort saß er bis im April 1814. Als die Kunde von Bonaparte's Absetzung nach Dijon zum Kaiser Franz kam, erzählt Hormayr selbst, schickte man augenblicklich einen Courier nach Brünn mit Hormayr's Freilassung, nach dreizehnmonatlicher gesetzwidriger Haft. Der damalige Gouverneur von Mähren, Graf Chorinsky eröffnete ihm: „seine Detention sei eine rein politische Maßregel gewesen, seiner Ehre und seinem Dienstverhältniß vollkommen unnachtheilig. Inzwischen sei die Sache weder zu einer generellen noch zu einer speciellen Untersuchung geeignet." — Er machte bestimmte Hoffnung zu weiterer Satisfaction, wenn Hormayr tiefes Stillschweigen über die Sache beobachtete. Ohne besondere Erlaubniß sollte er nicht nach Wien gehen. — Hormayr trat später in baierische Dienste, und starb als Gesandter Baierns in Bremen.

Leben Sie wohl, und nehmen Sie aus vollem Herzen meinen Dank für diese Stunde, sagte Hilbert, die Hand des Priesters an sein Herz drückend.

Kommen Sie, ehrwürdiger Vater, sagte Major Czapka, fast bittend.

Gehen Sie voran, ich folge Ihnen, rief der Priester, sich der Thür zuwendend.

Aber der Major trat ehrfurchtsvoll bei Seite. Der Vortritt gebührt Ihnen, dem — geweihten Priester, sagte er.

Dieser erwiderte nichts, sondern schritt ruhig den Corridor hinab, gefolgt von dem Commandanten.

Schweigend gingen sie den langen Corridor hinunter, bis zu dem Kreuzgang hin.

Jetzt muß ich Sie bitten, voran zu schreiten, sagte der Priester gebieterisch. Ich kenne den Weg nicht.

Der Commandant verneigte sich ehrfurchtsvoll und schritt gehorsam voran. Ueber Corridore und Treppen, durch weite Hallen und düstere Räume, und durch die innern Höfe führte er ihn dahin. Jetzt standen sie am Ausgangsthor.

Der Major führte ihn zur kleinen Seitenpforte und öffnete sie. Draußen stand der Wagen des Diaconus.

Der Major öffnete selbst den Schlag und war dem Priester behülflich beim Einsteigen, aber indem er das that, flüsterte er: Verzeihung, Hoheit. Zürnen Sie mir nicht. Ich mußte meine Pflicht erfüllen, so leid es meinem Herzen auch thut. Verzeihung, oh, Verzeihung!

Der Priester schien es nicht gehört zu haben. Fahrt zu, Kutscher, rief er, vorwärts.

Der Wagen rasselte dahin, traurig, bleich und erschöpft lehnte der Erzherzog sein Haupt in die Kissen zurück.

Und so fahr' ich denn wieder einsam und allein in die Welt hinaus, murmelte er seufzend. Meine Vergangenheit war voll Schmerz und Enttäuschung, wird meine Zukunft ihr gleichen? Werde ich immer nur ein Leidender, ein Duldender sein? Werden meine Feinde immer triumphiren und mich besiegen? Wird für mich niemals die

Stunde der Vergeltung, des Triumphes kommen? — Ja, sie wird kommen, rief er muthvoll und freudig, ja, auch ich werde einst meinen Tag des Triumphes und der Gerechtigkeit haben! Und an diesem Tage werde ich Metternich besiegen, wie er mich jetzt besiegt hat. Dies sei meine Hoffnung für die Zukunft, mein Glaube an die göttliche Gerechtigkeit. Und mit dieser Hoffnung und diesem Glauben will ich tapfer weiter kämpfen, und das Leben muthig ertragen!



Druck von Philipp Reclam jun. in Leipzig.

# Inhalt des dritten Bandes.

